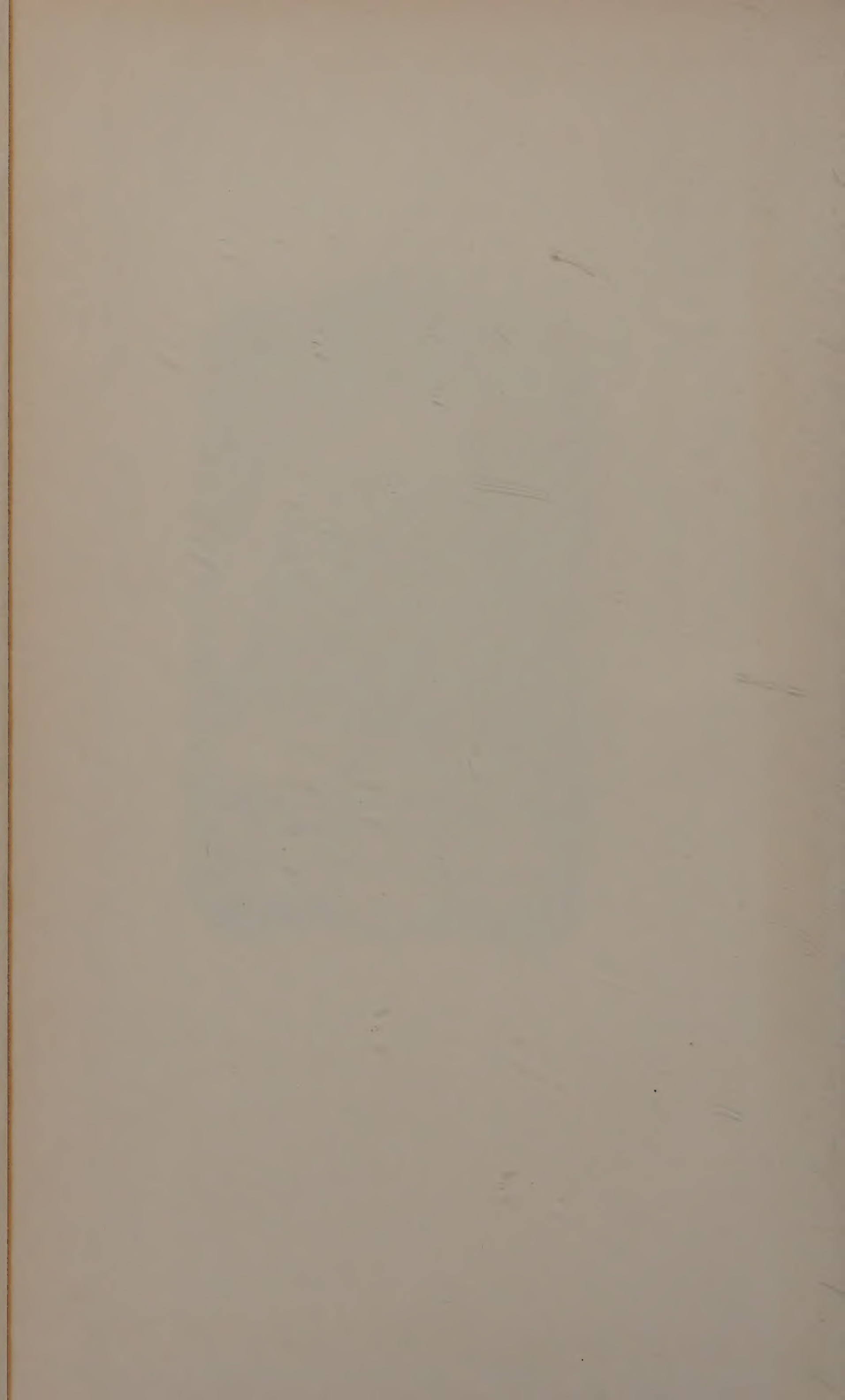
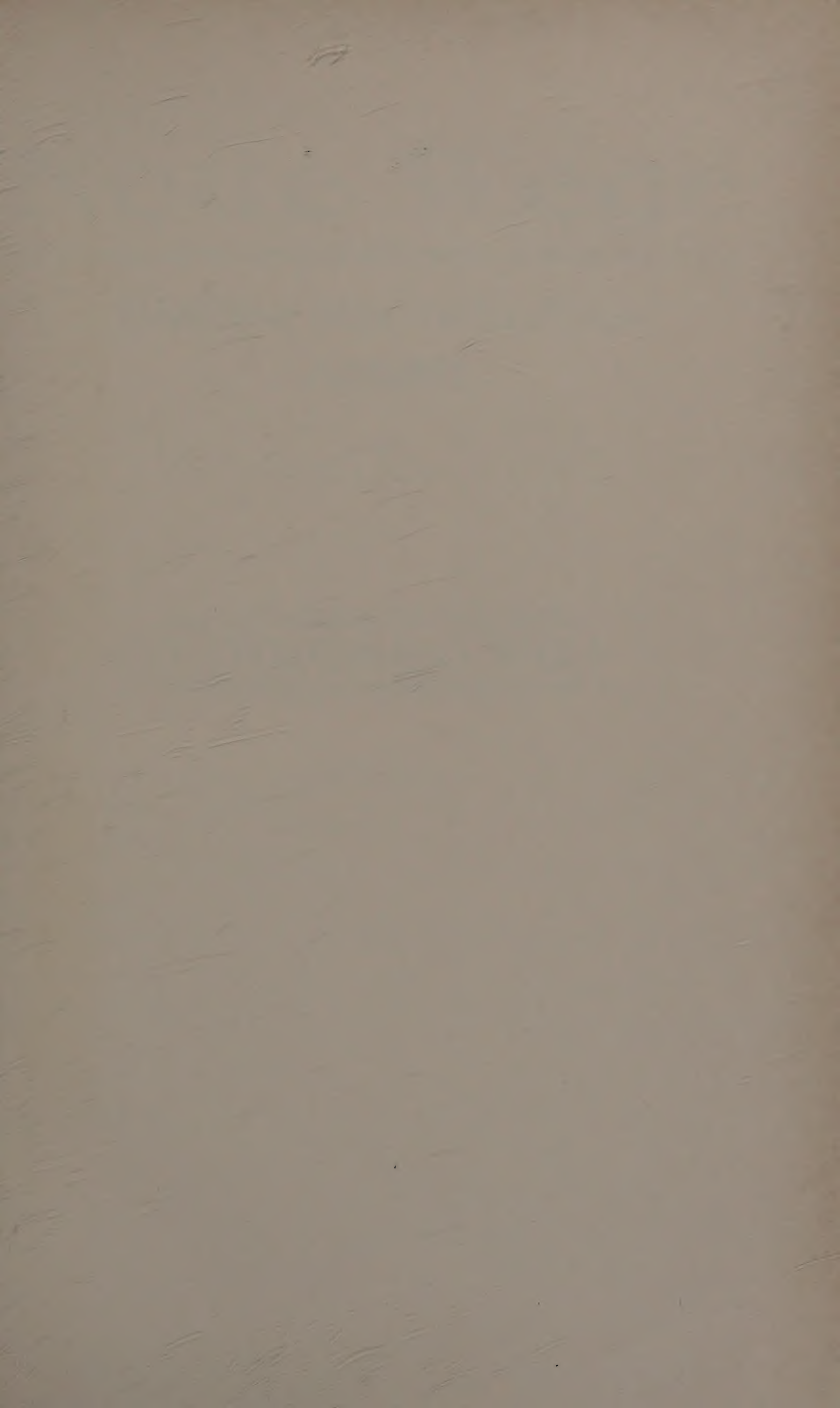
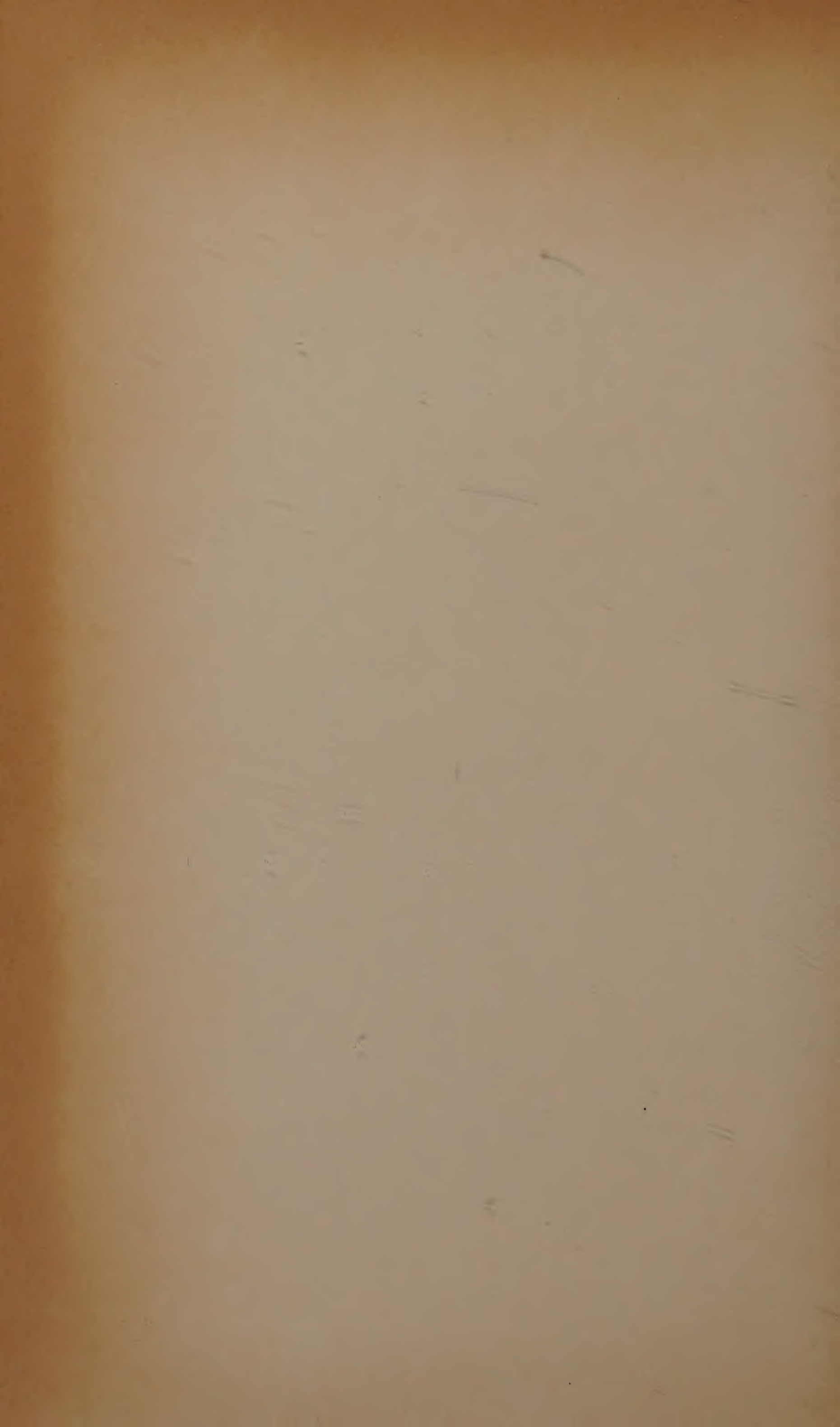



SIGILL. SCHOLÆ RELIGIONIS PACIFICÆ
CONDITA A.D. 186
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion







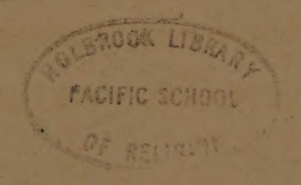


Neue Wege

Blätter für religiöse Arbeit

v. 17

JAHRGANG 1923



INHALTSVERZEICHNIS

I. Betrachtungen und Predigten.

Seite

L. Ragaz: Minderheiten . . . 49
P. Trautvetter: Tod und Auferstehung 97
D. Staudinger: Einer trage des andern Last 100
Nils Dael: Der Weg des Lebens 145
Martin Buber: Von der Liebe, Sünde, Schwermut 192
R. Lejeune: Aufgefahren gen Himmel 193
R. Lejeune: Ananias und Saphira 233
A. Bitzius: Vom neuen Pfingstgeist 293
J. Ch. Blumhardt: Auch das Gute kommt. Schlechte Zeiten, gute Zeiten 392, 583
Ernst Hubacher: Die Schmach Christi 297
R. Lejeune: Die Heilung des Besessenen 345
Pascal: Lebende Worte . . 391, 583
R. Lejeune: Eine Beftagspredigt 441
S. Kierkegaard: Die Entscheidung 497
J. Christoph Blumhardt: Zum Advent 537
Ch. Holzer: Zur Weihnacht . . 548
W. Rauschenbusch: Leb. Worte 584

II. Religiöse Probleme.

Seite

R. Lejeune: Christus und die heutige Lage 1
A. Vinet: Das Gewissen und die bürgerliche Ordnung . . . 104
U. W. Züricher: Antwort an Herrn Prof. Ragaz . . 150, 204
O. Ewald: Freidenkertum und Religion . . . 198, 353, 400, 450
L. Ragaz: Replik an Herrn U. W. Züricher oder Vom Glauben, Sein und Tun . . 240, 307
E. Wiesendanger: Dein Reich komme 359
R. Staenz: Kanzel und Politik . 379
U. W. Züricher: Zweiter Brief an Herrn Prof. Ragaz . . . 411
L. Ragaz: Was uns einigt, trennt und wieder einigt . . . 463, 498

III. Pädagogisches und Biographisches.

Seite

G. Ruegg: Das Mädchen in der Jugendpflege und Jugendbewegung 510, 554
Karl Wilker: Martin Buber . . 183

IV. Politisches und Soziales.

Seite

A. D. Müller: Geldentwertung und Volksmoral 10
L. Ragaz: Zur Weltlage: Deutschland und Frankreich, Reparationsfrage und Weltfriede . . 24
Carl Mennicke: Um die Schuldfrage 56
* * * Zur deutschen Not . 67
L. Ragaz: Zur Weltlage: 1. Die Schuldfrage. 2. Das französi-

Seite
sche Problem. 3. Die Kräfte des Guten 72
L. Ragaz: Zur Weltlage: Das Nordland und die Schweiz . 113
H. Pestalozzi: Der Hochgeborne und der Müdling 139
L. Ragaz: Zur Weltlage: Der Völkerbund 159
J. H. Holmes: Zur Weltlage: Gandhi 214
A. Bietenholz-Gerhard: Zum Gedanken der kommunistischen Siedelung 254
L. Ragaz: Zur Weltlage: Vom Schicksal der Demokratie . . 267
L. Ragaz: Zur Weltlage: Ueber die Welt hin 323
L. Ragaz: Zur Weltlage: Nochmals in der Welt herum . . 361
L. Ragaz: Dürfen wir an die Schweiz glauben? 393
L. Ragaz: Zur Weltlage: Der Kampf der zwei Welten . . 428
L. Ragaz: Zur Weltlage: Zwei Liquidationen 480
L. Ragaz: Zur Weltlage: Die deutschen Ereignisse und wir 519
L. Ragaz: Zur Weltlage: Eine Weihnachtsbilanz 561

V. Rundschau.

Seite
D. Staudinger: Zur Arbeit in der Genossenschaftsbewegung 36
L. Ragaz: Vom Völkerbund der Kirchen 38
* * * Christentum, Pazifismus und Amerika 39
L. Ragaz: Um den Zivildienst . 41
L. Ragaz: Ueber den Weltfriedenskongress im Haag . . . 42
L. Ragaz: Arbeiterschaft und Völkerbund 42
L. Ragaz: Ein Nachklang zum 3. Dezember 42
L. Ragaz: Die Abstimmung über das Stimm- und Wahlrecht der Frauen. Der inoffizielle Völkerbund und die Ruhraffäre. Die Zusammenkunft mit den Vertretern der Christlichen Internationale 87
D. Staudinger: Gruppe für genossenschaftliche Arbeit. Siedelungsgenossenschaft Freidorf 131
L. Ragaz: Offizielles Christentum oder: Welche Rede soll gelten? Neue Christengemeinschaft. Nochmals der Frauenkongress im Haag. Die Christlichen Stimmen 133
L. Ragaz: Studentischer Gedankenaustausch mit Amerika . 136
X. u. Ugo Wegelins: Von Finnland 175
L. Ragaz: Casoja. Abstimmungen 177
E. E.: Schweiz. Kirchenbund u. Zivildienst 180
L. Ragaz: Politisches. Aus unserer Arbeit. Die Konferenz in Nyborg. Zwei Streiterinnen 225, 229
K. Straub: Zur Revision der Alkoholgesetzgebung . . . . .
L. Ragaz: Schnapsabstimmung. Das neueste Wunder. Sondereggers Ende. Ein Jubiläum. Die Ruhrfrage. Die neue Internationale. Unrecht im Recht. Mitkämpfer. Martin Buber. Literarische Geburtshilfe . . 278, 284, 289
K. Brockhausen: Völkerbundslig. 281
Ferienkurse: Neuwerk, Fraueninteressen. Misdroy 288
L Ragaz: Vom Völkerbund. Aus der Krämernation. Vom Modegeist. Der Jugendtag in Brütten. Freigeld und theologische Fakultäten. Papsttum und Reparationsfrage. Für den Zivildienst 337
Reichenauer Konferenz . . . 343
E. H.: Der Fall Schulthess . . . 382
L. Ragaz: Was ist zu erwarten? Ein wichtiger Augenblick. Der Verrat an Armenien . . 384, 389
Der dritte internationale demokratische Kongress . . . 387
Ferienkurs in Flawil . 390, 435
Unsere Zürcher Winterarbeit 435

Seite

L. Ragaz: Ein Bettagsmandat, wie es sein soll 436
Ferienheim Misdroy. Winterarbeit in Bern 437
L. Ragaz: Der Ferienkurs in Flawil. Bedeutsame Entwicklungen. Du sollst nicht töten. Die „Menschheit" verboten . 490
L. Ragaz: Vom Zivildienst. Stines in der Schweiz. Die Zonenfrage 527, 531
S. A.-R.: Aus Holland 528
B.-G.: Christliche junge Männer 529
Deutsche Jugend. Zum Fall Schulthess 530, 532
L. Ragaz: Die englischen Wahlen. Wilson der Märtyrer . . 573
A. Flury: Zum Fall Schulthess

VI. Bücher.

Seite

Ein Buch über die Entwicklungslehre (**Dr. S. Tschulok**: Deszendenzlehre), L. Ragaz . 44
Ein Buch über die Seele (**Dr. Vera Strasser**: Psychologie der Zusammenhänge), L. Ragaz 137
Karl Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Hans Brändli 138
Karl Wilker 183
Ludwig Köhler: Religion und Menschheit. Ch. Schultz . . 231
Ein totgeschlagenes Buch — soll es tot bleiben? L. Ragaz . . 290
Eine Schrift über die Erneuerung der Bildung: (**Hans Amberg, Hans Kober, Jean Mattthieu, Hans Neumann.** Volksbildung, Sozialismus, Religion). L. Ragaz 438
Friedr. Zündel: „Jesus", „Apostelzeit". R. Lejeune . . . .
Chr. Blumhardt: Vom Reiche Gottes und Nachfolge Christi. R. Lejeune . . . .
Die proletarische Großstadtjugend u. die Religion (**Günther Dehn**: Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend) L. Ragaz 532
Christoph Blumhardt: Abendgebete. R. Lejeune 578

VII. Verschiedenes.

Seite

Kleine Notizen: 43, 295, 296, 344, 536
An die deutsche Arbeiterschaft (Botschaft des Internationalen Versöhnungsbundes) 45
Die Redaktion: Zum neuen Jahrgang 48
Deutsche und französische Stimmen. Amerikanische Stimmen. Russische Stimmen. Französische Stimmen 124
Stimmen aus England und Frankreich 173
* * * Wer ist am deutschen Elend schuld? 181
Stimmen. **Walter Mett**: Ein deutsches Wort zum Pazifismus . 224
Stimmen aus Frankreich . . . 277
Arbeit und Bildung 488
Pierre Hamp: Recht und Liebe 526
Briefkasten 535
Die Redaktion: An unsere Leser 580
An die deutschen Leser . . .

Christus und die heutige Lage[1])

Die heutige Lage fordert in besonderer Weise, dass wir uns über ihr Wesen und ihren Sinn Rechenschaft zu geben versuchen. Wir spüren es, dass sie auf bedeutungsvolle Entscheidungen hindrängt, und dass von der Art dieser Entscheidungen alles abhängt. Vor allem bewegt und beunruhigt uns der unverkennbare Endcharakter unserer Zeit: alles Geschehen unserer Tage — der Zusammenbruch, all die verzweifelte Not, die ganze menschliche Ratlosigkeit — erweckt in uns den Eindruck, dass wir an einem Ende stehen, dass die bestehende Welt ihrer Auflösung entgegengeht. Weil die sog. «ernsten Bibelforscher» eben diese Wahrheit vom Ende erfasst haben und mit einer gewissen Eindringlichkeit zu verkünden wissen, drum wohnt ihrer Bewegung bei aller Torheit und Willkürlichkeit, bei aller schriftgelehrten Spielerei und eschatalogischen Phantastik doch ein unbestreitbares Recht inne. Nicht etwa bloss dem marktschreierischen Lärm ihrer Propaganda und der selbstbewussten Keckheit ihrer biblischen Auslegungskünste ist ihr Einfluss auf grosse Teile unserer Bevölkerung zuzuschreiben, so sehr natürlich unser Geschlecht für solche Dinge empfänglich ist, sondern in erster Linie wohl diesem Wahrheitsgehalt ihrer Verkündigung. Denn diese das Wesen unserer Zeit erfassende Endverkündigung muss auf alle, die etwas gespürt haben vom Endcharakter der heutigen Lage, einen ungleich tieferen Eindruck machen als irgend eine erbauliche Kirchenbotschaft, die mit aller Erbaulichkeit doch nur auf eine Rechtfertigung und Verklärung der bestehenden Welt hinausläuft, oder als irgend eine sehr kluge und aufgeklärte Theologie, die mit ihrem christlich verbrämten Kulturevangelium sich wohnlich in unserer Welt einrichten möchte und optimistisch von weiterer kultureller Entwicklung träumt. In dieser Endzeit lässt sich der Mensch eben weder durch fromme Erbaulichkeiten noch durch verständige Flachheiten über den Ernst der Lage hinwegtäuschen, sondern er verlangt vor allem, die Wahrheit über sich und die Welt zu hören, und diese spürt er hinter der Botschaft dieser seltsamen Schriftgelehrten, die die Welt ins Licht des nahenden Endgerichtes stellen.

[1]) Im Folgenden seien einige Gedanken aus meinem einleitenden Referat am Zürcher Ferienkurs wiedergegeben.

Diesen Endcharakter unserer Zeit hat uns vor allem einmal der Weltkrieg enthüllt, der ja tatsächlich die furchtbarsten Bilder der Apokalypse unter uns Wirklichkeit werden liess und mit seinem Zerstörungswerk so vielem, das selbstsicher dahinlebte, bereits ein Ende bereitete, ja das Leben eines ganzen Erdteils in Frage stellte. Dabei hat aber dieser Krieg nicht etwa wie ein plötzliches Verhängnis unvermittelt in unser Leben und seine Entwicklungen hineingegriffen, vielmehr waren es gerade dieses Leben und diese Entwicklungen, die folgerichtig zu ihm hintrieben und in ihm ihre Auswirkung fanden. Indem wir auf unserem Wege vorwärts und immer vorwärts schritten, kamen wir an dieses Ende, — wie ja auch der verlorene Sohn vom ersten Schritte an auf seinem Wege dem kommenden Elend entgegen ging. Gerade in der mächtigsten Steigerung, in der Entfaltung bis zu den letzten Konsequenzen erlebte unser Wesen den Zusammenbruch, weshalb ja auch der Weltkrieg erst von Unzähligen mit Jubel begrüsst, gefeiert und heilig gesprochen werden konnte und noch jetzt von vielen nicht als Endgericht über diese unsere Entwicklung verstanden worden ist.

Aber auch im wirtschaftlichen Leben spüren wir den Endcharakter der heutigen Lage. Vielen, die im Weltkrieg noch nichts von einem Ende sehen wollten, hat die wirtschaftliche Weltkrise den Gedanken an dasselbe bis zu Greifbarkeit nahe gerückt. Aber auch die Weltkrise ist mit allen ihren sozialen und politischen Begleiterscheinungen aus unserem Leben hervorgewachsen und bedeutet das natürliche Ende des von uns eingeschlagenen Weges. Der Endcharakter haftet dem Wirtschaftsleben aber nicht etwa bloss dort an, wo es gelähmt am Boden liegt, fast noch deutlicher spüren wir ihn vielmehr dort, wo sich der Profitgeist, diese treibende Kraft im modernen Wirtschaftsleben, rastlos, hemmungslos und erfolgreich entfalten kann: nicht nur die Arbeitslosigkeit, die wie eine tötliche Erstarrung über unsern grossen und kleinen Industriezentren liegt, weist auf das Ende hin, sondern das muntere Schiebertum, die wilde Spekulationswut, die schamlose Ausnützung der fremden Not zum eigenen Gewinn, die Sucht nach arbeitslosen Gewinnen, die immer weitere Kreise erfassen, enthüllen uns diesen Sinn der heutigen Lage noch viel deutlicher. Auch hier folgte also das Ende gerade der grössten Entfaltung oder wurde gerade durch dieselbe offenbar.

Dass überhaupt unsere ganze Kultur dem Ende entgegeneilt, drängt sich unserem Geschlecht immer mehr auf.. Gerade weil Spengler mit seinem «Untergang des Abendlandes» einfach das als feste Gewissheit ausgesprochen hat, was Unzählige als Ahnung in sich tragen, greifen die Menschen so begierig nach seinem Buche. Denn so trostlos seine Botschaft ist, — sie scheint doch die Wahrheit über uns zu sagen und um diese ist es dem am meisten zu tun, der von der Unruhe und Unsicherheit unserer Zeit erfasst wurde. Und tatsächlich weist unsere Kultur allenthalben Züge des nahenden Endes auf: Die Presse schwingt sich immer mehr zur Beherrscherin des geistigen Lebens auf und bringt dasselbe in seinem erschrekkenden Tiefstand tagtäglich zum Ausdruck. Der Genuss ist in allen Schichten der Bevölkerung zum eigentlichen Lebenszweck geworden, und alles Verlangen und Begehren der Menschen geht immer mehr darauf aus,, in stets neuen, noch raffinierteren Genüssen eine Befriedigung dieser verzehrenden Sucht zu finden. Wie am Ende der antiken Welt schwemmt der überbordende Strom der Sinnlichkeit alle Sitte und Sittlichkeit hinweg, läst das Laster bald zum bezeichnendsten Merkmal unserer Kultur werden und unterhöhlt mit seinen Krankheiten auch die körperliche Gesundheit der Völker. Auch die Wissenschaft, die doch zur eigentlichen Trägerin der modernen Kultur berufen schien, steht am Ende und wird in ihrer Selbstgewissheit immer mehr erschüttert. Die Technik mag Triumphe über Triumphe feiern, — alle ihre Errungenschaften werden von dem Geist, der unsere Welt beherrscht, doch nur wieder in den Dienst der Zerstörung gestellt und immer mehr erwacht das Bewusstsein, dass keine Technik unserem Leben wahre Befriedigung bringen kann. Die Religion, deren Wesen und Zweck in unserem Zeitalter immer mehr die Weihe der bestehenden Welt geworden ist, ist gerade dadurch in den Untergang dieser Welt hineingerissen worden.[1]) Dass aber

[1]) Wenn die «ernsten Bibelforscher» ihr Verdammungsurteil namentlich auch gegen die Kirche und das offizielle Christentum richten und ihnen den Untergang ankündigen, weil diese den «unheiligen Bund mit Satans irdischen Vertretern, nämlich den finanziellen Machthabern und den führenden Politikern der Erde» schlossen, so dürfen wir uns durch die abstossende Selbstgerechtigkeit und den pharisäischen Richtgeist dieser Leute doch nicht über die ernste Wahrheit dieses Vorwurfes und der damit begründeten Prophezeiung hinwegtäuschen lassen.

auch der Sozialismus, der doch rettend in die ganze verhängnisvolle Entwicklung hineingreifen wollte, auch seinerseits diesen Endcharakter aufweist, vervollständigt dieses Bild. Auch er erwies sich in seiner offiziellen Vertretung als ein Stück der a l t e n Welt, deren Ende wir jetzt erleben, und drum musste er auch in der entscheidenden Stunde versagen und zwar am meisten bezeichnenderweise gerade dort, wo er zur Herrschaft und Macht gekommen war.

Das ist das Wesen der heutigen Lage. Es rechtfertigt den Pessimismus durchaus, der immer weitere Kreise erfasst und in der Spenglerschen Geschichtsphilosophie einen bezeichnenden Ausdruck gefunden hat. An diesem Endcharakter vermag auch die Tatsache nichts zu ändern, dass die alte Welt in unsern Tagen vielfach eine Neubelebung und Stärkung gefunden hat. Wenn trotz des furchtbaren Gerichtes, das im Weltkrieg über unsere «Realpolitik» mit ihrem Imperialismus und Militarismus ergangen ist, dieselbe heute noch die Welt zu leiten beansprucht und gerade jetzt aufs neue die Geschicke ganzer Völker bestimmt, so wird durch diese Verblendung der Endcharakter unserer Zeit nur unterstrichen, wie auch das neue Erstarken des Kapitalismus und die ganze damit zusammenhängende Reaktion den furchtbaren Ernst unserer Lage nur verschärfen. Ist es nicht bedeutsam, dass Jesus gerade durch die Bewunderung, die seine Jünger dem stattlichen Tempelbau entgegenbrachten, veranlasst wurde, dieser Verkörperung der alten Welt, wie überhaupt all den stolzen Weltgebilden das Ende anzukündigen? Wenn wir auch jetzt etwa angesichts der imponierenden Bauten, die der moderne Mensch in seinem Staat, seiner kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, seiner Wissenchaft und Technik, oder auch seiner offiziellen Religion errichtet hat, mit den Jüngern ausrufen möchte: «Meister, siehe, welche Steine und welch ein Bau ist das!» so lautet des Meisters Antwort heute noch: «Siehst du wohl allen diesen grossen Bau? Nicht ein Stein wird auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde!» Und wenn wir auf das geschäftige Treiben, die muntere Sorglosigkeit, den fieberhaften Taumel unseres Geschlechtes sehen, so mahnen uns seine Worte daran, dass auch diese Erscheinung mit zu den Zeichen des nahenden Endes gehört: «Und wie es geschah zu den Zeiten Noahs, so wird es auch geschehen in den Tagen des Menschensohnes: sie assen, sie tranken, sie freiten, sie liessen

sich freien bis auf den Tag, da Noah in die Arche ging und die Sintflut kam und brachte sie alle um.»

Und doch stehen wir nicht hoffnungslos in dieser Endzeit da. Denn für uns existiert eben nicht nur diese unsere trostlose Lage, wir glauben nicht nur an diese alte, unter das Endgericht gestellte Welt, sondern über dieser Welt steht für uns Christus da und seine Wahrheit gibt dieser Endzeit einen besonderen Sinn. Ja, Christus ist uns gerade in dieser Endzeit wieder besonders lebendig geworden, denn: liegt in diesem Weltende, das sich unter uns vorbereitet, nicht eine Erfüllung seiner Verheissung, eine Vollstreckung seines Urteils? Christus selber hat doch unserer Welt das Ende angekündigt; sein Erscheinen auf Erden bedeutete bereits den Anfang dieses Endes und all sein Wirken und Lehren zielte auf dieses Ende hin. Jenes Pauluswort: «Ist einer in Christus, so ist er eine neue Schöpfung, das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden» darf auch auf die Welt Anwendung finden: wo Christus offenbar wird, da wird der Endcharakter der Welt erkannt, wo Christus zur Herrschaft kommt, da sinkt das Alte in Vergangenheit. Drum kann es uns nicht beirren, dass die Welt uns heute ihren Endcharakter enthüllt und dass ihr Gericht deutlich wird, — denn sollte darin nicht gerade jene Wahrheit wirken, die durch Christus in die Welt gekommen ist? Ja, das eben bringt einen verheissungsvollen Sinn in die scheinbar so trostlose, verzweifelte Lage, dass wir darin ein Wirken der Wahrheit Christi erkennen dürfen. Weil Gott die Schöpfung auf sein Reich hin geschaffen hat, muss alles zusammenbrechen, was gegen dieses Reich auf Erden herrschen will. An ihrem Gegensatz zur Christus-Wahrheit, die Gott an den Anfang und das Ende der Welt gestellt hat, brechen die Reiche, die der Mensch ohne Gott errichtet hat, zusammen. Denn Christus ist der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der aber zum Eckstein geworden ist, — an ihm bewahrheitet es sich immer wieder, dass zerschellen wird, wer auf ihn fällt.

Um diesen Sinn des heutigen Zusammenbruchs zu verstehen, müssen wir freilich erst darüber klar geworden sein, dass unser bisheriges Leben, unsere ganze gefeierte Kulturentwicklung, auf die unser Geschlecht so kühne Hoffnungen setzte, den Versuch des Menschen darstellte, sich auf Erden ohne Christus einzurichten, und eine Welt

zu gestalten, die die Wahrheit des Reiches Gottes leugnet. Wir müssen erkennen, wie all unser «Fortschritt» eben ein Fort-Schreiten von Gott und seiner in Christus offenbar gewordenen Wahrheit bedeutete und nur das Ziel verfolgte, ein eigenes, von Gottes Willen losgelöstes Menschenreich zu errichten. Und wahrlich, jetzt, wo ein furchtbares Erwachen den ganzen Kulturtraum erbarmungslos zerstörte, jetzt können wir auch erkennen, wie dieser Weg uns notwendig zu diesem Ende und in all unsere Unseligkeit führen musste. Was wir erst für den Weg zu Glück, Freiheit und wahrem Menschentum hielten, das enthüllt sich uns nun als der Irrweg, der in lauter Unheil, Gebundenheit und Unmenschlichkeit enden musste. So stürmte ja auch der verlorene Sohn voller Selbstgewissheit und Freiheitsdurst aus dem Vaterhause fort, vergass in seinem Genussleben dasselbe völlig, bis er schliesslich bei den Säuen zur Erkenntnis kam, dass dieser selbstgewählte Weg mit jedem Schritt der Entfernung vom Vaterhause ein Irrweg war. Erst an diesem Ende seines Weges, als sich sein Eigenleben so weit entfaltet hatte, dass der Zusammenbruch offen zutage trat, tauchte in ihm wieder der Gedanke ans Vaterhaus auf; erst da erkannte er, dass er auch mitten im Freudentaumel ein elender Mensch war und musste sich sagen, dass der letzte Taglöhner bei seinem Vater es besser habe als er in seinem Leben der Freiheit und Selbstherrlichkeit. So ist ihm gerade im Zusammenbruch seines Eigenlebens dessen Sinn und Wesen deutlich geworden und das Ende der eigenen Herrlichkeit öffnete ihm die Augen für das, was ihm das verschmähte Vaterhaus sein konnte! So liegt im Scheitern der menschlichen Unternehmungen schon ein Hinweis auf Gott und sein Reich. Drum eben liegt auch in unserer verzweifelten Lage, wo das Ende der Menschenwelt allenthalben offenbar geworden ist, mehr Verheissung als in jener Zeit des Fortschritts, da man gar selbstbewusst, entwicklungsgläubig und kulturselig irgend einem menschlich-irdischen Himmel entgegenzuschreiten wähnte. Gerade aus unserer Endzeit heraus ertönt aufs neue der Ruf Christi: «Die Zeit ist erfüllet, das Reich Gottes ist herbeigekommen, — tut Busse und glaubet an das Evangelium.» Auf diesen Ruf aber heisst die wahre Antwort: «Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir und bin hinfort nicht mehr wert, dass ich dein Sohn heisse; mache mich zu einem deiner Taglöhnr.»

So kann uns die heutige Lage dadurch, dass sie uns den Endcharakter der Welt enthüllt, gerade zu der Wahrheit hinführen, die mit Christus in die Welt gekommen ist. Wir erkennen aufs neue, dass diese alte Welt mit ihren Ordnungen durch Christus gerichtet ist und mit dieser Erkenntnis vollzieht sich dieses Gericht auch in unserem Gewissen. Diese erwachende Erkenntnis, die ein Lebendigwerden Christi in den Menschen bedeutet, ist noch wichtiger und entscheidender als die äussere Vollstreckung dieses Urteils, denn was vor dem Gewissen des Menschen nicht mehr bestehen kann, das ist in seiner Herrschaft aufs tiefste erschüttert und wird früher oder später fallen. Christus löst uns jetzt los von den Mächten dieser Welt und enthüllt uns diese, die wir ja lange Zeit für Teile der göttlichen Weltordnung hielten, als Feinde seines Reiches. Mögen da immerhin die Reiche dieser Welt sich noch gar stolz gebärden: gleich jenen ersten Christen, denen Christus die Augen geöffnet hatte für den Endcharakter der — zumal im Römerreich verkörperten — alten Welt, halten wir diesen Reichen die uns neu geschenkte Gewissheit entgegen: «Das Reich dieser Welt ist unserem Herrn geworden und seinem Christus, und er wird herrschen in alle Ewigkeit.»

In dieser neuen Stellung zur Welt und ihren Mächten, bei der auch unser Glaube und Gewissen ihr das Ende ankündigen muss, das sich jetzt immer deutlicher an ihr vollzieht, macht sich bereits jene Welt Christi geltend, die in unsere Welt vordringen will. Das Reich Gottes, das den Menschen in all den letzten Zeiten, da sie nur ihre Welt sahen und nur an diese glaubten, fremd und unwirklich geworden war, tritt wieder als eine Realität vor uns hin. Nur darum können wir unserer Welt mit einem Nein entgegentreten und in ihrem Zusammenbruch voll Hoffnung vorwärts schauen, weil uns das Reich Gottes aufs neue lebendig und real geworden ist und für uns drum dort, wo unsere Welt aufhört, nicht einfach das Chaos beginnt, sondern vielmehr Raum geschaffen wird für neue Entfaltungen dieses Reiches. Die bestehende Ordnung in Staat und Gesellschaft können wir nur deshalb bekämpfen und verneinen, weil das neue Reich der Liebe und des Friedens, der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit, das uns in Christus gegeben ist, uns zur wahren, einzigen, gottgewollten Ordnung geworden ist. Wir spüren es ja auch in unsern Tagen, wie

diese neue Welt im Zusammenbruch der alten erst recht lebendig geworden ist und immer mehr Fuss zu fassen sucht unter uns. Mitten im nationalistischen Taumel unserer Zeit, da dem Cäsar willig und begeistert jedes Opfer dargebracht wird, treten immer mehr Menschen auf, die diesem irdischen Machthaber den Dienst verweigern und nur zu der Fahne Christi schwören; an die Stelle des Militär- und Kriegsdienstes will ein «Zivildienst», ein friedlicher Dienst an der Volksgemeinschaft treten und an die Stelle der alten Kriegsorganisationen ein «Völkerbund» — wobei wir freilich mehr auf den S i n n dieser Vertretung der neuen Welt schauen als auf ihre jetzige Erscheinungsform. Mitten in unserer vom Mammon beherrschten Welt wird in der Genossenschaft eine Form wirtschaftlichen und sozialen Lebens erstrebt, in der der Brudergedanke einen Ausdruck findet, und suchen Siedelungen der neu erschlossenen Wahrheit eine Stätte unter den Menschen zu bereiten. Ein neuer Glaube an eine höhere Welt und ihre Kräfte erwacht, und wenn in unserer Zeit die kirchlichen Formen des Christentums tief erschüttert sind, so ist es wiederum gerade die Wahrheit des Gottesreiches, der die menschliche Religion weichen muss. Gewiss, das meiste von dem, was in dieser wirren Endzeit als Vorbote jener andern Welt auftritt, wird einst vor der strahlenden Klarheit des Kommenden verblassen, — aber es sind doch bedeutsame Anzeichen dafür, dass der Mensch aus seiner selbstgewählten Fremde umkehren und das Vaterhaus wieder aufsuchen möchte, und alles das hilft jetzt mit, auf den hinzuweisen und vorzubereiten, der der Wahrheit, die aus unserer Endzeit emporringt, zu siegreichem Durchbruch verhelfen wird.

Alles, der Zusammenbruch des Alten wie die ersten Regungen des Neuen, drängt auf das eine hin, das allein unsere Rettung sein kann: dass Er, der die Antwort auf all unser Fragen und Suchen, die Hilfe für unsere Armut, die Kraft für unsere Ohnmacht ist, — dass Er aufs neue unter uns lebendig werde und seine Auferstehungskraft in unserem ganzen Leben offenbare. Die Enthüllung aller menschlichen Selbstherrlichkeit in ihrer Armseligkeit, aller menschlichen Weisheit in ihrer Torheit, aller menschlichen Kraft in ihrer Ohnmacht wird zum eindringlichen Hinweis auf die absolute Dringlichkeit und einzige Notwendigkeit jener a n d e r e n Weisheit und Kraft, die in Christus auf Erden erschienen ist. Unsere Zeit mahnt nicht etwa

bloss: verbessert eure Wege, verlasset eure Bahnen und probiert es mit irgendwelchen anderen. Nein, der Christus, der hinter unserem Zusammenbruch steht und uns in diese Endzeit stellte, ruft: Das Gottesreich ist nahe herbeigekommen und in seinem Durchbruch kann allein die Erfüllung der Zeiten liegen. Tut Busse und glaubet an das Evangelium, — kehret um aus eurer Eigenwelt und wendet euch dem Vaterhause zu, das euch noch immer offen steht! Christus muss für uns wieder das werden, was er in den Zeiten wirklicher Weltüberwindung gewesen ist: der Weg, die Wahrheit und das Leben. Solange wir nicht diesen Weg gehen, nicht auf den Boden dieser Wahrheit kommen und nicht im Lichte dieses Lebens stehen, — solange nicht das in uns lebendig geworden ist, was Jesus ist und was ihn zum Herrn und Christus machte, gibt es keine Ueberwindung unserer Welt und all ihrer Not, denn ausserhalb des Lebens Gottes, ausserhalb der Welt des Vaters kann nur Elend, Not und Unseligkeit herrschen. Wie für den verlorenen Sohn gibts auch für uns nur einen Weg der Rettung: ob wir noch munter unsere eigenen Wege gehen, ob wir mitten drin stecken im armseligen Glanz unserer Selbstherrlichkeit, oder ob wir bereits das Elend dieser Herrlichkeit zu spüren bekamen und verzweifelt am Ende dieses Weges stehen — es muss zu der Erkenntnis und dem Entschlusse kommen: «Ich will umkehren und zu meinem Vater gehen!»

So fordert die heutige Lage von uns einen Auszug aus unserer Welt, ihrem Glanz und ihrem Elend. Wir müssen es erkennen und erleben, dass nicht unsere Welt, sondern die Welt des himmlischen Vaters unsere Heimat ist. Jenes selbstherrliche Denken, das nur unsere eigene Welt mit ihren Gegebenheiten und Kräften gelten lässt, jenen Eigenwillen, der auf ein von Gottes Willen losgelöstes Menschenreich ausgeht, müssen wir preisgeben und gerade das wieder aufsuchen, was wir einst verächtlich verliessen. Jene Christus-Wahrheit, mit der wir allein jene neue kommende Welt erfassen können, müssen wir uns neu schenken lassen. Der Wille des Vaters muss uns wieder zum entscheidenden Worte werden und Christus zu dem Herrn, der uns in unsere Arbeit hineinstellt. Seine Wahrheit muss unser Leben gestalten, nicht das, was unsere Welt von uns verlangt. Die Zeit ist gekommen, wo wir bei vielem, das in der Welt Geltung

hat, einfach nicht mehr mitmachen dürfen, sondern uns durch Christus befreien lassen müssen von den Fesseln der alten Welt. Der Wille, lieber in der Arbeit des Vaters der letzte Taglöhner zu sein, als in unserer Welt ein Leben der Ehre, Macht, des Reichtums und des Genusses zu führen, muss unser Leben bestimmen. «Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!» — das muss die grosse Lebensparole werden. Dann kann Christus wieder lebendig werden unter uns und uns aus unserem ganzen Todeswesen herausführen zu wahrem Leben, — dann kann er unter uns hervortreten mit seinem Reich, seiner Kraft und seiner Herrlichkeit.

R. Lejeune

Geldentwertung und Volksmoral[1]

(Aus Deutschland.)

Dass die mitteleuropäische Geldentwertung der Nachkriegszeit nicht nur ein finanztechnisches, sondern auch ein psychologisches und moralisches Problem ist, kann dem Zeitungsleser schon jeder nicht ganz stumpfsinnig geschriebene Börsenbericht klarmachen: auch die gewissenhafteste Sachlichkeit — und gerade sie —, die alle objektiven Ursachen für die jeweiligen Schwankungen des Devisenmarktes zusammenträgt, kann rein psychologische Kategorien wie «Gefühl der Unsicherheit», «zunehmende Nervosität», «dauernde Beunruhigung» und «leichte Entspannung» und andere zur Kennzeichnung der Marktlage nicht entbehren, d. h. auch sie kann die Irrationalität der einfachen Tatsache, dass der Träger des Wirtschaftslebens der leben-

[1]) Wir bringen hiemit die in der letzten Nummer versprochene Beleuchtung gewisser deutscher Zustände aus der Feder eines Deutschen. Dass dieser ein Mann von der höchsten geistigen Unabhängigkeit, ein Freund und Gesinnungsgenosse Foersters ist, gibt seinen Aufführungen besonderen Wert. Ich verbürge mich für ihre vollkommene Sachlichkeit.

Wir werden dem deutschen Problem in diesem Jahrgang eine ausführliche Behandlung von allen Seiten her angedeihen lassen. Inzwischen möchten wir diesen Beitrag der höchsten Aufmerksamkeit empfehlen. Sein ganzer Wert wird jedem Leser offenbar werden. Aus solchen Dokumenten sollten auch politische Folgerungen gezogen werden. Wer diesen Aufsatz einflussreichen Personen der Entente oder Amerikas zustellen kann, erfüllt nur eine Pflicht gegen ein furchtbar leidendes Volk. L. R.

dige Mensch mit seiner grösseren oder geringeren seelischen Tragfähigkeit ist, nicht auflösen. Hier dürfte der Punkt gegeben sein, an dem der Einzelne den Bann der lähmenden Passivität durchbrechen kann, mit dem das Publikum im allgemeinen dem Valutawahnsinn gegenüber steht. Sicherlich kann die entscheidende Wendung des Elendes nur von Kreisen ausgehen, die die technisch-wirtschaftliche Seite der Frage von Grund aus beherrschen, so gewiss wilder Dilettantismus einer der Haupturheber des Unglücks ist. Auf der andern Seite aber ist der Fatalismus, mit dem das breite Publikum im In- und Ausland das Heil von oben erwartet, ohne selbst einen Finger zu rühren, doch eine der schwersten Hemmungen für ein entschiedenes Vorwärtskommen. Denn einmal ist die Fachintelligenz zweifellos in Gefahr, die menschlich-psychologische Seite der Angelegenheit nicht in ihrem ganzen sachlichen Gewicht in Rechnung zu ziehen — was aber helfen Programme, Devisenordnungen, Steuerforderungen etc., wenn dabei mit moralischen Kräften gerechnet ist, die der durchschnittliche Staatsbürger, wie er nun einmal ist, einfach nicht mehr aufbringen kann. Und dann handelt es sich hier eben doch nicht nur um ein theoretisches, sondern auch um ein dynamisches Problem; es ist ein solcher Augiasstall auszumisten — man denke nur an den Zusammenhang der Wirtschaftskrise mit den kompliziertesten und leidenschaftbeladensten politischen Streitfragen —, dass es einer aus den letzten Tiefen der Menschlichkeit selbst hervorbrechenden und durch keinen Fehlschlag irre zu machenden Energie bedarf, um wirklich vorwärts zu kommen — einer Energie, wie sie in einzelnen nur lebendig werden kann, wenn ein ganzes Geschlecht leidenschaftlich um sie ringt. In diesem Sinn ist die Frage des Valutaelendes auch nicht nur eine Frage für den Angehörigen jener Länder, die davon unmittelbar betroffen sind. In dem Masse, als hier der Mensch seinem innersten Wesen nach und nicht nur als abstraktes Wirtschaftssubjekt beteiligt und gefährdet ist, muss sich jeder einzelne, ob diesseits oder jenseits der Grenzen eines Landes, zur Mitarbeit aufgerufen und — als Mensch — dazu verpflichtet fühlen.

Will man die psychologisch-moralische Seite der Geldentwertung zunächst mit einem ganz allgemeinen Ausdruck charakterisieren, so kann man sagen: das unerhörte Schwanken und Stürzen der Valuta überlastet den Menschen mit einer Fülle rein materieller Erwägungen,

von der sich der Aussenstehende gar keinen Begriff machen kann. Vergegenwärtigen wir uns zum Beispiel die Lage eines mittleren kaufmännischen Angestellten oder Beamten, Lehrers oder Geistlichen. Er bezog vor dem Kriege ein Monatsgehalt von 250—300 Mark. Die einzigen wirtschaftlichen Ueberlegungen, die er anzustellen hatte, waren etwa folgende: er hatte seiner Frau das wöchentliche Wirtschaftsgeld von zirka 25 Mark zu übergeben, das Dienstmädchen, die Zeitung, die Miete und die unregelmässigen Sonderausgaben zu bezahlen. Im übrigen brauchte er sich geistig mit der Frage: «Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?» überhaupt nicht abzugeben. Das ist heute vollkommen anders. Er bezieht ein Monatsgehalt von 20—30,000 Mark. Wir wollen hier noch gar nicht davon reden, dass er mindestens das Zehnfache haben müsste, um — ohne Ersparnisse — so leben zu können wie früher. Zunächst ist es schon ganz unmöglich, den voraussichtlichen Bedarf auch nur einer Woche zu übersehen. Er wird jetzt in ganz unregelmässigen Abständen, ungefähr aller zwei Tage, um Wirtschaftsgeld angegangen. Für Tageszeitungen und Zeitschriften, die er hält, hat er nicht nur den jeweiligen Abonnementspreis zu zahlen, sondern auch je nach dem Tempo der Geldentwertung eine oder zwei Nachzahlungen zu leisten. Besonders viel Ueberlegung verschlingt die Vorratswirtschaft. Sie ist unumgänglich, weil das ohnedies unzureichende Gehalt ja jedenfalls mit dem zu Anfang des Monats herrschenden Kursstand rechnet und vielleicht in 8 oder 14 Tagen nur noch einen Bruchteil seiner jetzigen Kaufkraft hat. Wieviel darf er für Nahrungsmittelvorräte ausgeben? Wird die angekündigte Gehaltsnachzahlung so rechtzeitig erfolgen, dass er es wagen darf, den unbedingt nötigen Anzug — 30,000 bis 40,000 Mark — zu bestellen? Wie hoch wird die Nachzahlung sein? Was wird der Anzug kosten, wenn er fertig ist? Das alles sind Beispiele von Ueberlegungen, wie sie sich schon dem Mann aufdrängen. Es ist wohl keine Uebertreibung, wenn man sagt, dass vollends die Frau der beispielsweise herangezogenen mittleren Volksschichten aus den wirtschaftlichen Ueberlegungen überhaupt nicht mehr herauskommt. Ein Beispiel: Sie hat gehört, dass es Palmin zu kaufen gibt. Sie geht mit 3000 Mark in die Stadt. Das Pfund kostet 750 Mark. Sie kauft vier Pfund. Darauf geht sie in ein anderes Lebensmittelgeschäft. Dort erfährt sie, dass es noch Pal-

min zu 640 Mark das Pfund gibt. Nun stürmt sie in das vorige Geschäft zurück, die teure Ware zurückzugeben, und dann in das zweite, die billige zu kaufen. Dieses hat aber unterdessen gemerkt, dass die Preise «anziehen» und gibt keine Ware mehr ab. Grössere Einkäufe, vollends Wäsche, Kleidungsstücke etc. kann die deutsche Hausfrau nur mehr nach vorsichtiger Feststellung der Preise in verschiedenen Geschäften machen. Der Unterschied kann Tausende betragen. Aber wieviel Zeit verliert sie dabei! Wieviel Nervenkraft muss sie auf Dinge verwenden, die — im besten Fall — den Leib, aber keinesfalls die Seele satt machen! Und dieses Beherrscht- und Aufgezehrtwerden von der Frage nach den äussersten Lebensbedürfnissen ist heute ganz allgemein. Man hört sechsjährige Kinder auf der Strasse sich über den Dollarstand unterhalten. Das Mitglied eines akademischen Mittagstisches beklagt sich mir gegenüber, darüber, dass nur noch «von Preisen» geredet wird, aber es sei verständlich, einer der Teilnehmer wolle heiraten und jage nach einer Ausstattung. Ein Vater ist unglücklich, dass seine Kinder bei Tische sich nach den Preisen der aufgetragenen Speisen erkundigen. Nun stelle man sich erst einmal vor, von welchen Fragen der Inhaber eines Geschäfts aufgezehrt wird, wieviel Zeit das immer wieder notwendig werdende Umzeichnen der Preise verschlingt, wieviel Nervenkapital in der Frage angelegt ist, ob die festgesetzten Preise ausreichen werden, das Lager wieder aufzufüllen, auf welche der nicht wieder erstehbaren Lagerbestände er am ehesten verzichten darf, ohne sein Geschäft zu ruinieren, usw. — und man wird das gerade in diesen Schichten überall laut werdende Bedürfnis nach Ruhe, nach Führung, nach Entlastung, das für ihre politische Haltung kennzeichnend ist, begreiflich finden.

Das seelisch noch besonders Belastende an diesem Ueberladensein mit finanziellen Ueberlegungen liegt nun darin, dass alle aufgewendete Mühe ihren Zweck nicht erreicht, nämlich: Ueberschaubarkeit, Berechenbarkeit und Ordnung in die wirtschaftlichen Angelegenheiten zu bringen. Man darf wohl sagen, dass das deutsche Volk in hohem Masse ordnungsliebend ist. So allein erklärt es sich zum Beispiel, dass die Leute, besonders auch die Kinder, im allgemeinen noch so ordentlich — was nicht dasselbe ist wie ausreichend — gekleidet sind. Schon vor dem Kriege gab es bei uns das gar nicht immer ehrenvolle Sprichwort: «Auf den Magen sieht niemand, aber auf den Kragen.»

Es ist aber nun wohl eine Tatsache, die man ohne Einschränkung aussprechen darf: heute gibt es niemand mehr, der denjenigen Grad von Ordnung in seinen Geldverhältnissen hätte, den er früher als selbstverständlich und als vom Begriff eines anständigen Menschen unablösbar ansah. Wer sein Geld früher bis auf den letzten Pfennig ausgab, galt einfach als liederlich. «Spare in der Zeit, so hast du in der Not.» Heute zwingen die Geldverhältnisse einfach, in den Tag hinein zu leben. Sie entziehen sich vollkommen jeder rationalen Regelung. Niemand kann wissen, was er während eines Monats für die notwendigsten Lebensmittel braucht. Man vergegenwärtige sich nur, dass ein Pfund Margarine in vier Wochen von 210 Mark auf 850 Mark, ein Laib Brot (auf Marken) von 39,50 Mark auf 87 Mark (das freie Brot kostet jetzt 418 Mark), ein Liter Milch von zirka 30 Mark auf 70 Mark gestiegen sind, dass die dadurch notwendigen Gehalts- und Lohnerhöhungen damit aber natürlich nicht Schritt halten können. Für die Beamten sind Regierungsverordnungen, vielleicht Parlamentsberatungen, für die Angestellten und Arbeiter Tarifverhandlungen nötig. Bis sie zum Abschluss gekommen sind, bleibt nicht anderes übrig, als phantasievoll darauflos zuleben, d. h. so lange zu kaufen, bis nichts mehr da ist, und dann bei Verwandten oder Freunden, die zufällig mehr haben, oder sonstwie ein Darlehen aufzunehmen. Mir sind vier Geschäfte bekannt, die bisher aus Grundsatz ihre Lagerbestände nicht nach dem Tages-, sondern nach dem Einkaufspreis berechnet und verkauft haben. Sie taten das aus ihren überkommenen Anschauungen von Geschäftssolidität heraus. Später wird man wohl einmal sagen, dass solche Standhaftigkeit der Rückkehr gesunder Grundsätze den Weg bereitet habe. Zunächst sind sie natürlich «die Dummen». Das eine dieser Geschäfte, ein Porzellanladen, steht jetzt fast leer, weil die Mittel zum Einkauf neuer Waren fehlen. Ein anderes, einer Schreinerwerkstatt, die ihrer soliden Preise wegen von einem grossen Kundenkreis getragen wird, musste jetzt zum Ankauf von Holz (ein Festmeter Tannenholz kostet jetzt 200,000 Mark) ein Darlehen aufnehmen, das nur zurückgezahlt werden kann, wenn mit den bisherigen Grundsätzen der Preisbildung gebrochen wird. Solche Vorgänge fallen volkswirtschaftlich natürlich gar nicht ins Gewicht. Die innere Gebrochenheit aber, in die das wirtschaftliche Chaos gerade auch den moralisch Anständigen hineinwirft, scheint uns ein

sehr beachtliches und sehr bedenkliches Symptom. — Die finanzielle Unordnung fällt natürlich am meisten auf im öffentlichen Kassenwesen. Ich bin wahrlich nicht geneigt, deutsche Sünden zu beschönigen, sondern immer der Meinung gewesen, dass ein neues Leben nur möglich ist, wo eine ganz entschiedene und unbarmherzige Abkehr von eigenen Fehlern stattgefunden hat. Die Art aber, wie über das öffentliche Kassenwesen Deutschlands geredet wird, ist mir immer reichlich pharisäisch vorgekommen. Ein Vergleich mit Ländern von stabiler Valuta ist hier gar nicht möglch. Ich schliesse das aus dem Zustand einiger öffentlicher Kassen, an deren Verwaltung ich beteiligt bin oder in die ich Einblick habe. Als der grosse Valutasturz noch in seinem ersten Stadium war — Ende Juli — bin ich 14 Tage fast ununterbrochen unterwegs gewesen, um einige Kassen, für die ich verantwortlich war, den neuen Verhältnissen anzupassen: da sind Mündelgelder sicherzustellen; es ist offenkundig, dass Sparkassen nicht mehr die nötige Sicherheit bieten; für Stiftungsgelder muss aus dem gleichen Grund eine neue Anlage gesucht werden. Man geht zu Finanzfachleuten. Niemand kann raten. Die Verhältnisse entziehen sich jeder Uebersicht und Voraussicht. «Kaufen Sie Waren,» ist schliesslich die überall erfolgende Auskunft. Und alles kauft Waren, soweit das möglich ist —, obwohl jeder weiss, dass dadurch das allgemeine Chaos nur vermehrt wird. Damit ist aber die Frage noch nicht gelöst, wie die laufenden Ausgaben gedeckt werden sollen. Von einem grossstädtischen Kirchenverband wurde mir Ende Juli erzählt, dass er ein Darlehen von drei Millionen Mark zur Zahlung der Gehälter aufgenommen habe. Jetzt dürften 40—50 Millionen notwendig sein. Ein Gemeindevorstand berichtet, dass ihm sein Gehalt nicht bezahlt werden kann, weil kein Geld da sei. Eine Kirchgemeinde von 300 Seelen hatte Ende Mai einen Bedarf von 40,000 Mark. Was braucht sie jetzt? Welche Ausgaben können zurückgestellt werden? Für welche ist ein Darlehen nötig? Und nun beginnt die allgemeine Jagd nach dem Darlehen für Stadt- und Landgemeinden. Ganz schlimm ist die Lage der freien Wohlfahrtsunternehmungen. Für die Anstalten der Innern Mission Sachsens (Krankenhäuser, Krüppel-, Epileptischenheime etc.) wird jetzt augenblicklich eine Nothilfesammlung veranstaltet. Anfang August wurde der Bedarf auf 8 Millionen angegeben. Was aber sind jetzt 8 Millionen? Nun soll hier ja gar nicht von den wirtschaftlichen

Zuständen an und für sich geredet, sondern nur auf die unvermeidbaren psychologischen Wirkungen hingewiesen werden. Ein Freund, der kürzlich eine Reise durch Oesterreicht machte, erzählte, dass dort an einer Bahnhofsuhr der Zeiger gefehlt hätte. Damit dürfte die eine Möglichkeit psychologischer Desorganisation bezeichnet sein: man lässt die Dinge laufen. Man darf ja nicht vergessen, dass dieser ganzen Unordnung schon ein vierjähriger Krieg vorausgegangen ist, der alle wirtschaftlichen und nervlichen Reserven erschöpft hat. Die andere Möglichkeit ist das Anschwellen des Ordnungsbedürfnisses zur besinnungslosen Leidenschaft. Diese Möglichkeit möchte ich für Deutschland als die wahrscheinlichere ansehen. Man hält das Chaos einfach nicht mehr aus und tut nun irgend etwas, um eine Aenderung herbeizuführen. Die Ruhe zu der Ueberlegung, ob dadurch nicht alles noch viel schlimmer wird als früher, hat man längst verloren. Die Resonanz, die der Nationalbolschewismus bei uns findet, dürfte zu einem grossen Teil auf das elementare Bedürfnis nach Ueberschaubarkeit der wirtschaftlichen Verhältnisse zurückgehen.

Zwei psychologische Wirkungen scheinen mit den schon erwähnten zunächst in gar keiner inneren Beziehung zu stehen: Die Raffgier und die Verschwendungssucht. Es sind dies wohl diejenigen Entartungserscheinungen, die dem fremden Beobachter am stärksten in die Augen fallen. Ihr psychologischer Zusammenhang mit dem bereits Gesagten ist aber ganz klar. Was zunächst die Raffgier anlangt, so ist ihre seelische Grundlage einfach die Lebensangst, die durch das unablässige ergebnislose Beschäftigtsein mit materiellen Fragen nur immer mehr gesteigert werden muss. Wer einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner Zeit auf Geld- und Lebensunterhaltsfragen verwenden muss, wird dies entweder innerlich überhaupt nicht aushalten oder diese Dinge werden mit der Zeit soviel Wertgefühle auf sich konzentrieren, dass andere Wertungen, z. B. Rücksicht auf den Mitmenschen, daneben ganz verblassen. Man muss sich daran erinnern, dass das deutsche Volk ausgehungert und aufgebraucht bis zum äussersten aus dem Weltkrieg herausgekommen ist; die beiden Vorstellungen: Lebensmittel und Kleider hatten schon nach Kriegsende etwas Faszinierendes für die breitesten Volksmassen unter Einschluss der Gebildeten. Das kann nur begreifen, wer jahrelang nicht satt geworden ist und in gewendeten und umgearbeiteten Kleidern, die ehemals

der Grossvater oder der Schwiegervater trug, herumgelaufen ist. Wenigstens die äussere Erscheinung wieder in Ordnung bringen, wenigstens das unablässige körperliche Missbehagen wieder los werden, dass die andern einem ansehen, wie kunstvoll der eigen Anzug zusammengestellt ist — das wurden Vorstellungen, die schliesslich alle Bedenken in den Hintergrund drängen konnten. Und diese Vorstellungen mussten mit umso grösserer Ausschliesslichkeit über den Menschen Macht gewinnen, als unser Geschlecht ja gar keine inneren Gegengewichte dagegen aufzubieten hatte. Eine ungeheure Not war über das Menschengeschlecht hereingebrochen, aber es waren keine Schultern da, die sie hätten tragen, keine Kräfte, die sie hätten überwinden, keine Selbstbesinnung, die aus ihr hätte lernen können. Und so warf sich eben einfach auf den irdischen Lebensbedarf all die Leiidenschaft, die den Weg zur geistigen Welt nicht fand. Das ist in einer Zeit, in der «Führer» der hohen Politik lieber Millionen verbluten lassen, als in irgend einem irdischen Lebensbelang ein vernünftiges Zugeständnis zu machen, ja auch gar nicht verwunderlich. So ungefähr jedenfalls muss man sich die Atmosphäre vorstellen, in der schamlosester Wucher und rücksichtsloseste Habgier zu alltäglichen Erscheinungen wurden. Der erfolgreiche Schieber, Kriegs- oder Valutagewinnler tut das, was heute alle tun, wonach sie alle gieren, nur in grösserem Masstabe und eben — mit Erfolg. Wenn ich mir am Anfang des Monats für die Hälfte meines Monatsgehaltes einen Zentner Roggen kaufe, kaufen muss, weil ich weiss, dass ich nach vier Wochen für dasselbe Geld nur noch einen halben Zentner bekomme, so tue ich grundsätzlich das Gleiche wie der raffinierteste Spekulant, der schliesslich doch auch nichts anderes tut, als eine allgemeine Notlage zu seinen Gunsten auszunutzen, statt sich für sie verantworlich zu fühlen. Das ist auch der tiefste Grund dafür, dass trotz aller Anklage die wirtschaftliche Habgier nach wie vor das Feld behauptet: sie weiss, dass sie der gemeinschaftliche Nenner des ganzen Zeitalters ist und dass niemand wagen darf, den ersten Stein aufzuheben. Ich möchte deshalb hier auch gar kein Klagelied anstimmen über die Habgier der Bauern, an die man ja wohl in erster Linie denken könnte. Es ist selbstverständlich, dass bei der religiös-sittlichen Schwäche des heutigen Menschen der Versuchung zum Mammonismus der Produzent — und das gilt für die Industrie ganz im gleichen

Masse — eher erliegen muss als der Konsument. Wollen wir Konsumenten wirklich so pharisäisch sein, uns das als moralisches Verdienst anzurechnen? Es muss auch gesagt werden, dass der einzelne Unternehmer gar nicht anders kann, als mit den Wölfen heulen, wenn er sich nicht wirtschaftlich ruinieren will. Hier kann man den einzelnen nicht ohne weiteres für das System verantwortlich machen. Dass der moralischen Opfer des Valutadeliriums im übrigen ungezählte sind, braucht nicht gesagt zu werden. Folgende Beobachtung wird mir mitgeteilt: vor einem Hause hält ein Bauernwagen mit Kartoffeln. Der Besteller kommt heraus und erkundigt sich nach dem Preis. Er hat sie für 350 Mark bestellt, sie kosten 450 pro Zentner. Er geht ein wenig missmutig und unschlüssig in das Haus, um mit seiner Frau zu reden. Unterdessen kommt ein Händler vorbei, sieht die Kartoffeln und kauft sie für 600 Mark pro Zentner. Wer ist schuldig? — Eine andere Erfahrung: der Buchhändler liefert ein bestelltes Buch. Es kostet 283 Mark; es hat zwei ansehnliche Fettflecke und wird deshalb zurückgegeben. Das neue Exemplar kostet 563 Mark. — Gewiss, es fliesst im Bauernstand jetzt ungeheuer viel Geld zusammen. Ein Zentner Weizen kostet jetzt zirka 12,000 Mark. Man darf in fruchtbarer Gegend Mitteldeutschlands auf einen halben Hektar durchschnittlich 30 Zentner Ertrag rechnen = 450,000 Mark. Ein Kleinbauer hat immer noch fünf Hektaren Land. Dem stehen natürlich entsprechende Auslagen für Kunstdünger, Maschinen etc. gegenüber. Alles in allem aber muss doch wohl der jetzt der wirtschaftlich Mächtigste sein, der seine Erzeugnisse aus den Händen gerissen bekommt zu jedem Preis und der sich selber jedenfalls die wichtigsten Nahrungsmittel nicht zu kaufen braucht. Man sollte sich nun doch einmal ganz konkret klarmachen, dass so künstlich entstandener Reichtum keine n e u e n moralischen Energien erzeugen kann, sondern unfehlbar in den Dienst derjenigen moralischen Kräfte tritt, die eben gerade da sind. Beim Landwirt ist es ungefähr so: ihm fehlen alle geistigen Möglichkeiten, sich in den komplizierten wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen der Gegenwart zurecht zu finden. Er hat bis zum Kriege so schwer um seine Existenz ringen müssen, dass er einfach keine Zeit hatte, sich in der Welt umzusehen. Der Bauer braucht also Führung. Diese sucht er naturgemäss dort, wo er seine wirtschaftlichen Interessen am besten vertreten weiss; was ihm von dieser Seite sonst noch zugemutet wird,

nimmt er gutgläubig in Kauf. Und seine Interessenvertretung liegt in den Händen des Grossgrundbesitzes. So kommt es, dass das Bauerntum, ohne etwa selbst nationalistisch zu sein, im wesentlichen dazu beiträgt, der Mentalität des Junkertums eine wirtschaftlich-politische Macht zu geben, die sie ohne den Valutawahnsinn nach dem Kriege nie wieder gewonnen hätte. Videant consules!

Die Verschwendungssucht kommt aus derselben Wurzel wie die Habgier. Sie ist nur die Kehrseite derselben. Die eine mag mehr aus der Lebensangst, die andere mehr aus dem Lebenshunger kommen. Beide Entartungserscheinungen sind jedenfalls ein Anzeichen dafür, dass der Unendlichkeitshunger der menschlichen Seele sich auf die greifbaren Realitäten des Lebens geworfen hat und sich hier nun austobt. Man denke daran, mit wie ausgebrannten und lebenshungrigen Seelen die jungen Menschen aus dem vierjährigen Morden zurückkamen. Man stelle sich zwei Typen von Heimkehrenden vor. Zunächst: wie sinnlos der Ausgang des Krieges denen erscheinen musste, die ihre ganze Lebensleidenschaft in den Gedanken geworfen hatten, dass aus dem Kriege ein greifbares Ergebnis für Deutschland herausspringen müsse. Man denke daran, wieviel echter Opfersinn, wieviel unverbrauchte Jugendkraft, wieviel dionysischer Lebenshunger sich zweifellos in diesem Gedanken verirrt hatte, um die dumpfkochende Wut, die verzweiflungsvolle Horizontlosigkeit nachzuerleben, die den Heimkehrenden entgegengrinste. Nicht alle gingen in Geheimorganisationen und bereiteten Gegenrevolution und Mord vor, alle aber suchten zu vergessen. Da aber, wo das Leben unerträglich wird, bietet sich einer Mentalität, der religiöser Aufschwung und religiöse Entspannung versagt sind, der Rausch an. In ganz die gleiche innere Lage geriet der andere Teil der Kriegsteilnehmer, der nur mit innerem Ingrimm ausgehalten und sich im Schützengraben aus dem Reich der Lebenden ausgestossen gefühlt hatte. Er fühlte nun plötzlich, dass er Leben, dass er unverbrauchte Kräfte habe, heisse Lebenswünsche drängten in ihm empor, «er fühlte Mut, sich in die Welt zu wagen, der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen»... Das alles aber hätte die Tanzsäle, die Likörstuben und die Wirtshäuser nicht in dem Masse füllen können, wenn den Rückkehrenden wenigstens geregelte Geldverhältnisse erwartet hätten. Das hätte dem Genussbedürfnis ohne weiteres gewisse traditionell festgelegte Schranken gezogen.

Der junge Kaufmann mit 100 Mark Monatsgehalt hätte gewusst: 10 Mark und nicht mehr darfst du für Vergnügen und Genuss ausgeben, wenn du auskommen willst. Dieser Halt fiel aber vollkommen weg. Der Sohn bekam nominell mehr Geld in die Hand, als der Vater vor dem Krieg verdiente, irgend einen traditionellen Masstab für den Verbrauch fand er nicht vor, und wenn die Lebenslust sich regte, mochte mancher unbewusst sich mit Vorkriegsmasstäben messen und wie ein Krösus mit unerschöpflichen Mitteln vorkommen. Dazu kam, dass ein volkserzieherisches Moment von gar nicht zu überschätzender Bedeutung sich mit dem sinkenden Geldwert mehr und mehr von selbst ausschaltete: die Sparsamkeit. Es ist ja sinnlos, zu sparen. Diese Tatsache zeigt vor allem das Rentnerdasein in zum Teil erschütternder Deutlichkeit. Es seien statt vieler Worte zwei Beispiele angeführt. Ein selbständiger Bäcker verkauft 1919, als noch alles hoffte: es muss doch bald besser werden, Bäckerei und Haus, um von den Zinsen eines ersparten Kapitals von zirka 70,000 Mark zu leben. Das wäre sehr gut möglich gewesen. Nun reicht das Kapital bei sparsamster Lebensweise etwa ein halbes Jahr. Mit tiefer Bitterkeit sagte er mir einmal: «Hätte ich nichts gespart gehabt, wäre ich nicht auf den dummen Gedanken gekommen, meine Bäckerei zu verkaufen. Wer sein Lebenlang leichsinnig war, ist jetzt besser daran als ich. Man weiss überhaupt nicht mehr, was richtig ist.» Man stelle sich die Hoffnungslosigkeit und Hilflosigkeit vor, die in dieser Konstatierung brüten. Ein anderer Fall: eine Kriegswitwe hat ein Kapital von 20,000 Mark und vergrössert es 1920 durch den Verkauf ihrer gesamten Ausstattung und Wäsche auf mehr als das Doppelte, um mit ihrer Schwester zu leben. Als sie merkt, dass ihr Geld nur noch zwei Jahre lang reichen würde, unternimmt sie einen Selbstmordversuch, der vereitelt wird. Dann muss sie in eine Nervenheilanstalt gebracht werden. Man braucht sich nur klar zu machen, dass der weitaus grösste Teil der Menschen ja nicht von bewussten sittlichen Grundsätzen, sondern von der Sitte geleitet wird, um zu verstehen, welche ungeheure Gefahr für die Volkserziehung in der Ausschaltung der Sparsamkeit liegt. Meines Erachtens hätte der Staat eingreifen und wenigstens den jugendlichen Verdienern, die zum Teil unvergleichlich viel besser gestellt waren als die verheirateten, einen kräftigen Teil ihres Einkommens durch Steuern entziehen können. Dies vorzu-

schlagen aber wagte keine Partei, und so ergab sich in dem Deutschland der Nachkriegszeit das groteske und beschämende Bild, dass neben der immer weitere Kreise erfassenden Proletarisierung sich ein Genussleben breit machte, das, wie es scheint, an manchen Orten, vor allem in den Grosstädten, Vorkriegsverhältnisse bei weitem übersteigt.

Es sei zum Schluss nur noch auf eine sittliche Gefahr hingewiesen, die mit der Unsicherheit der Valuta untrennbar verbunden ist: das ist eine Heuchelei in Geldsachen, wie sie sicher in der Weltgeschichte einzig dasteht. Sie hängt vor allem mit der Undurchschaubarkeit der Geldverhältnisse zusammen. Wie man schon die eigene Vermögenslage nicht übersehen kann, weil sie von ganz unberechenbaren äusseren Ursachen, auf die man gar keinen Einfluss hat, abhängig ist, so hat man schlechterdings in fremde Geldverhältnisse heute nicht den mindesten Einblick. Man weiss nicht einmal, wie der Angehörige desselben Berufskreises wirtschaftlich daran ist. Ein Beamter z. B. kann bei dem ständigen Mangel an Zahlungsmitteln in den für die Auszahlung in Betracht kommenden Kassen nie wissen, ob sein Kollege die so und sovielte Nachzahlung auf Grund der so und sovielten Gehaltsverordnung, die niemand alle im Kopf haben kann, schon erhalten hat; ein Kaufmann nicht, ob sein Konkurrent eine bestimmte Ware zu diesem oder jenem Kurs eingekauft oder verkauft hat. Wie soll dann ein Beamter wissen, wie ein Kaufmann, ein Kaufmann, wie ein Industrieller, ein Industrieller, wie ein Bauer daran ist und umgekehrt? Man weiss nur, dass jeder, der es machen kann, ungefähr nach dem Grundsatz lebt — leben muss —, einen möglichst grossen Haufen Papiergeld in die Hand zu bekommen, weil man ja nie wissen kann . . . Vor etwa einem Jahre machte ein industrielles Unternehmen Bankrott. Während der Konkursverhandlungen verbesserte sich der Kursstand — des Dollars nämlich — so wesentlich, dass er noch mehr als eine Million Mark aus der Konkursmasse rettete, was an seinem Unvermögen zur Weiterführung des Unternehmens natürlich gar nichts änderte. Unter solchen Umständen kann einem jeder alles vormachen. Wenn ein Bauer sein Getreide am Anfang des Wirtschaftsjahres, wie es voriges Jahr wirklich vielfach der Fall war, für 105 Mark pro Zentner verkauft, um am Ende des Jahres das Saatgut für 2500 Mark einzukaufen, so kann er wirklich in Schwierigkeiten kom-

men. Aber wie gesagt: man weiss es nicht. Es ist eben heute so, dass auch der grösste finanzielle Gewinn nicht über die allgemein verbreitete Lebensangst hinaushebt. Wieviel muss heute ein industrielles Unternehmen Reservekapital haben, um vor dem Ruin sicher zu sein? Eine Metallwarenfabrik etwa sperrt bei rapide fallendem Markkurs vier Wochen lang den Versand und verdient dadurch 20 Millionen Mark. Ist das verbrecherische Spekulation oder nur die unbedingt notwendige Vorsicht? Es sei durch diese Beispiele nur darauf hingewiesen, wie dem schrankenlosesten Selbstbetrug Tür und Tor geöffnet ist. Es gibt keinerlei objektive Masstäbe, an denen der einzelne feststellen könnte, ob eine wirtschaftliche Massnahme, die er zu verantworten hat, sachlich gerechtfertigt ist oder nicht. Jeder kann hier — mit gutem Gewissen — alles vor sich entschuldigen. Und natürlich ist es dem Aussenstehenden ganz unmöglich, einen Einblick zu gewinnen. Damit hängen auch, wie nur nebenbei gesagt sei, die ungeheuren Schwierigkeiten der Steuereintreibung zusammen. Welches Mass von Intelligenz, ja Genialität müsste ein Finanzbeamter haben, um diese Verhältnisse zu durchschauen? Wo fängt da die bewusste Steuerhinterziehung, wo die berechtigte Wahrung der geschäftlich Interessen an? Wo liegt Schwindel vor, wo Gewissenhaftigkeit? Auch diese Schwierigkeiten werden erst mit der Unsicherheit des Geldwertes selbst verschwinden. Die heutigen Verhältnisse bedeuten einen Freibrief für jede Art von Selbstbetrug, Lüge, Gewinnsucht und Lebensangst, ohne jede Möglichkeit der Korrektur an objektiven Masstäben.

Alle diese natürlich ganz unvollständigen Beobachtungen und Ueberlegungen können dem Bewusstsein deutlich machen, wie stark unser Innenleben, an dessen Fähigkeit zu kühnstem Aufschwung, zu glutvollster Lebendigkeit wir doch nicht zweifeln, von dieser Inkarnation der Sachenhaftigkeit, dieser toten Lava, dieser leeren Abstraktion, die wir Geld nennen, beeinflusst, geformt, beunruhigt, verfälscht und ausgefüllt werden kann. Geld und Seele hängen viel enger miteinander zusammen, als war dachten. Diese Erkenntnis erschreckt einen zunächst. Haben wir nicht oft genug vom Segen der Armut gesprochen, nicht gern uns damit trösten lassen? Und nun steht die unleugbare Tatsache vor uns, dass unser Lebensgefühl viel stärker mit demjenigen Element des Wirtschaftslebens verwachsen

ist, dem gegenüber Verachtung oder Nichtbeachtung die einzige einer religiösen Ueberzeugung würdige Haltung schien. Zweierlei darf man darauf wohl sagen: zunächst einmal bedeutet es doch zweifellos einen Zuwachs an Leben, wenn wir um eine Täuschung ärmer sind. Wir hatten tatsächlich kein Recht, auch die am meisten an der Peripherie der Aussenwelt liegenden Dinge nur deshalb leicht zu nehmen, weil sie uns zufällig nicht drückten. Ein Lebenselement, das wir nicht sehen oder unserer Beachtung nicht für wert halten, hat deshalb noch nicht aufgehört zu existieren und auf unsere und anderer Existenz einzuwirken. Wieviel von unserem Lebensgefühl, das wir für religiös hielten, ruhte vielleicht auf der Sicherheit der Geldverhältnisse? Wenn uns jetzt die tägliche Lebenserfahrung zwingt, die immer vorhandene und nur nicht beachtete Tatsache Geld ernst zu nehmen, so ist das in der Tat ein Fortschritt. Dieses Ernstnehmen soll aber natürlich nicht bedeuten: nun erst recht unter seine Herrschaft kommen, sondern leidenschaftlich nach den Kräften suchen, die dieses Stück Erde organisieren und dem Geiste unterwerfen. Dann aber dürfte sich uns eine zweite Erkenntnis aufdrängen. Wir werden merken, dass dazu viel mehr innerer Aufschwung und stetige Kraft gehören, als wir im allgemeinen haben. Das Geldchaos ist doch wohl auch ein Gradmesser dafür, wie wenig geistig-sittliche Energie in der Welt überhaupt da ist und wie abstrakt und arm an Gestaltungskraft die zweifellos vorhandene noch ist. Was aber den Segen der Armut betrifft, so kann er sich doch wohl nur der gesteigertsten inneren Freiheit erschliessen, nicht aber einem Geschlechte, das in die Armut hineingestossen wird, obwohl es am Gelde leidet. Jedenfalls ist hier mit blossen Deklamationen idealistischer Maximen nichts geleistet. Es sind Kräfte nötig, die ganz aus dem Jenseits aller Erdendinge stammen und die doch zugleich etwas davon wissen, dass auch das erstorbenste dieser Erdendinge ein Teil unseres Lebens ist, ohne den wir nicht gerettet werden können, weil wir von Gott her und zugleich vom tiefsten Sinn unseres Wesens aus ganz unabhängig von der Frage, ob wir praktisch je damit zu Ende kommen, unter der unabweisbaren Aufgabe stehen, soviel an uns liegt, auch dem äussersten von der Quelle des Lebens am weitesten entfernten Erdenwinkel einen Schein zu bringen «des ewigen Lichts.» A. D. Müller

N a c h t r a g. Der Verfasser stellt uns folgenden Nachtrag zu: «In den seit Fertigstellung des Aufsatzes vergangenen Wochen hat sich die wirtschaftliche Lage in katastrophaler Weise weiter verschlechtert. Die Gehälter und Löhne betragen jetzt etwa das 80- (sic!) bis 300fache der Vorkriegszeit, Bücher kosten zurzeit das 450-fache, Nahrungsmittel und Kleider das 1000—1500fache.[1]) Man müsste die Geldentwertung von den verschiedensten Gesichtspunkten aus in ihrer Einwirkung z. B. auf das geistige Leben, das Geschäftsleben, das Hausfrauendasein, die Ernährung vor allem der Kinder etc. zu schildern versuchen, um die tiefe Depression und Lebensstockung zu verstehen, die allein von da ausgehen. Es wird jetzt auch buchstäblich wieder gehungert. In der Sitzung eines staatlichen Wohlfahrtsausschusses hatte ich neulich an einer Erörterung teilzunehmen, ob es nicht geboten sei, die Krüppel-, Epileptischen- und Tuberkulosenfürsorge für Schwerkranke vollkommen einzustellen, die Kranken einfach ihrem Schicksal zu überlassen und die dadurch freiwerdenden Mittel in «produktiverer» Weise zur Errettung von gefährdeten, aber Heilung versprechenden Kindern zu verwenden.»

Zur Weltlage

Deutschland und Frankreich, Reparationsfrage und Weltfriede.

Zur Stunde, wo ich dies schreibe, rücken die Franzosen im Ruhrgebiet ein. Ich hätte es nicht für möglich gehalten. Es ist eine schwere Freveltat. Das wird dadurch nicht gemildert, dass es zugleich eine schwere Torheit ist, weil die Folgen sich vor allem über Frankreich entladen werden; denn Frevel und Torheit sind oft genug miteinander verbunden.

Wenn ich sage, dass es eine schwere Freveltat sei, dann tue ich es mit Bedacht und wahrhaftig nicht leichten Herzens. Die bisherigen Leser wissen, wie oft ich mich in den Neuen Wegen gegen eine parteiische Einseitigkeit für die umfassende Wahrheit und das Recht Frankreichs eingesetzt habe. Es gibt eine neutrale Selbstgerechtigkeit — und sie ist in der Schweiz besonders verbreitet —, die andern Völkern ein fast übermenschliches Mass von Selbstüberwindung und Grossherzigkeit zumutet, während sie selbst es da, wo s i e die Kosten

[1]) Inzwischen hat wieder ein gewaltiger Sturz stattgefunden! Die meisten Zahlenangaben des Aufsatzes sind darnach zu beurteilen. Die Red.

zu bestreiten hätten, es sogar am Mindestmass davon fehlen lässt. Nicht aus dieser neutralen Selbstgerechtigkeit heraus rede ich hier. Wir sind nicht besser als die Franzosen, wie wir auch nicht besser sind als die Deutschen. Ich rede als Europäer, ja, als einer, der Frankreich liebt. Auch das weiss ich, dass der englische Vorschlag an der Pariser Konferenz Frankreich nicht gerecht wurde. Und endlich sehe ich nach wie vor mit aller Klarheit, in wie grossem Masse Deutschland daran mitschuldig ist, dass es so weit kommen konnte. Dass der Wille, sich den Folgen dessen, was man selbst an Frankreich und in Frankreich — ebenso an und in Belgien — gefrevelt, zu entziehen, in Deutschlands führenden Schichten ganz deutlich und allgemein war, wird schwerlich zu leugnen sein. Auch wirkt noch ältere Schuld nach: ausser dem Frankreich anno 1871 und in Fortsetzung davon weiterhin angetanen Unrecht die industrielle und militärische Präpotenz des neuen Deutschland mit ihren brutalen und perfiden Methoden, ihrer Raffgier und Unwiderstehlichkeit, ihrem wilden Sieges- und Herrschaftswillen. Das alles hat lange besonders auf Frankreich gelastet und hat im Gemüt des französischen Volkes jenes Bedürfnis nach Rache erzeugt, das sich nun auslebt, besonders aber jene Angst, die wohl stets das letzte Motiv des französischen Verhaltens gegenüber Deutschland bleibt, jene Angst, dass dieses eines Tages wieder übermächtig werden könnte. «Alle Schuld rächt sich auf Erden.»

Aber dieser deutschen Schuld steht eine französische gegenüber, die mit der Zeit die andere überwiegt. Was den schlechten deutschen Willen betrifft, so ist davon einmal zu sagen, dass er durch die masslosen Forderungen, den ganzen schlechten Geist des Friedensvertrages und was darauf jahrelang folgte, gerechtfertigt, ja völlig gezüchtet worden ist. Der Friedensvertrag selbst war hervorgegangen aus einem Verrat an der Wahrheit, die der Weltkrieg jedem menschlichen Menschen klar gemacht und die man selbst laut genug verkündigt hatte, aus Siegestrunkenheit und doch auch schon aus jener Angst vor einem Wiedererstarken des Besiegten, die seither ihre verhängnisvolle Rolle weiter gespielt hat. Diese Angst stammte, wie jede andere dieser Art, vielleicht überhaupt jede, aus dem U n g l a u b e n, hier aus dem Unglauben gegenüber der Möglichkeit einer Ordnung des Zusammenlebens der Völker, die nicht mehr auf der Gewalt ruhte und darum keine «Sicherheiten» nötig machte, welche mit der Gewalt rech-

nen. Dieser Unglaube aber ist nur eine Folge des allgemeinen Unglaubens an das Walten geistiger Mächte über den menschlichen Dingen. Wie in unserer Analyse der gegen den Zivildienst[1]) vorgebrachten Gründe stossen wir auch hier auf diesen letzten Feind. Aus diesem Unglauben heraus hat Frankreich auch den Völkerbund sabotiert und zu keiner raschen und kraftvollen Entwicklung kommen lassen. Mit diesem Unglauben und dieser Angst, die aus ihm fliesst, hängt auch der französische Mammonismus zusammen, der in der ganzen Frage auch eine Rolle spielt, das leidenschaftliche Verlangen, dass Deutschland bezahle. Denn dass es nicht nur edler, sondern auch richtiger gewesen wäre, wenn Frankreich seinen Wiederaufbau in erster Linie von sich selbst, und dann vom Walten neuer Kräfte in der Welt erwartet hätte, bleibt meine Ueberzeugung.[2]) Aber das zähe Kleben an dem ersparten Rappen, an dem Ideal des «paisible rentier», entspringt eben auch einer Lebensauffassung ohne Glauben. Dass das französische Volk darin nicht allein steht, weiss ich natürlich wohl, aber auch, dass es in diesem Punkte besonders krank ist. Sein Zweikindersystem entspringt der gleichen Wurzel.

Auch von andern Seiten her betrachtet, vermindert sich die deutsche und vermehrt sich die französische Schuld. Es wäre im Herbst 1918 und später immer wieder reichlich Gelegenheit gewesen, einen guten deutschen Willen herzustellen.Aus der furchtbaren Erfahrung des Krieges war ein demokratisch-sozialistisches Deutschland emporgestiegen. Dieses war bereit, Frankreich alle Gerechtigkeit anzutun, mit ihm zu gehen, von ihm zu lernen. Dieses Deutschland wäre Frankreich und der Welt nie mehr gefährlich geworden. Diesem Deutschland hätte ein demokratisches und pazifistisches Frankreich die Hand reichen müssen, die sehnsüchtig entgegengestreckte deutsche Hand zu fassen. Aber ein solches Frankreich gab es nicht, gab es wenigstens in seiner offiziellen Vertretung nicht. Es gab offiziell nur ein siegestrunkenes, nach neuer Macht und Ehre gieriges, rachevolles Frankreich, das in Bourgeois-Hochmut jene Hand zurückstiess und in Bourgeois-Angst es auch später nicht wagte, den offenen, deutlichen Weg zu einer Lösung des Problems zu gehen: sich mit der deutschen Arbeiter-

[1]) Vgl. den Artikel: «Der Kampf um den Zivildienst» im Dezemberheft.

[2]) Ich erinnere nochmals an den «Brief an einen französischen Freund» vom Winter 1919, worin ich diese Ueberzeugung ausgesprochen habe.

schaft und bürgerlichen Demokratie zu verbünden. So hat es jenen s c h l e c h t e n deutschen Willen, den es nun mit Kanonen und Tanks brechen zu müssen vorgibt, zum grossen Teil selbst geschaffen. Es ist zum grossen Teil s e i n e Schuld.

Aber die Gegenrechnung ist noch nicht fertig. Wie steht es denn eigentlich mit dem m o r a l i s c h e n R e c h t der «Reparationen»? Niemand hat stärker als wir die Notwendigkeit betont, dass die Schuld, mit der das deutsche Volk durch die in Nordfrankreich und Belgien verübten Freveltaten seiner Führenden belastet worden, von ihm getilgt werde, und dies auch in seinem eigenen Interesse. Dabei spielte und spielt für mich die Ueberzeugung von der deutschen Hauptschuld am Kriege selbst eine entscheidende Rolle. Ich halte an alledem fest und weiss mich darin mit der moralischen Elite des deutschen Volkes einig. Gewiss gehört die Leugnung dieser ganzen Schuld auch zu den Ursachen der jetzigen französischen Verfehlung. Aber auch hier gibt es eben die Gegenrechnung. Frankreich hat durch sein Verhalten die deutsche Einsicht in diese Schuld und das Bekenntnis dieser Schuld unendlich erschwert. Schon jenes dem Friedensvertrag vorausgeschickte, den Deutschen abgerungene Schuldbekenntnis war eine unpsychologische Brutalität, die in einer Kaserne des alten Preussen nicht schlimmer hätte ersonnen werden können. Sodann ist nicht zu vergessen, dass Frankreich immerhin als Siegespreis und Reparation unermesslich vieles erhalten hat: Elsass-Lothringen, einen Teil der deutschen Kolonien und der deutschen Handelsflotte, eine ganz gewaltig verbesserte politische und industrielle Stellung. Es hätte damit vielleicht zufrieden sein dürfen. Masshalten ist eine grosse und weise Sache. — Aber seine zerrütteten Finanzen? Sie haben ihm erlaubt, äusserst kostspielige Kriege in Russland und Vorderasien zu führen, das grösste Heer der Welt aufrecht zu erhalten, sich den Abrüstungsbestrebungen zu widersetzen und zum grössten Landheer und der grössten Luftflotte noch eine grosse neue Wasserflotte zu schaffen. Auch ist es nicht unbekannt geblieben, dass ein nicht unbeträchtlicher Teil der auf die Reparationen verwendeten Gelder in den Taschen einflussreicher Grossunternehmer stecken geblieben ist. Von der Rolle, welche diese in der ganzen Frage spielen, soll nachher noch die Rede sein. Jene Tatsache wird unter anderem durch einen so unverdächtigen Zeugen

wie Charles Gide bestätigt.[1]) Dass die Deutschen nicht grosse Lust hatten, diese Taschen noch mehr zu füllen, ist nicht unverständlich. Es sei auch hinzugefügt, dass Deutschland in diesen bald drei Jahren nach dem Friedensschluss immerhin in Geld und Sachlieferungen etwa 12 Milliarden Goldmark bezahlt hat,[2]) wozu noch andere, höchst bedeutsame Leistungen zu zählen wären.

Was aber wichtiger ist als dies alles: die Schuld am Kriege, so sehr sie in besonderer Art auf Deutschland lastet, liegt doch auch auf uns allen. Das ist von uns stets aufs stärkste betont worden. Sie lastet auch auf Frankreich. Wer nicht den Krieg selbst als Schuld und Fluch empfindet, bedeckt sich selbst wieder mit Schuld und Fluch. Das ist bei Frankreich — wie übrigens auch bei der Schweiz — der Fall. Sein ganzes Verhalten ist so, dass man von dieser Empfindung bei ihm wenig spürt. Aus dieser Empfindung müsste eine ganz andere Einstellung zu den weltpolitischen Problemen erwachsen. Man spürt bei ihm — ich meine natürlich immer bloss das offizielle Frankreich — wenig von dem tiefen Leid über den Krieg, der heiligen Verantwortlichkeit dafür, dass eine ähnliche Katastrophe für alle Zeiten vermieden werde. Man spürt vielmehr die Siegestrunkenheit, den Stolz auf seine glorreiche Armee, das Vertrauen zur Gewalt und List, den eitlen Egoismus, der nur an sich selbst denkt und keinen Sinn für das hat, was der Welt frommt. Und das ist nun — o furchtbare tragische Verknechtung! — wieder der Fluch des Krieges und speziell der Fluch des Sieges. So sehen wir mit Entsetzen — nur die Franzosen in ihrer Verblendung sehen es nicht — wie auf der ganzen Linie Frankreich das Erbe Bismarcks antritt, im Verhältnis zu den Türken und Armeniern, wie in der brutalen Missachtung alles Rechtes zugunsten der Gewalt; so sehen wir dieses Frankreich, das so viele Jahre lang von dem «Chiffon de papier» geredet, als Deuschland die belgische Neutralität missachtete, und von der Heiligkeit der Verträge deklamiert, unter gemeinem Rechtsbruch, der durch die bestellte Komödie des Beschlusses der Reparations-Kommission wahrhaftig nicht schöner wird, eine virtuell nicht weniger folgenschwere internationale Missetat begehen; so sehen wir dieses Frankreich, das von

[1]) Im «Manchester Guardian». Ich kann die Nummer leider nicht mehr angeben.

[2]) Vergleiche La Paix par le Droit, Dez. 1822. S. 503.

Kanonen und Tanks wahrhaftig genug gehabt haben sollte, mit Kanonen und Tanks nach Deutschland ziehen, als ob es zu einem Fest ginge, um, soviel auf es ankommt, einen neuen Weltbrand anzuzünden. Wahrhaftig, Frankreich zeigt damit endgültig, dass es unfähig ist zu einer politischen Führerrolle, dass es dafür zu borniert und zu selbstisch ist, dass es Sieg und Triumph so wenig verträgt, als Deutschland ihn vertragen hat. Wahrhaftig, wenn das französische Volk diesen Frevel an Europa nicht rasch gut macht, dann erklärt es damit, dass es den Sieg — den es übrigens nicht allein erfochten —, nicht verdient hat.

Es kommt dazu nun auch noch ein entscheidendes Moment anderer Art, auf das ich ausführlicher eingehen muss: das ist die Not des deutschen Volkes.

Ich habe schon in den eiligen Bemerkungen über meine in Deutschland empfangenen Eindrücke [1]) von dieser deutschen Not einiges gesagt. Das Thema wird in diesem Heft weiter erörtert und soll bald in einem grösseren Zusammenhang wieder auftreten, aber ich möchte doch nicht unterlassen, darüber nochmals und diesmal etwas gründlicher meine Meinung zu sagen.

Die riesengrosse deutsche Not scheint mir eine so offenkundige Tatsache, dass sie keinem, der Deutschland besucht und Augen hat, entgehen kann. Freilich leiden nicht alle; es leiden nicht die Bauern, die Grossindustriellen, die Grosshändler, die Schieber und Spekulanten. Aber es leidet eine grosse mittlere Schicht des Bürgertums. Die Rentner sind am Verhungern;ein Teil der Intellektuellen, Mittellehrer, Studenten, Pfarrer, können sich nur mühsam über Wasser halten, müssen an Nahrung, Kleidung, Heizung bis aufs äusserste sparen und sind nun wohl am Ende ihres Rates. Ein grosser Teil der Studenten versucht, durch jede Art von Nebenarbeit, und wärs die gröbste, sich einige Mittel zu verschaffen. Zum Sattessen reichts bei vielen von ihnen längst nicht mehr. Es leidet auch die Arbeiterschaft. Zwar ist bis jetzt noch keine Arbeitslosigkeit vorhanden. Auch haben die ledigen Arbeiter Ueberfluss, warum, soll sofort erklärt werden. Aber es leidet der Teil der Arbeiterschaft, der verheiratet ist und Kinder hat, die noch nicht verdienen können und der die grosse Mehrheit des Arbeitervolkes bildet. Er spart an Wohnung und Kleidung, damit es

[1]) Vergleiche das Novemberheft.

wenigstens zur Nahrung noch einigermassen reiche. Aber die Tatsache der allgemeinen Unterernährung springt in die Augen. Nur e i n Beispiel: in einem sächsischen Landstädtchen, das keineswegs abnorme Verhältnisse aufweist, hat man die Schulkinder durch das Verfahren des Blutentzuges auf tuberkulöse Disposition hin untersucht. Es zeigte sich, dass von je sieben Kindern bei fünfen eine latente Tuberkulose vorhanden war. Wie muss es dann erst in den Grosstädten und reinen Industrieorten stehen!

Die Not ist aber nicht bloss physischer, sondern vor allem moralischer Art. Sie wird von Alfred Müller so gründlich und anschaulich geschildert, dass ich nichts hinzuzufügen wüsste. Höchstens könnte ich von dem tiefen Eindruck berichten, den mir das sorgenvolle Wesen, das beständige Rechnen und Ueberlegen, das man in der Eisenbahn, auf der Strasse, im Kaufladen, von den Gesichtern besonders der Frauen ablesen kann, immer wieder gemacht hat und der nur überboten wurde durch den Anblick der hungrig vor den Lebensmittelgeschäften stehenden Kinder. Aber auf e i n e n Punkt möchte ich doch auch noch den Finger legen. Wer flüchtig durch Deutschland reist und auch wer dort länger weilt, aber nur die Oberfläche der Dinge sieht, wird gegen meine Darstellung den Einwand erheben, dass ja gerade in Deutschland ein Schlemmerleben geführt werde, wie nirgends sonst, dass alle Theater und Kinos, wie alle Cafés und Likör-Restaurants und alle Tanzböden voll seien und zwar nicht zum wenigsten von jungen Arbeitern und Arbeiterinnen. Die Tatsache ist nicht zu leugnen. Aber wie ist sie zu erklären? Etwa bloss aus der Genussucht oder gar aus dem Ueberfluss? Beides spielt gewiss auch mit, aber der Hauptgrund ist ein anderer: e b e n d i e N o t s e l b s t. Genauer gesagt: es hat in Deutschland gegenwärtig keinen Sinn mehr, zu s p a r e n. Denn bei der grenzenlosen Unsicherheit des Geldwertes bedeutet eine Summe von 20,000 Mark übermorgen vielleicht nur noch 5000 Mark oder noch weniger. Waren kaufen kann man auch nicht ins Endlose; der junge Arbeiter hat auch keinen Ort, wo er sie aufbewahren könnte. Und hier spielt ein weiteres Moment mit: das Wohnungselend ist so schrecklich, die Massen sind so sehr in Räume zusammengepfercht und diese so schlecht geheizt, dass es nicht zu verwundern ist, wenn man anderswohin flieht.

So zeigt sich, dass, was gegen die deutsche Not zu sprechen scheint,

vielmehr der Gipfel dieser Not, die ergreifendste Aeusserung dieser Not ist.

Es ist freilich richtig, dass trotzdem das erworbene Geld besser angewendet werden könnte. Aber da spielt nun ein moralisches Element eine grosse Rolle: die allgemeine Verzweiflung. Wozu sparen? Wozu uns zusammennehmen? Wir haben doch keine Zukunft. Diese Stimmung hängt aber aufs engste mit der Reparationsfrage zusammen. Gewiss spielt hier viel Irrtum — und auch viel Tendenzlüge, die ihn erzeugt — mit. Die deutsche Not, die Valutanot vor allem, stammt keineswegs bloss aus den Zahlungen an die Entente. Ganz sicher ist sie auch ein Werk der führenden deutschen Kreise und eine Folge allgemeiner Umstände. Aber es ist eine psychologische Tatsache, dass das Reparationsproblem diese Wirkung übt: Verzweiflung zu erzeugen.

Niemand, sage ich noch einmal, kann mit offenen Augen und fühlendem Herzen die deutsche Lage beobachten, ohne tief ergriffen zu gewahren, dass hier ein grosses Land in schwerstes Elend versenkt ist und zwar gerade der schuldloseste Teil am meisten. Ich glaube nicht, dass ich während meines ganzen deutschen Aufenthaltes ein einziges frohes Lachen gehört habe. Eine dunkle Wolke des Leides lastet schwer über diesem Volke. Und nun sage ich: diese deutsche Not ist auch ein Gewicht, das in die Wage fallen muss, die heute Recht und Unrecht abwägt. Was die Führer dieses Volkes auch gesündigt haben mögen und das Volk, das sie geduldet und zum Teil immer noch duldet, ja verehrt, mit ihnen, — wer heute diese Not vermehrt, statt sie zu mindern, ladet Fluch auf sich. Man kann in der Meinung, sein gutes Recht zu vertreten, nur an sich selbst denkend und die sittlichen Tatbestände übersehend, in furchtbarstes Unrecht verfallen. Diesem Volke, das nun fast zehn entsetzlich lange Jahre Unsägliches leidet, muss geholfen werden und zwar rasch, sonst wird das Gericht auch dafür nicht ausbleiben.[1])

[1]) Ein deutscher Freund schreibt mir über die Folgen des französischen Vorgehens: «Ich spüre es an der eigenen Seele: es ist schwer, so etwas ertragen zu müssen. Möchte Deutschand wenigstens leidensfähig sein und den innern Gewinn, den auch ein solches Leiden mit sich bringen kann, sich nicht verscherzen durch ohnmächtige Hassgefühle gegen die Franzosen

Noch auf ein anderes Moment möchte ich aufmerksam machen. Dadurch, dass Frankreich durch sein Verhalten das *ganze* deutsche Volk leiden macht, schweisst es dieses ganze Volk gegen sich zusammen. Es wird verhindert, die Tatsache zu sehen, dass es seine eigenen industriellen, militärischen und intellektuellen Führer sind, die im wesentlichen sein Elend verursacht. Es wird in jener inneren Auseinandersetzung gehemmt, die zu einem *neuen* Deutschland führen könnte, einem Deutschland, das der Welt wieder Segen, statt Gefahr, wäre. So schafft Frankreich sich in Verblendung das Los, dem es entgehen möchte. Wieder sind wir bei seinem schweren Unrecht und seiner grossen Torheit angelangt. Wie wir einst bei den Deutschen staunen mussten, dass ein so tiefes Volk so flach und töricht sein könne, so nun bei den Franzosen, dass ein so geistvolles Volk so kurzsichtig und blind sein könne.

Nun also sind die Franzosen in das Ruhrgebiet einmarschiert. Und was nun?

Dieser Gewaltakt und Frevel wird ein Signal für alle Dämonen sein. Alle Geister der Gewalt von rechts und links jubeln auf. Die Kommunisten wittern Morgenluft, sie können die Welt in das Chaos stürzen, aus dem dann *ihr* Reich erstehen soll. Die Fascisten aller Art rüsten sich zu ihren längst geplanten Streichen. Die Militaristen jubeln: «Seht ihr, ihr Narren, die ihr von Abrüstung und Zivildienst faselt, seht ihr, wie die Welt ist!» Das Bündnis zwischen Deutschland und Russland, das die furchtbarste aller Gefahren für den Welt-

und Erbitterung gegeneinander. Die nächsten Folgen der politischen Lage werden hier in unserm Arbeiterviertel in einem neuen Anwachsen der materiellen Not bestehen. Und das macht die Menschen dabei nicht wach und lebendig, sondern unendlich stumpf und müde. Der Arbeiter braucht jetzt seine ganze Zeit, entweder um seinen Schrebergarten in Ordnung zu halten, oder um die Schuhe seiner Kinder zu besohlen oder um Holz und Kartoffeln von irgendwoher billig zu besorgen usf. Die Versammlungen werden nicht besucht, die Bildungsgelegenheiten nicht benützt. Eine Fahrt zum Museum kostet im Augenblick an Fahrgeld für die elektrische Bahn 140 M. Religiöse Fragen tauchen kaum einmal am Horizont der Seele auf. Deutschland war eine Zeitlang sehr wach und innerlich erregt. Die Menschen waren sogar imstande, für Gott Augen und Ohren zu bekommen — ich denke besonders an die Jugendbewegung — aber nun hat man das Gefühl, dass man einem langsamen Absterben, einem langsamen Vernichtetwerden durch unerträglichen Druck von aussen her, gegenüber steht.»

frieden bedeutet, rückt aus dem Gebiet des Traumes näher zur Wirklichkeit. In Deutschland kommen die Nationalisten aller Art vollends obenauf. Die Schuldlügen-Lüge hat gute Zeiten. Die Neutralen werden vollends von der deutschen Propaganda mitgerissen. Frankreich wird moralisch ganz isoliert. Die Wellen des Hasses schwellen von allen Seiten gegen es an. Es ists, das vor allem die Rechnung wird zahlen müssen; es ist seinem Untergang jetzt vielleicht näher als zu der Zeit, wo die deutschen Kanonen Paris beschossen. Es trauern alle Geister des Friedens und der Gerechtigkeit; der Unglaube triumphiert, der Glaube steht beschämt.

Ich meine doch, das sei nicht die einzige Möglichkeit, die Wendung der Dinge zu beurteilen. Sie kann auch zum Guten führen, dadurch, dass sie eine akute Krisis einleitet und die Dinge endlich zu einer Entscheidung bringt. Es können, durch das Auftauchen des Medusenhauptes eines neuen Weltkrieges aufgeschreckt, alle guten Kräfte der Menschheit sich zu einem Entscheidungskampf aufraffen. Nur Eines wäre schlimm, wäre fast tötlich: wenn diese Krise nicht entstünde, wenn die Welt sich in diesen Sieg des Bösen apathisch fügte, wenn in Deutschland Zwiespalt, finanzielle oder politische Spekulation jeder Art anstelle eines geschlossenen moralischen Widerstandes träten. Dann wäre das Ergebnis eine Versumpfung statt einer Gesundung, eine Lähmung statt einer Krisis. Dann wäre ein Ende mit Schrecken, ein Versinken in den Abgrund sicher. Darum ist die Stunde entscheidend.

Was ist denn zu tun? Es sind nun alle edlen Kräfte, die in unserer Welt noch vorhanden sind, auf eine Probe gestellt. Wir blikken uns nach den Mächten um, die eingreifen und retten könnten. Da ist der Völkerbund. Seine Stunde ist gekommen, in doppeltem Sinn: wenn er nun, da Europa durch eines seiner Glieder in diese neue Kriegsgefahr versetzt ist, versagt, dann ist es mit ihm moralisch zu Ende; wenn er jetzt auf der Höhe seiner Aufgabe steht, dann hat er die Zukunft gewonnen. Dass ihm das Problem übergeben würde, wäre die beste Lösung. Wird es geschehen? — Da ist der organisierte Sozialismus. Wird er die nötige Kraft zu einer wirklichen Aktion aufbringen? Dass Moskau die Arbeiterbewegung, besonders die französische, auf die nun so viel ankäme, zersetzt und gelähmt hat, offenbart sich von neuem als furchtbarer

Fluch. Und dieses Moskau wird auch jetzt eine diabolische Rolle spielen. — Ob die englische Arbeiterschaft, überhaupt das englische Volk, geschlossen und kraftvoll genug sein wird, um ihre Regierung zu Entscheidungen zu nötigen? — Und endlich Amerika, das selbstgerechte, von seinem Reichtum verdorbene — ob seine edleren Kräfte hinreichen, um es zur rettenden Tat zu drängen und es dem Gericht zu entreissen, das sonst über es selber kommen muss, über dieses Amerika, das mit einem Wort, einem Wort, das so wenig ein Opfer bedeutete (ich meine die Streichung der alliierten Schulden) helfen könnte?

Wir wissen es nicht. Wir wissen, dass der Anblick des Medusenhauptes versteinert, wenn nicht eine höhere Macht davor schützt. Wir haben verlernt, auf menschliche Kräfte allzuviel zu trauen. Aber wir dürfen glauben, dass die Macht, die doch nicht unser Verderben will, auch über dieser Wendung der Dinge stehe und durch das Sinken in grössere Tiefe uns zur Höhe, durch das Hineinkommen in grössere Finsternis uns zum Lichte führen wolle. Ihr vertrauend, wollen wir alles tun, was wir können, damit aus dieser Wendung, die Verzweiflung bedeuten kann, ein Sieg des Glaubens werde, dass sie eine wirkliche akute Krisis werde und bleibe bis zur Lösung; dass es nun endlich zur Lösung komme.

Ueber das aber, was der Augenblick fordert, müssen wir empor und hinaus schauen zu den Werken und Wahrheiten, die dauernd und endgültig helfen können. Um beim Kleineren anzufangen, so muss die militärische Besetzung deutschen Gebietes nun endlich aufhören. Sie ist Sünde. Freilich muss Deutschland unzweideutig zeigen, dass es tun will, was seine sittliche Pflicht ist, wozu auch Schulderkenntnis und Schuldbekenntnis gehören. Die Reparationsfrage muss aber so gelöst werden, dass alle Völker etwas von ihrer Last tragen, besonders auch die «neutralen». Dass dafür der Völkerbund das geeignetste Organ wäre, ist schon gesagt worden. Er muss schleunigst erweitert und umgestaltet werden. Es muss Frankreich jene Sicherheit verschafft werden, die es von seiner Angstpsychose befreit. Es muss die Verständigung der Völker noch viel energischer einsetzen. Sie müssen miteinander reden, einander verstehen lernen in ihren Anklagen, ihren Ansprüchen, ihren Leiden, und so zur Höhe gemeinsamer Aufgaben

gelangen. Sie müssen aus der verblendeten Rechthaberei heraus in die Luft des wirklichen Rechtes und der wirklichen Gerechtigkeit. Für den Augenblick aber dürfte die Aufgabe der Aufgaben sein, dass das deutsche Volk sich durch die allerdings fast unerträgliche französische Provokation nicht zu verhängnisvollen Aktionen fortreissen lässt. Es ist besonders Sache der Arbeiterschaft, dafür Sorge zu tragen. Sie muss sich darüber klar sein, dass es sich um eine durchaus internationale Angelegenheit handelt, die bloss durch internationales Handeln erledigt werden kann. Es ist gewiss eine grosse Zumutung an das deutsche Volk, diese Haltung zu bewahren, aber es kann dadurch sein Recht und das französische Unrecht in dieser Sache am besten ins Licht setzen und zugleich viel Vergangenes sühnen.

Freilich weisen diese Aufgaben auf noch umfassendere, noch tiefer greifende hin. Es ist für uns immer selbstverständlich und braucht darum nicht jeden Augenblick wiederholt zu werden, dass es für uns ohne eine soziale Umgestaltung keine Friedensordnung der Welt gibt. Auch hinter der Reparationsfrage steht als böser Dämon der internationale Industrialismus mit seiner Konkurrenz und seiner Einmütigkeit. Solange wir von dieser Macht regiert werden, kann es keinen Frieden geben. Einen solchen schafft uns nicht eine neue Mammonsherrschaft, sondern nur eine neue Gottesherrschaft. Nur diese ist es, die auch die Angst von der Seele der Menschen nimmt, aus der alles Böse letztlich herauswächst, die Angst des Unglaubens, die an der Wurzel des Mammonismus wie der Gewalt liegt; nur sie kann jenen Glauben wirken, der es im sozialen wie im nationalen und internationalen Leben mit einem neuen Wege wagt. Diese Befreiung hat nicht nur das französische Volk, sondern ebensogut die ganze Welt nötig. Und das ist es auch, was wir brauchen: eine tiefe Empfindung unserer gemeinsamen Schuld, die alle Selbstgerechtigkeit, besonders auch die «neutrale», vertreibt. Die Mächte, die Frankreich zu seinem jetzigen Schritt verleitet, regieren über alle Völker; die Kräfte, die es haben müsste, um darüber hinaus zu kommen und einen höheren Weg zu gehen, haben alle nicht. Wenn wir es verurteilen, verurteilen wir auch uns selbst. Es gibt nur einen Weg, der uns alle rettet: Busse und Bekehrung, d. h. tiefe Schuldbekenntnis und Umkehr zu neuen Gedanken und Wegen.

11. Januar 1923. L. Ragaz

Rundschau

Zur Arbeit in der Genossenschaftsbewegung. Es ist hier schon zu verschiedenen Malen über die Notwendigkeit geschrieben worden, im Rahmen der heutigen Genossenschaften — insbesondere der Konsumvereine — zu neuen Organisationsformen zu gelangen, welche dem Wesen und der Aufgabe der Bewegung besser entsprechen, als die grossen und ungegliederten Vereine es tun. Und wir haben im Anschluss daran auch über Vorschläge und erste Ansätze zu einer inneren Umbildung der Genossenschaften berichtet. Diese gehen weiter; die ersten Stimmen, die sich so manches Jahr nur vereinzelt meldeten, finden immer breiteren Widerhall, und hie und da wird in der Praxis, — teils von den Vereinsleitungen, teils frei von Einzelnen ausgehend —[1]) mit der Bildung kleiner Kreise unter den Genossenschafter begonnen. Wenn dies auch zunächst Versuche und Anfänge ind, zum Teil noch recht tastender Art sind, wie die Schreibende es von ihren eigenen sehr wohl weiss, so dürfen wir doch in ihnen Zeichen vorhandenen Lebens erblicken und die Hoffnung hegen, dass in dieser Bewegung — sofern die rechten Menschen kommen und die rechten Verbindungen geschaffen werden, — noch Kräfte bereit sind, zu neuem Leben vorzubrechen. Dass wir es auch hier mit manchem lähmenden und hindernden Einfluss zu tun haben, ist selbstverständlich; zumal bei einer Bewegung, deren Aufgaben und Ziele so stark ins Materielle gehen, in welcher die Idee sich ständig in Tatsachen verkörpern und an Tatsachen reiben muss, und die darum begreiflicherweise auch viele Menschen umfasst, welche im Materiellen, Wirtschaftlichen, Gegenwärtigen ihre einzige Bedeutung erblikken. Für sie sind unsere Versuche zu innerer Belebung der Genossenschaft, zur Verbindung und Erziehung ihrer Glieder erst dann beachtenswert, wenn sich ein materieller Erfolg aufweisen lässt. Dieser kann und darf zwar nicht ausbleiben, auch für unsere Meinung nicht, denn Ideelles und Materielles sind hier wie überall innig verknüpft, aber er mag sich nicht sofort sichtbar und zählbar zeigen.

Ernsthafter als diese fast selbstverständlichen Hemmungen scheint mir eine andere Gefahr zu sein, die sich wohl immer einstellt, wenn einmal ein guter Gedanke in der Luft liegt und reif zur Tat geworden ist: dass jeder sich auf ihn stürzt, ihn verwirklichen — und *benutzen* will. Dass dabei bisweilen ein wenig ungeregelt und an verschiedenen Punkten zugleich begonnen wird, ist vielleicht nicht allzu schlimm; es gilt wohl kaum ein junges Leben, das gleich regelrecht und in fertiger Gestalt auftreten würde. Aber dass ein solcher neuer Gedanke für Zwecke der Person und vor allem der *Partei* oder einer bestimmten Parteirichtung ausgenutzt werde, das scheint mir eine Gefahr zu sein, die gerade bei der heutigen Lage der Genossenschaft, in der sie vom Parteiwesen zerrissen und für Parteizwecke umstritten ist, nicht allzu ferne liegt.

Darum möchten wir ja gerade *hier* in diesen Blättern wieder und immer wieder von der Mitarbeit in der Genossenschaft reden und nicht müde werden, dazu aufzufordern, weil wir hoffen dürfen, unter ihren Lesern auf Menschen zu stossen, denen diese Sache *über* der Partei steht, weil sie selbst, die Genossenschaft, für uns wiederum nur *Teil und Stufe einer viel grösseren Sache ist*, der wir dienen möchten.

Es soll aber nicht nur im allgemeinen gebeten werden: Arbeitet

[1]) Von solchen Versuchen in Zürich und den dabei gemachten Erfahrungen soll bald kurz berichtet werden.

mit, sondern es scheint uns, als zeigte sich immer deutlicher eine bestimmte Form der Mitarbeit, wie sie gerade von uns geleistet werden könnte, neben der einfachen Mitgliedschaft und auch neben der Tätigkeit in der Vereinsleitung, für die nicht jeder gemacht ist. Die neue Organisationsform, die sich durchsetzen will — das genossenschaftliche Leben und Arbeiten in kleinen Kreisen — ruft einer neuen Methode genossenschaftlicher Bildung und Erziehung, resp. die heutige «Propaganda» in grossen Vorträgen und Massenversammlungen muss immer mehr durch wirkliche Erziehung und Bildung ersetzt werden, deren Methode der «Kurs» ist, die gemeinsame Arbeit und Schulung, auch in kleinen Kreisen. Zur Durchführung einer Dezentralisation in den Vereinen, einer solchen Verschiebung des genossenschaftlichen Schwergewichtes von der Spitze in die breite Grundlage der gegliederten Mitgliedschaft, ist eine grössere Anzahl von Menschen ganz unerlässlich, die in der Genossenschaftsidee und -praxis so durchgebildet sind, dass sie einen solchen kleinen Mitgliederkreis zu führen oder zu beleben imstande sind. Fordert schon diese Selbstverständlichkeit zu einem ganz neuen und tieferen Erfassen des genossenschaftlichen Erziehungsproblems auf, so kommen noch weitere Tatsachen hinzu, die auch in der Bewegung immer mehr erkannt werden: schon die rein materielle Notwendigkeit eines grossen Umsatzes wird heute, wo die Konkurrenz mit dem kapitalistischen Handel ganz anders liegt als zu Beginn der Genossenschaftsbewegung, nicht mehr rein mechanisch erreicht, durch Anlocken der Konsumenten mit einem gewissen Vorteil, sondern verlangt die Aufklärung und das bewusste Handeln der Mitglieder, an deren Denkfähigkeit und Wollen, nicht gedankenlosen Eintags-Egoismus, die Genossenschaft appellieren muss. Es zeigt sich aber immer mehr, dass diese Fähigkeiten nur selten und unvollkommen durch die üblichen Vorträge und Versammlungen (womöglich mit Kaffee und Lustbarkeiten!) erreicht werden, sondern dass hier wie überall, die wirkliche Erziehungsarbeit nötig ist, die zuerst bei einem kleineren Kreise einsetzen und sich in der gleichen Weise fortsetzen muss.

Was von den Mitgliedern gesagt ist, gilt in gleichem, wenn nicht noch stärkeren Masse vom Personal der Vereine, den Verkäuferinnen, Angestellten und Arbeitern aller Art. Ich möchte die Frage zunächst noch offen lassen, ob es unbedingt nötig und richtig wäre, für ihre Einführung und Erziehung immer besondere Kurse einzurichten, ob es nicht auch vorteilhaft sein könnte, Angestellte und Konsumenten bei solchen Gelegenheiten zusammenzubringen? Das wird häufig je nach Notwendigkeit und Möglichkeit entschieden werden, — wenn nur überhaupt mit solcher Arbeit in irgend einer Form begonnen wird!

Ist nun Aussicht vorhanden, dass diese Bildung und Erziehung in nächster Zeit, ausgehend von der heutigen Genossenschaftsbewegung selbst, in Angriff genommen wird? Wir haben auch dabei mit den gleichen hemmenden Faktoren zu rechnen, wie bei den neuen Organisationsplänen, ebenso aber auch mit einer entschiedenen Geneigtheit und Einsicht bei vielen Genossenschaftern, und wenn diese nicht schnell und klar zum Ausdruck kommt, so mag ein Hauptgrund darin liegen, dass jetzt, im Anfang, die Helfer fehlen, die nötig sind. Darum wird es wichtig sein, die Kräfte möglichst zu vereinigen, die gerüstet und fähig wären, solche Arbeit zu leisten.

Die Bildung von Arbeitsgruppen, die Veranstaltung von Kursen aller Art, ist nun in letzter Zeit bei uns und unsern Gesinnungsfreunden eine besonders gepflegte Ausdrucksform unseres Wollens geworden. Wir hoffen, auf diese Weise in immer engere und bessere Verbindung mit der Arbeiterbewegung und den proletarischen Genossen zu kommen

einer aufkeimenden rechten Menschengemeinschaft zu dienen. Liegt es nun nicht nahe, das Genossenschaftswesen und die Mitarbeit in ihm einmal zum Hauptgegenstand solcher Besprechungen und Kurse zu machen? Für die Durchführung dieser Veranstaltungen sollten wir uns mit dem örtlichen Konsumverein, oder mit dem schweizer. Verband und seinen Kreisorganisationen in Verbindung setzen, denn wir sind in der Bestreitung der materiellen wie der geistigen Mittel gegenseitig recht aufeinander angewiesen. Je nach der Lage und den Verhältnissen werden von uns z. B. die Referenten gestellt, ein ander Mal vielleicht die Einrichtung der Kurse besorgt werden müssen. Sehr wichtig wird sein, dass unsre Gesinnungsgenossen an solchen Kursen teilnehmen; doch sollten wir noch besser die Initiative dazu ergreifen, wo wir nur können. Wir werden gewiss in vielen Fällen auf Bereitwilligkeit und Freude bei den Genossenschaftern stossen: und wo nicht, werden wir nicht nachlassen und Wege suchen.

Die Schreibende möchte sich gern, so gut ihr das möglich ist, anbieten, eine erste Anknüpfung und Auskunfterteilung zu erleichtern, wo eine solche notwendig wäre. Wir dürfen vielleicht auch die Hoffnung hegen, dass die Bewegung für Gemeindestuben, die sich ja auch mit Bildungs- und Erziehungsfragen im Sinne der «Volkshochschule» befasst, unsre Bestrebungen unterstützen würde. Jedenfalls wäre ein gemeinsames Vorgehen und eine gegenseitige Hilfe der Kreise, die so aufeinander angewiesen sind, wie die Genossenschaft und unsere Sache, sehr zu wünschen. Und es liegt ein Feld reicher Tätigkeit vor uns. D. Staudinger

Vom Völkerbund der Kirchen. Die vom 6. bis 10. August in Kopenhagen tagende internationale Konferenz des Weltbundes der Kirchen hat folgende Resolution angenommen:

«Die Konferenz stellt mit schwerem Befremden die Tatsache fest, dass trotz der furchtbaren Erfahrungen des Krieges,

trotz aller durch die vierzehn Punkte des Präsidenten Wilson erregten messianischen Erwartungen,

trotz der in den Bestimmungen des Vertrages von Versailles festgesetzten Abrüstung der europäischen Mittelmächte,

trotz der feierlichen Verpflichtung der alliierten Mächte im Waffenstillstandsabkommen und im Vertrage von Versailles,

trotz der Begründung eines Völkerbundes mit der ausgesprochenen Absicht der Rüstungsbeschränkung in der ganzen Welt,

trotz der Abmachung der Konferenz von Washington über Beschränkung der Flotten,

trotz der heissen, ja tragischen Sehnsucht aller Völker der Erde nach einer Erleichterung der Rüstungslasten,

die Gesamtzahl von Soldaten und die militärischen Ausgaben heute grösser sind als vor 1914, und dass Misstrauen, Böswilligkeit und Hass der Völker untereinander schlimmer sind als je zuvor.

Die Konferenz erkennt zwar die Notwendigkeit an, eine der nationalen Sicherheit angemessene Wehrmacht beizubehalten in der Erwartung, dass dereinst ein wirklicher Völkerbund über eine genügende Macht verfügt.

Sie legt es aber allen christlichen Kirchen als eine heilige Verpflichtung ans Herz, die seelische Abrüstung innerhalb jedes Volkes zu fördern und die Menschen mit gleicher Entschiedenheit dahin zu beeinflussen, dass sie für eine schleunige und allgemeine Einschränkung der Rüstungen eintreten, wie auch für die Anwendung des schiedsgerichtlichen und vermittelnden Verfahrens zur Erledigung aller internationalen Streitigkeiten, wie dies jetzt durch die Errichtung des Internationalen Gerichtshofes im Haag praktisch möglich geworden ist.»

Man sieht sofort, dass die Anerkennung der vorläufigen Notwendigkeit «einer der nationalen Sicherheit angemessenen Wehrmacht» die Resolution vollkommen entwertet. So kann sie jeder Sonderegger unterschreiben. Zu meinem grossen Leidwesen muss ich hinzufügen, dass daran die Franzosen schuld sind und zwar gerade unsere Freunde Wilfred Monod und Elie Gounelle. Sie erblickten — nach meiner Ansicht mit Unrecht — in einer ursprünglich vorgeschlagenen radikaleren Fassung, die sofortige völlige Abrüstung verlangte, eine versteckte Missbilligung der französischen Politik. In Wahrheit haben sie leider durch ihre Haltung die ohnehin schon so stark verbreitete antifranzösische Stimmung vermehren helfen.

Welche Ironie der Geschichte! Verteidiger der radikalen These war vor allem jener Professor Deissmann, dessen Eignung für solche Aufgaben ich mit Entschiedenheit bestreite und Gegner also die Freunde Monod und Gounelle, deren Antimilitarismus so viel echter und vertrauenswerter ist. Ich stehe persönlich nach wie vor zu Monod und Gounelle, aber ich glaube, dass sie in Kopenhagen nicht ganz auf der Höhe ihrer Mission gestanden haben. Ganz sicher werden diese Männer einen Schritt weiter tun.

Freilich, sie haben ganz recht, wenn sie in der pazifistischen Bewegung eine starke Neigung zu einer Parteinahme gegen Frankreich und für Deutschland zu beobachten glauben, aber gerade diese Art wäre durch ein anderes Verhalten entwaffnet und ist so eher verstärkt worden. Leider — denn es ist ein Element der Unwahrheit und Ungerechtigkeit in dieser Art.

Ob man übrigens von einer solchen halboffiziellen Organisation Pionierarbeit erwarten darf? Es wäre fast ein Wunder! L. R.

Christentum, Pazifismus und Amerika. Die christlichen Kirchen Nordamerikas haben auf ihrem Bundestag im Juni 1922 folgende Entschliessung angenommen:

1. Wir glauben, dass die Nationen nicht weniger als die Individuen Gottes unveränderlichen moralischen Gesetzen unterworfen sind.

2. Wir glauben, dass die Nationen wirkliche Wohlfahrt, Grösse und Ehre nur durch gerechte Handlungsweise und selbstlosen Dienst erlangen können.

3. Wir glauben, dass der Geist christlicher Brüderlichkeit, alle ungerechten Schranken des Handels, der Farbe, des Glaubens und der Rasse beseitigen kann.

4. Wir glauben, dass christlicher Patriotismus die Betätigung guten Willens zwischen den Nationen verlangt.

5. Wir glauben, dass internationale politische Aktionen gleiches Recht für alle Nationen zu sichern haben.

6. Wir glauben, dass alle Nationen sich ständig für Weltfrieden und guten Willen zu vereinigen haben.

7. Wir glauben an internationale Gesetzgebung und den allgemeinen Gebrauch internationaler Gerichts- und Schiedsgerichtshöfe.

8. Wir glauben an eine durchgreifende Abrüstung durch alle Nationen.

9. Wir glauben an eine krieglose Welt und widmen uns selbst deren Herbeiführung.

10. Wir glauben, dass die Regierung der Vereinigten Staaten sich selbst baldigst mit den anderen Nationen verbinden soll, um dauernde Einrichtungen zu schaffen für die Festlegung internationalen Rechtes, für die wirkungsvolle Betätigung internationaler Gerichts- und Schiedsgerichtshöfe. Für die Sicherung der auf gesetzmässigen Boden stehenden, friedliebenden Nationen vor Angriff und Verwüstung durch irgend eine rechtlosse und angriffs-

lustige Nation, für Durchführung von gerechter Behandlung (fair treatment) und gleicher ökonomischer Entwicklungsmöglichkeit Aller. (Advocate of peace.)

Um den Zivildienst. Die durch unsere Initiative erregte Bewegung geht weiter. Die Systemspresse und ihre Agenturen nehmen Stellung. Natürlich ablehnend. «Systemspresse» bedeutet allerdings nicht «bürgerliche» Presse. Ungefähr die gleichen nichtsozialistischen Organe, die gegen die Lex Häberlin waren, sind auch für den Zivildienst. So erscheint z. B. gerade in diesem Augenblick ein ganz feiner Artikel der Pfarrer Etter und Grossmann in Rorschach in einer Reihe von ostschweizerischen demokratischen Blättern, die übrigens auch von sich aus für den Zivildienst eintreten. Besonders günstig ist die Stimmung für die Sache in der welschen Schweiz. Hier wirkt offenbar noch etwas vom Geiste Vinets, dem Respekt vor dem individuellen Gewissen nach, allerdings nicht in den Kreisen, die seine offiziellen Hüter sind, in Wirklichkeit aber etwas Anderes hüten!

Wichtig ist der Beschluss der sozialdemokratischen Parteileitung, die Initiative offiziell zu empfehlen. Er bedeutet nicht nur eine grosse Verstärkung für die Petition, besonders im Zusammenhang mit der Eingabe an den Bundesrat in Sachen der Intervention des Völkerbundes, eine erfreuliche Entwicklung der Partei in der Stellung zum Kampf gegen den Krieg.

Was die gegnerische Presskampagne betrifft, so muss wieder festgestellt werden, dass sie sich — einige wenige Ausnahmen abgerechnet — auf dem niedrigsten sittlichen und intellektuellen Niveau bewegt. Statt mit Gründen gegen die Sache, arbeitet man mit Verdächtigungen gegen ihre Vertreter und Urheber. Einer ihrer Tricke ist, dass man den Initianten vorwirft, sie hüllten sich ins Dunkel der Anonymität, während man sie gleichzeitig mit Schmutz bewirft. Selbstverständlich fehlt das Hauptstück nicht: die Behauptung, es handle sich um ein bolschewistisches Unternehmen. Dass die kommunistische Partei offiziell und mit Schärfe die Petition abgelehnt hat, wissen diese Artikelschreiber natürlich ganz genau, aber wie kämen sie ohne den Bolschewismus aus! Es ist offenbar unmöglich geworden, dass bei uns noch über irgend eine Frage, die mit Politik zusammenhängt, sachlich verhandelt werde. Denn es gibt keine Wahrheitsfragen mehr, sondern nur noch Machtfragen. Man kämpft nur noch mit persönlichen Verleumdungen und verlogenen Schlagwörtern. Daneben erhebt jedes Dogma seinen Ruf der Verurteilung einer Sache, die nicht gerade von ihm aufgebracht oder gesegnet worden ist. Nur so kann ich mir z. B. die gehässige Stellungnahme des Organs der Freiland- und Freigeld-Bewegung erklären. Wenn dieses tut, als ob die Befürworter des Zivildienstes Leute wären, die nicht wüssten, dass der Militarismus durch eine Aenderung der sozialen Ordnung besiegt werden müsse, so lässt sich wieder schwer an die bona fides eines solchen Schreibers glauben. Es wird einfach etwas, das einem gerade einfällt, in die Luft hinaus behauptet, sei's wahr oder falsch, wenn s einem nur gerade in den Kram passt.

Die Ablehnung des Zivildienstes durch die Kommunisten verstand sich von selbst. Nur wenn die kommunistische Erklärung behauptet, die Stellung der Befürworter der Initiative sei nicht sozialistisch, sondern individualistisch, so ist zu bemerken, dass vielmehr die Stellung der Kommunisten nicht sozialistisch, sondern, — um den ihnen schrecklichsten Ausdruck zu brauchen — kleinbürgerlich ist. Denn der Gewaltglaube, auf dem sie ruht, ist ja der, auf den auch der patriotische Spiessbürger seinen Mili-

tarismus begründet. Immer wieder reichen die äusserste Linke und die äusserste Rechte sich die Hand und helfen einander. Wenn sodann der Kommunismus seine Anhänger in die Armee schicken will, um diese zu revolutionieren und später für *seine* Zwecke zu benützen, so muss man sich fragen, in welchem Utopia eigentlich diejenigen leben, die jetzt so noch reden können. Endlich, wenn auf dieser Seite, wie übrigens auch sonst etwa, erklärt wird, man dürfe die Armee nicht zu einer Soldtruppe des Kapitals werden lassen, so ist zu sagen, dass sie das auf *alle* Fälle wird und dass nur der entschlossene Antimilitarismus der Arbeiterschaft dem Fascismus überlegen bleibt.

Dass ein Pfarrer, der zugleich ein bekannter Politiker ist, das Perfideste gegen uns geschrieben hat, braucht uns nicht zu wundern. Ihm sei nur dies erwidert: Er bezweifelt gar sehr die Zuverlässigkeit der Stimme des Gewissens und meint, es sei sicherer, sich an das Urteil des Staates zu halten. Nun könnte man sich schon wundern, wenn ein Theologe nichts von dem Wort weiss, dass es nicht rätlich noch heilsam sei, etwas gegen das Gewissen zu tun. Doch lassen wir das nun beiseite. Ich möchte dem betreffenden Schreiber doch eins zum Ueberlegen geben: das Gewissen regt sich oft doch ganz eigenartig, zum Beispiel bei Leuten, die, nachdem sie ihre besseren Ueberzeugungen aus Menschenfurcht und Strebertum verleugnet, sich seltsam genötigt fühlen, die Träger dieser Ueberzeugungen, die ihnen treu geblieben sind, mit nie müde werdender Gehässigkeit zu verfolgen. Arme Seelen! Das ist ja eine Art Hölle! Dante hat dafür auch einen Ort in der seinigen.

Im übrigen schadet es ja nicht, wenn Kampf ist. Wenn es nur wieder einmal möglich würde, mit einander ehrlich, sachlich, ritterlich und ehrfürchtig zu verhandeln, statt bloss einander zu begeifern und anzufahren oder anzuschreien. L. R.

Ueber den Weltfriedenskongress, der vom 10. bis 15. Dezember des vergangenen Jahres *im Haag* stattfand und der, vom internationalen Gewerkschaftsbund einberufen, auch bürgerliche Pazifisten aller Art umfasste, lauten die Urteile verschieden. Die Einen jubeln über die Tatsache des zum ersten Mal stattgefundenen Zusammenarbeitens von sozialistischer und bürgerlicher Friedensbewegung, die Andern klagen über den Mangel an Entschiedenheit, der sogar inmitten des Sozialismus sich gezeigt habe. Beide Urteile werden Recht haben. Es wird auch darauf ankommen, ob man dem Kongress persönlich beigewohnt hat oder nicht. In der Nähe sieht man mehr alle die Halbheiten und Unvollkommenheiten, die Niederlagen eines resoluten Wollens, aus der Ferne aber treten die erfreulichen Züge klarer hervor. So scheint mir doch, dass der Kongress ein gutes Ereignis gewesen sei. Ich glaube, dass aus dieser Mischung verschiedener Elemente doch ein radikaler Antimilitarismus als das Endergebnis hervorgehen werde. Ueberhaupt scheint mir die Stellung der Gewerkschaften gegen den Krieg, trotz aller Vorbehalte, die man leider noch machen muss, doch eine der festesten, soweit Organisationen in Frage kommen sogar die festeste Friedensbürgschaft zu sein.

Der Tagung des Gesamtkongresses ging eine der «*Frauenliga für Friede und Freiheit*» voraus. An dieser herrschte, wie es scheint, viel Enthusiasmus. Doch verraten die Verhandlungen wie die Beschlüsse eine allzugrosse Einseitigkeit und oft auch Oberflächlichkeit in der Beurteilung der Sachlage. Mit der leidenschaftlichen Parteinahme zu Gunsten Deutschlands und gegen die Entente ist dem Frieden und der Versöhnung schlecht gedient, und eine Oberflächlichkeit ist es, alles Elend der heutigen Welt auf den Versailler Vertrag zurückzuführen. Ueberhaupt schiene es uns richtiger, wenn die Frauen, statt ihre edle Kraft in einem

Politisieren zweiten und dritten Ranges, das nur eine Wiederholung der üblichen Schlagwörter ist, zu verschwenden, sie auf die ihnen eigene Aufgabe lenkten: die glaubensstarke und leidenschaftliche persönliche Absage an alles, was Krieg heisst. Wie viel Grösseres könnten sie da leisten! L. R.

Arbeiterschaft und Völkerbund. In bezug auf die Stellung der Arbeiterschaft zum Völkerbund hat sich im Zusammenhang mit dem Einmarsch der Franzosen in das Ruhrgebiet eine Wandlung vollzogen, die für den Völkerbund von der allerhöchsten Bedeutung ist. Sowohl der Kongress im Haag als auch die Konferenz der zweiten Internationale und der Wiener Arbeitsgemeinschaft in Frankfurt, dazu eine Reihe von nationalen sozialistischen Parteien, so die englische, holländische, schwedische, haben sich dafür ausgesprochen, dass die ganze Reparationsfrage dem Völkerbund zur Schlichtung übergeben werde und haben zum Teil direkt seine Intervention angerufen. Etwas Besseres konnte man dem Völkerbund gar nicht wünschen, als dass die sozialistische Arbeiterschaft sich seiner annähme und ihn als Organ benutzte.[1]) Auf der andern Seite aber wird er, wenn er sich dieser Gelegenheit nicht gewachsen zeigt, seinen moralischen Bankrott erleben. Die Lage ist für ihn ungeheuer entscheidungsvoll.

Für uns Schweizer ist die Tatsache überraschend und hocherfreulich, dass die sozialdemokratische Parteileitung ebenfalls den Bundesrat um die Anregung der Intervention des Völkerbundes ersucht. Der Umstand, dass sie dabei ihre ablehnende Haltung gegen den Völkerbund zu wahren sucht, darf darüber nicht wegtäuschen, dass der Schritt eine Anerkennung des Völkerbundes durch das oberste Organ der sozialdemokratischen Partei und eine Erklärung der Bereitschaft, mit ihm zu arbeiten, bedeutet. Nun kommt es darauf an, ob im Bundesrat noch ein Rest von Tapferkeit, Weisheit und grösserem Denken vorhanden ist oder nicht. Denn wenn davon auch nur ein Rest vorhanden ist, so wird er, am besten zusammen mit andern Regierungen, dieser Anregung entsprechen. Die Sachlage ist klar genug. Art. 11 des Völkerbundspaktes ermächtigt die Regierungen, im Falle von Kriegsgefahr das Völkerbundssekretariat darauf aufmerksam zu machen und eine Intervention des Bundes zu verlangen. Dass eine solche Gefahr vorliegt, liegt auf der Hand, besonders wenn man an die weiter abliegenden Folgen denkt. Juristische Tifteleien, wie die, dass der Völkerbund mit dem Friedensvertrag nichts zu tun habe, erweisen sich diesem offenkundigen Tatbestand gegenüber als Ausflüchte. Es ist natürlich sehr zu befürchten, dass der Kleinsinn, der das oberste Gesetz schweizerischen Verhaltens geworden zu sein scheint, den Bundesrat auch diesmal wieder verhindern werde, etwas Rechtes zu tun. Dann hätte er den Völkerbund verraten und die Schweiz dazu. Was helfen alle Gelegenheiten, die ein günstiges Geschick schafft, wenn keine Menschen da sind, sie zu benützen? Doch hoffen wir noch — umsomehr, als vielleicht auch andere Regierungen, besonders solche der kleinen Völker, bereit sind, etwas zu tun. L. R.

[1]) Wie wichtig der Völkerbund umgekehrt für die Arbeiterschaft ist, zeigt Heinrich Ströbel, ein führender Geist des deutschen Sozialismus, in einem auch sonst bedeutsamen neuen Buch: Sozialismus und Weltgemeinschaft. (Verlag «Firn», Berlin.)

Ein Nachklang zum 3. Dezember. Wo das Zentralheiligtum für eine gewisse Art von Schweizern zu finden ist, zeigen sehr deutlich folgende Stellen, die dem «Schweiz. Wirtschaftlichen Volksblatt» (17. Dezember 1922) entnommen sind:

«Der Souverän hat gesprochen

... Mit Ehrfurcht[1]) steht (der Einsichtige) vor der Volkskundgebung... Mit einer Deutlichkeit ohnegleichen können wir gewahr werden, ... wie innig verknüpft mit dem tiefsten Empfinden die Gedanken des Besitzens tatsächlich sind. Wohl noch nie bot sich so gut Gelegenheit, aus einem Abstimmungsergebnis so treffsichere Schlüsse auf die primären Erfordernisse des geistigen Menschen zu ziehen. Man wird ohne weiteres zugeben, dass die Zahlen vom vergangenen Sonntag uns dartun, dass jeder materielle Besitz, er mag so klein sein, wie er will, ein gewisses Heiligtum darstellt. Der dritte Dezember ist nun vielleicht für viele, auch manche an Universitäten, ein Markstein für die Erkenntnis der hohen Bedeutung des Besitzes in der Gestaltung der menschlichen Psyche... Die geistigen Bedürfnisse (gemeint ist wieder der Besitz!), fussend auf uns von Gott gegebenen Qualitäten, dürfen wir nicht mit theoretischen Ideen bekämpfen, und die Erwerbswirtschaft ,mit der daraus entstehenden Kapitalbildung, muss nach wie vor den Eckpfeiler unseres beruflichen, existentiellen, geistigen und sozialen Daseins darstellen. Auf diesen (den Eckstein) kommt es an, ob wir nicht (!) in Zukunft in wirtschaftlicher und sittlicher (!) Beziehung ein Elitevolk sein und bleiben wollen.»

Da weiss man doch, wer des Elitevolkes Gott ist und bleiben soll. Im Neuen Testament ist freilich ein Anderer der Eckstein! Doch sind ja auch Ausleger des Neuen Testamentes in der Politik der gleichen Meinung und beschuldigen einer «Politik der Gewalt», wer weder Mammon noch Mars als «Eckstein» verehrt. L. R.

Kleine Notizen

Genossenschaftliche Schändlichkeiten. Es gibt auch solche! Als genossenschaftliche Schändlichkeit muss eine Weihnachtsreklame des Annahofes, der das Zentrum des Zürcher Lebensmittelvereins bildet, bezeichnet werden. Da sitzt ein Küfer, betrunken und schlafend, auf einem Stuhl. Ein Weihnachtsengel hält ihm, dem Träumenden, eine Flasche an den Mund. Weiterhin schöpfen solche Engel aus einem grossen Weinfass, dessen Spundloch einer von ihnen geöffnet hat. Wieder andere treiben allerlei sonstige alkoholische Hantierung. Das alles gross in einem der Schaufenster des prunkvollen Gebäudes. Ein Kommentar ist überflüssig. Das Gemeinste, Volksschädlichste, was wir an Weihnachtsschändung durch Weihnachtsreklame gesehen, ausgerechnet in einem Genossenschaftsladen! «Wenn solches am grünen Holz geschieht!»

Eine Enzyklika. Der Papst hat eine Weihnachts-Enzyklika erlassen, die sich auch mit dem Weltfrieden beschäftigt. Wir kommen vielleicht darauf zurück. Besondere Bedeutung besitzt sie nicht.

Frauenstimmrecht. Am 18. Februar hat das Zürchervolk über den Vorschlag abzustimmen, den Frauen in Armen- und Kirchen- und Schulsachen das Stimmrecht zu verleihen. Unsere Männer, die selbst mit so reifer und geklärter Weisheit ihr Stimmrecht ausüben, wollen die Frauen durch eine Schule gehen lassen, bis sie ihnen dann, vielleicht in hundert Jahren, nach wohlbestandener Prüfung, d. h. wenn sie immer brav gewesen sind, das Zeugnis für die politische Reife erteilen.

Wie überall die Reaktion wirtschaftet. 1. In einer grossen Schule der Stadt Zürich wird dem «Weltfriedensbund der Jugend» verboten, seine Bekanntmachungen anzubringen, «weil man die Politik aus der Schule fernhalten wolle», aber offiziell eine Verherrlichung des von militärischem Geist getragenen Züricher Flugmeetings an die Schü-

[1]) Die Sperrungen rühren von uns her.

ler verteilt. 2. Es wird nicht erlaubt, an einer bestimmten Brücke Unterschriften für den Zivildienst zu sammeln, trotzdem diese Erlaubnis sonst auf Gesuch hin immer erteilt wurde. «Derartiges» werde nicht erlaubt, lautet der Bescheid des — Obersten, der das betreffende Ressort des Stadtrates innehat.

Armenien wieder verraten. Während man die deutschen «Verfehlungen» durch den Einzug von 50,000 Mann ins Ruhrgebiet straft, weicht man vor den jungtürkischen Massenmördern Schritt für Schritt zurück. So wird nun gemeldet, dass die Heimstätte für die Armenier preisgegeben worden sei. Ob das den in Lausanne feilschenden Diplomaten Mühe gemacht habe oder nicht, bleibe dahingestellt; wir geben Armenien nicht preis und wir haben schon manche Auferstehung erlebt.

Druckfehler oder Charakterfehler? Im Rathaus in Zürich tagte eine Delegiertenversammlung des kantonalen Turnvereins. Man konstatierte grosses Bedürfnis der Turnerschaft für Festabbau und der Vorstand wurde mit der Prüfung dieser Frage beauftragt. Ferner wurde die Veranstaltung eines Kantonalturnfestes im nächsten Jahr beschlossen.» (Tagblatt der Stadt Zürich, 15. Dezember.)

Versammlungen

Bern. Zusammenkunft der Leser und Freunde der Neuen Wege, Sonntag, den 11. Februar 1923, abends 8 Uhr im Volkshaus, Zimmer Nr. 9. Diskussionsthema: Wie finden wir den Weg zur Bruderschaft im Wirtschaftsleben? Referentin: Frau Dora Staudinger aus Zürich.

Auf recht zahlreichen Besuch hofft

Der Ausschuss.

Von Büchern

Ein Buch über die Entwicklungslehre.

Die Entwicklungslehre ist für alle Fragen der «Weltanschauung» immer noch so wichtig, dass ein Buch, welches über ihren Sinn und derzeitigen Stand Klarheit schafft und dazu für jeden Denkfähigen und ein wenig Vorgebildeten verständlich ist, den allergrössten Wert hat. Ein solches Buch ist das von Dr. S. Tschulok, dem bekannten Dozenten der Biologie an der Universität Zürich, unter dem Titel «Deszendenzlehre» (Entwicklungslehre) vor kurzem veröffentlichte.[1]) Es scheint in den Kreisen der Fachleute als ein Meisterwerk anerkannt zu werden. Wenn es seinem Verfasser nicht endlich auch ein Ordinariat für Biologie einträgt (obschon es sicher nicht für diesen Zweck geschrieben ist), so muss es schon mit sehr unrechten Dingen zugehen.

Ich möchte mir von ferne nicht anmassen, über ein solches Buch zu reden, wie es nur ein Fachmann könnte. Es wäre sehr schön, wenn sich ein solcher fände, der in den Neuen Wegen anhand dieses Buches über das ganze Thema allgemein verständlich reden könnte und möchte. Aber das darf auch ich mit gutem Gewissen sagen, dass es ein wissenschaftliches Buch ersten Ranges ist. Durch seine Leidenschaft für klares Denken und Reden, die scharfe Betonung dessen, was man weiss und was man nicht weiss, was Wissenschaft kann und was sie nicht kann, durch die philosophische Orientierung der ganzen Methode und viele andere Vorzüge ähn-

[1]) Verlag von Gustav Fischer, Jena.

licher Art übt es geradezu einen sittlich reinigenden Einfluss aus, wird es ein e r z i e h e r i s c h e s Buch, zeigt den sittlichen Wert echter Wissenschaft und führt diese gleichmässig über einen blossen empiristischen Handwerksbetrieb, wie über eine trübe Mischung von Wissenschaft und spekulativer Popularphilosophie zur Höhe wirklichen Denkens und wahrhafter geistiger Kultur empor.

Aber diese geistige Leistung hat noch einen besonderen Wert für den ganzen Kampf um den Geist, um n e u e n Geist, den wir heute führen. Sie reinigt die Entwicklungslehre (Deszendenzlehre) von all den Anhängseln des Streites zwischen Dogma und Wissenschaft, Idealismus und Materialismus, die ihren eigentlichen Sinn so oft verdunkelt und sie zum Werkzeug sehr zweifelhafter Geister und Bewegungen gemacht haben. Es zeigt, dass diese Lehre, prinzipiell betrachtet, nichts zu tun hat mit «Kampf ums Dasein», «Abstammung des Menschen vom Affen» und ähnlichen Dingen, sondern rein in der Erklärung der «Mannigfaltigkeit der Lebewesen» durch die Annahme besteht, dass diese von einander durch Blutsverwandtschaft abstammen müssten. Damit ist aller Verwendung dieser Lehre zum Aufbau einer sog. monistischen Weltanschauung oder gar einer materialistisch-mechanistischen Philosophie, oder zur Rechtfertigung des Egoismus und der Gewalt im politischen und sozialen Leben ein Riegel geschoben. Es bleibt einfach das Geheimnis dieses grossen Zusammenhanges übrig, für dessen Aufhellung im Sinne einer «Erklärung» nach diesem Buche eines Mannes, dessen völlige Geistesfreiheit niemand zu bezweifeln wagt, noch ganz wenig geschehen ist.

Ob der Punkt, zu dem diese Untersuchung gelangt, schon das Ende des Weges ist, deutlicher gesprochen, ob die Deszendenzlehre ein letztes Wort bleibt oder nicht, kann und soll hier nicht untersucht werden. Aber es ist für jeden, der mit den Fragen der Weltanschauung ringt, von höchstem Werte, durch einen Berufenen zu vernehmen, welches in Bezug auf dieses Thema heute die wissenschaftliche Lage ist. Dass die Darstellung auch didaktisch auf der Höhe steht, ist von einem Pädagogen wie Tschulok von vornherein zu erwarten. Sein auf die Hochschule vorbereitendes Institut in Zürich ist nicht umsonst als das weitaus vorzüglichste dieser Art allgemein bekannt und anerkannt. Echte Wissenschaft ist immer auch echte Pädagogik.

L. R.

An die deutsche Arbeiterschaft [1]

Im Namen einer internationalen Bewegung, die in der ganzen Welt ihre Vertreter hat und die eine völlige Umgestaltung unserer Gesellschaftsordnung zu einer neuen Menschlichkeit und Brüderlichkeit erwartet und fordert, fühlen wir uns gedrängt, in dieser dunklen Weltstunde dem deutschen

[1]) Wir erlauben uns, diese Botschaft an die deutsche Arbeiterschaft abzudrucken mit der Bitte um möglichst reichlichen Nachdruck.

D i e R e d a k t i o n

Volke und besonders seiner Arbeiterschaft unsern brüderlichen Gruss zu senden. Wir beklagen aufs äusserste die Vorgänge, die nun als eine neue furchtbare Prüfung über das deutsche Volk gekommen sind und die ganze Welt noch tiefer in die Hölle des Hasses und Elendes zu stossen, ja den endgültigen Untergang Europas herbeizuführen drohen. Im Angesicht dieser schrecklichen Not und Gefahr möchten wir dem deutschen Volke die Versicherung zurufen, dass es das Urteil der ganzen Welt auf seiner Seite hat, wenn es ihm gelingt, in der Ordnung der internationalen Verhältnisse gegen das Prinzip der Gewalt das des Rechtes zu vertreten und dass es dann einen Sieg erringen wird, der unvergleichlich schöner und grösser ist als alle Schlachtensiege. Es kommt nun für das Schicksal der Welt alles darauf an, dass das deutsche Volk diese überlegene Haltung bewahrt. Dann mag rascher als wir denken eine entscheidende Wendung zum Bessern eintreten. Besonders liegt auf den Schultern der deutschen Arbeiterschaft in diesem Augenblick die ebenso ehrenvolle als schwere Aufgabe, den neuen Weltbrand zu verhüten und das Beispiel einer neuen Methode in der Lösung internationaler Konflikte zu geben. Möge sie mit aller Macht und unerschütterlich den Gesichtspunkt festhalten, dass das Reparationsproblem eine internationale Aufgabe ist, die nur mit internationalen Mitteln gelöst werden kann. Es gibt heute bereits Mittel der Verständigung von Volk zu Volk über die Köpfe aller Gewalt- und Interessenpolitiker hinweg und eine Gemeinschaft der Völker, die jeden Krieg zum Bürgerkrieg macht. Möge darum insbesondere die deutsche Arbeiterschaft das Reparationsproblem als ein nicht bloss deutsch-nationales Anliegen, sondern als eines des ganzen Menschheitvolkes betrachten und behandeln. Im Kampfe um eine bessere Lösung dieses Problems als die bisherige war, sind mit ihr die edelsten Kräfte der ganzen Menschheit, auch diejenigen Frankreichs, verbündet. Auf diese Kräfte gilt es zu vertrauen, mit ihnen müssen wir es wagen; denn sie allein können die Welt retten. Jeder andere Weg führt zum absolut sichern Verderben. Es gilt nun, statt den Fluch der bisherigen Methoden durch neuen Fluch zu vermehren, erst recht mit höchster Entschiedenheit den neuen Weg zu gehen, den Weg der Bruderschaft der Völker, des gemeinsamen Tragens und Sühnens von Irrtum und Schuld, des gemeinsamen Suchens nach wahrhaft menschlichen und göttlichen Lebensordnungen. Möge gerade das deutsche Volk auf diesem Wege eine neue Grösse suchen. Wir aber würden es nicht wagen, ihm und im besondern der deutschen Arbeiterschaft diesen Gruss zu senden, wenn wir nicht entschlossen wären, all unsere Kraft für eine bessere Zukunft des deutschen Volkes, wie für eine neue Ordnung der menschlichen Verhältnisse überhaupt einzusetzen.

London und Zürich, Januar 1923.

Der internationale Versöhnungsbund

Einen unbeabsichtigten Kommentar zu dieser Botschaft bildet das, was uns ein deutscher Freund schreibt:

«Es ist in einer sehr schlimmen Zeit, die es einem schwer macht, sich

auszusprechen. Denn klagen mag man nicht, und wenn so wenig Licht zu sehen ist wie gegenwärtig, dann schweigt man lieber. Nicht dass ich hoffnungslos wäre. Im Gegenteil. Ich habe so den festen Glauben, dass der Militarismus zerbricht, zerbrechen muss, je mehr er sich austobt. Jeder französische Befehl, **freien** Männern gegeben, ist ein Nagel zu seinem Sarge. Mag man sich doch in Frankreich darüber keinen Illusionen hingeben, dass der deutsche Arbeiter, der den deutschen Militarismus gehasst hat und froh ist, dass er im deutschen Heer erledigt ist, den französischen Befehlshabern freudig gehorchen werde. Wenn die deutsche Arbeiterschaft nicht will, kann ganz Frankreich mit all seinen Soldaten, Kanonen und Maschinengewehren nichts machen. Das hat die halbstündige Arbeitsruhe den Generälen gezeigt. Das könnte eine Lehre sein. Wie die Sprache den Arbeitervertretern gegenüber eine ganz andere ist! Wie sie fühlen, was dort für eine Macht ist! Freilich, wenn der Militärapparat aufgezogen ist, fordert es die «Ehre», dass er nur «siegreich» wieder abgestoppt werde. Und den Ausgang sehe ich im Ruhrunternehmen für Frankreich nicht. So wird es also noch ganz schwere Kämpfe kosten, bis diese Militärpolitik niedergerungen ist. Mein Wunsch wäre, dass das französische Volk selbst das besorgte und damit die Sympathien wiedergewänne, die seine Machthaber ihm jetzt in aller Welt verderben, in Deutschland natürlich ganz besonders. Ich sehe mit schwerer Besorgnis, wie da jetzt gehetzt und gewühlt und der Revanchegedanke gepflegt wird. Anderseits freue ich mich, dass die Arbeiterpresse von dem bürgerlichen Unwesen abrückt, klar die Trennung ausdrückt. Das Bürgertum mit seiner nationalistischen Einbildung, seinem Hass und Rachedurst, seiner Sehnsucht nach dem deutschen Militär, das das französische «hinauszuwerfen» habe, ist ja nicht einen Funken besser als Poincaré und seine Generäle. Aber eine Gefahr ist diese nationale Empörung des Bürgertums. Von dort her können zunächst noch ganz schlimme Dinge kommen — und so sieht es eben furchtbar finster aus, wenn man in die allernächste Zukunft blickt. Freilich muss die Gewaltpolitik jetzt den Todesstoss bekommen. Und wenn das erreicht wird, dann wollen wir gern durch die Finsternis hindurch. Dass ich den Gewinn aus diesem Kampf um Tod und Leben für die ganze Welt ersehne und nicht nur für Deutschland, das wissen Sie.

Sie haben ganz recht: Der gleiche Geist wie 1914 möchte heute wieder sich austoben. Aber die Lage ist eben doch eine andere. Vor allem ist eben doch auch bei uns in Deutschland ein starker Block von Menschen, die diese Gewaltmethoden zurückweisen und selbst nicht gewillt sind, sie für ihr eigenes Handeln anzuwenden. Und dieser Block, der international mit andern verbunden ist, lässt sich diesmal durch ein paar verrückte Politiker nicht so leicht aus seiner Verbindung lösen wie 1914. Poincaré ist für uns nicht Frankreich und das französische Volk. Auf das letztere verlieren wir die Hoffnung nicht so leicht, wenn es uns auch schon sehr enttäuscht hat. Es hat es freilich auch sehr schwer gehabt, nicht zu enttäuschen. Aber wir hätten es gern edler gesehen, gerade weil sich viele unserer bürgerlichen

Volksgenossen gar nicht genug tun können in seiner Herabsetzung und Besudelung. Da wünscht man schon einmal, dass ein Wunder geschähe, ein Zeichen von Menschenadel, Grösse, Reinheit, dass die glaubenslosen und liebelosen Seelen in ihrer Erbärmlichkeit sich blossgestellt sähen. Und ein Höheres sähen, greifbare Wirklichkeit, nicht bloss Wort und Idee, das sie dann doch in seinen Bann zöge.»

Wie eine Antwort auf diesen Brief lautet folgende Nachricht: Die französische Liga für Menschenrechte, die mehr als 100,000 Mitglieder zählt, hat folgende Tagesordnung angenommen: «Das Zentralkomitee hat stets proklamiert, dass es keinen wahren Frieden geben könne, bevor die Wiedergutmachungen, auf die Frankreich ein Recht hat, zustandegekommen sind. Dagegen protestiert das Zentralkomitee gegen die militärische Besetzung des Ruhrgebietes, da sie moralisch wie ökonomisch verkehrt ist. Nicht nur entfremdet sie uns die internationalen Sympathien, sondern auch jene deutschen demokratischen und sozialistischen Elemente, von denen wir eine Erfüllung der Reparationen erhoffen durften. Das Zentralkomitee protestiert auch gegen die Verhüllung der Wahrheit, die das Land durch ein offizielles System erleidet. Das Zentralkomitee erhebt seine Stimme, dass man zu den Methoden des Rechts zurückkehre und das Problem der Reparationen und dasjenige der alliierten Schulden dem Völkerbund übergebe, der die Zahlungsmöglichkeiten Deutschlands in Betracht ziehe und daraus eine Lösung konstruiere, die mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln durchgeführt werden soll.»

Zum neuen Jahrgang

Zum neuen Jahrgang verweisen wir die bisherigen Leser auf das im Dezemberheft über unser Programm Gesagte und auf die dort ausgesprochenen Wünsche, die neuen aber bitten wir um Vertrauen und Geduld. Der Kampf unserer Zeitschrift um ihre Existenz wird durch die ökonomische und die geistige Lage fortwährend erschwert. Und doch meinen wir immerfort, sie habe gerade jetzt eine ganz ausserordentlich wichtige Aufgabe. Darum bitten wir nochmals alle die Gesinnungsgenossen, denen die Erhaltung eines zentralen schweizerischen Organs unserer ganzen Bewegung eine ernste Angelegenheit ist, uns bei unserer harten Arbeit zu helfen, durch Mitarbeit jeder Art, besonders auch durch eifrige und unermüdliche Verbreitung unseres Blattes. Diese Bitte gilt namentlich auch den Lesern und Freunden in denjenigen Ländern, deren Valuta das Halten einer solchen Zeitschrift erlaubt. Es ist ganz in der Ordnung, wenn sich der ökumenische Charakter der Neuen Wege noch weiter ausprägt. Wir appellieren gegenüber allerlei Bedrohungen unserer Arbeit an die Treue der Freunde. Es ist an die Neuen Wege so viel Herzblut gesetzt, ist ihnen eine solche Fülle des Opfers jeder Art gewidmet worden, dass es ein schweres Unrecht wäre, sie leichthin im Stiche zu lassen. Nur noch ein wenig aushalten, bis diese schwerste Zeit durchgekämpft ist, dann öffnet sich gewiss wieder der Weg ins Weite.

Redaktionelle Bemerkungen

Wir haben aus Mangel an Raum leider einiges zurückstellen müssen, unter anderm eine Einsendung zum Zivildienst.

Das nächste Heft soll zwischenhinein fast ausschliesslich dem deutschen Problem gewidmet sein, das in erster Linie von Deutschen behandelt werden wird.

Minderheiten

Auch eine Passionsbetrachtung

> Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist Eures Vaters Wohlgefallen, Euch das Reich zu geben. Luk. 12, 32.

Wir sind eine Minderheit, sind über die ganze Welt hin überall Minderheiten, oft ganz kleine — wir alle, die wir ungefähr das, was die Neuen Wege vertreten, glauben und wollen. Darin haben wir uns zu finden und uns dies klar vor Augen zu halten. Wir sind eine Minderheit, sind Minderheiten, sind oft nur kleine «Gruppen», werden von all den Leuten, die in der Mehrheit sind, oder doch grosse, jederzeit aufzubietende Massen hinter sich haben, gering geschätzt, und hören es jeden Tag höhnisch aus dem Munde der Vielen uns zurufen, dass wir wenige seien — wobei immerhin schon merkwürdig ist, dass diese stolzen Vielen sich vor uns armen Wenigen so sehr fürchten und den ganzen Apparat ihrer Macht, zu dem vor allem die Lüge und Verleumdung gehört, spielen zu lassen, um uns unschädlich zu machen.

Nun ist es an sich nichts Schlimmes, in der Minderheit zu sein. Dem, der dies schreibt, ist es immer als die schönere Rolle erschienen. Die paar Male, wo er sich zufällig in der Gesellschaft der Mehrheit befand, war es ihm nur halb wohl dabei. Es beschlich ihn früher wohl etwa eine stille Angst bei dem Gedanken, eines Tages bei denen zu stehen, die obenauf seien — eine unnötige Angst freilich, denn er wäre dort doch bald wieder in irgend eine oppositionelle Minderheit geraten. Es ist schön, in der Minderheit zu sein. Wer so, wie wir, gegen alle Gewalt gestimmt und so von Misstrauen gegen Besitz und Macht jeder Art erfüllt ist, kann sich unmöglich in irgend einer Lage, wo man beatus possidens ist, ruhig fühlen. Alle Siege, die irgendwie Machtsiege sind, machen uns zu schaffen, Niederlagen gegen die Macht sind unserer Seele doch tiefere Freude.

Und doch ist es nicht immer ein leichtes Los, in der Minderheit zu sein. Man kann und darf daraus so wenig als aus irgend einer andern Wahrheit einen Sport machen. Jede Ueberzeugung, die ernsthaft ist, erhebt irgendwie den Anspruch, Wahrheit für alle zu sein und

darum auch allgemein herrschend zu werden. Je weniger sie mit dem eigenen Interesse zu tun und je mehr sie das Wohl der andern im Auge hat, desto grösser muss ihre Sehnsucht sein, zu vielen, zu allen zu gelangen. Das Gegenteil wäre unwahr, unlogisch. Er, der der kleinen Herde das Reich verheisst, hat doch auch gesprochen: «Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden und wie wollte ich, es brennete schon!» Wenn man für gewisse Ziele kämpft, will man sie auch durchsetzen; es wäre ein schlechter Kämpfer, der dies nicht mit ganzer Seele begehrte. Ueberhaupt liegt in uns allen das Bedürfnis nach Gemeinschaft; wir möchten mit den Menschen auch durch ähnliche Gedanken und Gefühle verbunden sein. Gerade wer sich den Menschen verpflichtet fühlt, für sie arbeiten, ihnen dienen möchte, empfindet es am stärksten als Schmerz, wenn er sich von ihnen durch hohe Mauern der Denkverschiedenheit, aus der gewöhnlich Missverständnis, Hass und Lüge hervorgehen, gehemmt sieht. Das katholische Ideal — in diesem ganz weiten Sinn verstanden — ist so notwendig wie das protestantische. Ein Mensch, sagt Novalis irgendwo, sieht seine eigene Ueberzeugung sofort unendlich verstärkt, sobald er erfährt, dass auch nur ein einziger Mensch sie mit ihm teilt. So herrlich dieses Erleben ist, so bitter ist das umgekehrte. Es ist darum doch wieder ein schweres Los, in der Minderheit, vielleicht sogar ganz einsam zu sein.

Dieses Los wird vielleicht gerade dann am schwersten, wenn es sich nicht um die allerletzten und allerintimsten Dinge handelt, sondern um Kämpfe von mehr äusserlicher Art, um politische, soziale Ziele, also um Dinge, bei denen der Natur der Sache nach die Machtfrage eine Rolle spielt. Mit den ewigen Wahrheiten kann man leichter allein sein und auf ihr Offenbarwerden warten, als wo es sich um schlimme Zustände handelt, die wir geändert sehen möchten. Sich in der Minderheit zu sehen, wird besonders hart, wo gewisse Siege, die von leidenden und kämpfenden Minderheiten lange vorbereitet und in den Bereich der nahen Erreichbarkeit, ja Gewissheit gerückt scheinen, nun doch wieder in die Ferne weichen. Es ist ja nicht so schwer, für neue, den Menschen noch unvertraute Dinge in der Minderheit zu sein; es ist dann sogar selbstverständlich, dass man dies sein muss; aber es ist schwer, wieder in der Minderheit zu

sein, wo man in der Mehrheit zu sein glaubte. Es ist schwer, wenn eine soziale Umwälzung neue Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten für die, die darauf gewartet, geschafft zu haben schien, sich auf einmal mitten in der Herrschaft der schwärzesten Reaktion zu sehen. Es ist schwer, nachdem man geglaubt, dass der Weltkrieg dem Kriege moralisch ein Ende bereitet, zu erfahren, dass die Masse unseres Volkes diesen Krieg offenbar gar nicht erlebt hat, — ausser darin, dass sie dadurch sehr viel gemeiner geworden ist. Und auch das ist schwer, nachdem man vielleicht auf eine gewisse Reinigung der Welt durch Ernst und Leid furchtbarster Zeiten gehofft, sich von Schmutz und Laster, tobender Ausgelassenheit stärker umringt zu sehen als je. Es ist schwer, wenn man ein Recht — etwa das gleiche Recht der Frauen — durch viele Jahre erstrebte, Schritt für Schritt vorwärts zu kommen glaubte und am Ende weiter davon entfernt scheint als beim Beginn des Kampfes, in hoffnungsloser Minderheit. Wenn man vollends an die Sitten der Demokratie gewöhnt ist, wo man eben immerfort um Mehrheit und Mehrheiten ringt, dann gerät man um so leichter in diesen Bann des Mehrheitsdurstes, des Mehrheitswahns, des Zahlenbetruges. Man ist zuletzt vielleicht ganz gelähmt, verdüstert, verbittert dadurch, dass man in der Minderheit ist.

In solchen Lagen kommt das viel zitierte Wort des Meisters von der «kleinen Herde», der das Reich gegeben werde, zu uns und enthüllt uns seine trostvolle Wahrheit und Herrlichkeit. Der dies schreibt, muss gestehen, dass dieses Wort ihm lange nicht so ganz überzeugend in den Ohren klang. Trotzdem das Hüten von Herden vielleicht das Schönste war, was ihm seine Jugend geschenkt, sind ihm diese biblischen Bilder von der Herde und den Schafen nie so ganz sympathisch gewesen. Vielleicht fliesst auch in seinen Adern zu viel demokratisches Blut von langen Reihen von Vorfahren her, als dass er sich mit der Rolle der hoffnungslosen Minderheit so leicht zufrieden geben könnte. Vielleicht auch ist er zu sehr auf das Ganze, auf das Wirken auf alle eingestellt, als dass er sich je mit der Wahrheit in den engen Kreis eines Konventikels irgend einer Art einschliessen könnte. Diesen Klang hat ja das Wort durch falschen Gebrauch erhalten. Der Pietismus jeder Art (es gibt auch einen hochmodernen, gar nicht so weit von uns weg) fasst es ja immer so auf, als ob das

Reich der «kleinen Herde» für sie allein gegeben werde, weil sie eben allein es verstehe und es aufzunehmen bereit sei, während es der Masse verschlossen bleiben müsse. Diese Denkweise liegt dem ganzen Geist Jesu fern. Das Wort bedeutet bloss, dass die Jünger Jesu Christi, die Bürger des Reiches Gottes, sich nicht durch den Umstand sollen erschrecken lassen, dass sie nur wenige, nur so eine kleine Herde sind. Denn trotzdem kann und will Gott ihnen das Reich geben, das heisst, er will es ihnen geben für alle, er will sie zu Werkzeugen und Pionieren seines Sieges machen. Er braucht gar nicht viele, er kann es ebensogut, ja noch besser, mit wenigen machen.

So gewinnt das Wort einen gar heldenhaften, herzstärkenden Sinn, gerade für die heutige Stunde. Das Bild von der Herde wird auf einmal äusserst zutreffend, ja das einzig mögliche. Erinnere dich daran, wie du etwa eine solche Herde von Schafen oder Jungvieh zusammengedrängt sahst vor einem Gewitter, einem Hagelschlag, einer strengen Kälte, einem Sturzregen — furchtsam, zitternd, in engem Zusammenstehen Schutz suchend. Genau dies ist die Lage solcher Minderheiten, die als Vertreter eines Neuen sich von den übermächtigen Gewalten einer feindlichen Welt umgeben und umtost sehen. Aber gerade ihnen wurde je und je das Reich gegeben; von verachteten, verfolgten, armseligen Minderheiten sind alle grossen Siege des Guten ausgegangen.

Den Minderheiten, nicht den Mehrheiten, gehört die Welt; das ist die wunderbare Paradoxie. Davon hat, wie von andern Wahrheiten des Christus, auch der Antichrist eine starke Empfindung gehabt. «Der Tau fällt auf das Gras, wenn die Nacht am verschwiegensten ist... Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen. Gedanken, die mit Taubenfüssen kommen, lenken die Welt... Nicht um die Erfinder von neuem Lärm, um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt: unhörbar dreht sie sich.»[1] Aber es ist, wie angedeutet, vor allem eine Wahrheit Christi, und ihr grösstes Beispiel bleibt die Geschichte seiner Gemeinde. Wir sollten nur einmal versuchen, uns die Tatsachen in ihrer ganzen Paradoxie klar zu machen. Was sind die paar Leute, zu denen er unser Wort spricht, anders als ein armes, kleines, verlorenes Häuflein von Menschen, die mit einer völlig un-

[1] Nietzsche.

glaublichen Botschaft einer ganzen festgefügten, glänzenden, gewaltigen Welt gegenüber treten sollen! Wir, die wir jetzt die ganze Geschichte der Christenheit vor uns sehen, all diese Millionen und Millionen von «Christen», wir sehen auch jene Anfänge in diesem Lichte und sehen sie darum falsch; wir verstehen unser Wort nicht in seiner ganzen Unglaublichkeit: dass diesen paar armen furchtsamen Bauern, Fischern und Zöllnern die Welt gehören soll. Aber etwas anderes verstehen wir gut: dass diese paar Menschen unerhört viel ausgerichtet haben, während die sehr vielen Christen von später und jetzt unerhört wenig ausrichten. Jenen Wenigen wird das Reich gegeben, diese Vielen haben es fahren lassen. Wohin wir auch blicken, überall wiederholt sich in der Geschichte des Reiches Gottes das Gleiche: die kleinen Minderheiten sinds, denen das Reich gegeben wird. Ein einziger Mann wie Paulus, schafft einen grösseren Weltumsturz als alle Revolutionäre aller Zeiten miteinander. Die winzigen von den römischen Generälen und Ministern verachteten Gruppen von Sklaven, Frauen, Auswürflingen der Gesellschaft, die die ersten Christengemeinden bilden, besiegen das Imperium Romanum. Die Häuflein von «Armen», «Gottesfreunden», «Täufern», «Quäckern», «Brüdern» und wie sie alle heissen, die Verfolgten, Zerstampften, haben die Wahrheiten empfangen und vertreten, die jetzt die Welt bewegen. Ein Mann wie Pestalozzi — wie elend, verspottet, enttäuscht ist sein Leben gewesen, aber eine ganze Welt ist aus ihm gewachsen, während seine Verächter vergessen sind und ihre Welt versunken. Die Sklaverei ist von ein paar Männern und Frauen und ihren Freunden durch Verfolgung, Hohn, Martyrium hindurch so lange bekämpft worden, bis Kriegsflotten und Millionenheere, aus dem Willen dieser Wenigen, Schwachen erstanden, ihr ein Ende bereiteten.

Nicht die Vielen machen es, sondern die Wenigen. Das ist paradox, weil es göttlich ist und Gott immer paradox ist. Es ist göttlich: denn gerade darin tut sich Gott kund, dass er nicht Macht und Glanz und Zahl braucht, sondern bloss Wahrheit — Wahrheit freilich, die durch Menschen vertreten wird, Menschen, die ganz treu sind, bis zum Kreuz, aber die nur wenige zu sein brauchen. Die Wahrheit ist «von dieser Welt». Sie imponiert durch weltliche Macht. Es laufen ihr auch sofort viele zu, die es nicht sachlich und lauter meinen,

sondern bloss irgend ein Interesse suchen. Wo viele sind, da handelt es sich gewöhnlich um leichtere Dinge, um Dinge von mehr weltlicher Art, um Dinge, die genau darum, weil sie so gut einleuchten, fast von selber kämen. Aber wo Gott neue Wahrheit kundtut, da können im Anfang nur wenige sie ganz fassen. Gottes Wahrheit ist der Welt Torheit; es liegt in der Natur der Sache, dass namentlich die, welche irgendwie in dieser Welt mächtig und wohlverankert sind, sie am schwersten fassen können. Diese wenigen aber, die sie fassen, »müssen durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen«. Die Wahrheit, die sie vertreten und sie selbst als ihre Träger, müssen immer wieder durch Feuer geläutert werden, damit sie echtes Gottesgold bleibe und alle Verunreinigung von ihr abgestreift und ferngehalten werde. Später, wenn sie gesiegt hat, ist diese Gefahr der Verderbnis ungeheuer gross; darum müssen wenigsten die Anfänge ganz lauter sein, damit an dieser Lauterkeit alle spätere Trübung sich immer wieder reinige. Und es ist endlich eine Notwendigkeit, dass das Grosse, das der Menschheit von Gott her wird, ihr nicht zu leicht in den Schoss falle. Sie würde es sonst nicht zu schätzen wissen. Wir vermögen den Wert des Grossen bloss zu erkennen, wenn er verbunden ist mit dem Gedanken an Helden und Märtyrer, an Glauben und Kampf und Treue bis zum Tod. So ist es auf alle Weise eine Gottesordnung und zwar eine verständliche, grosse, herrliche, dass der kleinen Herde das Reich gegeben wird — nicht aus dem Wohlgefallen der Welt, die es der Masse gäbe, sondern aus dem Wohlgefallen Gottes, der als Vater auch der Herr ist. Soli Deo gloria!

Den Minoritäten gehört die Welt. Das soll uns auch heute trösten. Es gibt heute über die ganze Welt hin solche glaubenden, schaffenden, kämpfenden, bedrängten Minoritäten, die die Vorhut einer neuen Menschheit bilden. Sie sind scheinbar machtlos, wehrlos. Die Regierungen, die kleinen und grossen, die Minister, die Generäle, die Bundesräte und andere Räte, die grossen Finanzherren am wenigsten zu vergessen, regieren die Welt. Aber das Reich gehört jenen andern, vorausgesetzt, dass sie treu bleiben. Von ihnen geht aus, was die Zukunft gestaltet und einst — fast möchte ich sagen, so seltsam es heute klingt — nur zu früh, allgemein anerkannt und — verraten sein wird und dann von neuen Minderheiten gereinigt und weitergeführt werden

muss. Schon in der Gegenwart können sie vielleicht mehr, als sie ahnen. Sie können keine Friedensarmeen an die Ruhr senden, um von dort die Kriegarmeen zu vertreiben, aber wer weiss, sie können mit *ihren* Mitteln doch den neuen Weltkrieg verhindern und die Reparationsfrage lösen. Gott gibt es ihnen! Wenn sie nur lernen, die wirklich göttlichen Mittel zu brauchen. Wenn sie nur wissen, dass Gott durch eine leichte Handbewegung Türme, die bis an den Himmel reichen, stürzen kann — «ein Wörtlein kann ihn fällen». Wenn sie nur jene Lektion lernen, die im «verlorenen Paradiese» Miltons (der sie ebenfalls in gewaltigen Kämpfen für das Reich Gottes und entsprechenden Enttäuschungen gelernt hat), der Engel dem ersten Menschenpaare gibt:

«Durch Gutes
Das Böse zu besiegen und durch kleine Dinge
Grosse zu verrichten — durch das scheinbar Schwache
Das weltlich Starke zu zerstören und das Weltlich-Weise
Durch schlichte Güte; dass das Leiden aber
Für die Wahrheit höchsten Sieges Bürgschaft ist
Und für den Glauben auch der Tod das Tor zum Leben.
Das alles durch das Beispiel dessen dargestellt,
Den ich als Erlöser ewig preise.»

Den Minoritäten gehört die Welt, der kleinen Herde gibt der Vater das Reich. Bedeutet das wohl, dass wir uns hochmütig in unsere Minderheiten und kleinen Kreise einschliessen und die «Massen» verachten sollen? Dass wir uns, als die Wenigen, pharisäisch über die Vielen erheben wollen? (Pharisäer heisst ja auf deutsch: ein Abgeschlossener; ein Pharisäer ist ein Separist.) Das hiesse vergessen, in welchem Zusammenhang und zu welchem Zwecke Jesus dieses Wort spricht. Er sagt: «*Fürchte dich nicht*, du kleine Herde!» Nicht dass wir hochmütig werden, ist sein Zweck, sondern dass wir nicht verzagen. Wer wirklich dem Reiche Gottes dient, der weiss, dass man da nie einem aristokratischen Zirkel von selbstsichern Leuten gleicht — das tun nur solche, die für eine Religion, eine Sektensache, eine Theologie, eine Richtung, ein Ich kämpfen — sondern einer

schwer bedrohten, furchtsamen kleinen Herde. Zu solchen Menschen kommt das Wort und richtet sie auf zu sieghafter Kraft.

Aber die Demokratie? Nun, die Demokratie bedarf der Ergänzung durch die Aristokratie, die Vielen haben die Wenigen nötig. Auf dem Reformationsdenkmal zu Genf steht das Wort eines der geistigen Begründer der neueren Demokratie: «Ein Mann mit Gott ist stärker als die ganze Welt.» L. Ragaz

Um die Schuldfrage

Zur innern Lage Deutschlands.

In den letzten Wochen wird in deutschen Zeitungen und Zeitschriften von der Schuldfrage wenig mehr geredet. Es war ja üblich geworden, namentlich in den Organen der Rechten, immer wieder Beiträge zur Schuldfrage zu bringen. Natürlich nicht im Sinne einer religiösen Gesinnung, sondern um zu beweisen, dass die Schuld am Kriege mindestens zum grösseren Teil wenn nicht nur bei den anderen Völkern, namentlich bei Frankreich, liege. (Auch die Linkspresse beteiligte sich im allgemeinen nicht ungern an dieser Diskussion. Ich erinnere etwa an die Poincaré-Artikel von Theodor Wolff im Berliner Tageblatt.) Man liess sich dabei von dem Gedanken leiten, dass der Versailler Vertrag auf der «Schuldlüge» aufgebaut sei. Dass eine Klärung der Schuldfrage im bezeichneten Sinne also dazu dienen könne, die Grundlagen des Versailler Vertrages zu erschüttern und damit seine Revision zu befördern. Dass solche Aeusserungen in den letzten Wochen spärlicher geflossen sind, hat seinen guten Grund darin, dass man von näherliegenden Dingen voll in Anspruch genommen ist. Man mag auch wohl empfinden, dass die Welt, wenn sie ohnehin immer schon auf diese Diskussion nur mit halbem Ohr hingehört hat, nun erst recht keine Aufmerksamkeit dafür aufbringt. Das wird aber kaum bedeuten, dass die Dinge für den Austausch im öffentlichen Bewusstsein nun endgültig erledigt sind. Es ist im Gegenteil zu erwarten, dass auf Grund der gegenwärtigen Ereignisse in absehbarer Zeit die Gegenpropaganda gegen die frühere Schuldpropaganda der Entente mit um so stärkerer innerer Ueberzeugungskraft wieder aufgenommen wird.

Diese Zeilen beabsichtigen nun nicht, den Stand der sachlichen Diskussion zu beleuchten und daran die Berechtigung oder Nichtberechtigung dieser oder jener Propaganda nachzuprüfen. Es ist gerade von den sachlichsten Bearbeitern in Deutschland immer wieder darauf hingewiesen worden, dass eine erschöpfende Behandlung der Frage zurzeit noch gar nicht möglich ist, da die französischen und englischen Archive dem Forscher immer noch verschlossen bleiben. Ich möchte vielmehr darauf aufmerksam machen, dass die sachliche Beurteilung der Dinge (wie sie denn in sich eine unendliche geschichtliche Angelegenheit bleiben wird) gar nicht das Entscheidende ist, sondern dass der ganze Fragenkreis eine viel unmittelbarer ernste Seite hat, von der her die innere Lage Deutschlands meines Erachtens eine wirklich erhellende Beleuchtung erfährt.

Dass ich es gleich vorweg nehme: Wenn je die Möglichkeit bestand, dass Deutschland an der Diskussion der Schuldfrage innerlich gewann und reifte, so scheint mir diese Möglichkeit durch den Gang der jüngsten Ereignisse hoffnungslos verschüttet zu sein. Jeder, der darum gekämpft hat, dass es anders kommen möchte, ist verpflichtet, sich das einzugestehen und sich über die Gründe klar zu werden. Und nicht nur im Interesse der eigenen Einsicht, sondern auch im Interesse einer Verständigung mit den ausländischen Freunden, namentlich auch mit denjenigen unter den französischen Brüdern, die es sich gefallen lassen wollen, von uns als solche angeredet zu werden, scheint es mir geboten, sich über dieser Frage zu besinnen. Und endlich glaube ich, dass diese Besinnung unser Auge schärfen kann für die Erkenntnis der politischen Zusammenhänge nicht nur, sondern auch der Beziehung, in welcher diese Zusammenhänge zu der Grundhaltung des religiösen Menschen stehen.

Zunächst ein Wort zur Erklärung des Satzes, dass die sachliche Aufhellung der Schuldfrage gar nicht das Entscheidende sei. Es ist eigentümlich, dass man immer wieder bei solchen Untersuchungen die Vorstellung nicht los wird, es käme irgendwo und irgendwann eine neutrale Instanz zusammen, die die Frage wirklich endgültig entschiede. Während man doch aus unzählig vielen geschichtlichen Erfahrungen wissen sollte, dass das nicht der Fall ist. Dass der ganze Begriff der Wahrheit als einer neutral feststellbaren Sache, mit dem

hier gespielt wird, in sich höchst fragwürdig ist. Der französische Forscher wird immer seine spezifisch französischen emotionalen Akzente behalten und der deutsche Forscher immer die seinen. Und der Forscher eines neutralen Staates wird für das Bewusstsein der betreffenden Völker nie völlig den Verdacht entkräften können, in Sympathien bezw. Antipathien befangen zu sein. Das heisst aber, dass auch der sachlichste Besinnungsprozess eine ethische, letzten Endes sogar eine religiöse Angelegenheit ist. Wenn anders nämlich es mit zum Wesen einer religiösen Haltung gehört, sich von allen egozentrischen Akzenten (seien sie nun völkischer oder individueller Natur) zu befreien. Wer sich über diese innere Problematik solcher Diskussion klar ist, der weiss auch, dass der wahre, echte religiöse Besinnungsprozess ohne Vollständigkeit des «Materials» zu Ende kommen kann. Der weiss also, dass die sachliche Untersuchung zweiten Grades ist.

Noch deutlicher offenbart sich dieser sekundäre Charakter, wenn man die Diskussion der Schuldfrage als eine Angelegenheit des öffentlichen Bewusstseins fasst. Dann ist nur zu deutlich, dass an Sachlichkeit in einem auch nur annähernd ernsten Sinne gar nicht zu denken ist. Es hätte der Tönniesschen Untersuchung in seinem ausgezeichneten Buche «Kritik der öffentlichen Meinung» gar nicht bedurft, um zu zeigen, dass es sich bei den Urteilen und Ansichten der öffentlichen Meinung immer in erster Linie um Emotionen und erst in zweiter Linie um sachliches Material handelt. Die öffentliche Meinung hat keinerlei strenge Mittel, etwas wirklich zu untersuchen. Sie greift nach dem, was ihr aus ihren Erlebnissen heraus als plausibel erscheint bezw. was ihr durch eine geschickte Anknüpfung an ihre Erlebnisse plausibel gemacht wird. Mit diesen Feststellungen ist allerdings schon an die schwere Frage gerührt, wie solch ein Besinnungsprozess für ein Massenbewusstsein überhaupt zu einem guten Ende führen könnte.

Darf ich, um das, was ich hier abstrakt-theoretisch gesagt habe, zu erläutern, einfach einmal erzählen? Nach dem Waffenstillstand war die Zahl der Menschen in Deutschland, die innerlich bereit waren, eine Schuldverhaftung unseres Volkes anzuerkennen, zwar klein, aber sie waren doch da. Ich denke dabei übrigens nicht an die Leute,

denen das Schuldbekenntnis eine pazifistische Theorie war, sondern an die Menschen, die wirklich innerlich schwer litten unter den schuldhaften Verfehlungen der deutschen Politik wie der deutschen Kriegführung. Ich habe selbst Stunden schweren Kampfes mit durchlebt, die der Besinnung gewidmet waren, wie man dem Gefühl für diese Schuldverhaftung öffentlich Ausdruck geben könne. Das schwerste Hindernis, das für unser Bewusstsein solcher Kundgebung entgegenstand, war die Furcht, es könne missverstanden werden. Man könne auch nur von Ferne daran denken, dass wir mit solchem Schuldbekenntnis politische Geschäfte machen wollten. Und jedes leise Missverständnis derart, ob im Inlande oder Auslande, müsse notwendig um allen Segen bringen. Ein Schuldbekenntnis, das diesem Missverständnis ausgesetzt sei, könne das Volks- und Menschheitsgewissen nicht er—bauen, sondern nur verwirren. Unser Ringen um eine Form, die diesem Missverständnis nicht verfallen könnte, war vergeblich.

Dass es vergeblich war, lag an einem zweiten Hindernis, das wir im Wege fanden. Wir hätten das Gefühl der Schuldverhaftung zum Ausdruck bringen können französischen Brüdern gegenüber, die tief wussten und bejahten, dass nicht Menschen unsere Richter sind. Die uns mit jener vorbehaltlosen religiösen Bereitschaft gegenüber gestanden hätten, die Jesus bekundete, als er sagte: Wer ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein. Man verstehe mich recht. Es ist hier kein Gedanke an jenen Kinderstreit: Du musst es zuerst sagen. Die Frage hat uns überhaupt nicht angerührt, ob die Franzosen ihrerseits bereit seien, ein pater peccavi zu sprechen. Aber Menschen ein Schuldbekenntnis zu sagen, die sich uns gegenüber als Richter fühlen, das wäre für unsere ganze religiöse Grundhaltung eine Lüge gewesen. Und auch damit wäre ja wiederum das Volks- und Menschheitsgewissen nicht erleuchtet, sondern verfinstert worden. Und nun war es allerdings so, dass wir, trotz eifrigem Bemühen, die uns nahestehenden französischen Freunde mit dem französichen öffentlichen Bewusstsein in einer Front fanden, das, wie allgemein bekannt, in der hemmungslosesten Art Steine auf uns warf. Vor einem solchen Tribunal aus dem Innersten und Heiligsten heraus zu zeugen, war uns schlechterdings unmöglich. — Ich erhebe hier keinen Vorwurf, sondern will

nur die tatsächlichen Vorgänge schildern. Ich glaube die Dinge aus dem französischen Bewusstsein, wie überhaupt aus der französischen Geistesart heraus gut zu verstehen. Ich bin auch weit davon entfernt, unsere Art dem gegenüber absolut zu setzen. Aber gerade wenn man annimmt, dass auf beiden Seiten vollste Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit waltete, wird die Sache ja nur um so schwerer.

Nun darf aber nicht vergessen werden, dass gleichwohl von den verschiedensten Seiten in Deutschland her Bekenntnisse zur Schuld erfolgt sind. Am reinsten und ernstesten wohl von Seiten Försters. Und wenn man sich nun fragt, warum haben sie das Gewissen in Deutschland nicht geweckt, warum haben sie keine reinigende und innerlich aufbauende Fruchtbarkeit entfaltet, so ist meiner Ueberzeugung nach darauf in erster Linie zu antworten: Weil alle Erlebnisse, die das deutsche Volk seitdem als Ganzes gemacht hat, von dem Walten ethischen Geistes in der politischen Welt nichts spüren liessen. Alle politischen Ereignisse, die Deutschland nach Abschluss des Waffenstillstandes getroffen haben, waren durchaus dazu angetan, denen Recht zu geben, die über die Möglichkeit, dass in der politischen Welt ein ethischer Geist walten könne, ihren Spott hatten. Dabei soll durchaus anerkannt werden, dass das auch für unsere innerpolitischen Verhältnisse zutrifft. Und ich bin wahrhaftig bereit, auch unsere gegenwärtige politische Lage wieder unter dem Gesichtspunkt der Schuldverhaftung anzusehen. Einzugestehen heisst das, dass die Reaktionen der französischen Politik durch unser eigenes Verhalten mitbestimmt worden sind; dass sie also unter religiösem Aspekt als verdientes Schicksal erscheinen. Aber das nimmt kein Jota davon weg, dass alles das, was uns von Seiten der französischen Politik traf, nicht geeignet war, unserm öffentlichen Bewusstsein Vertrauen in das Walten eines ethischen Geistes zu erwecken (und es dadurch «zur Busse zu leiten»), sondern im Gegenteil die schwache Hoffnung, die nach dem Waffenstillstand hier und da in willigen deutschen Herzen aufgeflammt sein mag, vollends zu vernichten und damit das öffentliche Bewusstsein hoffnungslos zu verstocken.

Es wäre völlig verfehlt, wenn man dieser Betrachtung mit Einzeluntersuchungen über dieses und jenes, namentlich mit Untersuchungen darüber, wie weit Deutschland tatsächlich die Erfüllung des Versailler

Vertrages willentlich versäumt habe und inwieweit daher Frankreich mit der Wahrnehmung seiner Interessen im Recht gewesen sei, entgegentreten wollte. Alles das spielt hier keine entscheidende Rolle.. Sondern einzig entscheidend ist, was die Menschen wirklich erlebt haben. Denn nur das, was sie wirklich erleben, bildet sie. Von theoretischen Erwägungen werden nur die allerwenigsten beeinflusst.

Wenn das aber so ist, dann leuchtet unmittelbar ein, dass die innere Lage Deutschlands besonders in religiöser Hinsicht eine ausserordentlich schwierige ist. Besonders für den, der in allem Ernst an ihr mitträgt. Sie ist so schwer, dass man sich geradezu fragen muss: zerstört sie nicht überhaupt jede Hoffnung auf die Möglichkeit, das religiöse Bewusstsein in Deutschland wieder zu wecken und zu klären, Muss man nicht geradezu sagen, dass das deutsche Volk als Ganzes in dieser Hinsicht verloren ist, dass höchstens immer einige Wenige in ihm zu wahrer Besinnung kommen? Oder ist das vielleicht gar überhaupt so? Ist nicht die Vorstellung, dass religiöser Geist im Völker- und Menschheitsleben walten und spürbar werden könnte in sich selbst falsch? Der Versuch, diese Frage zu beantworten, macht es notwendig, die Dinge noch ein wenig im Einzelnen zu betrachten.

Wenn man in religiöser Hinsicht überhaupt von einer öffentlichen Meinung reden kann, so ist sie in Deutschland geführt durch die herrschenden kirchlichen Kreise, die bekanntlich in der politisch konservativen Presse ihre Organe haben. Die allgemeine Stellung dieser Kreise ist bekannt. Wie sie sich am heftigsten und hemmungslosesten der Kriegspsychose hingaben, wie sie die typischen Kriegstheologen stellten, wie für sie das Gebet um Sieg selbstverständlich war (das, auch wenn es nicht ausdrücklich dazu gesagt wird, der Natur der Sache nach nur an den «deutschen» Gott gerichtet sein kann), wie ihnen die Sache des eigenen Volkes selbstverständlich die «gerechte» war, weil es die Sache des eigenen Volkes war, so war ihnen auch selbstverständlich, dass die Schuld bei den andern lag. Aber bei alledem handelte es sich von vornherein nicht um Dinge, die in die Tiefe gedacht waren. Man hätte natürlich genau dieselbe Begeisterung auch für einen Angriffskrieg gefühlt. Und hätte ihn mit genau demselben guten Gewissen geführt. Denn es hätte sich ja wieder um die Sache des eigenen Volkes gehandelt, deshalb wieder um die gerechte Sache,

deshalb wieder um den deutschen Gott usw. Das ist ja die Grundvoraussetzung, von der aus man denkt: dass es im Leben der Völker hart hergehen muss, dass sich da innere Lebensnotwendigkeiten (unter Umständen auch Expansionsnotwendigkeiten) auswirken, die in sich ein absolutes Recht und daher den Charakter göttlicher Notwendigkeit tragen. Eine *ethische* Beurteilung dieser Lebensvorgänge nach den Masstäben einer für diesen Fall sogenannten Individualethik kommt daher überhaupt nicht in Frage. Hier gar von Schuld in ethisch-religiösem Sinne reden, wäre sinnlos. (Die Rede von der Schuld des Gegners, die ja für alle kriegsbejahenden Parteien aller Völker selbstverständlich ist, hat natürlich keinen ernsten, sondern wesentlich einen psychologisch-propagandistischen Sinn. In der Beziehung sind übrigens Herr Northcliffe und die Kesselschmiede des Versailler Vertrages um kein Haar besser als die Herren Helfferich oder Westarp.) — Eine Schuld im ernsteren Sinne kann für diese Kreise nur im innerpolitischen Rahmen gesucht werden. Und sie kann nach der Voraussetzung nur darin liegen, dass man das Lebensrecht des eigenen Volkes nicht kraftvoll und tapfer genug verteidigt, sich der «göttlichen Notwendigkeit» also nicht ergeben und bedingungslos genug gebeugt hat. Daher spielt denn auch die innerpolitische Schuldpropaganda schon während des Krieges bei diesen Kreisen eine nicht unerhebliche Rolle und nach der Revolution beherrscht sie eine Zeitlang das Feld sogar allein. Die Schuldpropaganda gegen das feindliche Ausland setzt erst spät und entsprechend matt wieder ein, als man fühlt (in unerhörter politischer Naivität, wie nicht zu zweifeln ist), dass mit einer solchen Propaganda vielleicht die Grundlagen des Versailler Vertrages erschüttert werden könnten. — Als Kuriosum mag noch verzeichnet werden, dass gerade diese Kreise, die in der grundsätzlichen Betrachtung die Anwendung von ethischen Masstäben auf den Kriegsfall ablehnen, immer die ersten sind, die sich an sittlicher Entrüstung über diesen oder jenen Fall nicht genug tun können. Dieselben Leute, die ihren Lesern von der Liller Deportation nie ein Wort gesagt haben, die der blossen Erwähnung einer solchen Tatsache mit erregter Abwehr begegnen, wollen bersten vor Entrüstung, wenn ein deutscher Schupobeamter von einem französischen Offizier geohrfeigt wird. Auch diese Haltung ist natürlich bei

den entsprechenden Kreisen aller Völker dieselbe. Ausgerechnet die nationalistisch-bürgerlich-kapitalistischen Kreise Frankreichs weisen heute mit Fingern auf die deutschen Kapitalisten usw. Und man würde fehl gehen, wenn man diese Haltung inkonsequent oder unaufrichtig nennen wollte. Sie wäre es natürlich für den, der ethisch-religiöse Masstäbe anlegt. Aber die werden ja, wie wir sahen, bereits in der Voraussetzung abgelehnt. Mindestens die Masstäbe einer e t h i s c h e n Ethik. Und da man das, was angewandt wird, immerhin noch Ethik nennen will, könnte man vielleicht von einer biologischen Ethik sprechen. Von der aus gibt es einfach kein Recht und Unrecht, kein Wahr und Falsch im eigentlich ethischen Sinne. Dass ich mich nur über die fremden, nicht über die eigenen Grausamkeiten und Rechtsbrüche entrüste, ist biologisches Gesetz. Wollte ich mich mit einer Entrüstung über die eigenen Rechtsbrüche und Grausamkeiten beschweren, so würde ich die Kampfkraft lähmen. Jeremias mag noch so wahr sprechen, nicht nur der oberste Feldherr, sondern auch der oberste Priester müssen ihn verurteilen. Denn er spricht gegen die biologische Wahrheit, dass ein Volk unter allen Umständen sein Lebensrecht behaupten müsse. Die Psychologie, die sich damals einem religiösen Heros gegenüber mit weltgeschichtlicher Wucht ausgewirkt hat, ist in der herrschenden Hierarchie aller Länder, sei es die lutherische in Deutschland, die katholische in Frankreich oder die calvinistische in England, im Grunde genau dieselbe geblieben bis auf den heutigen Tag.

Es wird niemanden wundern können, wenn ich nun sage: diese Grundauffassung ist durch alle Ereignisse seit dem Waffenstillstand im Gefühl ihrer Berechtigung ungemein bestärkt worden. Man kann sicher mit Recht behaupten, dass durch den Krieg und die Haltung der Kirche zu ihm auch das Vertrauen von Kreisen erschüttert war, die sich bisher völlig unbefangen der Kirche zugehörig gefühlt hatten: namentlich gewisser Kreise im Bürger- und Bauerntum. Zu sichtlich hatte die Reklamation des «gerechten Gottes» versagt. Zu oft waren die flehendsten Gebete unerhört geblieben. Aber ebenso sicher ist, dass die Kirche mindestens bei diesen Kreisen das verlorene Terrain inzwischen wiedergewonnen hat, wenn sie nicht gar darüber hinaus neue hinzu eroberte. Nun hat sich eben wieder zu sichtlich ihre

grundsätzlich skeptische Haltung allen Erwartungen gegenüber, die an Revolution und gesellschaftlichen Neubau gesetzt wurden, bewährt. Zu sichtlich hat sie vor allem auch mit ihrer biologischen Ethik in Anwendung auf das Völkerleben recht behalten. Hinzu kommt ja noch, dass in einer Situation, wie der gegenwärtigen, «Busspredigten» sich sehr gut ausnehmen, die erfahrungsgemäss selbst von solchen gerne gehört werden, die in der Wahrnehmung von Genussmöglichkeiten die grösste Unbefangenheit walten lassen — besonders wenn der Bussprediger ein begabter Redner ist. Jedenfalls scheint es meinen Beobachtungen nach keinen Zweifel zu leiden, dass der «Zug zur Kirche» langsam aber stetig an Stärke zunimmt. Und das heisst unter anderm, dass die biologische Ethik der herrschenden Hierarchie an Geltungskraft gewinnt, und noch einmal: alle Massnahmen der französischen Politik seit dem Waffenstillstand haben zu diesem Ende geführt.

Betrachtet man dem gegenüber die ernsten religiösen Kreise, die auf eine wirklich ethische Gesinnung auch in Fragen des Völkerlebens drangen, so ist ihre Stellung sichtlich immer schwieriger und ihre Stimme immer leiser geworden. Wie rege ist in der ersten Zeit nach dem Kriege etwa von den Kreisen um die «Eiche» oder das «Neue Werk» gearbeitet worden. Wie vielfältige Gelegenheiten hatte man auch! Wie oft kamen Freunde aus den neutralen oder selbst bis dahin feindlichen Ländern, mit denen man Austausch haben, Wege der Verständigung bereiten, gegenseitige Handreichungen irgend welcher Art vereinbaren konnte. Was hat allein Siegmund-Schultze (der Herausgeber der «Eiche») in dieser Hinsicht geleistet. Aber gerade sein Schicksal scheint mir charakteristisch zu sein für den Gang der Dinge. Wie man weiss, ist er, der die Arbeit, die später zur Gründung des «Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen» führte, in Deutschland gegründet und selbst durch die erdrückenden Schwierigkeiten des Weltkrieges hindurch mit seiner ungewöhnlichen geistigen und körperlichen Leistungskraft geführt hat, im Laufe des vergangenen Jahres aus dieser Arbeit herausgedrängt worden. Die herrschende Hierarchie, die auf der Voraussetzung der biologischen Ethik fusst, hat über ihn und damit über den eigentlich ethischen Geist, der bis dahin in der deutschen Gruppe sich gegen alle Widerstände behauptet

hatte, gesiegt. — Das heisst natürlich nicht, dass nicht alle die Kreise, die hier in Frage kommen, noch an der Arbeit sind. Sie sind es aber in keinem Falle mehr in dem Sinne, wie sie es waren. Im Sinne einer gewissen Zuversicht und mit dem Bewusstsein, ein weites, unbebautes Feld von Möglichkeiten vor sich zu haben, das es nun rüstig und mit wachsender Freudigkeit zu bestellen gelte. Man findet sich vielmehr aufs schwerste erschüttert, sieht sich vor der Notwendigkeit, aufs neue um Klarheit zu ringen und fühlt, dass man jedenfalls einstweilen nicht laut von diesen Dingen sprechen darf.

Hier scheint mir der tiefste Grund dafür zu liegen, dass gerade unter den ernstesten Suchern in Deutschland eine Anschauung auf fruchtbaren Boden fällt, die von einer Anwendung religiösen Denkens auf alles Kulturgeschehen überhaupt, so auch auf die Beziehungen der Völker untereinander, zurückruft. Diese Lehre entspricht gerade in dieser letzteren Hinsicht aufs genaueste dem, was wir erlebt haben, wie ich oben schon andeutete. Die Vertreter dieser Anschauung gehören ja nicht zur herrschenden Hierarchie. Für sie ist der Krieg keine «göttliche Notwendigkeit», für deren Austragung Gott zu reklamieren wäre. Er ist auf alle Fälle eine rein weltliche Notwendigkeit, genau so weltlich, wie auf der andern Seite — vielleicht — der Völkerbund. In und an diesen Dingen wächst das Reich Gottes nicht. Es will tiefer gesucht und ergriffen sein.

Wenn wir in Deutschland an der Auseinandersetzung mit dieser Anschauung allem Anscheine nach tiefer beteiligt sind als die Freunde der Neuen Wege, so hängt das zweifellos mit der Erlebnissituation zusammen, die ich hier zu schildern versuchte. Es ist eben wahrscheinlich doch etwas anderes — mit dankbarer Hochachtung für die echte Leidenschaft, mit der gerade Ragaz alles weltpolitische Geschehen in sein persönliches Leben hineinnimmt, sei es gesagt — ob man die Begebenheiten als Neutraler betrachtet (und dabei immer noch wieder neue Möglichkeiten offen sieht), oder ob man an den Raum gebunden ist, der mit eiserner Konsequenz Stück für Stück verdunkelt wird.

Das alles sage ich, um auf den schweren Ernst der Lage mit allem Nachdruck, der mir zur Verfügung steht, hinzuweisen. Ich würde es für ein grosses Unglück halten, wenn Gogartens neuprotestantische

Theologie in den ernsten religiösen Kreisen Deutschlands zur herrschenden Stimmung werden wollte. Das würde ja nichts anderes heissen, als dass der ewige Ernst gegen den Ernst zum Konkreten isoliert würde. Ein Schicksal, an dem seit Luther unsere deutsche innervölkische Geschichte in ganz besonderem Masse gelitten hat. Nichts tut uns vielmehr so not, als dass der ewige Ernst sich seiner Beziehung zur Konkretheit des Augenblicks bewusst werde.

Ob man sagen darf, dass in unserer gegenwärtigen Situation eine helfende Kraft gegeben ist? Die passive Abwehr eines militärischen Angriffs hat ja zweifellos etwas tief Eigentümliches, fast etwas Tolstoisches, möchte man sagen. Und man muss sich ganz klar machen, dass mindestens die Sozialdemokratie mit grundsätzlicher Bejahung (also grundsätzlich antimilitaristischer Haltung) in diesem Kampfe steht. Aber es muss doch vor Ueberschätzung der Dinge gewarnt werden. Nicht nur sind in Deutschland stärkste Gegenkräfte am Werke, wie sie in der nationalistischen Propaganda gegeben sind (von denen sich auch die sozialistische Presse nicht völlig frei hält). Sondern was ausschlaggebender ist: die grundsätzliche Bejahung der aufgezwungenen passiven Resistenz geht auch in den sozialistischen Kreisen im allgemeinen entfernt nicht so tief, wie sie gehen müsste, wenn sie eine Gewissheit begründen sollten. Wir müssen uns vielmehr ganz klar eingestehen, dass die ethische Kraft der religiösen Grundhaltung auch jetzt noch nicht auf den Gang der weltpolitischen Ereignisse unmittelbar einwirkt, dass sie in ihm nicht spürbar und sichtbar wird. Wir leiden darunter. Wir empfinden es als unsere Schuld. Wir ringen darum, dass es anders werde.

Das heisst ersichtlich nicht, dass wir bloss warten. Es gibt kein Leben, das bloss Warten wäre. Es gibt vor allem kein religiöses Leben, das bloss Warten wäre. Aber es gibt allerdings auch kein echtes religiöses Leben da, wo man sich in Illusionen bewegt. Sich über den wirklichen Zustand täuschen, das wäre, wie für jedes wirklich aufbauende Werk, so besonders auch für das Werk der Gesellschaftsgestaltung, verheerend. Unsere Arbeit, denke ich, kann nur gewinnen, wenn wir uns durch die Schwere der gegenwärtigen Lage in um so tiefere Besinnung treiben lassen. Nur so kann, wenn überhaupt, die Beziehung des ewigen Ernstes zur Konkretheit unserer Lage einmal kund werden.

Carl Mennicke

Zur deutschen Not

Wer hilft uns wirklich?

In dem grossen deutschen Problem scheint mir ein Punkt besonders besprochen werden zu müssen, der nach meinem Erachten der wichtigste ist zur wirklichen Lösung: Hilfe aus unserer schweren Not.

Wir müssen endlich suchen, zur ursprünglichen Ursache unseres Elends Stellung zu nehmen, denn wir sind totkrank; aber Genesung kann nur werden, wenn wir den verborgenen Krankheitskeim erkennen, aufdecken und entfernen. Zu diesem Zweck müssen wir uns aber zunächst einmal endgültig freimachen von unserm «mit deutschen Augen sehen» und loslösen von der «deutschen Moral» (die eine doppelte ist) und von dem «was wir brauchen», dem kurzsichtigen Utilitätsprinzip. Wir müssen ans Licht, zur offenen, reinen Wahrheit, die für uns allein die reinigende, heilende und erlösende Kraft sein kann. Ich meine damit den Ursprung: die Ursache des grossen Krieges und die Schuldfrage.

Wie die Schulderkenntnis im eigenen Gewissen lebendig werden muss, so kann uns vom nationalen Schuldbekenntnis niemand befreien oder dispensieren, keine Auslandshilfe, kein Völkerbund, kein Wilson oder Harding und noch weniger ein Papst. Nur wir Deutschen allein können es, indem wir ehrlich und willig den Weg durch die enge Pforte gehen und aus innerer Notwendigkeit offen unsere Schuld bekennen. Und nur um der Wahrheit willen müssen wir bekennen, nicht etwa um Milderungen für die Reparationen zu erlangen. Diese Einstellung zu den Tatsachen würde unsere Lage längst geändert haben, denn das Bekenntnis bezw. das Schuldgefühl hätte uns willig gemacht zum «Gang durch die Wüste» und aus eigenem Bedürfnis bereit, die Reparationen zu erfüllen als Sühne für unermessliche Vergehen. Damit wäre das Beste im deutschen Volk geweckt worden.

Aber immer noch herrscht in breiten Schichten der alte Geist und alte deutsche Politik und Alldeutsche haben — trotz Revolution und Republik — grosse Gewalt behalten und beherrschen die Geister. Die überdisziplinierten, unselbständigen Menschen folgen noch blind-

lings der Parole und protestieren gegen «die infame Kriegsschuldlüge»: «Alle sind schuldig, und wer auf den Knopf gedrückt hat, dass der Kurzschluss entstand, ist ganz nebensächlich», so hört mans öfter sogar von Linksstehenden. Noch darf und kann in weitesten Kreisen unserer deutschen Demokratie kein offenes, freies Wort darüber gesagt werden, noch immer werden diese Stimmen als Vaterlandsverräter geächtet und sogar gewaltsam zum schweigen gebracht.

In Deutschland redet man von Not und Elend, und nennt als einzige Ursache den Versailler Friedensvertrag und die blinde Rach- und Habgier der Feinde. Es ist, als hätten in Politik und Presse die führenden Kreise dies als Vorwand so geschickt ausgenutzt, um alle Erinnerung an ihre unerhörten Kriegslügen und den Krieg ganz in den Hintergrund zu drängen. Der Glaube an das Unschuldig-Verfolgtsein und unverschuldete Leiden unter gemeiner, brutaler Vergewaltigung sitzen tief im Herzen der Deutschen und der grösste Teil der Presse tut seit Jahren alles, um uns diese Idee noch fester einzuhämmern.

Und dies ist unsere grenzenlose Not, der eigentliche tiefe Krebsschaden Deutschlands und die Ursache unseres moralischen Niedergangs. Hier ist die grosse Tragik des Schicksals.

Wer hilft uns wirklich?

Wer hilft uns von Grund aus? Wer hilft uns zur Selbsterkenntnis? zur Wahrheit? herauszukommen aus dem Bann der politischen Lügen?

Uns kann nur die Wahrheit befreien und retten. So gebe uns das Ausland seine Wahrheit, da wir sie allein nicht finden können.

Alle enorm grosse materielle Hilfe, welche das Ausland uns ohne Unterbruch zukommen lässt, hat dem wachsenden Elend nicht steuern können. Diese weitgehende Hilfe ist kein Heilfaktor gewesen, oft nur eine Salbe für unsere Augen, eine scheinbare Bestätigung unserer Rechthaberei. Vielfach wurde sie auch unrichtig empfangen und verführte mit der Zeit zum selbstverständlichen Nehmen, sogar zum Betteln. Damit will ich natürlich nicht sagen, dass nicht grosse Not gelindert worden ist, aber weil man nur die Krankheitssymptome be-

kämpfte, nicht die Krankheitsursache, konnte die Heilung auf diesem Weg allein nicht erfolgen.

Wir haben unermesslich viel Gutes und Liebes vom Ausland erhalten, die dürfen wir noch mehr, noch viel Grösseres erbitten, eine Hilfe aus unserer gegenseitigen Verfassung heraus führt. Wie viel leichter wäre unsere Mühsal zu tragen, wenn wir einen rechten Sinn für uns selbst darin sehen könnten, anstelle des sinnlosen «Vernichtungswillens der Feinde».

* * *

Wer seit den Nachkriegsjahren suchend durch Deutschland geht, wird im grossen Ganzen auf zwei bis drei Kategorien von Menschen stossen.

Die weitaus grösste Zahl in den Mittel- und Ober-Schichten des Volkes sind diejenigen, die sich — mit oder ohne Ursache — bejammern, schelten, zanken, die verbissen und verbittert sind, weil sie alle Schuld dem Feind beimessen und die offen und heimlich vom Vergeltungskrieg reden.

Die zweite Gruppe — kaum kann man von Gruppen reden, denn oft sinds nur einzelne Menschen — trägt klaglos ihre Lasten; es sind solche, die nach Wahrheit suchten, die der Kriegsschuld offen ins Auge gesehen und als Folge dieser Erkenntnis sühnen wollen; sie sind es, die hoffnungsvoll und gläubig vorwärts schreiten, das Leben — trotz allem — bejahend. Im Gegensatz zu denen der ersten Gruppe, sehen die Vertreter der zweiten eine bessere Zukunft vor sich. Sie sind neu geboren, möchte ich sagen, zu einer persönlichen Erkenntnis und Freiheit, los von der lärmenden Fessel einer blindmachenden Disziplin oder Parole. So frei und so stark sind sie geworden, dass sie eine Schuld bekennen, tragen und sühnen können und wollen.

Etwas davon findet man auch manchmal noch bei guten Pietisten oder beim einfachen, unverbildeten Volk. Wenn auch ohne klare Erkenntnis der Ursachen, hört man in diesen Kreisen oft das Wort: «Wir Deutschen müssen noch viel tiefer in die Not hinein, bevor es mit uns wieder aufwärts gehen kann.» In diesen Kreisen ist noch das reinere moralische Empfinden, das ihnen Klarheit gibt und damit eine Erleichterung für die Last des Tages.

A. D. Müller sagt im Januarheft der Neuen Wege, Seite 22: «Die

heutigen Verhältnisse bedeuten einen Freibrief für jede Art von Selbstbetrug, Lüge, Gewinnsucht und Lebensangst, ohne jede Möglichkeit der der Korrektur an objektiven Masstäben.» Eben weil das so ist — und auf dem sittlichen Gebiet wie auf dem materiellen — ist es für uns so schwer, allein den Weg zur Wahrheit zu finden; denn wären unsere «deutsch-moralischen» Begriffe in weiten Volkskreisen auch nur einigermassen selbständig, klar und unzweideutig gewesen, hätten sich die Verhältnisse nicht so auswachsen können, wie sie es jetzt tun mussten und Müller sie schildert. Der Wunsch ist der Vater unserer Gedanken und die Gedanken sind die Knechte unserer Leidenschaften; so dreht sich alles im Kreis, ohne festen Mittelpunkt, ohne Licht in der Dunkelheit.

Lasse sich das Ausland doch nicht so gewaltig imponieren und so gefühlsmässig beeinflussen von den jetzigen Verhältnissen Deutschlands. Wir sind krank, viele bis zum Fieberwahnsinn überreizt. Aber darum brauchen wir des neutralen Auslandes Sach- und Fachkenntnis, seine klare Ruhe und nüchterne Ueberlegung, sein felsenfestes Stehen auf dem Boden unzweideutiger Wahrhaftigkeit. Alle Lüge oder Verschleierung ist für uns verhängnisvoll und wäre sie aus zartester Rücksicht gesprochen. In der Schweizer Frauenzeitung stand im Bericht einer Schweizerin über die internationale Frauen-Friedens-Konferenz im Haag folgender Satz: «Aber, dass diesen verbrecherischen Individuen [gemeint sind die Meuchelmörder der Nachkriegszeit], wie Alice Salomon betonte, kein Haar gekrümmt worden ist, beweist den Uebergang vom brutalen Vergeltungsstandpunkt zum geistigen Abwehrkampf, bedeutet den Sieg der pazifistischen Idee.» Wenn Alice Salomon solche Ungeheuerlichkeit ausspricht, glaubt dann die ausländische Frauenwelt uns zu nützen im stillschweigenden Annehmen solcher Schönfärberei?

Zum Schluss erlauben Sie mir noch eine Frage: wie ist es möglich, dass so viele Deutsche — gerade auch führende Frauen — aus dem Ausland nach Deutschland zurückkehren und erklären können: «Man denkt dort ebenso wie wir.» Ob Dr. Gertrud Bäumer, die, wenn ich nicht irre, einem Verein gegen die «Schuldlüge» vorsteht, auch mit dieser Idee aus der Schweiz zurückkommen wird? Und all den vielen andern führenden Frauen, die z. Z. in die Schweiz eingeladen

werden? Wird man auch ihnen gegenüber nur zustimmen oder schweigen, oder von Nebensächlichem und Wohltuendem reden? Zeigt sich Deutschfreundlichkeit wirklich nur im Zustimmen, nie im Widerspruch? Sind sich die Einladenden bewusst, welch grosse moralische Verantwortung sie auf sich nehmen dadurch, dass sie unsern Führerinnen Gastfreundschaft bieten und sie dabei vielleicht in der Idee lassen — sei es auch nur durch Ausweichen gegenüber heiklen Fragen — man teile ihre Meinung? Wir Deutsche, die wir so stark auf das Absolute und Krasse eingestellt sind und so wenig Nuancen kennen, fassen alles, was nicht direkter Protest ist, als Zustimmung auf. Möge das mitfühlende Ausland daran denken, wie schwer und oft unmöglich es für uns ist, unsere «deutschen Augen», die seit vielen Jahren nur auf uns selbst und das, was uns nützlich ist, sahen, in eine andere, entgegengesetzte Richtung zu wenden und uns von der «deutschen Moral» weg einer Weltmoral zuzukehren. Sollte die Not der Zeit das neutrale Ausland nicht auch noch willig machen zu seinem schwersten Opfer: aus seiner Zurückhaltung nochmals herauszutreten zum lauten Proklamieren der Wahrheit?

Man wird mir entgegnen, dass gerade jetzt, im Moment der Besetzung des Ruhrgebiets, der Zeitpunkt möglichst ungünstig, ja gefährlich sei für solch eine objektive Sprache. Da müsste ich aber fragen: wann wäre denn überhaupt ein «gegebener» Moment? Wann ist die Zeit, wo man die Wahrheit hören will und aussprechen darf, da sie immer schwer zu ertragen ist? Immer nur spricht man von der Schuld der Feinde, als ob dies uns befriedigen könnte und freisprechen! Was Frankreich jetzt im Begriff ist zu tun, tut es auf seine eigene Verantwortung hin, aber — es hätte wohl nie so weit kommen können, wenn Deutschlands Stellungnahme zur Schuldfrage eine andere, ehrlichere gewesen wäre. «Das ist eben der Fluch der bösen Tat, dass sie fortwährend Böses muss erzeugen.»

Ragaz schrieb kürzlich für die Allgemeinheit: «Es gibt jetzt nur **einen** Weg, der uns rettet: Busse und Bekehrung, d. h. tiefe Schulderkenntnis und Umkehr zu neuen Gedanken und Wegen.» Dies gerade ist es, was ich in Obigem auszuführen versuchte als besondere Forderung für Deutschland.

Möge man daran denken und uns Deutschen dazu verhelfen!

Zur Weltlage

Einige Randbemerkungen.

Ich habe das letzte Mal unter dem ersten furchtbaren Eindruck des französischen Gewaltaktes meine Gedanken darüber geäussert. Es war Pflicht, zu reden, und der Setzer wartete. Inzwischen hat sich manches geklärt.[1] Ich habe zwar im Wesentlichen nichts anderes zu sagen, als vor einem Monat, möchte aber doch heute noch einige ergänzende Bemerkungen machen. Dabei schliesse ich gern an die bedeutsamen Ausführungen der deutschen Freunde an, die einander teilweise zu widersprechen scheinen und doch aus der gleichen Gesinnung stammen.

1. Die Schuldfrage.

Ich stimme Mennicke in der Hauptsache durchaus zu. Die Schuldfrage ist auf «wissenschaftlichem» Wege nicht auszumachen; da könnten wir warten bis zum jüngsten Tage. Es verhält sich damit auch im individuellen Leben ganz gleich: wer käme zu einem sittlichen Urteil über sein Tun, wenn er vorher dessen Motive und Zusammenhänge nach den Regeln der wissenschaftlichen Psychologie und analogen Massstäben untersuchen wollte? Es gibt gottlob für die einzelnen wie für die Gemeinschaften einen kürzeren und sicheren Weg: die sittliche Intuition, oder besser gesagt, das Gewissen. Dass dazu der Wille gehört, die Tatsachen zu kennen, versteht sich von selbst. Und nun möchte ich doch wissen, ob irgend ein Deutscher, der sich um die wirklichen Tatsachen bekümmert, vor seinem Gewissen, — ich sage: vor seinem G e w i s s e n, nicht vor dem Publikum, seis der Zeitung, seis des Biertisches, seis des Eisenbahnwagens — eine schwere deutsche Schuld zu leugnen wagte. Was der Aufsatz: «Zur deutschen Not» meint, ist doch wohl nur dies eine: der tiefernste Wille zur Selbstprüfung und zur Anerkennung der eigenenSchuld. Aber wir sind wohl alle darin einig, dass diese Schuldfrage zunächst von jedem Volke für sich selbst abgemacht werden muss, und dass das erzwungene Schuldbekenntnis des Friedensvertrages eine psychologische Rohheit und eine Torheit war. Ebenso versteht sich von selbst, dass eine solche Selbst-

[1]) Man möge einige vielleicht allzuscharfe Aeusserungen aus der ersten Erregung über das furchtbare und folgenschwere Ereignis erklären.

prüfung und ein vielleicht daraus folgendes Schuldbekenntnis keine politische Nebenabsicht haben dürfte und ohne jeden Seitenblick geschehen müsste. Gewiss wird es uns unendlich erschwert, Schuld zu erkennen und zu bekennen, wenn wir in Elend sind und dazu immer von allen Seiten angeklagt und zu einem Schuldbekenntnis aufgefordert werden. Gewiss ist es nach der Bibel die G ü t e Gottes, die zur Busse leitet und sagt uns die Erfahrung, dass das Richten und Strafen, wenn es aus Selbstgerechtigkeit stammt, bloss verstockt macht. Aber auf der andern Seite muss doch gesagt werden, dass wir uns durch alle Hemmungen dieser Art nicht von einer rücksichtslosen Abrechnung mit uns selbst dürfen zurückhalten lassen. Ein Schuldiger, dem es ernst ist, frägt, in dem Masse, als es ihm ernst ist, nicht mehr darnach, was die andern sagen und tun, ob sie anklagen oder verzeihen; er hat es bloss mit der furchtbaren Tatsache seiner Schuld zu tun. Und er hat das unwiderstehliche Bedürfnis, diese Schuld zu bekennen, sie unter Umständen in die Welt hinaus schreien, mögen die andern dazu sagen, was sie wollen und daraus machen, was sie wollen. Diese gewaltige Notwendigkeit hat Foerster in der Einleitung seines Buches [1]) mit erschütternder Kraft ausgedrückt.

Ich glaube also wohl, dass es neben der sittlichen Abrechnung, die in jedem einzelnen Volke vor sich gehen muss, noch eine Verhandlung vor dem Tribunal der Völkergemeinschaft gibt und dass hier auch das Schuldbekenntnis seine Stätte hat. Freilich muss ich zweierlei hinzufügen:

Selbstverständlich lastet eine Schuld nicht bloss auf Deutschland, namentlich dann nicht, wenn man nicht bloss an den Krieg und die Kriegsführung denkt. Was ich von der ersten Stunde des Krieges an bis zur Ermüdung wiederholt habe, ist meine tiefste Empfindung: wir sind alle schuldig, und die richtige Einstellung zu dem Sachverhalt ist das Mea culpa, mea maxima culpa jedes einzelnen Volkes und einzelnen Menschen. Es ist doch klar, dass die ganze Weltkatastrophe eine Folge des allgemeinen Abfalls von Gottes Ordnung ist. Man darf freilich diese Wahrheit nicht dazu benutzen, sich die besondere eigene Schuld leicht zu machen oder damit wie mit einer Walze über alle

[1]) Mein Kampf gegen das nationalistische und militaristische Deutschland.

die einzelnen Tatsachen, aus denen sich die Gesamtsumme der Menschheitsschuld an dem Krieg und seinen Folgen zusammensetzt, hinzufahren, aber ebenso wenig darf uns diese letzte Wahrheit einen Augenblick aus dem Bewusstsein schwinden, wenn wir von solchen besondern Verschuldungen reden.

Ebenso selbstverständlich sollte sein, dass wir die Anklage nicht zur Grundlage einer Lösung der heutigen politischen Probleme machen dürfen. Diese muss nach andern Gesichtspunkten erfolgen, vor allem nach dem, dass eine neue Ordnung geschaffen wird, die eine Katastrophe, wie die geschehene, für künftig unmöglich mache. Gewiss wird man dabei ohne einen Blick auf das Schuldproblem nicht auskommen. Wer könnte die türkische Frage richtig lösen, ohne an das unsagbare Verbrechen des Armeniermordes zu denken? Auch die Forderung der Reparationen für Nordfrankreich und Belgien kann ohne Beziehung auf das daselbst geschehene willkürliche und frevelhafte Zerstörungswerk nicht wohl aufgestellt werden. Aber beherrscht werden müssen auch diese Lösungen schwerer Probleme durch den Gedanken an die Völkerversöhnung und den Bau einer neuen Ordnung, nicht durch Straf- oder gar Rachegedanken.

Vor allem müsste der Schuldgedanke — sei es als Abrechnung jedes Volkes mit sich selbst, sei es als Erkenntnis der allgemeinen Schuld — eine Wirkung haben: Verständnis und Versöhnung zu schaffen. Wie völlig anders müsste ein Deutscher über das jetzige Vorgehen der Franzosen und ihr ganzes Verhalten nach dem Kriege urteilen, wenn er bedächte, was dieses Volk von Deutschland erlitten hat: die Tatsachen von 1871 und nachher, den Angriff von 1914, die Zerstörung seiner blühendsten Provinzen, die Vernichtungsdrohung von viereinhalb entsetzlich langen Jahren, die Hinschlachtung von anderthalb Millionen seiner Söhne, die zahllosen Brutalitäten, Demütigungen, Plünderungen, dazu die ebenso raffinierte wie freche Art der deutschen Grossindustrie, Frankreich um seine Entschädigungen zu bringen und selbst möglichst bald wieder die industrielle Vorherrschaft zu gewinnen — den Vertrag von Rapallo mit seiner furchtbar vergiftenden Wirkung nicht zu vergessen. Es ist unmöglich, dass ein Deutscher, der das wüsste und bedächte, noch etwas anderes tun könnte, als an die eigene Brust schlagen, statt die Franzosen zu verdammen?

Aber auch umgekehrt: welcher Franzose, der sich klar machte, was dieses Deutschland erlitten hat, den Hunger, die Verluste an Land und vor allem — unendlich vor allem! — an Menschenleben, zum Teil infolge der Blokade, dazu die endlosen unerhörten Demütigungen, den Sturz von der Höhe der Weltmacht in die Tiefe der Schmach; der bedächte, was Frankreich — neben den andern Siegerstaaten — nun seit Jahren an diesem Deutschland gesündigt hat durch Uebermut, Willkür, Rohheit des Tones und Stils, könnte anders als in sich gehen, ob solchem furchtbaren Spiel des Hasses und der Rache im tiefsten erschrocken? Müsste nicht so aus dem Schuldgefühl Verständnis, Frieden und Versöhnung werden? Müsste nicht, während jetzt die Schuldfrage nur neuen Hass und Zwiespalt schafft, gerade sie die Basis werden, auf dem wir endlich zu einem Neubau der Welt, einem wahren Völkerbund zusammenkämen? Sollte nicht in uns allen, auch den «Neutralen», dieses Schuldgefühl so übermächtig werden, dass es endlich alle Dämonen überwände?

2. Das französische Problem.

Diesen Weg also, meine ich, müsste die Behandlung der Schuldfrage nehmen. Und nun möchte ich versuchen, diese Wahrheit an dem französischen Problem anschaulich zu machen. Um dies ganz gründlich zu tun, müsste man zwar mindestens eine Abhandlung, wenn nicht ein Buch schreiben. Da ich mich aber über den Gegenstand schon so oft geäussert, mögen wohl auch einige Andeutungen genügen.

Wo liegt denn die Wurzel des französischen und damit des europäischen Uebels? Es ist, wie mir scheint, auf eine einfache Formel zu bringen: Frankreich sucht Sicherheit. Es hat Entsetzliches erlitten. Vierundeinhalb Jahre lang hat es den übermächtigen Feind im eigenen Lande gehabt, vierundeinhalb Jahre lang um sein Leben gebangt, dazu seit 1870 mehr oder weniger in Angst gelebt. Und nun sieht es sich, bis zur Erschöpfung geschwächt und durch den Gegner systematisch und mit Berechnung geplündert und verhöhnt, vor die Möglichkeit gestellt, dass dieser Gegner, der an Volkszahl ihm immer noch fast um das Doppelte überlegen ist, in verhältnismässig kurzer Zeit wieder die politische, militärische und industrie-

elle Vorherrschaft gewinnen, und es dann, vielleicht mit andern verbündet, während es selber vielleicht allein stünde, überfallen und dann vielleicht doch vernichten werde. *Das alles erwartet es durchaus mit Recht, sofern nämlich nicht eine neue Ordung im Völkerleben eintritt.* Denn Deutschland ist grösser, hat mehr Lebenskraft. Frankreich ist mit genauer Not dem Tod entgangen. Das französische Volk ist nervös, sensitiv. Es leidet zum Teil an den Folgen schwerer Sünden gegen sich selbst; aber das tut hier nichts zur Sache, hier gilt es bloss, die Lage Frankreichs festzustellen.

Was kann Frankreich, das in dieser Lage ist, zur Sicherheit helfen? Dreierlei kann in Betracht kommen: 1. Ein starker Glaube an Gott; 2. der Schutz von Bündnissen und Verträgen; 3. die Gewalt.

Frankreich müsste an die Möglichkeit neuer Ordnungen im Völkerleben glauben. Das bedeutet aber wohl: es müsste an Gott glauben. Denn wie sollte man auf Grund eines nur menschlichen Optimismus daran glauben können? Es ist nur etwas anders ausgedrückt, wenn wir sagen: Frankreich müsste sich geborgen wissen in seinem guten Recht, im Schutze einer Weltordnung, welche die Völker wie die einzelnen Menschen, die ihr vertrauen, trägt und erhält. Diesen Glauben nun hatte und hat Frankreich nicht, und das ist die Wurzel seiner und unserer Not. Weil es ihn nicht hatte, schaute es sich nach menschlichen Sicherungen um. Es verlangte, dass der Völkerbund eine Armee schaffe, die jedes einzelne seiner Glieder schütze. Als diese Forderung nicht durchging, nahm es mit einer durch Amerika und England geleisteten Bürgschaft vorlieb. Diese Bürgschaft fiel durch Amerikas Verrat dahin. So blieb nur die Gewalt. Mit Gewalt musste man das Geld für den Aufbau holen (auch hier fehlte es an Vertrauen zu geistigen Kräften), mit Gewalt musste man Deutschlands Erstarken und neue Vorherrschaft verhüten. Man schuf sich ein System von Bundesgenossen im Westen und Osten (Belgien, Tschechoslowakei, Polen, Jugoslavien); man behielt eine riesige Armee, die stärkste, wenn vielleicht auch nicht grösste, der Welt; man hielt ein Stück Deutschland besetzt; man zog nach der Ruhr.

Das meine ich, sei das Problem, an der Wurzel blossgelegt. Und nun wende ich den Gesichtspunkt an, von dem wir ausgegangen sind,

und frage: Wo liegt nun eigentlich die Schuld an diesem Uebel? Um beim Menschlichen zu beginnen: Ist nicht Amerikas launischer und pharisäischer, dazu wohl auch bei der republikanischen Partei durch kleinlichste Eifersucht gegen Wilson bedingter Abfall von dem Werk des Neubaus der Welt die Schuld, die alle andern erzeugt? Musste sich Frankreich nicht verlassen und verraten vorkommen und dadurch immer tiefer in Trotz und Gewaltgeist hinein geraten? — Um aber höher hinaufzusteigen, so ist ein gewisser Mangel an Glauben tieferer Art im französischen Volke wohl auch durch seine tragische Geschichte bedingt. Der Sieg der Jesuiten sowohl über die Hugenotten wie über die Jansenisten hat die Glaubenskraft, den Glaubensernst und damit die sittliche Energie der französischen Seele gelähmt. Heinrich der Vierte bezeichnet den Uebergang vom Glauben an Christus zum Glauben an Frankreich. Es besteht ein Zusammenhang zwischen Ludwig dem Vierzehnten und Clemenceau, zwischen der Aufhebung des Ediktes von Nantes und dem Einzug in die Ruhr. Aber ich füge hinzu: welches «christliche» Volk besitzt denn heute diesen Glauben an Gott, der auf die Gewalt wie auf den Mammon verzichtet und es mit neuen Wegen wagt? Besitzt ihn etwa das schweizerische? Oder das deutsche? Oder das engliche? Dieses vielleicht noch am ehesten, aber doch auch nicht genügend zu grossem Handeln. Wenn dem aber so ist, wer hat dann die Schuld an Frankreichs Schuld? Nicht wir alle? Und wo liegt dann die Lösung des europäischen Problems?

Dass Frankreich durch diese Betrachtungsweise gerechtfertigt oder auch nur entschuldigt würde, ist selbstverständlich nicht meine Ansicht. Seine Schuld rückt nur in ein anderes Licht. Ganz ähnlich müsste wohl auch das deutsche Problem behandelt werden. Und wie das deutsche Volk trotz der Sünden seiner Politik unsere Liebe und unsern Glauben verdient, so müssen wir uns scharf gegen diejenigen wenden, die die Sünden der französischen Politik dazu benützen, das französische Volk, seinen Geist und seine Kultur schlecht zu machen. Davor sollte uns schon der Umstand bewahren, dass der beste Teil dieses Volkes über jene Politik nicht weniger trauert als wir. Es bleibt selbstverständlich ein edles und hochbegabtes Volk, ein Volk voll Verheissung für die Zukunft. Frankreich wird für seine

Sünden bezahlen müssen; das Gericht ist nur allzu gewiss; aber unser Glaube an sein Volk wird dadurch nicht berührt.

3. Die Kräfte des Guten.

Wo die Schuld an dem Uebel liegt, zeigt uns deutlich auch das Verhalten der Völker und vieler Organisationen gegenüber dem an der Ruhr geschehenen Unrecht. Alle in unserer letzten Betrachtung zur Weltlage angedeuteten Möglichkeiten einer Hilfe sind bis jetzt keine Wirklichkeit geworden. England schaut zu; Amerika «beobachtet» und treibt Schulden ein; die organisierte sozialistische Arbeiterschaft ist zu schwach, zu zerrissen und zu wenig — international; der Völkerbund aber ist, wenigstens offiziell, nicht zu sprechen.

Beim Völkerbund müssen wir einen Augenblick stillhalten. Der Bundesrat hat sich so gestellt, wie leider zu erwarten war. Es sind darüber nicht viele Worte zu verlieren. Jedermann kennt die Motive und weiss sie einzuschätzen. Dass man nun, nachdem wir doch in eine Völkergemeinschaft eingetreten sind, kommt und erklärt, dass uns die Händel anderer nichts angingen; dass wir neutral seien; dass wir zuerst für uns selbst zu sorgen hätten; dass die Ausführung des Friedensvertrages den Völkerbund nicht berühre — das ist ein so offenkundiger Verrat an dem Sinn und Gedanken des Völkerbundes, dass man sich nur wundern muss (falls man dies noch nicht verlernt hat), wie man den Mut finden kann, nach den hohen Reden in Genf so niedrige Reden in Bern und anderswo zu führen. Und Aehnliches gilt vom Völkerbundsrat selbst. — Es ist eine der vielen Tragödien dieser Zeit: in dem Augenblick, wo der Völkerbund moralisch gesiegt hat, bricht er moralisch zusammen. Das will heissen: der Gedanke, die Institution hat ihre ganze Notwendigkeit bewiesen, aber es fehlen ihr die Menschen, die ihre ausführenden Organe sein müssten. Wir haben in all den entscheidenden Instanzen keine führenden Menschen von sittlicher Energie, weitem Blick und gläubigem Mut. Darum ist zwar die Völkerbundsidee so notwendig als jemals; sie wird irgendwie Wahrheit werden müssen, wenn es für die Welt — politisch geredet — eine Zukunft geben soll, aber dass der moralische Kredit der bestehenden Organisation einen fast tötlichen Stoss erlitten hat, muss uns ganz klar sein. Es regiert heute das Geschlecht, das im

Materialismus gross gezogen wurde. Wir ernten, was lange gesät worden ist.

Im Angesicht solcher Erfahrungen ist ein gewisser Pessimismus in Bezug auf die Möglichkeit, mit den Kräften des von Christus ausgehenden Lebens auch in das politische Wesen einzudringen, begreiflich genug. Doch schiene mir ein Verzicht darauf nicht nur innerlich unmöglich, sondern auch voreilig. Es ist über den Sinn der heutigen Weltlage und die Aussichten, die sie bereitet, gerade in der letzten Zeit von uns zusammenhängend und ausführlich geredet worden [1]) und wird weiter davon geredet werden. Darum beschränke ich mich auch hier auf einige Bemerkungen.

Wer ob gewissen Tatsachen an der Möglichkeit einer neuen Ordnung im Völkerleben verzagt, der übersieht doch andere, wohl noch wichtigere Tatsachen. Wir haben einen so unerhörten moralischen Zusammenbruch des Gewaltprinzips erlebt, dass seine Wiederaufrichtung wenig wahrscheinlich ist. Was wir heute in allerlei Formen erleben, ist der Versuch einer versinkenden und gerichteten Welt, sich doch noch zu behaupten. Es ist eben doch ein ungeheurer Vorstoss des sittlichen Geistes in das Gebiet der Politik geschehen. Was nun vor sich geht, ist das Ringen des neuen Prinzips mit dem alten. Ob der Ungeduld, das Neue ganz siegreich zu sehen, übersehen wir den gewaltigen Fortschritt, den es gemacht hat; ob den trüben Nebeln, die noch auf der werdenden neuen Welt liegen, dieses Werden selbst. Es war aber niemals unsere Meinung, jedenfalls nicht die des Schreibenden, dass wir ohne den allerschwersten Kampf zu dem Neuen durchdringen würden. Für mich vollzieht sich das Kommen des Reiches Gottes durch schärfste Zuspitzungen. Ich glaube, dass es sich so vollzieht, wie es in den eschatologischen Reden Jesu und in der Offenbarung Johannis dargestellt ist, wobei ich freilich ein freies und grosses Verständnis dieser Weissagung voraussetze. Starke Rückschläge, grosse Schwankungen in diesem Kampfe können mich zwar bedrücken, aber nicht beirren. Dass das Göttliche schwach und wehrlos scheint und nur durch das Kreuz hindurch siegt, ist mir, so paradox es immer wieder erscheint, doch auch immer wieder selbst-

[1]) Vergl. die Aufsätze «Christus und die heutige Lage» und «Siehe, er kommt» im Januar- und Dezemberheft.

verständlich. Es scheint mir insbesondere dies ein Schlüssel zu der heutigen Lage zu sein, dass die gewaltigen Anstrengungen der Mächte des Bösen gerade vom siegreichen Andrängen des Neuen erzeugt werden. «Es steigt der Satan zu euch hinunter in grossem Zorn, weil er weiss, dass ihm nur noch wenig Zeit bleibt.»

Wer weiss, ob nicht da, wo wir verzweifeln möchten, ein stärkerer Glaube, der heller sähe, schon die Wendung zum Siege erblickte?

Gerade der Kampf im Ruhrgebiet schliesst eine Verheissung ein, die ich noch wichtiger nehmen möchte als Mennicke. Wenn es der deutschen Arbeiterschaft gelingt, den ganzen militärischen Apparat Frankreichs leer laufen lassen, wenn hier der Hammer über das Bajonett siegt, dann hat das, was wir im Kappputsch erlebt, eine grossartige Fortsetzung erfahren, dann hat hier eine wirkliche Besiegung des Krieges stattgefunden, und ist ein Weg gezeigt, wie er ganz besiegt werden kann. Dann triumphiert die Arbeit über den Mord, das Schaffen über die Zerstörung, das Werkzeug über die Waffe. Dann erfüllt sich die Weissagung von den Schwertern, die Pflugscharen und den Spiessen, die Winzermesser werden. Der Umstand, dass es dabei menschlich zugeht, dass das Prinzip nicht in seiner höchsten Reinheit hervortritt, darf uns nicht daran hindern, die Grossartigkeit und Folgenschwere eines solchen Geschehnisses zu verkennen. Gewiss ist auch nicht sicher, dass dies der Ausgang ist, aber weil die Dinge im Werden sind, dürfen wir hoffen und müssen wir mitkämpfen. Deutschland steht jetzt vor der Möglichkeit, durch seine Arbeiterschaft den Weltkrieg moralisch zu gewinnen. Wir wollen ihm dabei helfen mit allem, was in uns ist.

Gerade jetzt gilt es, nicht nachzulassen, nicht zu kapitulieren, sondern, der biblischen Anschauung gemäss, auszuharren bis zum Ende. Eine gewisse Theologie, auf die Mennicke anspielt, kann ich nur als einen Teil der gesamten Reaktionsbewegung der Zeit betrachten, die mit dieser vorübergehen wird. Sie ist gerade für Deutschland nichts als Opium, Deutschland hat aber ein Tonicum nötig. Wer weiss, ob nicht gerade Deutschland einem Aufstieg näher ist als die Siegervölker? Gottes Wege sind paradox, und wer ihn verstehen will, muss andere Augen haben als der Weltmensch und auch der

blosse Religionsmensch; er muss vieles gerade umgekehrt sehen als die Welt.

Im übrigen steht eins uns ja allen fest: auch das Eindringen des Geistes Christi in die Politik kann nur in dem Masse geschehen, als dieser Geist unter uns neue Gewalt bekommt. Unsere Aufgabe ist, dies immer tiefer einzusehen, uns diesem Geist offen zu halten und treu zu sein. L. Ragaz

14. II. 23.

Deutsche Stimmen

Ansprache beim Protest der Nieskyer Arbeiterschaft gegen die Ruhrbesetzung, 17. Januar 1923.[1])

I.

Volksgenossen und -Genossinnen! Ihr habt soeben gehört, wogegen wir hier miteinander Protest erheben wollen. Ist das äussere Unrecht, das uns dort an der Ruhr angetan wird, aber das einzige? Ist es das schlimmste? Ich meine, noch schlimmer ist, dass durch dies Unrecht neuer Hass gesäet wird. Die Menschheit sehnt sich nach Frieden, und hier wird neuer Krieg erzeugt. Was wir brauchen, ist Liebe, und hier wird die Liebe mit Gewalt aus der Welt vertrieben. Das ist das heillose Verbrechen, gegen das wir Protest erheben.

Was sollen wir dagegen tun? Sollen wir versuchen, dies Unrecht mit Gewalt niederzuschlagen? Diese Friedensstörung durch einen neuen Krieg zu beantworten? Solls wieder nach der alten Melodie gehen: Auge um Auge, Zahn um Zahn? O, ich verstehe es wohl, dass sich einem angesichts des schreienden Unrechts dort die Faust ballt und der Zorn im Herzen aufkocht. Aber ich sage auch: es ist gut, dass uns die äussern Waffen fehlen, um der brutalen Gewalt mit neuer Gewalt zu begegnen. Es ist gut, dass selbst die kriegslustigen Kreise in unserm Volke im Augenblick einsehen müssen, dass ein neuer Krieg heute Wahnsinn und Selbstmord wäre. Denn dadurch werden wir davor bewahrt, den falschen Weg der Gewalt weiter zu beschreiten, auf dem die Menschheit bisher noch immer ins Unglück hineingeraten ist. Uns bleibt im Augenblick nichts übrig, als still, scheinbar

[1]) Niesky ist der bekannte alte Mittelpunkt der Herrnhuter.

wehrlos, an den Sieg der Gerechtigkeit zu glauben. Sind wir wirklich wehrlos, wenn in Wahrheit heut die Gerechtigkeit und das gute Gewissen auf unserer Seite ist? Meint ihr nicht, dass jener ungeheure Aufwand an Gewalt sich bald lächerlich machen wird, wenn ihm nirgends mit Gegengewalt begegnet wird? Auch zum Kriegführen gehören zwei. Und der Militarismus, dem sich nirgends ein anderer Militarismus als Gegenpart stellt, wird rettungslos zur Pose. Schliesslich ist auch die brutalste Macht machtlos, wenn sie dem unbeirrten Willen zur Gerechtigkeit und opferbereiter Ueberzeugungstreue sich gegenüber sieht.

Ich wünschte aber, dass unser deutsches Volk diesem Triumph der altenGewaltgeister noch mehr entgegensetzte als den stillen Glauben an den Sieg der Gerechtigkeit. Dann würden wir aus Besiegten wahrhaft zu Siegern, wenn wir den Mächten der rücksichtslosen Begehrlichkeit und Gewalt die Macht der Liebe entgegensetzen könnten. Denn darnach sehnt sich im letzten Grunde die ganze Welt. Bisher galt es als Dogma, dass Politik und Gewalt von einander unzertrennlich seien. Jetzt aber sieht die Menschheit mit Schrecken, wohin diese Politik der Gewalt uns alle geführt hat, — an den Rand des Abgrunds, und wenns so weiter geht, in den Abgrund! Wir spüren, dass nicht nur wir Glieder eines Volkes zusammengehören als Brüder und Schwestern einer Familie, sondern dass auch die Völker untereinander mit all ihrer Verschiedenheit und Eigenart doch eine grosse Menschheitsfamilie bilden, die zur Liebe und nicht zum Hass berufen ist. Gegen diesen Geist der Liebe haben die Völker alle, auch wir, uns vergangen. Wollen wir, dass es anders und besser wird, dann müssen wir dem Wahnglauben an die rohe Gewalt den Rücken kehren und dem Dienst der Liebe uns weihen. Nicht einer sentimentalen, weichlichen, kampfesscheuen Liebe, sondern einer Liebe, die mit der Gerechtigkeit und Wahrheit im Bunde ist, einer Liebe, die deshalb auch bereit ist, zu kämpfen, ja zu leiden. Das sei unser tiefster deutscher Protest gegen die brutalen Gewalttaten, die wir erleiden. Ein Krieg der Liebe gegen den Krieg der rohen Gewalt, Feindschaft bis aufs Messer allem Geist der Habgier und der Völkerverhetzung, wie er jetzt an der Ruhr sein Unwesen treibt. Aber zugleich die Bereitschaft zur Verständigung auch mit den heutigen Gegnern und ein freu-

diges Zusammenwirken mit allen, die guten Willens sind, auch jenseits unserer deutschen Grenzpfähle. Innerhalb unseres eigenen Volkes wollen wir diesen Geist der Liebe zuerst üben und bewähren im Kampf gegen allen Standesdünkel und Klassenhass. Und dann wollen wir ihn auch hinausleuchten lassen in die dunkle, hasserfüllte Völkerwelt. Das wäre eine Welt- und Völkermission, des deutschen Namens und der deutschen Art würdig. Wenn uns dazu diese neuesten Orgien der brutalen Gewalt aufrütteln, dann haben sie unserm deutschen Volk, ja der ganzen Welt, einen wirklichen Dienst geleistet. Darum auf zum Protest! Zum Protest nicht nur in Worten, sondern zu einem Protest in Tat und Wahrheit. Mag es auch noch so dunkel aussehen in der Welt, mag scheinbar auch die brutale Gewalt noch einmal triumphieren, wir halten mit dem ganzen Herzen fest an der hoffnungsfrohen Gewissheit:

Friede soll noch einmal werden,
Und die Liebe König sein!

Th. Schmidt

II.

Aus dem Briefe eines deutschen sozialistischen Führers

«...Bei uns ist das allgemeine Empfinden an der Grenze des Fatalismus angekommen; aber darunter schwelt es von Erbitterung. Wir leiden jetzt furchtbar unter französischem und deutschem Nationalismus und deutscher Profitgier. Ich glaube nicht zu schwarz zu sehen, wenn ich sage: es bereiten sich bei uns furchtbare Dinge vor. Einige Hoffnung haben wir noch auf die englischen, belgischen und französischen Sozialisten; aber auch dort gibts starke nationalistische Einschläge.

Der Stundenlohn beträgt jetzt über 1100 Mark. Ein Pfund Margarine kostet 8000 Mark. Ein Arbeiter hat also einen ganzen Tag für ein Pfund Margarine zu arbeiten. Diese wenigen Angaben zeigen das erschreckende Elend auf, in dem wir uns befinden. Dazu steigende Arbeitslosigkeit, jetzt durchschnittlich 3 Promille der Einwohner.

Aber trotz alledem ist im Gros der deutschen Arbeiter der Glaube an die Sieghaftigkeit der sozialen Idee sehr stark, und das gibt uns die Hoffnung, auch dieser Sturzwelle zu widerstehen. Sehr wirkungsvoll würde ich ernste Ermahnungen und soziale Pflichterinnerungen an die Sozialisten von England, Belgien und Frankreich von Ihnen aus halten. Bitte tun Sie das!»

Französische Stimmen

I. [1])

Das Summum jus ist nicht immer das wahre Recht. Und Frankreich, das Land des Masses, weiss dies besser als irgend jemand. Warum denn also diese Entfaltung militärischer Kräfte für Operationen, von denen man erklärt, sie werden wenig einbringen? Um was für «moralischer» Satisfaktionen willen, die sich sehr wohl als verfehlte Rechnungen erweisen könnten? «Man begreift wahrhaftig nicht,» ruft Marc Sangnier aus, «dass ein Mann von der intellektuellen Bedeutung des Herrn Poincaré so kurzsichtig sein und in derartige psycholgische Irrtümer verfallen kann.» (La jeune République, 19. Januar.) — «Ich sähe es mit Beunruhigung, wenn Frankreich die Ruhr besetzen würde,» hat der verstorbene A. Ribot in seiner letzten Rede im Senat am 29. Dezember gesagt.

Gewiss verdient das Deutschland, das so viele unsühnbare Verbrechen begangen und, wie wir es mit unsern eigenen Augen gesehen haben, unsern ganzen Norden zerstört hat, alles, was ihm zustösst. Wir bestreiten weder die allgemeine Schuld der Zentralmächte am Ursprung des Krieges, noch Deutschlands Verbrechen während des Krieges, noch seinen empörenden schlechten Willen in Bezug auf die Zahlungen und Reparationen, noch die Notwendigkeit für Frankreich, bezahlt zu werden, noch unser Recht, im Ruhrgebiet die Kohlen zu requirieren, die wir in den zerstörten Mienen des Nordens nicht mehr finden! Aber eine grossherzige Gerechtigkeit hat nicht nur den zu erreichenden Zweck im Auge, sie zeigt sich auch in den angewendeten Mitteln.

Mit dem Ingenieur Victor Cambon, einem der besten Kenner Deutschlands, der von der Ruhrbesetzung abgeraten hat, weil der Besitz von Duisburg und Ruhrort genügten, um eine Zollabgabe für das ganze Ruhrbecken einzurichten; mit Ferdinand Buisson, dem unbescholtenen Gewissen, das die Liga für Menschenrechte regiert; mit dem mutigen, patriotischen und pazifistischen Marc Sangnier, mit Herriot u. a. ziehen wir einer Politik der bewaffneten Gewalt, die uns zum Kriege führen kann, eine vorsichtige und feste Politik vor, die, ehe sie zu den Waffen griffe, das Schiedsgericht des Völkerbundes anriefe, um Deutschland zuerst einmal durch die Rechtsprechung und, wenn möglich, durch die Abstimmung der Völker zu dem zu zwingen, was es uns schuldet.

Wer würde nicht der Gefahr eines neuen grossen Krieges der Völker die friedliche, weil rechtliche Lösung des Völkerbundes vorziehen, und,

[1]) Wir freuen uns ganz besonders, aus dem Januarheft von «Christianisme Social» diese Aeusserung von Elie Gounelle wiedergeben zu dürfen, die die ganze hochherzige Art unseres Freundes und seiner Gesinnungsgenossen kundtut. In der Form noch schärfer spricht sich gegen die Ruhraktion die von Charles Gide herausgegebene Genossenschafts-Zeitschrift «L'Emancipation» aus (z. B. die Januarnummer).

wenn der bestehende Bund nicht ausgedehnt genug ist und nicht genügende Gewähr bietet, die Lösung durch einen neuen grossen Völkerbund, an dem Amerika teilnähme?

Und endlich muss gesagt werden, dass das Recht nicht alles bedeutet für ein menschliches Frankreich und für christliche Kirchen.

E. Gounelle

II.

Brief des französischen Zweiges der internationalen Frauenliga für Friede und Freiheit an die Mitglieder des deutschen Zweiges.

Liebe Freunde!

Seit wir uns nach den Leiden des Krieges in jenem ergreifenden Zürcher Kongress wiederfanden, haben wir in der gleichen Richtung gearbeitet und oft miteinander gehofft. Es schien, als ob die Woge des Hasses aufgehalten wäre, als ob von allen Seiten die Aufforderungen zur Versöhnung gehört würden. Der Groll der Franzosen besänftigte sich; in Deutschland schien die Revanche-Partei durch die fortschreitende Entwicklung der Friedenspartei eingedämmt zu werden. Aber die Folgen des Krieges und der Friedensverträge haben sich weiterentwickelt, und die Politik der Schieber aller Länder und der verblendeten Nationalisten hat den Völkern so viel Schaden zugefügt, dass wir in einer gefahrdrohenden Stunde der Krisis dastehen als die ohnmächtigen Zeugen des Wiederanwachsens des Kriegsgeistes.

Es liegt uns daran, Euch zu sagen, dass wir die Gleichen geblieben sind, dass wir unsere Hand allen Schwestern der ganzen Welt reichen, die trotz der Prüfung, die diese dunklen Tage für die Pazifisten aller Länder bedeuten, an die Möglichkeit und an den Wert der menschlichen Einheit glauben.

Es liegt uns daran, Euch zu sagen, dass wir in dem Masse unserer Möglichkeiten handeln. Als Gegner sowohl der Gewaltmethoden wie einer Politik der nationalen Isolierung haben wir von unserer Regierung und — im Verein mit unsern englischen Freunden — von allen, die denken wie wir und gleich vorgehen könnten, gefordert, dass eine internationale Wirtschaftskonferenz einberufen werde, die alle Nationen ohne Ausnahme umfasste, eine Konferenz, wo die Frage des europäischen Wiederaufbaus gelöst werden sollte, von der das Wiedergutmachungsproblem nicht getrennt werden dürfte.

Glücklicherweise gibt es Franzosen, die, ohne Internationalisten wie wir zu sein, die Politik des nationalen Blockes verurteilen und die Versöhnung aller Völker in der Arbeit für einander und in gemeinsamem Wiederaufbau wünschen. An sie wenden wir uns ohne Unterlass in der Hoffnung, dass sie sich ihrer Kraft bewusst werden, dass sie handeln werden, dass ihre Zahl gerade in Folge der Ausschreitungen der reaktionären Parteien

wachse. Wir zählen auch als auf eine Hilfe auf die würdige Haltung des deutschen Volkes, auf sein geduldiges Ausharren in der Weigerung, Gewalt mit Gewalt zu beantworten.

Seid versichert, liebe Freunde, dass wir von ganzem Herzen uns schwesterlich verbunden fühlen mit Euch in der Hoffnung auf die Kräfte des Friedens, die trotz allem über den Hass und den Krieg triumphieren werden.

Der französische Zweig der J. F. F. F.

III.

Eine internationale Lösung der Reparationenfrage.

Das Folgende ist ein Auszug aus einem Briefe, den die Vizepräsidentin der Internationalen Frauenliga für Friede und Freiheit, Miss Marshall, im Verein mit der Sekretärin, Mrs. Ramont, und dem französischen Mitglied des Zentralvorstandes, Mme. Duchêne, an Poincaré gerichtet hat.

«Die Internationale Frauenliga für Friede und Freiheit hält dafür, dass alle Nationen eng miteinander verbunden sind, und dass, um die Welt vor dem drohenden Ruin zu retten, man die internationalen Beziehungen auf ganz neuen Grundlagen des guten Willens und der Zusammenarbeit aufbauen muss. Als ebenso Gegnerin der Gewaltmethoden einerseits und einer Politik der nationalen Isolierung anderseits stellt sie fest, dass die Reparationenfrage nicht gesondert betrachtet werden kann, sondern als Bestandteil des allgemeinen Problems des Wiederaufbaus angesehen werden muss und empfiehlt eine auf internationale Zusammenarbeit gegründete Lösung. Eine internationale Anleihe, die von allen Nationen nach dem Masstabe ihres wirklichen oder potentiellen Kredites gewährleistet würde (Goldreserve, Minenlager, Bodenfrüchte, seien es die tatsächlich vorhandenen oder Produktionsmöglichkeiten, Arbeitskräfte, Kaufkraft) führte nach den best unterrichteten Nationalökonomen zu der raschen Wiederherstellung Europas.

Die Haager (Frauen-) Delegation hat im Laufe ihrer Reise durch Europa und in den Unterhandlungen, die sie mit den einflussreichsten Persönlichkeiten der politischen Welt und der Finanzwelt, sowie mit den Vertretern der organisierten Arbeiterschaft pflog, den praktischen Wert dieser Vorschläge diskutiert und die Ueberzeugung erlangt, dass ein grosser Teil der öffentlichen Meinung eine internationale Lösung des Problems auf Grundlage der folgenden Bedingungen für möglich hält:

1. Die Frage der Wiedergutmachung ist einem internationalen unparteiischen Gerichtshof zu unterbreiten.
2. Die Frage ist nicht für sich, sondern als ein Teil des umfassenden Problems des Wiederaufbaus Europas zu behandeln.
3. Die Besatzungsarmeen sind zurückzuziehen.

Wenn es auch eine Sache der Gerechtigkeit ist, dass Frankreich für den Wiederaufbau erhalte, was ihm zukommt, so ist sicher weder die Besetzung

im allgemeinen noch die Besetzung der Ruhr im besonderen das beste Mittel, um Frankreich zu verschaffen, wessen es bedarf. Es ist ein sehr kostspieliges Mittel. Die Anwendung von Gewaltmitteln, die die unausbleibliche Folge des unausbleiblichen Widerstandes Deutschlands ist, lässt das Vorgehen Frankreichs im Ausland als eine Bedrohung des Weltfriedens empfinden, treibt Frankreich in eine bedauerlich isolierte Haltung hinein und verringert die zeitweilig so günstigen Aussichten auf einen Schuldenerlass der Vereinigten Staaten und Englands gegenüber Frankreich.

Eine internationale Anleihe hingegen gäbe Frankreich die Gewähr für Bezahlung, erfasste die ganze Zahlungsfähigkeit Deutschlands, die bis dahin zum grossen Teil dazu verwendet wurde, die Besatzungskosten und die militärischen Ausgaben zu decken, erlaubte, die Gelder der deutschen Grosskapitalisten zu erreichen, die im Ausland angelegt sind, führte wahrscheinlich zu einer Regelierung der interalliierten Schulden, höbe die Valutakrisis auf und würde den Handel wiederbeleben, indem es den Völkern ihre Produktionskraft und ihre Kaufkraft wiedergäbe. Ja, auch die im Ausland angelegten französischen Gelder würden sofort im Werte steigen.»

* * *

Die I. F. F. F. schliesst wie folgt:

«Wir haben uns bis dahin nicht auf die Gründe der höheren Gerechtigkeit und der Menschlichkeit berufen, die zugunsten einer Zusammenarbeit im Geiste eines ehrlichen guten Wollens sprechen. Wir sind aber überzeugt, dass, wenn Frankreich auf die Gewaltmittel, die es anwendet, um seine Forderungen zu unterstützen, verzichtete, indem es seinen festen Willen kundtäte, sich einer gerechten internationalen Regelung der umstrittenen Fragen zu unterziehen, es in Deutschland den guten Willen und in der übrigen Welt die Sympathie erwachen sähe und überall den Wunsch nach Versöhnung und wahrem Frieden beobachten könnte.

Wir glauben, dass aufgezwungene Gewalt Widerstand und Rachegeist weckt, dass aus diesem Widerstand eine endlose Kette von Vergewaltigungen und Kriegen hervorgeht, die in nichts anderem als in dem vollkommenen Untergang Europas enden können, aber dass, wenn schon das Böse nur das Böse gebiert, es doch möglich ist, durch einen vernünftigen und grossmütigen Akt die verhängnisvolle Kette zu unterbrechen.»

Rundschau

Die Abstimmung über das Stimm- und Wahlrecht der Frauen in Schule, Kirche und Armenwesen, die am 18. Februar im Kanton Zürich stattfand, gehört ähnlich wie jene vor drei Jahren zum Betrübendsten, was wir in diesen Zeiten an unserm Volke erlebt haben, und das will viel heissen. Mit rund 76,000 gegen 28,000 Stimmen ist den Frauen die Mitarbeit als Bürgerinnen an den Aufgaben des Armen-, Schul- und

Kirchenwesens, die im Grunde alle vorwiegend von dem leben, was die Frau ist und tut, verweigert worden. Und dies in einem Kanton, der in allerlei Formen — ich nenne als Beispiele bloss die gewaltige und einzigartige Schöpfung der alkoholfreien Restaurant und Volkshäuser und die Soziale Frauenschule — Frauenwerke gesehen hat, um die man uns in aller Welt beneidet und die nur Frauen vollbringen konnten. Wie man vielleicht gemerkt haben wird, habe ich mich für die Vorlage vom 18. Februar nicht begeistert und zwar darum, weil die wohlweise Art, wie die Männer die ihr Stimm- und Wahlrecht bekanntlich mit solcher Reife und Gewissenhaftigkeit ausüben, die ihnen, so wie die Männer heute sind, an Geist und Charakter doch so überlegenen Frauen erst langsam zu der eigenen Höhe heranziehen wollten, mir abgeschmackt vorkam. Ich hätte als Frau diese Behandlung abgelehnt. Auch möchte ich ausdrücklich erklären, dass mir das Stimm- und Wahlrecht der Frauen noch nicht das Wichtigste ist, was ich den Frauen für ihre Befreiung wünsche. Aber wenn man nun bedenkt, was für Beweggründe offenbar den weitaus grössten Teil der neinsagenden Männer geleitet haben, so wird die moralische Tragweite dieser neuen Abstimmung klar. Eine Hauptrolle hat bei diesen — Staatsbürgern, wie man jetzt so grossartig sagt (von was ist man denn sonst eigentlich Bürger?), die Angst gespielt, die Frauen könnten ihnen, zu bürgerlichen Rechten gelangt, den Zugang zum Wirtshaus und ähnlichen Dingen erschweren. Dazu kommt die andere, weniger bewusste, aber freilich auch berechtigte Angst, die Frauen könnten sich als geistig überlegen erweisen. Endlich als weiterer Hauptgrund der dumme Hochmut des Mannes, der es nicht ertragen kann, dass die Frau ebenbürtig neben ihm stehe. Alle diese Dinge hängen eng zusammen. Ein durch Wirtshaus, Jass-, Sessel- und Interessenpolitik, dazu durch die Jagd nach dem Geld und Schlimmeres heruntergebrachtes und roh gewordenes, alles tieferen seelischen Gehaltes beraubtes Männergeschlecht muss natürlich die Frau als minderwertig betrachten. Nur die minderwertige Frau kann ihnen das sein, was sie von ihr verlangen. Nur ein sittlich hochstehendes Männergeschlecht stellt die Frau hoch, ein sittlich tiefstehendes, wie das heutige in der Mehrheit ist, muss sie erniedrigen. Der Zufall führte mich an jenem Abstimmungssonntag durch einen grossen Teil des Zürcherlandes. Als ich dieses durch und durch geistverlassene, nicht etwa frohe, sondern bloss wüste und gemeine Fastnachtstreiben, das mit der Nähe der Stadt sich natürlich steigerte, gesehen hatte, und dann aus einem Zeitungsblatt das Ergebnis der Abstimmung erfuhr, war mir sofort klar, dass beides zusammenpasste: ein solches Männergeschlecht konnte nicht anders stimmen. Wie sollten solche Männer das «Heilige» und «Weissagende» erkennen, das die alten Germanen nach dem Bericht des Tazitus im Weibe geehrt haben?

Wir müssen uns darein finden, dass die Schweizerfrau von dem Schweizermann als minderwertig betrachtet wird, gerade diese Schweizerfrau, die die beste Hausfrau der Welt ist, die mehr putzt und fegt und Teppiche klopft als die Frauen in der ganzen übrigen Welt. Die Schweizerfrau muss sich künftig von den Frauen fast aller abendländischen Völker als die unfreiste bemitleiden lassen. Unserem nationalen Ehrenschilde ist wieder ein Edelstein eingefügt worden. Denn der verbissene Stolz der neuen Rasse von Tellensöhnen hat sich das grosse Ziel gesetzt, möglichst weit hinter andern Völkern zurückzublei-

ben. Je reaktionärer, desto helvetischer. Denn, hiess es letzthin sogar im Hauptorgan der Auslandschweizer, die Schweiz kommt an die Spitze der Völker bloss dadurch, dass sie stehen bleibt. Immer trauriger erfüllt sich an uns das Wort: «Die Ersten werden die Letzten sein.»

Es wäre alles leichter zu ertragen, wenn wir in allen Dingen ein konservatives Volk wären. Wir würden uns dann dem Schlechten ebensogut verschliessen wie dem Guten. Nun aber ist Tatsache, dass das gleiche Volk, das in einer reaktionären Wut schäumt, wo es guten und edlen Fortschritt gilt, allem Dummen und Gemeinen, allem Schwindel und aller Verderbnis alle Tore sperrangelweit auftut. Das Frauenstimmrecht können wir in Zürich nicht einführen, wohl aber die Fastnacht im Basler Stil. Diese Fastnacht, die hier so gar kein Recht, keinen geschichtlichen Boden und keinen Geist hat, die haben die Wirte und die Neue Zürcher Zeitung (diesmal wohl ohne ihre Hoftheologen!) im Hui durchgesetzt. Wieder sage ich: beides hängt zusammen, moralische Verlotterung und Reaktion sind immer sehr gut Hand in Hand gegangen. Nur ein in sittlicher Zucht gesammeltes, seelenernstes Volk ist der Freiheit fähig.

An diesen Wahrheiten, meine ich, ist nichts zu markten. Wir müssen uns die Tatsache der tiefen Gesunkenheit des heutigen Schweizervolkes unerbittlich klar machen. Dass gerade die roten Quartiere von Zürich besonders stark verworfen haben, wirft daneben ein Licht auch auf unsern Sozialismus. Wer Augen hat, zu sehen, der muss es nun sehen: nur eine tiefgreifende Regenerationsarbeit kann unser Volk vor dem völligen sittlichen Untergang, dem dann jeder andere folgen würde, retten. Das ist jetzt die Arbeit der Arbeiten. Ohne sie kommen wir nirgends mehr weiter.

An dieser Arbeit werden sich besonders die Frauen zu beteiligen haben. Die Frauen werden sich fragen, ob nicht ihr Geschlecht auch eine Mitschuld hat an der Lage, die uns diese verschiedenen Abstimmungen klar gemacht haben. Ist es nicht ein Fluch geworden, dass unsere Frauen so sehr bloss Hausfrauen, Haussklavinnen geworden sind. Und sollten wir nicht vor allem stolzre Frauen bekommen, Frauen, die auf allen Gebieten der Herreneitelkeit des Mannes weniger entgegenkämen? Sollte nicht die Aufgabe, unser Geschlecht aus dem Sumpf des Wirtshauses und dessen, was ihm verwandt ist, herauszuziehen, vor allem die grosse Aufgabe der Frauen sein? Sollten nicht da und dort Frauen, die bisher vielleicht geneigt waren, das Angefochtensein von Ideen und Personen auf deren Fehler und Uebertreibungen zurückzuführen, einsehen, dass vor allem die Atmosphäre der intellektuellen und sittlichen Versumpfung daran schuld ist und sich zu einer radikalen Haltung (im tieferen Sinne des Wortes) aufraffen?

Was sollen wir im übrigen den Frauen raten? Einiges mögen sie sich doch zum Troste sagen. Einmal sind die Stimmen jener 28,000 Männer, die zu ihnen gestanden, um so höher einzuschätzen, als diese Männer nun gewiss fast ausnahmslos aus einer Ueberzeugung gestimmt haben, die von guten, edlen und selbständigen Gedanken bewirkt war. Wenn man sich an den Gedanken gewöhnt hat, dass es immer nur eine Minorität ist, die in einem Volke das Gute vertritt, dann sind 28,000 gegen 76,000 doch nicht so wenig. Vor allem aber müssen die Frauen sich sagen, dass die Mitarbeit am öffentlichen Leben gottlob nicht auf Stimmen und Wählen und Gewähltwerden beschränkt ist. Es gibt heute eine Fülle von Ar-

beitsgebieten des öffentlichen Lebens, die ebenso wichtig sind. Auch Schule, Kirche und Armenwesen können indirekt von den Frauen aufs stärkste beeinflusst werden. In dieser freien Form hat die Anteilnahme der Frau am öffentlichen Leben im Laufe der letzten drei Jahrzehnte doch ganz unglaublich zugenommen. Es ist darin eine grosse Revolution geschehen. Und auf dieser Linie wird es weitergehen, auch in der Schweiz. So mögen die Frauen die Herren der Schöpfung stimmen, wählen und gewähltwerden lassen und sich mit ihrer edlen Kraft dorthin wenden, wo man sie brauchen kann, mit Freuden aufnimmt und als gleichberechtigt behandelt! Sie sollen — wenn sie Sozialistinnen sind — in die Gewerkschaften und Genossenschaften hinein. Sie sollen sich eifrig an der freien Bildungsarbeit beteiligen, die mindestens so wichtig ist als die offizielle. Sie sollen hinein in jene ganze Regenerationsarbeit, ohne die und neben der all das heutige politische Treiben doch nur eine traurige Komödie ist. Im Grunde kann ihnen ihr Recht niemand nehmen; was sie sind, sind sie und genau so viel wirkliche Macht werden sie auch haben. L. R.

Der inoffizielle Völkerbund und die Ruhraffäre. Während der offizielle Völkerbund sich taub stellt, sind die inoffiziellen Vereinigungen sehr tätig. Die schweizerische hat bekanntlich den Bundesrat um Anrufung des Völkerbundes ersucht.

Auch in andern Ländern macht sich das Verlangen nach Erfüllung der Satzungen des Völkerbundes immer lauter geltend. So hat z. B. die Fédération der Völkerbundsvereinigungen Frankreichs folgende Resolution gefasst:

«Der Verband der Völkerbundsvereinigungen Frankreichs, ohne die Rechtmässigkeit der französischen Auslegung des Friedensvertrages von Versailles anzufechten, drückt den Wunsch aus, dass das Problem der Reparationen und der interalliierten Schulden dem Völkerbund überwiesen werde.»

Es ist dies im wesentlichen genau dasselbe, was die schweizerische Resolution verlangt.

Der Conseil des internationalen Verbandes der Völkerbundsvereinigungen hat diese Resolution «avec satisfaction» zur Kenntnis genommen. Er richtet im ferneren unter dem 29. Januar an alle Völkerbundsvereinigungen den Aufruf,

> «diese Fragen ohne Verzug und mit der grössten Aufmerksamkeit zu prüfen und alle Massnahmen zu treffen, die ihnen geeignet zu sein scheinen, sei es, indem sie Resolutionen fassen oder irgend ein anderes Mittel ergreifen, um ihre Meinung dem Parlament und der Regierung kund zu geben.»

Der «National Peace Council» von London, in dessen Sitzung die Vertreter einer ganzen Reihe von Korporationen anwesend waren, hat mit grosser Befriedigung von der schweizerischen Eingabe Kenntnis genommen und das internationale Friedensbureau aufgefordert, eine Propaganda zugunsten dieser Resolution zu entfalten.

Das Internationale Friedensbüro selbst richtete einen Appell an alle Regierungen und an den Völkerbundsrat.

Aehnliche Resolutionen sind ferner eingegangen von den deutschen und österreichischen Friedensgesellschaften.

Die Zusammenkunft mit den Vertretern der «Christlichen Internationale» (jetzt «Versöhnungsbund» genannt), die wir in Zürich gehabt haben, ist für viele ein rechtes Ereignis geworden. Auch die in Bern, Basel, Lausanne sind, wie wir hören, sehr schön verlaufen. In Zürich hatten wir zuerst Bespre-

chungen in kleinerem Kreise (aus denen u. a. die «Botschaft» hervorging, die im letzten Heft erschienen ist) und dann eine öffentliche Versammlung, die den «gelben Saal» des Volkshauses überfüllte. Es redeten Oliver Dryer, der Generalsekretär, Walter Ayles, der englische Quäcker, Arbeiterführer (Independant Labour Party) und Dienstverweigerer; Frau Kirsten Swelmoe-Thomsen aus Kopenhagen, die Präsidentin des Christlichen Friedensbundes; Pfarrer Otto Roth aus Dortmund und Fräulein Lilian Stevenson, Sekretärin des Fellowship of Reconciliation. Der Abend hat einen grossen Eindruck gemacht. Ganz besonders war es für viele ein Erlebnis, einen Mann wie Ayles zu hören. Wenn wir einmal bei uns so weit wären! Aber das «Volksrecht» hat uns nicht einmal eine kleine Einsendung, die auf die Versammlung hinwies, angenommen!

Durch diesen Besuch ist eine enge sachliche und persönliche Verbindung zwischen «Bilthoven» und uns hergestellt worden, von der wir für die Zukunft das Allerbeste erwarten dürfen. Wir sind unsern Gästen aufs tiefste dankbar. L. R.

Bern. Zusammenkunft der Freunde der «Neuen Wege»: Sonntag, den 11. März, abends 8 Uhr, im Volkshaus, Grüner Saal. Diskussionsthema: «Die Macht der wirtschaftlichen Verhältnisse und der Ideen». Einleitendes Referat von Hrn. Pfarrer Gerber aus Langenthal.

Berichtigung. Eine medizinische Dummheit war, wie ich nach einer Aufklärung von ärztlicher Seite erkenne, die Bemerkung über die Ergebnisse einer Tuberkulose-Impfung in einem deutschen Städtchen (im Januarheft, S. 30.). Erstens geschehe diese Impfung nicht durch Blutentzug und zweitens habe ihr Ergebnis nicht die Tragweite, die ich ihr zugeschrieben, da eine latente Tuberkulose bei den meisten Menschen vorkomme. Es tut mir leid, dass die Eile und viele Arbeit mich verhindert hatten, diese Stelle zuerst einem Fachmann vorzulegen. L. R.

Dringende Bitte.

Der Kampf um den Zivildienst braucht Geldmittel. Die uns dafür hochherzig zur Verfügung gestellten sind verbraucht, und doch stehen neue, grosse Ausgaben bevor. Unsere Geschäftsstelle, die mit der grössten Opferfreudigkeit und Hingabe für die Sache arbeitet, ohne dafür irgend eine materielle Belohnung zu empfangen, sieht ihre Kasse schon lange leer. Sollte Geld nur für Fliegerbomben u. Maschinengewehre in genügendem Masse vorhanden sein und nicht für den Kampf gegen den Krieg, für den Schutz von Frauen und Kindern gegen die Fliegerbomben und die Hinmordung ihrer Brüder, Väter und Gatten? Gewiss gibt es noch Menschen, die uns helfen können, unsern Kampf weiterzuführen. Bitte, geht zu ihnen, ihr Freunde, und stellt ihnen die Aufgabe dar. Das Nötige muss sich finden.

Die Geschäftsstelle (Hans Amberg), Kaspar Escherstrasse 8, Zürich) nimmt Gelder entgegen, allfällig auch die Redaktion der «Neuen Wege». L. R.

Für das hungernde Russland eingegangen: S. Z. 15.—, L. Sch. 30.—, P. B.-H. 7.—, Pfr. Sch. in Sch. 140.—, J. Sch.-B. in N. 10.—.

Von Büchern

Gegenwart und Gottesreich.[1])

(Eine Buchbesprechung.)

Wir haben es hier mit einem Buch eines amerikanischen Professors der Kirchengeschichte zu tun. Es ist ein theologisches Buch; das ersieht man schon aus den Ueberschriften der einzelnen Kapitel: Der Sündenfall, Das Wesen der Sünde, Die Vererbung der Sünde, Die überpersönlichen Mächte, Das Reich Gottes, Heiliger Geist, Offenbarung, Taufe, Abendmahl, Die Eschatologie usw. Auch auf die Versöhnungslehre und auf andere Lehren von Heiligen und Kirchenvätern wird darin hingewiesen, sodass man den Eindruck erhalten könnte, hier rede ein weltabgewandter Professor, der von der Gegenwart und vom modernen Leben nichts wisse; er stehe mit seinen edlen Gedankengebilden noch mindestens tausend Jahre hinter uns. An einem Amerikaner wäre das besonders auffallend. Aber wie seltsam: beim Durchblättern des Buches stossen wir plötzlich wieder auf Wörter und Sätze, die uns höchst modern erscheinen. Wir lesen von Baumwoll- und Stahlfabriken, von Kinderarbeit und Dividenden, von Börse und Gesundheitsamt, von Milchversorgung und Finanzwirtschaft, von Trunksucht und von Trusts, vom Konkurrenzsystem, von Aktien und Genossenschaften, von den Negern und von Statistiken über Selbstmorde.

Aber wir finden in diesem Buche kein unerträgliches Pathos, keine geheuchelte Entrüstung. Wir treffen hier ruhige, nüchterne Erörterungen. Ja, es gibt sicher Leute, für die dieser Theologe viel zu nüchtern denkt. Was bringt er uns aber Neues?

Der Inhalt des Buches gruppiert sich nur um einen einzigen Gedanken, um den Gedanken an das kommende Reich Gottes auf Erden. Rauschenbusch kennt die Geschichte des Volkes Israel, er kennt das Leben Jesu, und als Kirchenhistoriker kennt er auch die Geschichte des Christentums von Jesu Himmelfahrt an bis auf die Gegenwart. Er sagt sich: die wichtigste Wahrheit, die uns Jesus brachte, ist im Laufe der Zeit in der Christenheit fast ganz verloren gegangen. Jesus wollte in der Menschheit ein grosses Bruderreich aufrichten. Dieses Reich sollte wachsen und zunehmen und nach und nach alle Menschen der Erde umfassen. Jesus sprach darum viel in Gleichnissen vom Reiche Gottes. «Jesus sprach immer vom Reiche Gottes,» sagt Rauchenbusch. An anderer Stelle sagt er: «Das Reich Gottes ist ein nach dem Willen Gottes organisierte Menschheit.» Die Jünger Jesu wussten es: Jesus war gekommen, um eine neue brüderliche Gemeinschaft unter den Menschen anzufangen. Wenn er sagte: «Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes», so hiess das: Habt nur keine Angst um

[1]) Die religiösen Grundlagen der sozialen Botschaft. Von Walter Rauschenbusch. Rotapfelverlag Erlenbach-Zürich.

eure eigene Person; denkt nur nicht an diese; denkt lieber an das grosse Bruderreich, das euer himmlischer Vater auf dieser Erde haben will. Wenn ihr betet, so betet ja immer: «Zu uns komme Dein Reich.» Ihr wisst, was für ein Reich damit gemeint ist. Eine grosse Gesellschaft von Menschen, die einander dienen, ist damit gemeint. — Rauschenbusch sagt (S. 61): «Für die erste Generation der Jünger bedeutete die Hoffnung auf die Wiederkehr Christi die Hoffnung auf eine christliche Gesellschaftsordnung auf Erden unter der persönlichen Herrschaft Jesu Christi, und sie wären entsetzt gewesen, wenn sie gehört hätten, dass diese Hoffnung aus der christlichen Lehre entfernt und durch andere Gedanken ersetzt werden sollte.»

Was will aber Rauschenbusch mit dem Reich Gottes in unserer elenden Gegenwart anfangen? Nie war die Verwirrung der Geister grösser als heute. Nie stand es mit der Genussucht so schlimm wie jetzt. Nie waren die Menschen so gehässig oder dann wieder so gleichgültig gegen einander. Nie war die materielle Not so gross.

Die Verwirrung der Geister ist sicher sehr gross. Unsere Zeit stellt unendlich schwere Aufgaben an uns. Aber wenn wir sie lösen wollen, so merken wir, dass wir die Unfähigkeit selber sind. Wir lieben das Neue und Interessante und fallen auf allen angepriesenen Schwindel herein. Auch für religiösen Schwindel sind wir sehr zu haben. Ja, die Verwirrung, die Ziellosigkeit ist bei uns grenzenlos. — Wie? Eine Bruderschaft unter den Menschen, ein brüderliches Zusammenleben der Menschen, das sollte möglich sein? Niemals! Rein unmöglich! Wer so etwas glaubt, kennt die Menschen von heute nicht. So reden Sachverständige.

Aber wenn die Verkünder des Christentums von allem Anfang an mit Eifer für ein irdisches Reich eingetreten wären, wer weiss, obs dann in der Gegenwart nicht anders aussähe. Vielleicht kommt ja die grosse Verwirrung und Zersplitterung in der gegenwärtigen Christenheit daher, dass die Christen schon seit vielen hundert Jahren ganz vergessen haben, was die Hauptpflicht jedes Christen ist. Jeder Christ hat die Pflicht, seine Kräfte für die Errichtung eines umfassenden Bruderreiches zu verwenden. Diesem zukünftigen Reich soll er heute schon dienen. Nur weil die Christen es gar nicht merkten, dass das ihre eigentliche Lebensaufgabe wäre, konnten sie in eine derartige geistige Zerfahrenheit und Kompasslosigkeit hineingeraten. Sie sahen als Christen keine eigentliche Aufgabe vor sich, und darum verfielen sie auf wunderliche Ideen. Sie dachten an das Heil ihrer eigenen Seelen, weil sie an nichts Grösseres und Edleres zu denken hatten, und plötzlich hielten sie das eigene Seelenheil für ihre allerwichtigste Angelegenheit. Ihr Tatendrang musste aber irgendwo hinaus. Sie machten Geldgeschäfte und spekulierten und wurden unversehens arge Geldmenschen. Sicherlich sind viele schlimme Geldmenschen der Gegenwart nur aus purer Verlegenheit zu Geldmenschen geworden. Niemand zeigte ihnen eine edle Aufgabe, die zugleich auch ihren Tatendrang befriedigt hätte. In dieser Verlegenheit wurden sie Kapitalisten.

Die Christenheit der Gegenwart ist ziel- und planlos. Die zahllosen Christen haben wohl Einen Meister, unsern Herrn Jesus Christus. Aber das ist nur Theorie. Für die Praxis gilt eher das Wort: Soviel Köpfe, soviel Sinne. Wir Christen der ganzen Welt haben keine gemeinsame Aufgabe, die uns einigt. Das ist unser Elend. Aus diesem Elend stammt alle Verworrenheit in materiellen und geistigen Dingen. Darum müssen so viele edle Menschen fast verzweifeln. Darum so viele Selbstmorde. Die Verwirrung erdrückt die Menschen und macht sie zu Opfern von niedrigen Instinkten. Viele edle Menschen machen Fehltritte schlimmster Sorte; aber dies nicht aus Bosheit, sondern nur, weil ihnen ihr eigenes Leben absolut nutzlos vorkommt. Sie sehen in der Verwirrung unserer Tage nirgends eine Aufgabe für sich. Sie sehen überall nur hoffnungsloses Elend, das allerdings etwa «durch Geist verschönt» wird. Gerade die Besten halten diesen Anblick nicht aus.

Wenn wir diesem geistigen Elend auf die Wurzel gehen, so müssen wir erkennen, dass es nur aus Mangel an grossen Hoffnungen entstehen konnte. Wenn nur in unserer Christenheit wieder eine lebendige Hoffnung auf das Reich Gottes auflodern würde! Das wäre ein Glück! Dann würden die Verzweiflungstaten schnell verschwinden. Gequälte Menschen würden wieder froh werden, könnten wieder lachen. Sie sähen sicher sehr bald wieder eine dankbare Aufgabe vor sich. Und wo ein paar Menschen plötzlich guten Willen bekommen und dienen wollen, da ist schon ein kleines Stück vom Reiche Gottes im Werden. Jeder kleinste Sieg ist wichtig. Denn der kleinste Sieg kann möglicherweise zu einer wichtigen Vorstufe für einen grössern Sieg werden. Das Wesen des Reiches Gottes ist ein Wachsen. Und wir dürfen dabei noch die Hoffnung haben, dass Gott wieder einmal dieses langsame Wachsen, diesen endlosen Weg plötzlich abkürzen werde durch grosse Ueberraschungen. — Wenn unter uns eine neue Glut der Brüderlichkeit erwachen würde! Welch ein Glück wäre das doch!

Rauschenbusch sagt darüber (S. 233): «Jede Entdeckung einer umfassenderen Brüderlichkeit durch den Einzelnen bringt eine Glut religiöser Freude. Der Ursprung des Christentums war mit einer grossen Umwandlung von einem nationalistischen zu einem internationalen religiösen Bewusstsein verbunden. Paulus war der Held dieser Eroberung. Der Gott Christi war von Anfang an einer, der Schranken niederreisst. Alle, die Gott in dem besondern Sinne Christi erfahren haben, sind dazu berufen, die menschliche Gemeinschaft auszudehnen und Schranken niederzureissen.»

Wenn wir heute vom kommenden Reich Gottes auch nur dürftige und zweifelhafte Anfänge sehen, wenn die Not auf allen Gebieten und dazu noch unsere eigene Unfähigkeit schier unerträglich scheinen, so können wir uns doch über eines sehr freuen: Der Reich-Gottes-Gedanke wird wieder lebendig unter den Menschen! Das ist nicht wenig. Jahrhundertelang war dieser Gedanke verloren und vergessen.

Die Christenheit kannte ihn nicht mehr. Sie fasste alle Uebel als Prüfungen Gottes auf und hoffte auf das Seelenheil der Einzelnen und auf ein himmlisches Jerusalem. Aber im Lichte der Reichs-Idee sieht alles plötzlich anders aus. Alle Uebel sind blosse Krankheitserscheinungen und müssen geheilt werden. (Darum spielten bei Jesus die Krankheilungen eine so grosse Rolle. Wären die Leiden zur Läuterung da gewesen, so erschiene eine Heilung als Unsinn.) Die sozialen Misstände sind Krankheiten am Leibe der Menschheit. Die Menschheit ist e i n Leib. Jeder Einzelne ist eine, zwar winzig kleine, aber doch wichtige Zelle dieses Körpers. Ist es nun möglich, dass diese einzelnen Zellen auch künftighin Kriege führen gegen einander? Welch ein Unsinn! Diese Zellen sind doch nur für eine Zusammenarbeit geschaffen. Für etwas anderes eignen sie sich überhaupt nicht. Nur für ein Zusammenwirken taugen sie etwas. — Und können wir im Hinblick auf das Bruderreich noch ertragen, dass es einerseits Millionäre und anderseits hungernde Brüder gibt? Wir sagen wieder: Welch ein Unsinn! Sobald die Reichs-Idee unsere sozialen Misstände beleuchtet, werden dieselben sofort unhaltbar und drängen stürmisch auf eine Lösung der sozialen Frage. Der Gedanke an das Reich Gottes ist eine ungeheure Kraft. Er macht uns froh und kühn. Bei aller Erbärmlichkeit, die wir an unserer eigenen Person immer wieder entdecken müssen, werden wir im Lichte dieses Gedankens doch nicht mutlos. Wir lassen uns durch die Macht des Bösen in der Welt nicht mehr so stark einschüchtern. Das Böse ist wohl mächtig. Aber es übertreibt auch und will vor unsern Augen noch als viel mächtiger erscheinen, als es wirklich ist. Es treibt Verblüffungstaktik mit uns und will uns zu Fatalisten machen. Mit dieser Taktik hat es Erfolg. Aber wenn die Reichshoffnung an allen Ecken und Enden der Erde aufspriesst, dann kann uns das Böse nicht mehr so leicht verblüffen.

Darum sind wir froh, dass uns in diesem Buch von Rauschenbusch der Ruf vom kommenden Reich Gottes so rein und laut und zuversichtlich von Westen her erschallt. Dieser Ruf erwacht überall. Er wird immer stärker werden und wird Wunder wirken. Wenn es uns persönlich ganz schlecht geht, wenn wir schwere Enttäuschungen und Demütigungen erleben müssen, so sind wir dennoch keine bedauernswerten Geschöpfe, — wenn wir nur eines noch haben: Die Reich-Gottes-Hoffnung. Sie ist uns ein Geschenk des Himmels. Wir spüren, dass das menschliche Herz auf das Reich Gottes hin erschaffen ist.

Und eine Menschheit, die diese Botschaft wieder neu vernehmen darf, ist keine arme Menschheit. Sie kann froh und zuversichtlich sein, trotz allem. Selbst wenn wir heute ringsum auf der Erde nichts als düstere Bilder sähen, so bliebe uns immer noch der Trost: diese Botschaft wird nun nie mehr verstummen. Der Reich-Gottes-Gedanke geht der Christenheit nicht noch einmal verloren. Er wird früher oder später seine Früchte tragen. Eine Zeit, in der die Botschaft eines Rauschenbusch bei den Ame-

rikanern und bei uns doch eine gewisse Beachtung findet, ist keine unfruchtbare, nutzlose Zeit.

J. Tscharner

Allerlei Stimmen.

Mit Freuden habe ich die Petition für Zivildienst und Zivilsteuer unterzeichnet, obwohl ich bezweifle, dass dieselbe in der Bundesversammlung Erfolg haben werde. Die «gottlosen» Sozialdemokraten werden, wie ich hoffe, dafür einstehen. Dass die alte, sog. rechtgläubige Kirche eine ablehnende Stellung zu dieser Petition einnimmt, was von dem «Appenzeller Sonntagsblatt» schon bereits geschehen ist, ist bezeichnend. Nach ihrer Ansicht müssten also solche, die dem Worte Gottes nachleben möchten, nicht töten, nicht schwören, die Feinde lieben usw., weiterhin für ihre Gottestreue bestraft werden. Es zeugt wahrlich von wenig Gottvertrauen, wenn man glaubt, dass der Herr, der die Herzen lenkt wie Wasserbäche, nicht imstande sei, ein Volk auch ohne Militär zu beschützen, insofern dasselbe alles Vertrauen auf den Herrn setzen würde. Und sollte es der Herr in seiner allweisen Absicht zulassen, dass ein gottesfürchtiges Volk durch die Ungerechtigkeiten eines andern Volkes vernichtet würde, so könnte es wohl die Leiber, nicht aber die Seelen töten. Wohin eine Kirche mit den von Gottes Wegen abgeirrten Regierungen die Menschheit gebracht hat, sollte jedem bibelgläubigen Christen klar geworden sein.

Zülli

Redaktionelle Bemerkungen.

Ein ausschliesslich «deutsches» Heft gibt es nun doch nicht, vornehmlich, weil einer der in Aussicht genommenen Mitarbeiter sich im letzten Augenblick verhindert sah. Wir werden aber das Thema nach Möglichkeit weiterführen. Viele unserer Leser werden sich freuen, unsern alten Freund und Gesinnungsgenossen Pfarrer Theodor Schmidt wieder zu begegnen und zwar gerade auf eine Art, die zu seinem Wesen so gut passt. Auch Karl Mennicke ist für manche von uns kein Unbekannter. Er ist eine der allerbesten Kräfte des «religiösen Sozialismus» in Deutschland. Es sei bei diesem Anlass auf die von ihm redigierte Zeitschrift: «Blätter für religiösen Sozialismus» hingewiesen (Berlin N 20, Prinzenallee 25/26 II.). Auch der Aufsatz: «Zur deutschen Not» stammt aus einer deutschen Feder.

Wir wünschen im übrigen sehr, dass besonders auch Freunde und Leser aus Frankreich oder andern Ländern der Entente zu dem Problem «Deutschland-Frankreich» in den Neuen Wegen das Wort ergreifen.

Zu kaufen gesucht.

Wer könnte mir die Hefte der Neuen Wege Dezember 1916 und Oktober 1919 käuflich abtreten? Ich wäre sehr dankbar dafür.

L. Ragaz

Tod und Auferstehung

Wir haben es mit dem Tode nicht erst dann zu tun, wenn unser Körper stirbt. Der Tod geht stets mit uns und legt seine Hand auf unsere Dinge. Unsere intensivsten Lebensäusserungen sind von einem Beigeschmack des Todes begleitet. Wir geniessen, und nachher fühlen wir eine qualvolle Leere — es ist der Todesgeschmack. Die seelischen Reaktionserscheinungen sind Todessymptome. Unser ganzes menschliches Wesen «riecht nach Sterblichkeit». Das zuerst Gegebene unserer Menschlichkeit sind die das Leben erhaltenden Triebe; welcher Beweis der Todesallmacht, dass gerade diese das Element der Auflösung in sich tragen und zuletzt die Vernichtung gebären! Warum reicht der Eros dem Tode so gern die Hand? Nicht vielleicht darum, weil gerade er die höchste Steigerung dieses Lebens ist? Warum vernichtet mein Egoismus schliesslich mich selbst? Warum entspringt zuletzt dem Ja das Nein? Die Völker vernichten sich durch ihren Selbsterhaltungstrieb; aller Machtwille endigt in Ohnmacht. Ein geheimnisvolles Etwas gibt zuletzt allem eine andere Wendung, biegt es in sein Gegenteil um — der Tod. Die Menschheit will ihr Leben steigern und verlängern, aber sie verkürzt es; und vor wem ist es noch verborgen, dass die Mächte der Vernichtung mitten aus unserer Kultur emporsteigen! Die Triumphe des Menschengeistes sind zu Triumphen des Todes geworden. Herrschende Klassen erzeugen, um zu leben, die Klassen, welche sie töten werden. Der Tod versteht es, die herrschende Klasse nicht nur dazu zu bringen, dass sie das Menschenmaterial und die Waffen zu ihrer Vernichtung bereitstellt, sondern er lässt sie in einer Art philosophieren, dass sie auch die geistigen Vorbedingungen zu ihrer eigenen Vernichtung schaffen muss. Der Tod beherrscht auch das geistige Leben. Er erfindet die Formen und Formeln, die eine Wirklichkeit vortäuschen und doch leer sind. Grosse, lebenschaffende Gedanken steigen empor, aber sie werden durch die Hand des Todes zur Erstarrung gebracht, sie führen als Formeln und Dogmen ein lebensfeindliches Dasein. Der Schutt der Vergangenheit lastet auf der Erde, aus der die Zukunft hervorspriessen sollte. Die Lust des Schaffens wird verdrängt durch die Gier des Erwerbens; die reine Freude an der Schönheit der Welt wird zur dumpfen Begehrlichkeit. Das Gute verwandelt sich in jenes bösartige,

immer gegen andere gerichtete Gebilde, das Moral heisst. Die Religion wird zum Götzendienst. Menschen verlieren den Glauben, werfen alle Hoffnungen weg, geben sich selbst auf. Im Skeptizismus schafft sich der Tod seine Philosophie und im Fatalismus seine Religion. Unter dem Namen Schicksal setzt sich der Tod auf Gottes Tron. Die Unterwerfung unter seinen Willen wird zur frommen Pflicht, und er bringt die Menschen dazu, dass sie seine Werke preisen. Sein Ziel ist die unbestrittene Anerkennung seiner Allmacht, das Aufhören aller gegen ihn gerichteten Rebellion.

So ist all unser Elend ein Ausfluss des Todes. All unsere Not, all unser Leid, unser innerer Jammer, unsere Verzweiflung an uns selbst, am Vorwärtsschreiten unseres Wesens, an der Erlösung — eine Wirkung des Todes. Dann wäre der Angriff auf den Tod der Angriff am entscheidenden Punkte. Dieser Angriff ist siegreich geschehen in der Auferstehung Christi. Darum aber ist die Auferstehung Christi — Auferstehung überhaupt. In diesem Siege ist alles ins Herz getroffen, was Leid und Elend heisst. Denn all das ist ja nur Folge der Todesherrschaft. Ist der Tod überwunden, dann hat die Hölle keinen Fürsten mehr und für die bösen Geister ist die Hoffnung auf Sieg dahin. Dann sind sie nichts weiter als zersprengte Truppen, die zwar noch Unheil genug anrichten mögen, aber ihr Tun ist belanglos und ihre völlige Entwaffnung ist gewiss. Auch unser Sterben ist anders geworden. Der Tod bringt uns noch zu Fall — aber, wenn auch fallend, wissen wir, dass seine Schlachten Rückzugsgefechte sind. «Tod, wo ist dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat in Jesus Christus, unserem Herrn.»

Aber — ist Christus auferstanden? Wir schauen weder mit der Entrüstung der alten noch mit dem Hochmut der neuen Orthodoxie auf die, welche noch so fragen müssen. Wenn wir von der Auferstehung nur das Dogma haben, dann haben wir nichts von ihr. Eine blosse Beugung des Verstandes vor einem Auferstehungslehrsatz ist ebenso wertlos wie unehrlich. Unser Verstand soll nicht vergewaltigt werden — aber er kann überwältigt werden von einer tieferen Kraft, die den Menschen ergreifen kann. Der Verstand kann überwältigt werden von jenem Lebensstrome selbst, der gegen alles Todeswesen im Kampfe liegt. Es kann in uns Menschen die Möglichkeit einer agressiven Haltung gegenüber der Todesmacht — in irgend einer ihrer

Formen — aufleuchten — und damit ist uns dann auch eine ferne Möglichkeit gegeben, die Auferstehung Christi von den Toten zu begreifen. Wenn uns aber einmal so viel gegeben ist, dann dürfen wir auf ein Wachsen des Glaubens warten und dieses Wachstum wird gefördert werden durch die fruchtbare Wechselwirkung: die eigene aggressive Einstellung gegenüber dem Todeswesen wird das Begreifen der Auferstehung Christi stärken und der Glaube an Christi Auferstehung wird uns in unserem Kampf gegen den Tod mit stets neuer Zuversicht erfüllen. Theologen mögen sich darüber streiten, ob eine dieser beiden Glaubensquellen, die nun in uns strömen, eine zeitliche Priorität habe — wir sind zufrieden, wenn in uns der Glaube an die allgemeine Todesüberwindung den Glauben an Christi Auferstehung stärkt, und wenn wir zugleich auf Ostern schauen können, um dort für alle Todesüberwindung unerschütterliche Zuversicht zu schöpfen. Wir wissen aber, dass es eines ewigen Ringens bedarf, um solchen Glauben zu bewahren. Dass man solche Dinge auf intellektuelle Weise festhalten könne, das ist schlechterdings unmöglich, — das ist die grosse theologische Täuschung, die grosse Lüge der Theologie.

Die Auferstehung Jesu Christi bezeugt unsere Auferstehung und unsere Auferstehung bezeugt die seinige. Als völlig isoliert dastehendes Faktum können wir die Ostertatsache weder verstehen noch wahrhaft glauben. Wir wollen durchaus nicht das Ungeheure jener Todesüberwindung, die an Ostern geschah, auf das Mass gewöhnlichen Geschehens zurückschneiden, damit es verständlich werde, aber wir wollen die Todesherrschaft in allen ihren Formen erkennen und alle Gottessiege preisen. Wir sehen die leibliche Auferstehung Christi aus seinem ganzen Leben hervorwachsen wie die Frucht aus der Blüte hervorwächst. Die Kraft der Auferstehung war in all seinem Tun gewesen; alles Tote hat er überwunden. Darum war es ihm gegeben, an der Spitze der Menschheit stehend, die Front des Feindes zu durchbrechen und damit ist sie auch für uns durchbrochen.

P. Trautvetter

Einer trage des Andern Last

Dies Gesetz Christi zu erfüllen, erscheint jetzt oft gar schwer. Gewiss ist es manchmal, als werde eigene Last leichter, wenn wir uns unter fremde beugen, gewiss verstummt die eigene Klage vor dem Weh des Nächsten; aber auch fremdes Leid ist nur bis zu einem gewissen Grade zu ertragen. Es gibt Zeiten, wo die Fluten des ganzen unermesslichen Menschenleides in jeglicher Gestalt an uns herandrängen und fast über uns hinweggehen, wo uns das Gefühl der eigenen Ohnmacht und Hilflosigkeit den andern gegenüber zu Boden drücken will und wir auch das Mittragen fast nicht mehr fertig bringen. Heute, wo ganze Völker um uns her im Elend sind, wo so viele Menschen, die wir kennen, mit der bittersten Lebensnot ringen, vergebens nach Arbeit und Brot und Heim suchen, heute wissen wir kaum mehr, wie wir der Andern Lasten tragen sollen; dazu unsere eigene, die vielleicht schon gross genug ist, ähnliche Nöte umfasst, auch als heisses und hoffnungslos scheinendes Ringen mit einem Lebensproblem unsere Kraft aufreiben will.

Wenn es aber so weit mit uns ist, dann bricht eigentlich erst das schwerste Leiden herein; angesichts all der äusseren und der schlimmeren inneren Not in und um uns schleiclt sich der nagende Zweifel an uns heran: geht es denn überhaupt vorwärts mit Gottes Sache? Es scheint an all den Dingen, die wir für Gottes Angelegenheiten halten, der Wurm zu nagen; sie haben keine Kraft, kein durchschlagendes Feuer, matt und träg scheint ihr Leben zu sein, während das andere, das so offenbar böse und widergöttlich ist, blüht und fortschreitet wie nur je. Wir brauchen dabei noch nicht einmal bis zu den grössten und furchtbarsten Ereignissen unserer Tage zu denken, die alles, was wir glaubten, in Frage stellen. Wir fühlen diese beängstigenden Zweifel auch bei unserer eigenen Arbeit; und gerade die Unfähigkeit, Not wirklich zu beseitigen, Lasten wirklich tragen zuhelfen, führt ihnen neue Nahrung zu.

Und doch müssen wir Trost finden und müssen Ernst zu machen suchen mit dem Gesetz Christi, das uns zum Tragen fremder Lasten ruft. Die Wahrheit wird doch darin liegen, dass wir nur dadurch frei und stark werden. Wir müssen wohl schon den Trost um der A n d e r n willen und nicht um unser selbst willen suchen; darin mag eine

Voraussetzung liegen und eine Befreiung zugleich. Vor solcher Not sinkt dann alles schale und doch ein wenig ausweichende Gerede von «Gottes unerforschlichem Ratschluss» dahin und wir bestehen nicht mehr damit, dass «Seine Hand alles sende und lenke». Es wäre furchtbar, wollten wir dies der Weltnot entgegenhalten und unsere leidenden Brüder damit trösten! Nein, wir wollen gemeinsam mit ihnen danken, dass aus diesem Ratschluss nicht all das unermessliche Elend hervorgeht und diese Hand es nicht sendet! Aber wir schauen dann, wenn wir das wissen, ahnungsweise hinein in den Schmerz des Schöpfers um seine verdorbene Schöpfung, die so unsäglich weit von ihrer Bestimmung entfernt ist! Dürfen wir da nicht in einem ganz besonderen Sinne sagen, dass Gott unser Leiden mitträgt; mehr noch: dass wir es Ihm tragen, für Ihn überwinden? Denn jedes rechte Tragen eigenen wie fremden Leidens bedeutet seine Auflösung, bedeutet an einer noch so kleinen und verborgenen Stelle eine Herstellung der göttlichen Schöpfung; genau so, wie jedes Unrecht, das Leid erzeugt, sie wieder verdirbt und von Gott und ihrer Bestimmung entfernt.

Dass uns so alles Verarbeiten des Leides mit Gott verbinden darf, ist doch wohl kräftiger Trost. Und wie es überall ein Gesetz des Gottesreiches ist, dass Gott und Mensch zusammengehören, dass wir ohne den Vater nicht den Bruder, ohne ihn nicht Gott haben können, so auch hier. Dieser Trost verbindet uns ganz wunderbar und fest mit dem Mitmenschen; sobald wir für Gott und mit Ihm leiden, tragen wir schon des Andern Last und fühlen, wie unsere Lasten von Andern getragen werden. Leid ist keine Privatsache mehr. Aus der Not der Brüder wächst die Spannung und Kraft zum Helfen; wo heute jemand leidet, bereitet er den Weg zur Hilfe vor; wo heute jemand mit einem schweren Kampfe fertig wird, hat er etwas für andere Ringende geleistet. In jedem Leidenskelche, der so für Gott geleert wird, liegt die wunderbare Perle, dass es ein «stellvertretendes» Leiden und damit irgendwie auch Erlösung sein darf.

Das gilt ganz besonders von der schwersten Last, vom Zweifel am eigenen Lebensweg, der so leicht zu einem Zweifel an den Sieg der Sache Gottes wird. Man hat sein Leben ganz in diese Sache hineingeben wollen, möchte es darin untergehen lassen; und dann kom-

men scheinbare Stillstände, Rückschritte, unlösbare Probleme, unüberwindliche Hindernisse. Und Gott schweigt. Er scheint auch in der Welt zu schweigen. Ist nicht überall dasselbe Bild? Wo sieht es noch nach Siegen des Lichtes aus? Und doch, gerade dies Leiden ist, wie kaum ein anderes, ein Leiden mit Gott und für Gott; gerade in ihm gilt es, eines der schwersten Hindernisse Seiner Sache, einen der schlimmsten Verderber Seiner Welt überwinden zu helfen. Wer kann wohl ausdenken, welche Siege verloren wurden, weil jene Zweifel kamen und die Streiter müde und verzagt werden liessen! Muss darum nicht gerade ein Mensch, der sich Gott zum Mitarbeiter weihen möchte, in den Kampf mit d i e s e m Uebel hinein? Verhüllte sich ihm Gott nicht, müsste er nicht die scheinbare Gottverlassenheit auskosten, bliebe da nicht der schwerste Kampf unausgefochten? Gott mag gerade da am nächsten, mit all seiner Kraftfülle bereit sein zu helfen, wo die tiefste Einsamkeit zu herrschen und das Dunkel undurchdringlich zu sein scheint.

Wer dann in Zähigkeit und Tapferkeit des Glaubens ausharrt und nicht an sich und Gott verzweifelt, wer einen so schweren Sieg erringt, der darf aber auch wissen, dass er für seine Mitmenschen eine Bresche geschlagen, den Nebel zerrissen hat, der auf uns allen lastet. Wohl niemand trägt so sehr der Andern Last als die stillen Glaubenshelden, die Zweifel und Verzweiflung niederschlagen und auf göttliche Lösungen vertrauen. Ist es zu viel gesagt, dass s i e es sind, die die Menschheit durch die gegenwärtige furchtbare Krisis retten können? Denn es ist doch wohl ein Sinn dieser Krisis, dass es sich darum handelt, ob in der Welt genug Vertrauen auf göttliche Kräfte vorhanden ist oder nicht. Die Gefahr ist unsäglich gross, dass die Verzweiflung siegt, dass sie sich auf Scheinlösungen stürzt, Mittel benutzt, die augenblicksweise zu helfen scheinen, mögen sie sich auch als verderblich erwiesen haben; wer fragt darnach, wenn allzu langes Warten ihn zermürbt hat und keine Rettung sich zeigt? Wenn sich dem heutigen Elend von Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot nur Mächte der Reaktion und der Hilflosigkeit gegenüberstellen und keine wahrhaft menschlichen und göttlichen Kräfte der Hilfe und der Liebe sich zeigen — kann nicht noch einmal der Gewaltsozialismus aufflammen, auch wenn er gerichtet ist? Und ist nicht die andere Gefahr noch grösser und näherliegend, dass der Krieg, trotz allem, was er ge-

bracht hat, noch einmal das Verzweiflungsmittel wird, gerade in dem Moment, wo sein Prinzip an der Lage und dem Verhalten der «Sieger» sein vernichtendes Gericht erlebt? Jetzt mag alles darauf ankommen, dass Zweifel und Verzweiflung aufgehalten, Glauben und Geduld bewahrt werden, dass das Vertrauen siegt auf Gottes Schaffen in der Welt und auf Seine Lösungen. Sie sind vielleicht nahe, Seine Kräfte mögen überall gerüstet und am Werke sein, es soll uns vielleicht Grosses geschenkt werden, — wenn nicht Unglauben und Mutlosigkeit uns wieder in neues Dunkel und Gottverlorenheit hineinstossen.

Wer heute Glauben hält, der hält die Welt. Wer heute in das Dunkel seines Lebens, seiner Mitmenschen und in das Dunkel der Welt sein «Dennoch» ruft, wer heute dazu hilft, irgendwo etwas von Liebe und göttlichem Wesen zu verwirklichen, wer auch nur davon berichtet und den Hoffnungsschimmer verbreitet und anderen den Glauben stärkt, der tut etwas für Gott und Menschen. Auch das Glaubenhalten ist keine individuelle Angelegenheit; es ist eine besondere Art, das Gesetz Christi zu erfüllen: Einer trage des Andern Last.

Wenn wir das lernen würden; wenn wir so alles persönliche Leid auflösen lernten in gemeinsames Leid — kämen wir da nicht auch der Auflösung der schwersten Gegenwartsprobleme näher? Stehen wir nicht gerade darum in solcher Krisis, weil uns dies Gesetz Christi noch fremd ist! Wenn wir vom gemeinsamen Leid tiefer gingen zur Erkenntnis der Gemeinsamkeit der Schuld, und von da aus zur gemeinsamen Wiedergutmachung vordrängen? Dann ginge uns doch der Sinn «stellvertretenden Leidens» erst recht auf. Dann müssten wir zu einer grundlegenden Ueberwindung der sozialen Not gelangen, denn dann hätten wir die Voraussetzung dazu in einer geistigen Atmosphäre der Solidarität und Bruderschaft. Dann müssten sich auch für die Konflikte zwischen den Völkern Lösungen finden, die ein Ausdruck dafür wären, dass die furchtbare Schuld eines Krieges nur gemeinsam von allen Völkern gesühnt und wieder gut gemacht werden kann.

Und noch eins: gerade in dieser Tatsache, dass wir alle in eine solche Sühne hineingezogen werden, dürfen wir doch auch eine Verheissung erblicken. Gerade sie zeigt uns, dass wir dem Bruderreiche näher sind, dass wir in den Lichtkreis des Reiches Gottes kommen, wo alle gemeinsam an der Schuld zu tragen und sie zu til-

gen haben und in der Gemeinsamkeit des Leides sich Grösseres ankündigt. Wo das Gesetz Christi erfüllt wird, dass Einer des Andern Lasten trage, da wird sich auch seine Verheissung erfüllen: Siehe, ich mache alles neu. — Dora Staudinger

Das Gewissen und die bürgerliche Ordnung

Worte eines grossen Schweizers.[1]

Was ist das Gewissen? Es ist nicht, wie man es allgemein definiert hat, das Licht, das uns über den Wert dieser oder jener Handlung nach abstrakten und objektiven Gesichtspunkten urteilen lässt; in diesem Falle erschiene es als veränderlich, ungewiss und von örtlichen Vorurteilen abhängig. Das Gewissen ist vielmehr eine geheime Stimme, die alles das verurteilt, was wir gegen unsere innere Ueberzeugung tun.

*

Das Gewissen, dieses geheimnisvolle und göttliche Element unseres Wesens, dieses von unserer Natur unzertrennliche Element, dieses Element, das durch nichts erklärt, aber durch alles bezeugt wird — das Gewissen ist das moralische Prinzip, das uns nötigt, unserer Ueberzeugung gemäss zu handeln und das uns verurteilt, wenn wir auf eine dieser Ueberzeugung widersprechende Weise handeln; es ist sozusagen die Springfeder des moralischen Menschen.

*

Dieses Gewissen, ich meine: dieser Instinkt, der uns nötigt, unserer Ueberzeugung gemäss zu handeln, welcher Art diese immer sei, die-

[1]) Der grosse Schweizer ist der Waadtländer Alexander Vinet († 1848), der berühmte Denker und Schriftsteller, wohl der tiefste religiöse Geist, den wir seit Zwingli und Calvin gehabt, dazu einer der edelsten Menschen aller Zeiten, ein Mann von der zartesten Gewissenhaftigkeit und ängstlichsten Pflichttreue, des empfindlichsten sozialen Verantwortungsgefühls und der tiefsten Ehrfucht vor Gott.

Warum wir diese Worte gerade jetzt wieder ins Licht stellen, brauchen wir wohl kaum zu sagen. Wer guten Willens ist, mag in diesen Worten, auch eine Darstellung unseres «christlichen Anarchismus» finden. Er ist genau derjenige Vinets, nicht mehr und nicht weniger. L. R.

ses Gewissen ist für den Menschen das oberste Gesetz, oder vielmehr das einzige wahrhafte Gesetz.

*

Was ist das Gewissen anderes als der Stachel, der uns treibt, den Willen Gottes zu tun, ihm ähnlich zu werden?

Es gibt in jedem Menschen, solange er nicht völlig verblödet ist, eine unerklärliche Empfindung, die sich jeder Analyse entzieht und als ursprünglicher Bestandteil unserer Natur betrachtet werden muss: es ist die der Notwendigkeit, unsere Handlungen und Ueberzeugungen in Uebereinstimmung zu bringen.

*

Der Gedanke, ich meine der moralische Gedanke, der Gedanke des Gewissens, ist der Mensch selbst.

*

Das Gewissen ist die Wurzel aller Sittlichkeit.

*

Welchen Sitz wollt ihr dem Glauben an Gott geben, wenn nicht das Gewissen, das heisst: den Sitz des sittlichen Lebens?

*

Das Gewissen ist der treue und aufmerksame Wächter der Wahrheiten des Gewissens.

*

Nur auf dem Grunde des Gewissens, inmitten der Ideen der Pflicht und des Gehorsams, entsteht der wahre Ernst; der, der anderswoher kommt, ist falsch.

*

Diese unerklärliche, intime, individuelle Empfindung ist die Grundlage der Sittlichkeit. Ohne das Gewissen würde sich der Mensch zu nichts verpflichet fühlen und wäre auch wirklich zu nichts verpflichtet. Ohne es, bloss auf seine Intelligenz und seine natürlichen Neigungen angewiesen, wäre der Mensch im Weltganzen nichts anderes als ein Tier von etwas höherer Ordnung, oder vielmehr: wäre der Mensch nicht mehr Mensch.

Ohne es würde ihn auch nichts an die Gesellschaft binden; nichts würde ihn zur Unterwerfung unter die Gesetze veranlassen, ausser der

Angst und dem Interesse. Ohne es gäbe es gegen den Staat so wenig Pflichten als gegen Einzelne. Die soziale Moral würde mit der privaten zusammenstürzen.

*

Das Christentum ist in der Welt die unsterbliche Saat der Freiheit.

*

Die Achtung eines Menschen oder eines Volkes vor der religiösen Freiheit ist das genaue Mass für ihre Liebe zur Freiheit im allgemeinen. Wer die religiöse Freiheit nicht liebt, liebt in Wirklichkeit keine; denn wenn er diejenige nicht liebt, welche ein geistiges und nicht ein leibliches Gut ist, so ist das ein Zeichen, dass es in allen andern bloss der Leib oder die Materie ist, was er liebt, und nicht der Geist. Es ist nicht ein Recht, eine Wahrheit, ein Prinzip, was er verteidigt, sondern bloss ein Interesse; sein Liberalismus ist, mit *einem* Wort, nichts als Egoismus.

*

Die Freiheit will geliebt sein wie eine reine Jungfrau, nicht wie eine Dirne. Ich kann einen Menschen, dem die Freiheit des Denkens unerträglich ist, nicht mit dem Namen eines Liberalen ehren. Da aber *diese* Freiheit, historisch und logisch betrachtet, der Ausgangspunkt aller andern ist, kommt der Name «liberal», trotz seinen Meinungen und Einrichtungen einem Volke, das vor ihr keine Achtung hat, nicht zu.

*

Es gibt zwei Arten von Liberalismus. Der eine ist egoistisch und zügellos; seiner ist jedermann fähig, jedermann trägt seinen Keim in sich, und sein Prinzip ist, aus der Nähe besehen, das gleiche wie das des Despotismus. Es gibt aber auch einen andern. Dieser ist geistentsprungen, hochherzig, wahrhaft sozial; er ist der schöpferische Gedanke der modernen Zivilisation und die Bedingung jedes wahren Fortschritts. Diese beiden Liberalismen haben genug Merkmale mit einander gemein, dass man sie sehr lange miteinander verwechseln kann; es gibt aber ein Mittel, sie zu unterscheiden: es besteht darin, dass man sie über die religiöse Freiheit befragt. Der eine verachtet, der andere verehrt sie. Woher rührt das? Daher, dass der eine, der nichts als Egoismus ist, mit der religiösen Freiheit nichts anfangen kann, da es Entsagung, ja sogar Hochherzigkeit braucht, um diese

Freiheit in allen Fällen zu verteidigen, während der andere und allein wahre Liberalismus, der in der Freiheit eine W a h r h e i t liebt, nicht ein I n t e r e s s e, sofort zu ihrer Verteidigung herbeieilt, wie zur Verteidigung jeder andern Wahrheit dieser Art. Ihm genügt, dass sie Wahrheit ist.

*

Die Tyrannei ist die schlimmste Störung der Ordnung.

*

Der Geist der Unterwerfung und der Geist der Unabhängigkeit sind, beide richtig angewendet, die zwei Elemente, aus denen sich die Vollkommenheit des sozialen Lebens zusammensetzt. Nicht geeignet für die Gesellschaft ist der Mensch, der sich nicht unterwerfen kann; nicht geeignet für die Gesellschaft ist der Mensch, der nicht Widerstand leisten kann; aber der Mensch, der beides kann, ist der wahre soziale Mensch.

*

Wer entschlossen ist, nur immer seiner Ueberzeugung zu gehorchen, trägt in seiner Seele ein Prinzip der Ordnung, das überall Anwendung findet. Da die erste Wirkung, die natürliche Wirkung, dieser moralischen Einstellung darin besteht, mit Sorgfalt zu untersuchen, w o die Pficht liegt, so ist die Folge davon, dass fast immer eine Uebereinstimmung zwischen diesem Gefühl und den wahren moralischen Begriffen vorhanden sein wird, und wenn einmal geschieht, dass das Gewissen einen von ihnen verkennt, so umgibt es dafür die andern mit einer kostbaren Unverletzlichkeit. Gebet mir nur Menschen, die Gewissen haben und ich verschaffe euch ein Volk, in dem Einheit und Unterordnung herrschen.

*

Die Neuheit einer Ueberzeugung ist niemals ein Grund, sie zu verwerfen. Unsere festesten und begründetsten Ueberzeugungen sind am Anfang neu gewesen, und wenn die Zeit ihnen zum Sieg verholfen hat, so hat sie damit ihrer Wahrheit nichts hinzugefügt.

*

In dem Masse, als der Sturm heftiger und der Zorn des Publikums stärker wird, werdet ihr erfahren, dass die Wahrheit, die in eurem Gewissen wächst, auch im öffentlichen Gewissen zunimmt.

Jeder Versuch einer Reform oder Vervollkommnung ist zuerst individuell, bevor er kollektiv wird.

*

Die Individualität ist der wahre Sozialismus und die wahren Feinde der Gesellschaft sind die, welche ihr nirgends entgegentreten und so durch ihr Stillschweigen die Konvention einer falschen religiösen Einheit unterstützen und dem Zäsar (das heisst: der Gesellschaft) geben, was allein Gott gehört.

*

Die wahre Einheit wird nur durch die Individualität verbürgt und die Individualität befindet sich dabei auf ihrem wahren Boden.

*

Man wendet sich gegen die Individualität zugunsten der Gesellschaft und sieht nicht, dass der Verlust der ersteren notwendig die letzteren ärmer machen muss. Man vergisst, dass der mehr oder weniger feste Zusammenhalt der Gesellschaft zum Masse gerade die Individualität hat, die sich aus Ueberzeugung und Willen zusammensetzt.

*

Wer sagt uns denn, dass die Individualität nur aus dem besteht, was trennt und isoliert und nicht aus dem. was bindet und einigt? Wie lange noch wird man wohl Individualität und Individualismus verwechseln? Wenn die wahre soziale Einheit die Uebereinstimmung der Gedanken und die gegenseitige Unterstützung der Wille ist, so wird die Gesellschaft um so stärker und reeller sein, als in jedem ihrer Glieder mehr Gedanke und Wille ist.

*

Wir können das Gewissen leugnen oder verachten; viele sogenannte Philosophen haben uns davon das Beispiel gegeben und ich mache nicht den Anspruch, jemanden daran zu hindern; aber ich mache den Anspruch, dass man, wenn man es gelten lassen will, es so, wie es ist, gelten lassen und seine Einsprache mit all ihren Folgen hinnehmen muss. Nun aber kann es sich in eine subalterne Rolle nicht fügen; überall, wo es auftritt, will es als Herrscher auftreten. Sobald wir es einmal anerkannt haben, haben wir in allen Dingen ihm zu gehorchen und die menschlichen Gesetze erhalten von nun an unsere Unterwerfung nur soweit, als das Gewissen uns befiehlt, uns zu unterwerfen.

Und wenn es geschähe, dass ein Gesetz zu dem, was das Gewissen uns als Pflicht anerkennen liesse, in Widerspruch träte, so wäre es unbedingte Notwendigkeit, dass wir dem Gewissen mehr als den Gesetzen gehorchten, weil das Gewissen über den Gesetzen steht; es würde dann geschehen, dass das gleiche Prinzip, Kraft dessen wir der menschlichen Autorität gehorchen, uns unwiderstehlich nötigte, uns der gleichen Autorität zu widersetzen.

*

Die Gesellschaft hat zu allen Zeiten niemandem so viel Dank geschuldet als denen, die ihr im Namen der Wahrheit und der Vernunft widerstanden haben. Ueberall hat die Gesellschaft mehr oder weniger das Bestreben gehabt, das Gewissen für alle zu werden, aber überall haben sich rebellische Gewissen gefunden, die das Prinzip der persönlichen Ueberzeugung proklamiert und aufrecht erhalten haben, ohne das der Mensch seine moralische Natur ablegt; seine Fähigkeit, verantwortlich zu sein und infolge davon auch die, religiös zu sein.

*

Gewiss, wir sind die Letzten, die den Gesetzen das Recht, respektiert zu werden, bestreiten wollten, aber eine notwendige Unterscheidung drängt sich auf. Ein ungerechtes Gesetz muss von mir respektiert werden, obschon es ungerecht ist, solange es bloss mein Interesse verletzt, und meine Mitbürger, die ebenso verletzt sind, schulden ihm den gleichen Respekt. Aber wo ein Gesetz unmoralisch ist, wo ein Gesetz irreligiös ist, wo ein Gesetz mich verpflichten will, etwas zu tun, was mein Gewissen und das Gesetz Gottes verdammen, da müssen wir, falls wir es nicht rückgängig machen können, ihm Trotz bieten. Dieses Prinzip, weit davon entfernt, sie zu untergraben, ist vielmehr das Lebensprinzip der Gesellschaft. Es ist der Kampf des Guten gegen das Böse. Unterdrücket diesen Kampf, was wird dann die Menschheit auf der schiefen Ebene des Lasters und des Elendes, auf die so viel vereinigte Ursachen sie so recht mit Lust stossen, aufhalten?

*

Die Gesellschaft vervollkommnet sich sozusagen von Revolte zu Revolte — von Revolte zu Revolte wird die Zivilisation begründet, mehrt sich das Reich der Gerechtigkeit, blüht die Wahrheit auf.

Wenn ein Prinzip des Todes, unerkannt oder nur lässig bewacht, oder sogar von der Autorität begünstigt, sich in einem Volke verbreitet, dann ist der Widerstand, den es in dem Eifer einiger Einzelnen findet, ein Prinzip des Lebens, dem der Sieg verbleiben muss.

*

Die Stürme der Atmosphäre sind für die Oekonomie unserer Erde nicht notwendiger, als für die menschliche Gesellschaft die Stürme des Gedankens sind.

*

Die Völker kommen von Erschütterung zu Erschütterung vorwärts. Da nun in diesen nationalen Erschütterungen alles in Frage gestellt ist und die Völker für eine Weile zum Naturzustand zurückkehren, so ist es unmöglich und nutzlos, Vorschriften und Regeln aufzustellen. Eine Revolution empfängt solche nur durch sich selbst; eine Revolution ist nicht eine Handlung, sondern eine Tatsache, nicht ein normaler Akt des bürgerlichen Lebens, sondern ein Phänomen. Es gibt da unvermeidlich einen Augenblick, wo die Gesellschaft ohne Gesetze lebt, einen Augenblick, der bald der Gewalt, bald dem moralischen oder intellektuellen Uebergewicht, in letzter Instanz immer der Kraft gehört. Eine neue Ordnung der Dinge wird sich bald einstellen, aber zwischen der alten und der neuen Ordnung bildet sich eine Lücke, eine Auflösung der Kontinuität, ein Raum, wo der Faden der Ueberlieferung zerreisst und die Autorität der Gesetze erstirbt.

*

In Erinnerung an die tausend Revolten, die in der Welt den Rechten Gottes gegenüber den Ansprüchen der Menschen, den Rechten der Wahrheit gegenüber den Ansprüchen des Irrtums, endlich denen der Tugend gegenüber dem Laster zum Sieg verholfen haben, konnte ich sagen und sage ich noch einmal, dass von Revolte zu Revolte die Gesellschaft sich vervollkommnet, die Gerechtigkeit zur Herrschaft gelangt und die Wahrheit aufblüht.

*

Aus dem Leben der Gesellschaft die Zähigkeit des Gedankens und die Hartnäckigkeit des Gewissens beseitigen, heisst, der Gesellschaft ihre Zukunft rauben, heisst, der Zivilisation ein tiefes und schweigendes Grab öffnen.

Die wahren Beschützer der Gesellschaft, die, welchen sie das verdankt, was sie noch an Zusammenhalt und Einheit besitzt, sind gerade diejenigen, an deren Namen sich in der Geschichte Erinnerungen an Kämpfe, Verfolgungen und Martyrien heften.

*

Der Widerstand gegen die Zumutungen der Gesellschaft, sei er noch so uninteressiert, noch so gewissenhaft, ist immer ein Widerstand. Sein Anblick ist gefährlich, die Autorität der Gesetze leidet darunter mehr oder weniger. Die selbstischen Leidenschaften stützen sich auf dieses Beispiel. Der Geist der Revolte kann sich darauf berufen. Es ist ein Uebel. Aber stellt es in Gedanken neben ein anderes Uebel: die allgemeine Gleichgültigkeit für die Wahrheit und den allgemeinen Schlaf des Gewissens; nehmet eine Gesellschaft an, die niemals, was für Gesetze sie auch gebe, was für Verpflichtungen sie auch auflege, irgend einen Widerstand gegen ihren Willen erfährt, und saget uns, ob dieser Gehorsam nicht ein grösseres Uebel ist, ob nicht in dieser rein äusserlichen Einheit ein unendlich viel wirksameres Prinzip der Auflösung enthalten ist, als das, welches ihr in den individuellen Widerständen zu entdecken glaubtet, und ob diese hochherzigen Widerstände, die euch jedesmal das soziale Band aufzulösen schienen, es nicht im Gegenteil befestigen und der Gesellschaft den höchsten Grad von Zusammenhalt geben. Denn die Kraft einer Gesellschaft besteht wesentlich in der Stärke ihrer Moral, und je mehr Menschen des Gewissens sie in ihrer Mitte zählt, die bereit sind, dem menschlichen Gesetz zu widerstreben, sobald es gebietet, was das Gesetz Gottes verbietet, oder sobald es verbietet, was das Gesetz Gottes gebietet, um so mehr treue, gehorsame und ergebene Bürger wird sie zählen. Warum? Weil das gleiche Prinzip, das in gewissen Fällen den Ungehorsam gebietet, für gewöhnlich die Unterwerfung gebietet, weil das Gewissen, das uns an das göttliche Gesetz bindet, uns mit einer entsprechenden Kraft an das menschliche Gesetz bindet, weil man, je weniger man geneigt ist, nachzugeben, wo Gott will, dass man widerstehe, um so mehr geneigt ist, nachzugeben, wo Gott will, dass man nachgebe. Zählt ruhig darauf, dass der Unabhängigste der Gehorsamste sein wird; aber zählt nicht darauf, dass der am blindesten, am servilsten Gehorsame, der, welcher den Willen Gottes sich nicht zu den Beweggründen seines Gehorsams gesellen

lässt, in seiner Treue beharre, sobald sein nächstes Interesse ihm das Gegenteil rät, und sobald er meint, straflos den Gehorsam unterlassen zu dürfen. Wer nur den Menschen gehorcht und ohne Rücksicht auf Gott, der gehorcht schlecht und gehorcht nicht lange. Die Anarchie bekommt keine Rekruten in den Reihen der Gewissensmenschen, sie bekommt sie zahllos unter den Anhängern des unbedingten Gehorsams. Sklaven von heute, Rebellen von morgen!

*

Es ist keiner unter meinen Lesern, der sich nicht einmal gesagt hat oder sagen könnte: das ist eine Handlung, das eine zweite, das noch andere mehr, die ich mir auf keinen Befehl, um keinen Preis, unter keinem Vorwand erlaubte, es sei denn, dass das Herz mir entfiele oder ich vergässe, dass ein Gott ist; und wenn ich sie täte, so wüsste ich wohl und sagte es mir, dass ich Unrecht getan; und wenn ich mich auf die Autorität der Menschen beriefe, antwortete ich mir selbst, dass man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen; und wenn ich mir sagte, dass ich gezwungen worden sei, würde ich mir sagen, dass nichts mich hätte zwingen dürfen, und wenn ich mich dadurch zu trösten suchte, dass ich mich daran erinnerte, das Getane getadelt zu haben, so wäre ich zu dem Geständnis verpflichet, dass ich es um so weniger hätte tun sollen, je mehr ich es getadelt. Wo ist unter meinen Lesern oder auch ausserhalb dieses engen Kreises einer, wo ist ein Mensch, der zu sagen wagte: «Ich weiss nicht, was der Staat mir eines Tages befehlen mag, ich bekümmere mich darum nicht; aber was er auch befehle, ich werde es tun, nur dass ich es tadle.»? Keiner wird so sprechen. Viel weniger werden mich die in Erstaunen setzen, die erklären: «Was immer der Staat mir befehlen mag, ich werde es tun, ohne es zu tadeln,» nur müssen sie hinzufügen: «Weil es keinen Gott gibt», oder: «Weil das Volk Gott ist». Und das kann ja auch kommen, denn heutzutage ist alles möglich.

*

Die, welche bloss die kühle Rechnung ehren, rechnen schlecht. Die Kraft der Gesellschaft, die Bürgschaft ihrer Zukunft, liegt in der Begeisterung, und wenn die Begeisterung in ihrer Mitte versiegt ist, wird die kühle Rechnung sie nicht retten.

Alexander Vinet
(Uebersetzt von L. Ragaz)

Zur Weltlage

Das Nordland und die Schweiz.

Ich hegte die Absicht, über meine Reise nach den nordischen Ländern in den Neuen Wegen Ausführlicheres zu berichten, und zwar nicht aus dem Bedürfnis, mit meinem persönlichen Erleben andere zu behelligen, sondern aus einem Gefühl der Verpflichtung sowohl gegen die Freunde daheim, ja überhaupt die schweizerischen Landsleute, als gegen die Freunde im Norden, von denen ich so viel Gutes empfangen. Meine Reise hatte ja wesentlich den Zweck, die geistige Verbindung zwischen uns schweizerischen Gesinnungsgenossen und denen im Norden enger zu gestalten und auch ein wenig mitzuhelfen, dass eine lebendigere Beziehung zwischen der Schweiz und den skandinavischen Ländern hergestellt werde. Es ist mir nun im heissen Drange der Arbeit und des Erlebens sowohl während der Reise selbst als nachher nicht möglich gewesen, jene Absicht, so wie ich sie gehegt, zu verwirklichen. Die Dutzende von Vorträgen, die ich während der fünf Wochen meines Aufenthaltes in Skandinavien (wozu ich auch Dänemark rechne) gehalten, die langen Fahrten zu Wasser und zu Land dazwischen, sowie das sonstige Vielerlei einer solchen Reise, liessen mir keine Musse zu einer derartigen Berichterstattung, und später legten sich sofort wieder die gewohnten Berge von dringlicher Sorge und Arbeit auf mich. Trotzdem soll das, was ich auf dieser Reise, der in mancher Beziehung bedeutsamsten von allen, die ich schon gemacht habe, gesehen und erlebt, auch für die Freunde nicht verloren sein und jener Zweck auf alle Weise weiter gefördert werden.

In der Tat wird es für uns Schweizer, wird es wohl für die Welt überhaupt von grosser Wichtigkeit sein, wieder einmal das Nordland zu entdecken. Um eine Entdeckung handelt es sich in der Tat. Denn wie viele von uns wissen etwas Rechtes von dieser ganzen grossen, herrlichen, wunderbaren Welt? Freilich ist nun Dänemark durch seine Volkshochschule und seine Landwirtschaft näher an unsern Gesichtskreis gerückt. Wer kennt nicht Sören Kierkegaard? Wir wissen auch von Selma Lagerlöf, Helen Key, August Strindberg, wie wir von Henrik Ibsen und Björnsterne Björnson wissen, Fritjof Nansen nicht zu vergessen. Aber diese Beziehung ist im allgemeinen noch zu sehr bloss

literarisch, ideell, von ferne; es fehlt die enge, lebenswarme, aktuelle Berührung von Mensch zu Mensch und von Volk zu Volk. Wir wissen trotz allem zu wenig von dieser ganzen Welt, von der zu wissen uns so not täte.

Eine ganze Welt ist es ja. Eine gewaltige Welt, eine Welt voll Wucht, Grösse und Herrlichkeit, eine Welt auch voll Schöpfungsfrische und Schöpfungsgeheimnis. Das gilt zunächst einmal rein geographisch. Wer von uns ahnt eigentlich, wie gross schon äusserlich diese Länder — ich denke hier an Schweden und Norwegen — sind? Wer von uns macht sich klar, dass Norwegen, wenn man es in der Mitte umböge, bis hinunter nach Mailand reichte? Wir meinen, die Reise von Zürich nach Genf sei schon eine rechte Sache, aber in Schweden und Norwegen rechnet man von einer grössern Stadt zur andern regelmässig mit zwölf bis vierzehn Stunden Schnellzugfahrt. Sechsunddreissig bis vierzig solche Schnellzugstunden führen vom Südende Schwedens — nicht etwa bis zu seinem Nordende, bei weitem nicht, sondern nur bis zum Nordende seines Eisenbahnnetzes. Entsprechend ist, verhältnismässig, die Breite der beiden Länder.

Diese äussere Grösse schon ist bedeutsam. Denn es wohnen zwar heute in Schweden bloss sechs und in Norwegen gar nur zweieinhalb Millionen Menschen, aber es sind besonders durch den Reichtum an Wald und an Bodenschätzen, dazu durch Handel, Schiffahrt und entsprechende Industrien sehr grosse Möglichkeiten einer Ausdehnung gegeben. Auch kommt es nicht auf die Zahl an. Ein Volk, das in einem so grossen Lande wohnt, *ist* ein grosses Volk, besonders wenn es qualitativ so hoch steht wie die nordischen Völker. Man begreift auch, wenn man diese Tatsachen erlebt, Vorgänge, die man vorher nicht begriff, zum Beispiel, dass Schweden und Norwegen sich von einander getrennt haben — und das ganz abgesehen noch von der sehr grossen Verschiedenheit der beiden Völker und ihrer Länder. Es sind eben nicht nur gleichsam zwei grosse Kantone, sondern zwei grosse Völker. Auch könnte man allerlei Betrachtungen darüber anstellen, was für einen Einfluss es auf Eigenart, Kraft und Seelentiefe eines Volkes hat, wenn die Menschen in einer solchen Atmosphäre der Weite und Einsamkeit leben und was es umgekehrt bedeutet, wenn man, wie in der Schweiz, sich kaum mehr umdrehen kann und eines auf dem Andern sitzt. Jedenfalls sagt uns schon diese zunächst äussere

Grösse, dass wir es mit Zukunftsland zu tun haben, dass diese Völker gerade jetzt, beim Zusammenbruch anderer Mächte, sich anschicken, — zumteil, wie Schweden, aufs neue, zumteil zum ersten Mal — eine Rolle ersten Ranges in der Geschichte spielen.

Es ist eine herrliche Welt und ein jedes Land ists wieder auf seine Weise. Schweden ist gross und weit. Mächtig dehnen sich seine Ebenen von der Ostsee bis zu den westlichen Gebirgen, zu denen die langen, tiefen Waldtäler hinaufsteigen. Durch die Ebenen ziehen sich Hügelketten mit Tannen- und Föhrenwald, aus dem, je weiter man nach Norden kommt, immer mehr das Weiss der Birken aufleuchtet; zwischen Granitfelsen und Wald, Wachholder und Heidekraut glänzen die Seen auf, kleine, grosse, allergrösste, endlos herrlich. Immer machtvoller, wuchtiger, auch einsamer, düsterer wird das Bild, je mehr es dem Norden und der ewigen Nacht entgegengeht. — Norwegen aber ist sozusagen eine einzige grosse Erhebung; darin unterscheidet es sich, zu seinem Vorteil, auch von der Schweiz. Gewaltig steigt es, vom Gürtel der Schären umgeben, aus den schäumenden Wogen des Weltmeers auf. Nur ein sehr schmaler Streifen Landes zuerst und darüber das Hochgebirge, von dem langgestreckte Gletscher ganz nahe herüberleuchten. Dahinter dann das Hochland, das «Fjeld», und darauf noch einmal das Gebirge, sein höchster Grat, nun freilich nicht mehr so hoch sich erhebend. Dazwischen die Fjords, in endloser Mannigfaltigkeit zwischen den Bergen — oft zwischen Gletschern und zu den Gletschern — Tagereisen weit sich hinziehend, oft labyrinthisch sich verästelnd. Alles grün, von Birken weiss aufgehellt; frisch, rauschend; Wasserfälle überall von den Felsen stürzend; Seen und Hochmoore sich weithin ausdehnend; die Berge massig, nicht so hoch zum Himmel steigend wie in der Schweiz, aber wuchtiger, herber in ihrem granitenen Trotz, einsamer, unberührter, geheimnisvoller; endlich die mächtigen Wälder, worin — wie in Schweden — der Bär, der Lux, der Elch noch zahlreich wohnen, und überall das Meer nah oder ferne hereinglänzend, und alles sich hinaufziehend zum Geheimnis der Polarnacht und sich darin verwandelnd und verlierend. — Die ganze skandinavische Halbinsel ist auf Granit gegründet: Granitfels tritt aus Wald und Heide und See hervor; auf Granit sind die Städte gebaut; an Granitwänden ziehen sich grosstädtische Strassen dahin. Alles, Natur und Kultur, wird schon dadurch wuchtig und mächtig. —

Dänemark ist anders: klein, eben, weich, aber vom Meer fast ganz umfasst, üppig fruchtbar und mit seinen grossen Buchenwäldern voll träumerischen Reizes. — Der Landschaft entsprechen die Menschen. Die Schweden sind, besonders im eigentlichen Schwedenland, ernst, gehalten, tief, langsamer zu bewegen, mehr geschichtlich orientiert — sie haben ja eine grosse Vergangenheit — dazu mehr aristokratisch, auf Form und Stil des Lebens und Benehmens haltend; die Norweger mehr ein Bauernvolk, formlos, stürmisch, draufgängerisch, zum Extremen geneigt; die Dänen wieder ruhiger und doch beweglicher als die Schweden, klug, mit der bekannten Dosis von Humor und Ironie begabt, dem behaglichen Genuss des Lebens nicht abhold, aber freilich auch zu schwermütigem Grübeln geneigt; die Schweden, wie ein Wort lautet, das Gestern, die Norweger das Morgen, die Dänen das Heute; alle drei Völker aber stark, tief, original.

Ueber dieser Natur erhebt sich eine entsprechende Kultur. Sie ist für den Fremdling eine stetige Ueberraschung. Was für eine strahlende, wuchtige, herrliche Stadt ist Stockholm — ein wahres Wunder unter den Städten; was für ein frisches, kühnes Leben durchflutet das glänzende Kristiania; wie überbietet Kopenhagen durch Geschmack und Eleganz Berlin und Leipzig! Und wie ragt zaubervoll in die Gegenwart hinein der alte Norden, von Fritjof bis zu Gustav Adolph, dieser Norden mit seinem Heldentum, seinen Wickingergräbern, seinen Runen, seinen Skaldengesängen, seinen uralten Kirchen, dieser Norden mit seiner ungeheuren Kraft, Schönheit und Wildheit des Lebensstils!

Noch einmal sage ich: diese Länder sind von uns noch zu entdecken. Sie haben uns sehr viel zu geben.

Zu allererst ist mir, als ich nach einer Woche Aufenthalt in dem verarmten und verheerten Deutschland Skandinavien betrat, die so viel grössere Lebensfrische des Nordens aufgefallen. Die Menschen, und auch die Verhältnisse, sind dort viel weniger durch den Krieg verwüstet und demoralisiert. Auch der Unterschied gegenüber der Schweiz fällt auf. Es ist alles gediegener, glänzender, gesünder auch als bei uns. Die Menschen, die in der Drottninggatan von Stockholm, der Karl Johannsgate von Kristiania oder auch der Oestergade von Kopenhagen sich drängen, sehen sehr viel reiner, solider, sehr viel weniger geistig verlottert und degeneriert aus als die in der Bahnhof-

strasse von Zürich. Auch die Kunst redet die gleiche Sprache. Was für ein Strom von Gesundheit und sonniger Lebensfrische strahlt aus der dänischen Malerei! Und welch eine stürmische Kraft, verbunden mit einer bei uns so sehr seltenen Keuschheit pulsiert in den Werken des Norwegers Vigeland! Man spürt es diesen nordischen Künstlern an, dass sie eine Seele haben, dass sie etwas sagen können und müssen, dass sie mit den höchsten menschlichen Problemen ringen. Wie froh wäre ich, wenn wir statt unseres Hodler mit all seiner oft an menschlichen Wert so leeren und so posenhaften Artistengenialität einen Skovgaard hätten, der als Schüler Grundtvigs durch seine Malerei ein Evangelium verkündigt, das manchmal merkwürdig an Blumhardt erinnert. Es ist in all diesen Nordländern, die bedächtigeren Schweden nicht ausgeschlossen, noch etwas Offenes, Zukunftsvolles, Ganzes, Entschlossenes, das so vorteilhaft gegen unser sattes, müdes Wesen absticht; es ist noch etwas in ihnen von dem Wickingerdrang nach Kampf, Eroberung, Abenteuer, Fahrt ins Weite, der sich bei ihren Besten auf das Gebiet des geistigen Kämpfens und Wagens geworfen hat und von dem die Welt noch Grosses erwarten darf.

Damit verbindet sich ein Geist der Hochherzigkeit, Ritterlichkeit und Kühnheit, der ebenfalls gegen unsere geistigen Zustände sehr vorteilhaft absticht. Man erfährt es überhaupt immer aufs neue: wir Schweizer sind allgemach eines der unfreisten der Völker geworden. Es atmet sich gegenwärtig wohl in wenigen Gegenden der Erde so schwer wie am Fuss der Alpen. Man besitzt in den nordischen Ländern noch etwas vom Geist der Ritterlichkeit auch gegen den politischen und sonstigen Gegner; man verkehrt miteinander über die trennenden Gedanken hinweg als Menschen, achtet im Gegner das ehrliche und tüchtige Wollen, arbeitet mit ihm, so weit man kann. Bei uns ist jeder, der jenseits des uns einschliessenden Zaunes steht, ein schlechter Kerl. Eine Presse, die immer mehr das selbstverständliche Organ aller Gemeinheit wird, sorgt dafür, dass man das glauben muss. Das ist im Norden anders. Man ist dort auch nicht so armselig an die Sitten und Meinungen der Väter und Vorväter gebunden wie bei uns, dafür aber eigenartiger, selbständiger, gegen allen fremden Schwindel ablehnender. Man versteht ein neues, kühnes Denken und Handeln und ehrt es auch da, wo man es nicht teilen kann. Man ist nicht in seine Sektenkappe bis zur Blindheit eingehüllt. In der Arbeiterhochschule, die un-

ser Freund, Doktor Beskow, leitet — und wovon vielleicht ein andermal etwas mehr gesagt werden kann — finden sich neben Sozialdemokraten auch Kommunisten, und alle sind den menschlichen Problemen, auch den religiösen, ganz offen. Doktor Beskow ist ein Prediger, wenn auch in ganz freier Art, er ist nicht einmal «Genosse», aber trotzdem geniesst er das volle Vertrauen beider sozialistischen Parteien und ist seine Schule das Zentrum ihrer Bildungsarbeit. Bei uns nimmt man von Leuten, die in und ausser der Partei ihr Herzblut für Arbeiterschaft und Sozialismus eingesetzt, nicht einmal eine Einsendung auf und umgibt ihre Arbeit mit einem Nebel von Misstrauen und Ignorierung — um dann freilich irgendwelchem reaktionären Bauernfängern desto mehr Vertrauen zu schenken. Dieser Doktor Beskow, ein ganz kirchenfreier Mann, ist eng befreundet mit dem Rektor Björnquist der Volkshochschule von Sigtuna, die etwas vom Eigenartigsten und Schönsten ist, was ich je gesehen. Dieser Rektor Björnquist, selbst ein ausserordentlicher Mensch, ist als Laie Führer einer Bewegung, die man die «neukirchliche» nennt, weil sie eine Neubelebung jener kirchlich geprägten Kultur erstrebt, die einst auf dem Boden des Luthertums in den nordischen Ländern erwachsen war. Aber in der Schule dieses, freilich sehr modernen, Kirchenmannes sitzen neben Bauernburschen auch Sozialisten und unter diesen Bolschewisten. Beskow und Björnquist sind freundschaftlich verbunden mit dem lutherischen Erzbischof Söderblom von Upsala. Dieser Erzbischof ist seinerseits der geistige Mittelpunkt Schwedens. Er ist das freilich nicht gerade in seiner Eigenschaft als Erzbischof, sondern als eigenartiger und bedeutender Mensch. Aber wäre das bei uns möglich? Wäre da nicht das Geschrei über den «Theologen» um ihn her? Kann man bei uns noch das Gewand und den Menschen unterscheiden? Dieser Erzbischof ist freilich ein a n g e f o c h t e n e r Mann. Denn er ist ein f r e i e r Mann. Der liesse nicht zu, dass eine Gemeinde einen Pfarrer absetzte, weil er in einer Predigt erklärt, es gelte im Falle der Verwerfung der Initiative auf eine Vermögensabgabe auf andere Weise für das Alter zu sorgen. Der würde auch nicht, wie der schweizerische Kirchenbund, die Zivildienstpetition zur Verwerfung empfehlen. Der erklärt sich öffentlich für den Reichsgottesglauben des religiösen Sozialismus, während unsere Kirchenleute mit der einen Hand von diesem seine Hauptgedanken nehmen und mit der andern ihn und

seine Vertreter schlecht machen. Ueberhaupt, was man da droben erleben kann! Ich war in Norwegen in einem sehr strenggläubigen Missionshause zu Gast. Eine Anzahl der Zöglinge sind Dienstverweigerer. So auch der Sohn des Inspektors, mit seiner vollen Zustimmung. Man denke sich das etwa in das Basler Missionshaus versetzt! Ich habe den Zöglingen einen Vortrag über Mission und Reich Gottes gehalten, der herzliche Uebereinstimmung ergab, wie ich zu Upsala in einem Methodistenseminar redete, wo man wie in Norwegen — wohlverstanden — genau wusste, wer ich war, und wieder unter grossem Beifall. Ich habe im Hauptgebäude der Innern Mission zu Stockholm über soziale Aufgaben der Gemeinde Christi in der Gegenwart gesprochen. Der treffliche Leiter dieser Mission ist ein Hauptträger der Bilthovener Bewegung. In Kopenhagen lebt das Pfarrerpaar, bei dem ich zu Gaste war, trotz seiner radikal antimilitaristischen und sozialistischen, ja kommunistischen Gesinnung, ja vielleicht gerade deswegen, in herzlicher Freundschaft mit ihrem Bischof einerseits und Anhängern Kierkegaards anderseits. Und bei uns ist man in diesen Kreisen meistens eine Vogelscheuche und ein Kinderschreck, ein Stückchen Antichrist. Ja, man muss schon ein wenig ins Weite gehen, um es ganz zu erfahren, wie muffig die Luft in diesem Schweizerhaus geworden ist. (Oder war sie wohl meistens so?)

So sind auch die politischen Verhältnisse gesünder als bei uns. Schweden ist sozialistisch regiert. Der Ministerpräsident Branting ist ein überzeugter Anhänger des Völkerbundes, und so seine ganze Partei. Ebenso ist er mit ihr auf Seite der Entente gestanden, aus demokratischer Gesinnung, während das Bürgertum zu den Zentralmächten hielt. In Dänemark beherrschen die Sozialisten die Hauptstadt, die ihrerseits das Land beherrscht; die Bauern sind zwar nicht sozialistisch, aber demokratisch und jedenfalls nicht einer so geistlosen und brutalen Reaktion verkauft wie bei uns. In Schweden vollends fliessen Bauerntum und Sozialismus vielfach zusammen.[1]) So gelegentlich sogar in Norwegen. Hier ist das politische Bild weniger erfreulich, doch bin ich auch hier in einer kleinen Versammlung gesessen, wo Erzkonservative mit Kommunisten vereinigt waren, sich in der Er-

[1]) Es ist das zumteil eine Folge des Umstandes, dass die schwediscche Industrie ihren Sitz meist auf dem Lande hat. Sie ist vor allem Holzindustrie und Bergbau nebst dem, was dazu gehört.

örterung höherer menschlicher Fragen zusammenfindend. In allen drei Ländern haben sie den Zivildienst und in allen dreien das Frauenstimmrecht. Man merkt es diesen Frauen aber auch an, dass sie etwas sind. Auch die politische Urteilsfähigkeit ihrer Führerinnen ist auffallend. Sie übertrifft um ein ziemliches das Niveau analoger Männerkreise bei uns. Mit alledem hängt wohl zusammen, dass in diesen Ländern, besonders in Schweden und Norwegen, die Herrschaft des Wirtshauses über das Leben in einem Grade gebrochen ist, von dem wir noch sehr weit entfernt sind.

Nun weiss ich, dass man mir einwenden wird, ich sehe am Norden nur das Licht und an uns nur den Schatten. Droben sei ich eben nur kurze Zeit gewesen, sei mit einer Elite von Menschen zusammengetroffen, habe vor allem das bemerkt, was besser sei als bei uns, aber das Umgekehrte nicht. Bei längerem Aufenthalt hätte ich wohl auch die Kehrseite entdeckt: die Kleinlichkeit und Feigheit, das Faule und Schlechte.

Ich habe diesen Einwand mir selber auch gemacht. Denn ich bin weder so naiv, wie viele meinen, noch der durchtriebene Schurke, wofür andere — offenbar nach sich selber urteilend — mich zu halten scheinen. Ich weiss ganz genau, dass auch da droben nicht bloss das Reich Gottes ist. Auch hat mir nicht *alles* gefallen. Es gibt auch da droben eine Reaktion. Sie hat ähnliche Formen wie bei uns. Ihre Träger sind vor allem die Intellektuellen, die Professoren, die Pfarrer, das Grossbauerntum. Ich bin mit Leuten zusammengestossen, die ungefähr so borniert waren, wie man sie bei uns haben kann, und so ziemlich die gleichen Dinge sagten. Ich weiss, dass wir in Einigem *voraus* sind und werde davon noch ein Wort sagen. Auch kenne ich die Welt gut genug, um zu wissen, wie sie in einigen Elementen ihres Wesens *überall* aussieht. Aber dennoch bleiben jene Tatsachen bestehen. Sie wären bei uns unmöglich. Und sie sind charakteristisch. Wir sind ein geistig unfreies Volk. Wir ersticken in unseren kleinen, selbstsichern Gedanken, unserm Philistertum, unserm Mammonismus, unserer kühlen Klugheit. Ob daran, neben geistigen Faktoren, nicht auch der Umstand schuld ist, dass uns das Meer fehlt, der Ausblick aufs Meer, das frei und weit machende? Mir scheint es ein schweres Verhängnis, dass wir vom Meer getrennt sind. Welch ein Spielraum wäre das für unsere Tatkraft! Wie würde da-

durch der Sinn weiter! Wie käme von daher Tiefe, Geheimnis, Wagemut in die Seele unseres Volkes! Wie könnte sich da die Kraft ausbreiten, statt, ins Enge zusammengepresst, zu verdumpfen und unser Leben mit Stickluft zu umgeben! Ob wohl dies Verhängnis aufhebbar ist, etwa dadurch, dass wir durch die freigewordenen Ströme und andere Veränderungen enger mit dem Meer verbunden werden, mehr ins Weite kommen? Es ist eine Lebensfrage für die Schweiz. Jedenfalls muss unsere Losung sein: «Ins Freie, ins Weite!»

Wenn ich nun ein Wort über die geistige Lage in diesen nordischen Ländern sagen soll, wie sie sich mir dargestellt hat, besonders mit Beziehung auf das Glauben und Tun, das *uns* bewegt und in Anspruch nimmt, so muss ich sagen, dass das Bild wieder ganz anders ist als bei uns. Und zwar zunächst so, dass die Lage bei uns günstiger scheint. Gewisse Zustände, die bei uns überwunden sind, bestehen dort nch kräftig. Es gibt noch ein gewisses Kirchentum im alten Stil. Was gegenwärtig in allen drei Ländern, besonders aber, so viel ich sehe, in Schweden und Norwegen, die Geister bewegt, ist der Kampf zwischen Orthodoxie und Liberalismus, den wir schon lange hinter uns haben. Darin also besitzen wir ohne Zweifel einen Vorzug. Der religiöse Sozialismus, dessen letztes Wort das Reich Gottes für die Erde ist, lebt droben zwar auch in kleinen Kreisen, hat aber noch nicht Kirche und Gesellschaft erschüttert und eine neue Orientierung und Problemstellung bewirkt. Der Individualismus des Luthertums mit seiner einseitigen Betonung der Gnade, die dem *Einzelnen* wird, beherrscht die Gemüter und macht vielen eine soziale Orientierung schwer.

Aber das ist nur *eine* Seite des Bildes. Die Entwicklung ist im Norden in einigen Punkten noch ein wenig hinter der des Südens zurück, aber ich habe das Gefühl gehabt, dass eine starke Kraft neuen Dingen entgegentreibe. Das alte Kirchentum hat sich — zum mindesten in Schweden und Norwegen —ausgelebt. Man erfährt immer wieder, dass die neue Problemstellung, der ganze neue Ausblick, das ist, was die Geister bewegt. Schon suchen sich da und dort Sozialismus und Evangelium. So in den Gruppen, die als «Bund für christliches Gemeinschaftsleben» in den Hauptorten Schwedens ähnlich arbeiten wie bei uns die Neue Wege- und Aufbau-Gruppen, und deren geistiger Mittelpunkt Doktor Beskow ist. Der schon erwähnte Direktor

der Stockholmer Innen-Mission, Pfarrer Dyssel, ist von der Arbeiterschaft einer Industriestadt (Norköpping) mit Begeisterung zu ihrem Geistlichen gewählt worden. Im Reichstag sitzen einige sozialistische Pfarrer. Ueberall begegnet man einzelnen Pionieren, die in ihrer Person und Lebensführung die Nachfolge Christi mit neuen Gesellschaftsidealen verbinden. Das Problem der freiwilligen Armut, die Laienhaftigkeit des Christentums und besonders auch seiner Verkündigung, der Kampf gegen das Reich der Gewalt, die Stellung zur Kirche machten vielen dieser tiefen und ernsten nordischen Gemüter zu schaffen. Die nordische Art zeigt auch darin ihren Wickingergeist. Die Forderung des Absoluten, die nun im Zentrum der christlichen Bewegung steht, ist wesentlich von dorther zu uns gekommen. Sie ist in Kierkegaard und seinem geistigen Enkel, Ibsens Pfarrer Brand, zum erstenmal wieder gewaltig aufgetaucht. Ich bin geneigt, zu glauben, dass eine neue Entfaltung des Wickingergeistes in der höchsten Sphäre, ein neuer Ausbruch dieses Vulkans des Absoluten in der tiefen nordischen Seele uns eine Bewegung auf das Reich Gottes hin von ganz neuer Gewalt und Leidenschaft bringen werde.

Hiemit breche ich diesen Bericht ab, um ihn gelegentlich in anderer Form wieder aufzunehmen. Meine Absicht war diesmal, die schweizerische Lage vom Norden her zu beleuchten, jene Beleuchtung zu zeigen, in der mir von dort her unser schweizerisches Wesen erschienen ist.

Ich wiederhole: es scheint mir für die Schweiz sehr wichtig, dass sie mit dem Nordland in eine engere geistige und politische Verbindung trete. Diese «kleinen Länder» müssen sich zusammenschliessen. Dann können sie eine Macht werden, die für die Lösung internationaler Probleme sehr ins Gewicht fallen wird. Es sollte hier ein Gebilde ähnlich der Kleinen Entente entstehen, das mit dieser dann wieder eine enge Verbindung suchen müsste, natürlich ohne deren Politik in *allen* Punkten mitzumachen. Selbstverständlich müssten Holland und auch, wenn möglich, Finnland in diese Verbindung einbezogen sein. Hier läge eine Aufgabe für einen grossen schweizerischen Staatsmann vor, wenn wir einen hätten. Da wir vorläufig keinen haben, wenigstens keinen, der eine Rolle spielt, so müssen wir andern, jeder auf seine Weise, diese Aufgabe fördern, so gut wir nur können, im Interesse der Welt, wie in dem der Schweiz. Diese Völker sind in

vieler Beziehung verwandt, durch ihre natürliche Art wie durch ihre ganze Lage. Zugleich aber könnten sie sich aufs vorteilhafteste ergänzen. Diese Entwicklung ist so notwendig, dass sie kommen *muss*.

Ich schliesse mit einem ganz persönlichen Eindruck, der für mich von grosser Bedeutung geworden ist. Dass ich mit völliger Ehrlichkeit rede, gehört zur Sache selbst. Unsere schweizerischen Zustände sind mir, wie man nun gesehen haben wird, vom Norden her nicht in einem günstigen Lichte erschienen. Allerdings hatte das Bild, wie schon gesagt worden ist, zwei Seiten. Ich sah immer wieder, wie viel Grosses uns eigentlich geschenkt worden sei. Aus allem andern hob sich Eines empor: *die neue religiöse Orientierung*, die uns durch die Verbindung der religiösen und sozialen Erneuerung im Glauben an das kommende Reich gegeben worden ist. Diese Wahrheit hätte, bei uns hell leuchtend und Fleisch werdend, unserem ganzen Volke eine neue Bahn erschliessen, eine neue, gewaltige Mission verleihen und uns zu einem der Lichtherde und einer der Kraftquellen einer neuen Welt machen können. Aber was ist daraus bei uns geworden? Diese Wahrheit liegt bei uns als totes Kapitel da. Wir haben sie in der Kleinheit und Kühle unseres Herzens liegen lassen, sind über sie hinausgegangen — ins Alte zurück. Ja, wir waren zu klein dafür. Weil sie bei uns von Leuten aus unserer Mitte verkündigt wurde, konnte sie von vornherein nicht recht geschätzt werden. Ja, wenn sie ein Professor über den Rhein herüber gebracht hätte, dann wäre es anders gewesen!

Aber an diesem *einen* Schicksal wird unser ganzes übriges Elend kund. Es ist mir bei der Heimkehr gewesen, als trete ich in eine von giftigen Miasmen erfüllte Atmosphäre. Namentlich *ein* Zug ist mir an unserem schweizerischen Wesen, und nun freilich nicht bloss an ihm, im Vergleich zu der nordischen Art aufgefallen: *unsere Unfähigkeit zum Glauben an das Gute und grosse Willigkeit zum Glauben an das Böse*. Die frischen Seelen da droben können noch an das Gute glauben. Man spürt, dass dieser Glaube ein wichtiger Bestandteil der geistigen Atmosphäre ist. Aus ihm strömt auch jene gegenseitige Achtung über den Unterschied der Meinungen hinweg. Es fehlt jene kleinliche Gehässigkeit, womit wir uns im In- und Ausland bekämpfen, und zwar gerade auch solche, die eigentlich zusammenstehen sollten und könnten. Wir reiben uns dar-

in auf. Aus dieser giftigen Quelle steigen die Dünste auf, die unser ganzes Leben verwüsten. Es ist, als ob unser Volk in seiner Mehrheit jenen bösen Blick bekommen hätte, der überall nur Böses sieht, der auch im Guten nur Böses sieht und im Besten das Schlimmste, aber für das Gute völlig blind ist und Grosses nur als Verrücktheit kennt, aber dafür freilich auf jeden Schwindel hereinfällt, wenn er pompös genug auftritt.

Dieser Glaube an das Böse ist im Kampf um den Zivildienst wieder besonders deutlich hervorgetreten und am schlimmsten in den «christlichen» Kreisen, unter Anführung von Pfarrern und Professoren der Theologie. Wir werden an diesem Glauben an das Böse, der das genaue Gegenteil des Glaubens an Christus ist, zu Grunde gehen, wenn dieser Bann nicht gebrochen wird.

Dieser Glaube an das Böse aber ist verbunden mit einem zweiten Grundfehler unseres heutigen schweizerischen Wesens: der Mattigkeit und Feigheit der Seelen, der Unfähigkeit, sich ernstlich und leidenschaftlich zu entscheiden. Diese Mattigkeit und Feigheit stammt ihrerseits aus dem Geist eines altklugen Egoismus, der in seiner selbstischen Berechnung alles grosse Wollen erstickt und vergiftet. Auch daran gehen wir zugrunde, wenn nicht bald die Rettung kommt. Es muss unter uns jener Geist des Absoluten erwachen, aus dem einst das eigentliche Leben der Schweiz gekommen ist — freilich nicht in theologischen Schlagwörtern, deren Wirkung ein Schlummerkissen für die Seelen ist, sondern in sehr ernsten, deutlichen Wirklichkeiten. Der Appell der Wahrheit muss mit einer Gewalt an die Gemüter ergehen, dass sie nicht mehr ausweichen können, dass sie standhalten, sich entscheiden müssen, dass Kampf entsteht, aber Kampf in der höchsten Sphäre — dass der Schlaf aus den Seelen weicht und das Grosse in ihnen erwacht.

Das allein ist der Weg zu einer neuen Schweiz. L. Ragaz

Stimmen

I. Amerikanische Stimmen.

1.

Dass das Amerika Hardings nicht das ganze Amerika ist, beweisen folgende, dem Januarheft von «Foi et Vie» entnommenen Stellen:

Anfangs November hat der Bundesrat der Kirchen Christi eine grosse

Bewegung zugunsten eines tätigern Eingreifens der Regierung in die sich mit dem nahen Osten beschäftigenden Konferenzen eingeleitet.

Eine Delegation ist an den Staatssekretär, Mr. Hughes, abgeordnet worden.

Derselbe hatte kurz zuvor gesagt, es sei ein Anliegen der amerikanischen Regierung, «dass kein amerikanisches Recht unterdrückt und unterschlagen würde». Die Delegation machte ihn darauf aufmerksam, «dass die Menschheitsrechte wichtiger seien als die Rechte der Einzelnen.» — Sie verlangte, dass die Regierung nach Lausanne akkreditierte Abgeordnete schicke, die mehr Befugnisse hätten als blosse Zuschauer; «dies,» fügte sie hinzu, «liesse sich machen, ohne dass sich Amerika in die politischen Angelegenheiten Europas einmischte (without entangling).» Ich für meinen Teil verstehe diesen Vorbehalt nicht.

Die Delegation hat erklärt, sie glaube, im Namen von 50 Millionen Mitgliedern der christlichen Kirchen aller Denominationen zu reden. 50 Millionen, das ist eine grosse Zahl.

Es fanden Riesenversammlungen statt, und eine Kundgebung wurde nach Washington geschickt, die sagte: «Aus dem grossen Interesse heraus, das Amerika an der gerechten Lösung dieser Fragen hat, — im Namen der tiefen Ueberzeugung der Menschenfreunde und der wohlgesinnten Bevölkerung Amerikas verlangen wir, dass die Vereinigten Staaten an der nächsten Konferenz über die Angelegenheiten des nahen Ostens vertreten seien.»

* * *

Reverend Mulling, Präsident der Baptisten-Gemeinschaft des Südens, der zuerst im Jahre 1920 während sechs Monaten Europa bereist hatte und 1922 dorthin zurückgekehrt war, hat bei seiner Heimkehr eine grosse Rede gehalten, die man ganz sollte wiedergeben können. Ich begnüge mich mit einigen Zitaten.

«Vorerst hat die amerikanische Nation seit dem Krieg ihre moralische Verantwortung umgangen. Dann haben die amerikanischen Christen, denen die Ideale des Rechtes und der Wahrheit anvertraut sind, ihre moralische Verantwortung umgangen durch ihre Politik des Stillschweigens, der Lauheit, des laisser-aller während einer der grössten Krisen der Weltgeschichte. — Und endlich ist die grosse Versuchung und die grosse Sünde Amerikas die Anmassung...»

«Wir leben in einem Paradies des Wahnes in der leeren Illusion, wir könnten abseits von den andern leben.»

Die amerikanische Regierung muss aktiven Anteil nehmen an der Lösung der grossen europäischen Probleme zum Beispiel durch den Völkerbund. Und die amerikanischen Christen müssen in diesem Sinn ihre Regierung beeinflussen.

Und zwar aus folgenden Gründen:

1. «Wir sind moralisch verpflichtet, die Aufgabe, die wir übernommen

haben, durchzuführen... Nun haben wir sie aber im Augenblick der Krise im Stiche gelassen.»

2. «Die Verantwortlichkeit und die Zweckmässigkeit entsprechen einander... Im Handel wollen wir in unserer Eigenschaft als Weltbürger kosmopolitisch sein. In der Politik und in Bezug auf das nationale Leben wollen wir ein Jack Horner sein, der in einem Winkel sitzt und seinen Weihnachtslebkuchen isst... Was müssen die Engel im Himmel in dieser Stunde von Amerika sagen?... Man sagt, dass wir Geige spielen, während Rom brennt. Wir tun Schlimmeres. Wir spielen eine Fanfare, während die Welt brennt.»

3. «Die gegenwärtige Lage Europas ist hoffnungslos, wenn Amerika nicht seinen Einfluss geltend macht.»

4. «Die physische Einheit der Welt schafft ihre moralische Einheit.» — Und hier ist der Redner von ergreifender Beredsamkeit. «Es gibt kein Entrinnen. Vor hundert Jahren setzte sich die Welt aus verschiedenen Organismen zusammen. Heute gibt es nur noch einen Organismus mit einem einzigen Nervensystem. Ehedem war die Welt wie ein Tonklumpen. Man konnte ein Loch hineinbohren oder eine Erhebung aufsetzen. Heute ist sie ein Marmorblock: die leiseste Erschütterung lässt sie bis zu ihren entferntesten Enden erzittern.»

5. «Heute ist im Leben der Welt ein aufgeklärter Altruismus die grösste Weisheit des Menschen von Feingefühl und die beste Politik.

«Ein einziger Weg führt die politischen Führer auf die Höhen des Ruhms und der Ehre und auf die Höhen des menschlichen Fortschrittes: es ist der Weg der Selbstlosigkeit und des Rechtes.

Am 3. Oktober hat Thomas W. Lamont in der Vereinigung der amerikanischen Bankiers gesagt:

«Ich wiederhole meine Frage: Nehmen Sie und ich und unsere Mitbürger unsern vollen Teil an der Lösung der schweren, tragischen Fragen, die auf der Welt lasten? Geben wir an die Lösung dieser Fragen das Beste von dem, was in uns ist, unsere fortwährende Aufmerksamkeit, unsere Gedanken unsern festen Willen zum Opfer?...

«Endlich wollen wir nicht vergessen, dass, wenn Europa grossen Gefahren gegenübersteht, Amerika auch vor einer Krisis steht, obgleich vor einer andersartigen. Wir haben eine grosse Macht gewonnen. Diese Macht bringt eine schwere Verpflichtung mit sich.

«Haben wir sie erfüllt? In Bezug auf die Kriegszeit lautet meine Antwort ja, tausendmal ja. Kann aber in Bezug auf die Zeit nach dem Waffenstillstand jemand, der sein Herz erforscht, ja sagen? Wir haben freilich den Völkern Europas mit unserer Kritik aufgewartet, wir haben sie mit Ratschlägen überschüttet. Aber wir haben uns schüchtern und zaghaft erwiesen gegenüber jeder kleinsten Einmischung. Jetzt sind wir zu einem Scheideweg gekommen. Wollen wir die Verantwortung auf uns nehmen, die aus dem Anwachsen unserer Macht hervorgegangen ist, oder wollen wir sie

ablehnen? Wollen wir, Sie und ich, unsern Geist, unsern Verstand und unsere Sympathie diesem Problem widmen oder wollen wir beiseite stehen und unsern nationalen Goldschatz vermehren? ... Es sind neunzehnhundert Jahre her, seit jemand gesagt hat: «Mit dem Masse, mit dem ihr die andern messet, werdet ihr selbst gemessen werden.» [1])

2.

An die Völker Frankreichs, Deutschlands und Belgiens.

Kameraden! Wir sind alle insgesamt die Opfer der Verhältnisse. Wenngleich niemand von uns ganz schuldlos ist in bezug auf unser soziales und internationales Elend, so ist doch ein Teil desselben nicht das Ergebnis absichtlichen Uebelwollens. Trotzdem haben viele unter den Verhältnissen schwer zu leiden. Wir alle sind in den verschiedenen Ländern in nationale und politische Schwierigkeiten und Gefahren verwickelt, die den Weg der Bruderliebe versperren, oder doch der tiefsten Not dieser schwer betroffenen Welt gleichgültig gegenüberstehen. Wir Mitglieder des Versöhnungsbundes bitten unsere Regierung, aktive Massregeln zu ergreifen, um hier Abhilfe zu schaffen; und wir möchten auch, voller Demut, aus dem Grunde unserer Herzen zu euch reden.

Die Ereignisse im Ruhrgebiet tragen dazu bei, die Entfremdung zwischen Euren Völkern zu vertiefen und zu verlängern. Es ist nicht unsere Absicht, in bezug auf diese tragische Situation irgend jemand zu beschuldigen. Unsere Herzen sind zu tiefem Mitgefühl bewegt für alle, die darunter zu leiden haben. Das körperliche Leiden bewegt uns zum Mitleid. Doch schlimmer noch werden die Gemüter aller Beteiligten betroffen, und besonders der Kinder, die in einer Atmosphäre des Hasses und des Argwohns aufwachsen. Sollten wir nicht innehalten und uns fragen, welches die Frucht dieser Saat sein muss? Es ist gleichgültig, ob wir hier die Schuldigen sind oder zu denen gehören, die unter der Schuld der andern leiden, es gibt nur einen Weg, eine wahre Einheit unter unsern Völkern zu schaffen, nämlich, zu vergeben, Hass, Eifersucht und das Rachegefühl zu unterdrücken, sich zu bemühen, in andern das Gute zu sehen, und trotz allem Anschein diesem Guten zu vertrauen — kurz das Böse mit Gutem zu überwinden.

Der Hass schadet uns mehr als denen, die wir hassen. Die Rachsucht verdirbt unser Leben und entzieht demselben alle Schönheit und Freude. Wir freuen uns sehr, dass es in euren Ländern wohlwollende Menschen

[1]) Eine ganze Reihe von Aeusserungen, die wir wichtigen amerikanischen Zeitschriften entnehmen, zeigen, dass die Stimmung für den Völkerbund in Amerika schon jetzt überwiegend ist. Das wird durch mündliche Erklärungen hervorragender Amerikaner bestätigt. Der Vorschlag Hardings, dass Amerika wenigstens dem vom Völkerbund eingerichteten «Internationalen Gerichtshof» im Haag beitrete, ist offenbar eine Konzession an diese Lage der Dinge. Wir behalten uns vor, gelegentlich einige dieser Dokumente zu bringen. Die Red

gibt, die sich entschlossen vom Hass und dem Wege des Krieges abwenden, solche, die im Geiste der Bruderschaft den Weg des passiven Widerstandes wählen, und andere, die sich bemühen, bewaffneten Angriff zu verhindern.

Kameraden und Brüder! Können wir nicht alle versuchen, einen besseren Weg zu gehen als den Weg des Angriffs mit Waffen oder den des bewaffneten Widerstandes? Können wir nicht beten, dass der Geist Christi selbst das Verlangen nach diesen Methoden überwinden möchte? Dem Wege des Krieges gaben wir unser Bestes, und welches waren die schrecklichen Folgen! Welch eine herrliche Zukunft würde sich uns öffnen, wenn wir den Weg Jesu gehen würden!

Von der amerikanischen Gruppe des Versöhnungsbundes, der eine Bruderschaft von Menschen in vielen Ländern ist, die einen Lebensweg suchen, der mit den von Jesus gelehrten Grundsätzen im Einklang steht.

Unterschrieben für den Vorstand des Versöhnungsbundes:

Von Gilbert A. Beaver, Vorsitzender. Paul Jones, Sekretär.

II. Russische Stimmen.

Eine Botschaft von russischen Pazifisten an ihre Brüder in Westeuropa.

Angesichts der internationalen Verwicklungen, die in Westeuropa entstanden sind, und die die Menschheit möglicherweise wieder in einen Kampf des Brudermords hineinziehen, fühlen wir Kriegsgegner Russlands uns berufen, uns den Friedensfreunden aller Länder in ihrem Protest gegen irgend welche Massnahmen anzuschliessen, welche direkt oder indirekt zu einer Wiederholung einer solchen Weltkatastrophe führen können. Wir begrüssen herzlich jene wenigen Vertreter der französischen Nation, die unter so überaus ungünstigen Verhältnissen dennoch ihre Stimme erheben gegen den Wahnsinn der Mehrheit und mutig gegen den Strom ankämpfen, der die Ansichten des mehr fortgeschrittenen und aufgeklärten Teiles ihrer Nation ausdrücken.

Wir hoffen, dass auch die Briten nicht zurückbleiben, sondern durch ihre aufgeklärtesten Vertreter sofortige Massnahmen verlangen werden, die zum Frieden führen. Mit ganzem Herzen nehmen wir Teil an der Lage des deutschen Volkes, das bestrebt ist, den Wiederbeginn militärischen Eingriffs zu vermeiden. Wir freuen uns, zu hören, dass sich in Deutschland eine entschiedene Bewegung zugunsten passiven Widerstandes entwickelt, welche die moralische Ratsamkeit und die praktische Zweckmässigkeit irgend einer Form von Gewalt verwirft, und nur der unbezwinglichen Macht brüderlichen Wohlwollens und gegenseitiger Hilfsbereitschaft zwischen den Nationen vertraut.

Wir sind der festen Ueberzeugung, dass dies der einzige Weg ist, auf dem die Menschheit aus der Sackgasse, in die sie geraten ist, wieder herausgeführt werden kann. Wir hoffen, dass auch andere Nationen, die noch

nicht direkt in diesen Konflikt werwickelt sind, deshalb nicht gleichgültig dieser Frage den Rücken kehren werden, denn wie jedes andere Problem, das die Menschheit zu lösen hat, verlangt es die moralische Unterstützung und Sympathie aller, die sich der universalen Bruderschaft und Solidarität der Menschheit bewusst sind.

Wir sind fest davon überzeugt, dass es für die rechte Ordnung der bestehenden internationalen Beziehungen und für die Verhinderung eines neuen Kriegsausbruches nur ein einziges Mittel gibt, nämlich die tatsächliche Entschlossenheit, nicht zu kämpfen. Erst wenn die Menschen einsehen, dass Gewaltsamkeit, Verstümmeln und Töten unter keinen Umständen zu verteidigen sind, dass ein Krieg niemals, sei es ein internationaler oder ein Bürgerkrieg, ein Angriffs- oder ein Verteidigungskrieg, ein gerechter oder ein ungerechter Krieg, gerechtfertigt werden oder die Menschheit aus dem Stillstande retten kann, in den sie durch ihre Feindseligkeiten geraten ist; erst wenn die Menschen dies eingesehen haben und mit Abscheu vor aller Gewalttätigkeit und der Sucht, andere zu beherrschen, erfüllt sind, erst dann kann das entsetzliche Uebel verschwinden, welches die Ursache des grössten Leidens der Menschheit ist. Wir, die wir so glücklich sind, diese Wahrheit zu erkennen, haben die Pflicht, sie mit denen zu teilen, die sie noch nicht eingesehen haben. Wir müssen mit Wort und Tat die Vorherrschaft des Geistes über das Fleisch verkünden und dadurch das Herannahen des Tages beschleunigen, wo die Gerechtigkeit über das Böse, und die Liebe über die Feindschaft in der ganzen Menschheit den Sieg davontragen wird.

Von einer Gruppe von Moskauer Pazifisten

III. Französische Stimmen.

Schwestern und Brüder Deutschlands!

Infolge seines Besuches in Frankreich und einer Reihe von Propagandavorträgen, die unser Freund Oliver Dryer in der zweiten Hälfte des Januar abhielt, unterstützt von Frau Wägner und Halvard Lange, wurde soeben eine französische Sektion des Versöhnungsbundes gegründet.

Indem wir euch ein Exemplar der Grundsätze schicken, die diese Sektion angenommen hat, wollen wir euch gerade in diesen Stunden der Prüfung unsern brüderlichen Gruss und die Versicherung unseres tiefen Mitgefühls senden.

Seid versichert, dass wir, gleichen Herzens und Sinnes wie ihr, danach streben wollen, den blinden Hass, die Unwissenheit, die Lüge und die Furcht zu bekämpfen, die den Kampf mit Waffen und gewaltsame Massnahmen erzeugen.

Für uns gibt es keine Grenzen: überall werden wir in jedem Menschen einen Bruder begrüssen, dem wir dienen und mit ganzer Kraft und Liebe beistehen wollen.

Von heute ab möchte sich die französische Sektion des Versöhnungsbundes mit den deutschen Sektionen dieses Bundes in Verbindung setzen und beständig mit ihnen verkehren, damit wir von einander erfahren, wie wir am besten auf die öffentliche Meinung unserer beiden Länder wirken und im Hinblick auf die Aufrechterhaltung des Friedens praktische Vorschläge austauschen können.

Man bittet, alle Korrespondenzen an das Sekretariat zu richten: Mlle. Pottecher Arnould, 5 rue de la Santé, Paris 13e.

Fasset Mut, liebe Freunde in Deutschland, wir gedenken euer!

Mit brüderlichem Gruss

Für die französische Sektion der Réconciliation:

Die Sekretärin: Thérèse Pottecher Arnould.

IV. Deutsche Stimmen.

Wie tief der jetzige Einfall in Deutschland die Herzen derer ergreift, die so gern den Weg Christi wandeln möchten, zeigt ein langer Brief, den ein Mitglied des Versöhnungsbundes an ein anderes Mitglied geschrieben hat, das in der Verwirrung die Frage stellte: «Was würdest du tun, wenn du Waffen hättest?» Hier ist ein kurzer Auszug desselben:

«Aber für mich selbst, ausdrücklich sei es gesagt, nur für mich selbst, beantworte ich heute Deine Frage mit nein. Ob es auch nur eine Sache der seelischen Kraft sein wird, ob es auch morgen und in Zukunft so sein wird, das weiss ich nicht. Es kann ja auch wirklich andere Erkenntnis noch kommen. Ich würde die Waffen nicht nehmen. Mein Gefühlt sagt mir, dass Jesus es auch nicht täte. Mein Hoffen auf Gott sagt mir, dass das dann auch letzten Endes meines Volkes Wohl sein wird. «Es wird keiner Vater oder Mutter verlassen um meinetwillen, dem es nicht vielfältig vergolten werde in diesem Leben.» — Und dann: Haben wir vier Jahre geträumt und geschwatzt, um nun bei der ersten Probe umzufallen? Vielleicht ist es eine Probe so schwer, wie sie die kühnste Phantasie nicht hätte malen können. Soll es wieder so werden wie bisher: Stoss und Gegenstoss, immer auf derselben niedrigen Ebene. Heute sind wir noch im Recht, kämpfen um Heimaterde und liebstes Land, morgen zertreten wir des Bruders Land, fordern neue Grenzen, vergessen, wie wir selbst gelitten, und sehen nicht mehr das Leid, das wir jetzt verbreiten...»

«Ich denke an den Einen, der wie kein anderer «Wanderer zwischen beiden Welten» war. Der die grosse Gotteswelt so in sich trug, dass er und der Vater eins waren. Der unsere Menschennot und Menschenlast so in sich trug, dass sie sagten: Gott hat ihn zur Sünde gemacht. Die eine Welt schlug ihn ans Kreuz, und gegen die verschlossene Tür jener andern Welt drang seine Not und Qual: «Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?» Ich will ihm doch nachfolgen, ja ich will ihm doch nachfolgen. Ob ich es kann?»

Rundschau

Gruppe für genossenschaftliche Arbeit.[1]) Es schien von vornherein selbstverständlch, dass in den Rahmen der Kurse und sonstigen Veranstaltungen unserer Arbeitsgemeinschaft die G e n o s s e n s c h a f t, als Prinzip und als Bewegung, hingehöre. Sie ist sowohl eine besondere Ausdrucksform unseres Wollens, als auch ein besonders günstiger Boden für unsere Arbeit; zudem konnten wir auch hoffen, gerade dort mit dem Proletariat in nahe Berührung und zu gemeinsamem Schaffen zu kommen. Aus einem eigentlichen «Kurs», an dem sich durchschnittlich zehn Leute (Männer und Frauen) beteiligten, wuchs dann im vergangenen Sommer eine «G r u p p e f ü r g e n o s s e n s c h a f l i c h e A r b e i t» heraus, die bis jetzt regelmässig alle zwei Wochen zusammenkam und um deren festeren Kern von zirka zwanzig «Getreuen» sich mehr oder weniger häufig teilnehmende Gäste gruppieren. Nachdem wir im Laufe des Sommers mehr zufällig unsere Themen aus der Fülle des Stoffes entnommen — je nach Wunsch der Teilnehmer solche mehr prinzipieller oder mehr praktischer Art —, also ziemlich ungeregelt vorgegangen waren, fassten wir dann die Abende von Herbst bis Weihnachten wieder mehr kursartig zusammen, indem wir Probleme der K o n s u m g e n o s s e n s c h a f t (z. B. Mitgliedererziehung, Angestellten-Fragen, das Rückvergütungsproblem u. s. w.) mit möglichster Berücksichtigung direkter Gegenwartsaufgaben besprachen. Zu diesen Abenden, die in der Regel gut besucht waren, hatten sich auch Angestellte des Lebensmittelvereins eingefunden, auf deren Teilnahme wir weiter hoffen; und es waren nach Möglichkeit durch die Praxis erfahrene Referenten zugezogen worden. An diese Besprechungen schlossen sich in der zweiten Hälfte des Winters solche der anderen Genossenschaftsarten an: B a u g e n o s s e n s c h a f t, Produktivgenossenschaft; immer mit besonderer Betonung der gegenwärtigen Aufgaben. Gerade diese Orientierung nach der Praxis und unsere Mitarbeit darin mag es mit sich bringen, dass die Schreibende, die mehr oder weniger die Leitung der Kurse besorgte, den Eindruck hat, es müsse in dieser Sache nun einigermassen neu und anders eingesetzt werden. Die Schwierigkeit einer solchen Arbeit liegt nämlich zunächst darin, dass sich äusserst verschiedene Menschen um sie sammeln; unsere Gruppe besteht teils aus Genossenschaftern, die schon lang in der Praxis stehen und hier nur noch Anregung, Vertiefung und Anschluss suchen, teils aus Menschen, die sich erst mit der Sache theoretisch und vom Anfang aus vertraut machen möchten; und letztere erhalten immer wieder neuen Zuzug. So glaube ich, dass — wollen wir uns nicht nur zu e i n e r der beiden Möglichkeiten entscheiden—, wir mehr und mehr zu einer Teilung der Arbeit gelangen müssen: es werden von Zeit zu Zeit immer wieder E i n f ü h r u n g s k u r s e in Genossenschaftsfragen nötig werden (wir hoffen, dass sie gerade auch aus dem Kreise der Genossenschaftsangestellten gewünscht, womöglich eingerichtet werden könnten), und daneben werden wir — hoffentlich — eine Gruppe von Leuten bleiben, die p r a k t i s c h in der Bewegung arbeiten und sich hin und wieder zu gemeinsamer Besprechung und Weiterbildung treffen. Diese p r a k t i s c h e A r b e i t, die wir teils schon haben, teils noch beginnen möchten, kann einmal in der einfachen Mitarbeit als Glied einer Ge-

[1]) Dieser Bericht soll den Anfang einer gewissen regelmässigen Orientierung über unsere «Bildungsarbeit» darstellen. Die Red.

nossenschaftsbehörde, oder als Einzüger und Agitator der Baugenossenschaft oder in ähnlicher Wirksamkeit bestehen. Darüber hinaus schwebt uns aber eine besondere Art der Arbeit vor, wie sie sich uns aus all unsern Besprechungen als notwendig erwiesen hat: die Zusammenfassung und «Erziehung» der Mitglieder der Genossenschaften in kleinen Gruppen, wobei wir unter «Erziehung» eben eine Uebung in Gemeinschaftsarbeit, eine Weckung genossenschaftlichen Interesses und Verständnisses meinen. Dazu bieten sich uns nun verschiedene Möglichkeiten. So hat sich z. B. die Baugenossenschaft schon in den Stadtkreisen in Gruppen aufgeteilt und wir möchten versuchen, durch gemeinsames Vorgehen mit ihren Agitatoren diese Gruppen öfter zusammenzubringen und in ihnen nicht nur Fragen des Wohnungsbaues, sondern Genossenschaftsangelegenheiten überhaupt, — auch solche des Lebensmittelvereins — zu behandeln. Ein weiteres Feld voll notwendiger und dankbarer Aufgaben bieten die Genossenschaftshäuser selbst; und zwar hier in erster Linie die Mieterinnen. Aus Erfahrungen von Streitigkeiten und allerlei Schwieriegkeiten erwächst der Gedanke, den Frauen die gemeinsame Regelung ihrer gemeinsamen nächsten Angelegenheiten zu ermöglichen, sie immer mehr dazu anzuregen und anzuleiten, und diese Gelegenheit zu benutzen, den Genossenschaftssinn zu wecken und sie mit den andern Fragen und Aufgaben vertraut zu machen. Mit dieser Arbeit ist begonnen, doch verhehlen wir uns nicht, welch langer Weg da vor uns liegt und wagen darüber noch nicht mehr zu sagen. Aehnlich steht es auch mit dem weiteren, verwandten Arbeitszweig: den Frauenabenden in Oberstrass. Hier soll die gleiche Aufgabe im Rahmen der Konsumgenossenschaft, durch Zusammenschluss der Frauen einiger Filialen des Lebensmittelvereins, versucht werden. Auch hier gehen wir vom rein praktischen Interesse aus, behandeln Angelegenheiten, die die Hausfrauen interessieren, aber immer mit dem Bestreben, das Grosse, das aller Genossenschaft zugrunde liegt, hervorzuholen.

Was nun bei allen Veranstaltungen unserer Arbeitsgemeinschaft massgebend ist, gilt im besondern auch hier: die Arbeit ist das Mittel, Gemeinschaft zu bilden, uns menschlich, innerlich einander näher zu bringen. So möchten wir auch gerade diese Frauenabende, die bis jetzt durchschnittlich 16 Frauen vereinigten, so zu gestalten suchen (z. B. durch Vermittlung von Lektüre für Frauen und Jugend), dass durch etwas mehr und etwas wärmeres Gemeinschaftsleben das Leben der Einzelnen und der Familien ein wenig bereichert und zugleich den andern angenähert werde. Wir sind mit allem noch gar sehr in den Anfängen, aber doch sind diese von einer Art, dass wir dankbar und mutig weiter zu gehen suchen dürfen. D. Staudinger

Siedelungsgenossenschaft Freidorf. In einem Büchlein von 100 Seiten berichten berufene Männer, — neben dem Architekten H. Meyer vor allem Dr. H. Faucherre — über die Entstehung, die Organisation und die ersten Lebensjahre dieses Unternehmens, das als eine Verbindung von Gartenstadt- und Konsumgenossenschaft mit einer Reihe von wichtigen sozialpädagogischen Ansätzen und Versuchen unser warmes Interesse verdient. Ohne auf Einzelheiten dieses Berichtes hier eingehen zu können, seien alle diejenigen, denen die Fragen der genossenschaftlichen Erziehung am Herzen liegen, angelegentlich darauf aufmerksam gemacht. Freidorf hat nicht, wie andere Baugenossenschaften und Siedelungen, eine Vorgeschichte mühevoller Agitation, Sammlung von Mitteln, Bitten um Subventionen usw.; es ist aus den Reserven des Verbandes Schweizerischer Konsumvereine entstanden.

Seine eigentliche Geschichte beginnt erst mit dem Einzug der Siedler in die Häuser; mit einem Zeitpunkt also, wo bei manchen Genossenschaftern — freilich sehr zu Unrecht — die Geschichte eigentlich aufhört. Wegen dieser Sonderstellung kann Freidorf allerdings für andere Baugenossenschaften kein eigentliches Vorbild sein, was den Wohnungsbau und seine Vorbereitungen betrifft. Von umso grösserer Bedeutung ist aber das, was in dieser Siedelung im Hinblick auf die Pflege genossenschaftlichen Lebens der Insassen geleistet wird; von der Instandhaltung der Häuser bis zur Beaufsichtigung der eigenen Schule sind eine Menge von Angelegenheiten und Aufgaben herausgeholt, an deren gemeinsamer Bewältigung die Siedler, — in die verschiedensten Arbeitsgruppen verteilt — unvermerkt in praktischem Sozialismus geübt werden. Dabei wird freilich immer wieder — in bewusster Anlehnung an Pestalozzi — die zentrale Stellung des Heimes und der Familie betont.

Wer in der Genossenschaftsbewegung für das Hervortreten ihrer sozialen und sittlichen Kräfte arbeiten möchte, wird immer wieder auf Freidorf und die dortigen Versuche und Erfahrungen schauen. Solchen Gesinnungsgenossen möchte ich neben der Lektüre der Broschüre noch vor allem diejenige der Freidorf-Ausgabe des «Genossenschaftlichen Volksblattes» empfehlen. Man schaut dort recht in die mühevolle und treue Kleinarbeit einer Siedelung hinein. (Beides ist durch den Verband Schweizerischer Konsumvereine, Basel, zu haben.) D. St.

Offizielles Christentum, oder: Welche Rede soll gelten? Die Nr. 24 der «Christlichen Stimmen», die das schweizerische Organ des «Weltbundes für Freundschaft der Kirchen» sind, bildet durch einige Dokumente, die sie neben einander abdruckt, einen merkwürdigen Spiegel unseres offiziellen Christentums. Ich setze die zwei bezeichnendsten Aeusserungen hierher.

1. Die eine Rede.

«Veranlasst durch eine Eingabe des Konsistoriums von Genf und einen Wunsch des bernischen Synodalrates hat der Vorstand des Kirchenbundes sich mit der von Hrn. Pierre Cérésole angeregten Petition zur Einführung eines Zivildienstes solcher, denen ihr Gewissen die Teilnahme am Militärdienste verbiete, befasst. Er ist zu dem Schlusse gekommen, dass diese Petition abzulehnen sei, da die Landesverteidigung unter den gegenwärtigen Verhältnisssen notwendig ist und keine Schwächung erfahren darf.[1])

Zugleich aber möchte er sich für ein Gesuch an den Bundesrat aussprechen, dass dieser eine Revision des Militärstrafverfahrens einleite, in dem Sinne, dass solche, die aus religiösen Gründen den Dienst mit der Waffe verweigern, jedenfalls nicht mit Gefängnis bestraft werden.»

2. Die andere Rede.

Die Kirchen reden lauter.

«Die Tragik der Tage ist gross. Wir leben im sogenannten Frieden und sehen Dinge, die schlimmer sind, als der Weltkrieg sie gebracht hat. Ganze Völker Europas gehen der Verelendung entgegen. Und das alles, weil die Völker und ihre Führer einander nicht vergeben können, einander nicht vertrauen wollen. Sie wollen nicht, weil ihnen die Erkenntnis Gottes fehlt, der seine Sonne aufgehen lässt über Gerechte und Ungerechte. Wer schafft diese Gotteserkenntnis? Das Evangelium Jesu seit bald 2000 Jahren. Aber wer verkündet das Evangelium Jesu? Die Kirche hat diese Verkündigung als ihre ureigenste Aufgabe übernom-

[1]) Die Sperrungen rühren von mir her.

men. Was ist alles andere gegenüber dieser Aufgabe? Aber so viele gehen nicht zur Predigt der Kirche. Staatsmänner glauben, eben weil sie das seien, dürften sie die Predigt nicht nötig haben. Darum ruft die Kirche in die Privatbüros der Staatsmänner hinein. Möge sie es nur immer lauter tun. Eine solche Kirche wird sicher wieder die Achtung und Hingabe des Volkes gewinnen und, getragen von seinem Vertrauen, die Führerin werden zum Aufbau der verwüsteten Welt.»

Das Konsistorium und die Compagnie des Pa'steurs der protestantischen Kirche von Genf an die christlichen Kirchen.

«Die Vertreter der protestantischen Kirche von Genf sind von der Ueberzeugung durchdrungen, dass der Ernst der gegenwärtigen Stunde einen Akt gemeinsamer Demütigung und Fürbitte erfordert und dass dadurch der brüderliche Gemeinschaftsgeist der in Christus verbundenen Kirchen seinen vollkommensten Ausdruck findet. Sie sind sich bewusst, dass sie in der Krisis, die die Grundfesten der Menschheit erschüttert, eine besondere Aufgabe haben, und dass sich Genf, Sitz des Völkerbundes und zahlreicher internationaler Hilswerke, der Verantwortlichkeit nicht entziehen kann, versöhnend und einigend zu wirken. In einer Zeit, wo die Zukunft unserer Zivilisation auf dem Spiele zu stehen scheint, glauben sie die Stunde gekommen, da die evangelische Christenheit öffentlich Zeugnis ablegen soll für ihren göttlichen Meister, indem sie die Menschheit auffordert, sich von Seinem Beispiel und Seinem Geist der Liebe beleben zu lassen. Sie gelangen deshalb beim Herannahen des Osterfestes an alle christlichen Kirchen mit der Bitte, eine von den dringenden Bedürfnissen der Zeit eingegebene Botschaft freundlich aufzunehmen und sie womöglich am Ostertage in den Gemeinden zur Verlesung gelangen zu lassen.»

Wir möchten der Kanzelverkündigung, die wohl in jeder Gemeinde geschehen wird, nicht vorgreifen und beschränken uns darum auf die Veröffentlichung des Schlusses, der lautet:

«Wir alle, die wir auf den herrlichen Namen «Christen» Anspruch machen, lasset uns zusammenstehen, um für den Anbruch einer neuen Welt, für den Zusammenschluss der Herzen zu wirken. Weg mit allen Empfindungen des Hasses, mit allen bösen Worten gegenüber andern Völkern! Angesichts der verderblichen Resultate des Materialismus und des Kultus der brutalen Gewalt weisen wir der Jugend den bessern Weg, der zu dem sehnsüchtig erwarteten Weltfrieden führt. Die Zeit drängt, die leidende Menschheit schreit um Hilfe... Soll ihr Ruf ungehört verhallen? Gott verleihe uns die Hilfe seines Geistes, er lenke unsere Gedanken und Entschlüsse! Seinem Namen sei Ehre und Ruhm in Jesus Christus!»

*

Nun sehe man diese beiden Dokumente genau an. Die gleichen «Christlichen Stimmen», die auf der einen Seite zwei Appelle für den Frieden bringen, es beweglich bedauern, dass die Welt auf die Friedensbotschaft der Kirchen nicht eifriger höre, aber auch es nicht ohne bescheidenen Stolz rühmen, dass die Kirchen «lauter reden» als die Staatsmänner, bringen auf der andern Seite (ohne ein Wort der Opposition) einen Beschluss des schweizerischen Kirchenbundes, der den Zivildienst, diesen allerbescheidensten Anfang einer Friedensordnung, zur Ablehnung empfiehlt — und nicht nur das, sondern ausdrücklich betont, dass die Landesverteidigung unter den gegenwärtigen Verhältnissen keine Schwächung erfahren dürfe. Das gleiche Genfer Konsistorium, dessen Friedensmanifest man liest, hat diese Besprechungen angeregt und zwar, wie aus dem Bericht der «Semaine Réligieuse» hervorgeht, von vornherein im Sinne

der Ablehnung des Zivildienstes und des gefassten Beschlusses.

Und nun frage ich: Welche Lesart soll gelten? Abrüstung oder ungeschwächte Erhaltung der «Landesverteidigung», Glaube an den Frieden oder Glaube an den Krieg? «Die Kirchen reden lauter», ja, aber ihre Rede ist Ja, Ja, Nein, Nein; Ja, Ja, nach aussen und wo es bloss schöne Worte kostet, Nein, Nein, wo es ernst gilt. Schweigen wäre wohl besser als solche «Rede».

Was sagt Jesus zu einem solchen Verhalten? Was für ein Wort muss jeder ehrliche Mensch dafür haben? L. R.

Neue Christengemeinschaft. Pfarrer Rittelmeyer hat sein Berliner Pfarramt aufgegeben, um auf eine neue Weise, ausserhalb der Kirche, Christus zu verkündigen. Den Gründen, womit er diese Notwendigkeit rechtfertigt, kann ich nur zustimmen. Aber freilich nicht dem Weg, den er nun einschlägt. Denn es ist der Weg der Anthroposophie. Darüber hilft keine Versicherung, dass das Werk von Dornach nicht abhängig sei, hinweg. Es ist die Anthroposophie in der Rittelmeyerschen Form, die freilich gegenüber Steiner etwas Feineres und Besseres darstellt, aber Anthroposophie bleibt.

Diese Gemeinschaft, «Neue Christengemeinschaft» genannt, bedeutet offenbar eine gewisse Erneuerung des Katholizismus, was diejenigen überlegen mögen, die auf den seltsamen Gedanken gekommen sind, durch die Anthroposophie einen Damm gegen das Vordringen der katholischen Kirche aufrichten zu können. Die Religion wird wesentlich Kultus; alle sieben katholischen Sakramente werden wieder aufgenommen. Weihrauch wallt. Priester in weissen Gewändern verrichten symbolische Handlungen. Man kommt auf die seltsame Idee, die Bibel, die ihrem Kerne nach die Aufhebung alles besondern Kultus ist, für ein Kultusbuch zu erklären. Ebensogut könnte man die Jesuiten zu Vorkämpfern des Protestantismus machen.

Die Sache wird aber ziehen. Sie kommt dem Bedürfnis nach Flucht in eine mystische Welt entgegen. Wie wird man in diesem Kultus schwelgen können! Zweifellos wird sie auch zu uns kommen und Anhang finden, dies umsomehr, als sie über den Rhein herüber kommt. Es wird für eine Weile die neueste religiöse Mode sein. Für das Reich Gottes wird dabei nur Verlust herauskommen. Religionsnebel, statt göttliche Wirklichkeit. Schade, jammerschade um Rittelmeyer! L. R.

Nochmals der Frauenkongress im Haag. Meine kurzen, wohl allzukurzen, Bemerkungen über den Frauenkongress im Haag haben da und dort einigen Anstoss erregt. Dass sie nicht aus Uebelwollen gegen die Friedensbewegung der Frauen hervorgegangen sind, sondern aus deren Hochschätzung, wird man dabei wohl nicht übersehen haben. Stehe ich doch besonders der «Frauenliga» auf jede Weise nahe. Ich weiss mich in meinen kritischen Bedenken mit vielen Trägerinnen der Friedensbewegung der Frauen durchaus einig. Die Art und Weise, wie dieser Kongress einberufen wurde, die Resolutionen, die man dafür ausarbeitete, auch die, welche man zuletzt fasste, die ganze Farbe des Kongresses geben in der Tat zu ernster Sorge um diese edle Sache Anlass. Politisiererei zweiten und dritten Ranges muss ich es nennen, wenn man tut, als ob der Versailler Friedensvertrag an allem Uebel der heutigen Welt schuld sei; für eine politische Naivität muss ich es (besonders nach den Erfahrungen von Genua) halten, wenn man meint, eine neue Friedenskonferenz könnte Europa helfen oder gar eine völlige Aufhebung des Versailler Vertrages ihm seine Ruhe geben, während doch auf der Hand liegt, dass sie das Signal zu einem neuen Weltbrand und ein endgül-

tiger Verfall ins Chaos wäre. Nicht die Wiederherstellung früherer Zustände, sondern nur das Hinauskommen über die heutigen politischen und wirtschaftlichen Ordnungen kann der Welt helfen und den Friedensvertrag aufheben, d. h. seine schlimmen Wirkungen beseitigen. Was soll man ferner zu Forderungen sagen, wie die, dass man endlich Deutschland zum Völkerbund zulasse, während man doch weiss, dass die deutsche Regierung die dringendsten Einladungen zum Eintritt mit Hohn zurückgewiesen hat? Ist das nicht «Politisiererei zweiten und dritten Ranges»? Und endlich die ganz einseitige, ja oft geradezu fanatische Vertretung des deutschen Standpunktes, wie sie besonders den meisten angelsächsischen Vertreterinnen des radikalen Pazifismus eigen ist, sollte die wirklich der Sache des Friedens, sollte sie auch nur Deutschland selbst dienen? Ungerechtigkeit schafft nicht Frieden. Ueber solche Zeitungspolitik sollten die Frauen sich erheben. Ihre eigentümliche Aufgabe, die zugleich die allerhöchste ist, liegt vor allem in der Betonung und Verwirklichung der Friedenswahrheit auf dem Boden des Menschlichen und Göttlichen, in der Unbedingtheit des Kampfes gegen den Krieg, in der Leidenschaft und Treue der Vertretung einer neuen Welt. Dadurch die noch in so viel Geistesträgheit versunkene Frauenwelt und damit indirekt auch die Männerwelt aufzurütteln, ist ganz offenbar ihre besondere Mission, eine Mission, wofür sie eine besondere Gabe und Berufung haben, die ihnen niemand abnehmen kann und die, wie gesagt, zugleich die allerhöchste ist. Wer die Frauen auffordert, ihre ganze geschlossene Kraft daran zu setzen, und sie nicht an ein politisches Agieren zu verzetteln, das die Männer ebensogut und besser besorgen, redet, wie mir scheint, als bester Freund sowohl der Frauen als der Sache des Friedens. L. R.

Studentischer Geistesaustausch mit Amerika. (Mitgeteilt.) Der «Klub für soziale Forschung» (Social Research Club der Wesleyanischen Universität von Illinois, Bloomington (U. S. A.) ladet europäische Studenten ein, an ihn Fragen über amerikanische Probleme, Einrichtungen, Meinungen und Bräuche zu richten. Der Klub kann allerdings keine Bürgschaft dafür bieten, dass seine Antworten volle Befriedigung gewähren, namentlich dann, wenn die Frage stark technischer Natur oder noch nicht Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung oder journalistischer Erörterung geworden ist; er hofft aber doch, dass dieses Anerbieten dem Bedürfnis mancher europäischen Studenten entgegenkomme und begrüsst die Beziehungen, welche eine Korrespondenz ihm verschaffen würde.

(Es sei bei diesem Anlass auf die Zeitschrift The New Student (New-York, Broadway 2929) hingewiesen, die trefflich über die geistige Bewegung in der amerikanischen Studentenwelt orientiert.)

Bern. Monatszusammenkunft der Freunde der «Neuen Wege» Sonntag, den 22. April 1923, abends 8 Uhr im «Grünen Saal» des Volkshauses. Diskussionsthema: «Die Bedeutung der materialistischen Geschichtsauffassung für die Aufrichtung der Gemeinwirtschaft». Diskussionsleiter: Pfarrer M. Gerber aus Langenthal.

Von Büchern

Ein Buch über die Seele.

Man ist versucht, dem grossen Buche der Frau Dr. med. Vera Strasser über die «Psychologie der Zusammenhänge und Beziehungen»[1]) im Zusammenhang der heutigen Geistesentwicklung eine ähnliche Rolle zuzuschreiben, wie dem von Tschulok auf seinem Gebiete. Es ist ein Vorstoss neuen, besseren Denkens auf dem Felde der Seele, also im Zentrum des Lebens selbst. Das Buch ist eine Absage an eine gewisse Wissenschaft von der Seele, wie sie in psychologischen Laboratorien, Irrenhäusern, psychiatrischen Kliniken geübt wird, soweit sie Anspruch macht, das Wesen der Seele zu treffen. Es führt von der Analysierung, Mechanisierung, Intellektualisierung des Seelenlebens zum Schöpferischen, Freien, Finalen darin zurück. Die Psychanalyse wird durchgehends bekämpft und zwar mit Argumenten, die ihr zu denken geben dürften. Das alles ist als Leistung und als Symptom von äusserstem Wert.

Für unsere Kreise ist sodann besonders interessant an dem Buche seine Stellung zum sozialen Problem und zu den sittlichen und religiösen Werten. Was das erstere betrifft, so ist seine Grundthese, dass das ganze seeliche Leben, das gesunde wie das kranke, sich wesentlich aus dem sozialen (d. h. zum Gemeinschaftsleben gehörenden) Beziehungen der Menschen und deren Störungen verstehen lasse. Man könnte das ganze Werk als eine Darstellung des sozialen Problems, wie es sich im innersten Zentrum des Menschen gestaltet, charakterisieren. Ohne in diesen Dingen geradezu Fachmann zu sein, darf man sich wohl das Urteil erlauben, dass die Aufdeckung (oder soll man sagen: Entdeckung?) dieses Gesichtspunktes eine sehr bedeutsame Tat bedeute. Was aber die Stellung zu Religion und Sittlichkeit betrifft, so führt das Buch auch darin über die so lange eine gewisse Psychologie beherrschenden Methoden hinaus. Es ist weit davon entfernt, religiöse und sittliche Tatsachen rein biologisch, d. h. letzten Endes naturalistisch zu erklären. Nicht überall freilich scheint sich die Erörterung von den Wegen Feuerbachs, der die religiösen Vorstellungen als blosse Wiederspiegelung menschlicher Furcht und Hoffnung versteht, deutlich zu entfernen, ein gewisses Schwanken glaubt man hierin noch zu bemerken; aber es taucht doch überall auch eine höhere Auffassung dieser Welt auf, die die Verfasserin eines Tages vielleicht noch energischer behaupten wird. Das Gleiche gilt vom sittlichen Leben. Seine rein psychologische und relativistische Wertung tritt noch stark hervor, aber das Relative wird doch mehr bloss der konventionellen Moral zugeteilt und das Recht des Absoluten für das Wesentliche gewahrt. Und wenn auch das Konventionelle überall preisgegeben wird und der Kampf dagegen sogar ein Hauptziel des Buches bildet, so wird doch der Kern der sittlichen

[1]) Verlag von Julius Springer, Berlin.

Welt nirgends angetastet. Besonders wertvoll ist, dass das Sexuelle zwar ohne Scheu behandelt, aber doch seine bloss relative Bedeutung sehr entschieden behauptet und nachgewiesen wird. Schon dies ist freilich eine sehr heilsame und freilich auch sehr notwendige Luftreinigung!

Das Buch ist ein umfassendes Bekenntnis. Es ist eine psychologische Ethik und eine ethische Psychologie. Fast alle menschlichen Probleme kommen darin zur Sprache. Gewiss hat es auch seine Mängel. Die Vermischung von Ethik und Psychologie mag man als einen wissenschaftlichen Formfehler betrachten. Die Sprache ist manchmal etwas abstrakt, oft zu sehr bloss unbestimmt andeutend. Die Fülle des psychologischen Stoffes wirkt oft etwas bedrückend. Es ist keine leichte Sache, sich durch diese fast sechshundert Seiten durchzuarbeiten. Aber auch die wissenschaftlichen Mängel machen es zu einem desto menschlicheren Buche und bedeuten sachliche Vorzüge. Es ist voll von wertvollen Intuitionen. Menschen, die mit der Behandlung von Mitmenschen, besonders von nervenkranken, beruflich oder sonstwie viel zu schaffen haben, werden sehr viel davon haben und die, welchen das Seelenproblem um der Weltanschauung willen wichtig ist, oder das Menschliche rein um des Menschlichen willen anziehend, werden es nicht leicht umgehen können. Kurz, dieses Buch ist ein gutes Zeichen; es ist eine Verheissung; es hat etwas Befreiendes an sich. L. R.

Büchertisch

Karl Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. Verlag «Die Fackel», Wien-Leipzig.

Karl Kraus, der mit Ende des letzten Jahrhunderts in seiner in Wien erscheinenden Zeitschrift «Die Fackel», den Kampf führt gegen alle Verlogenheit unserer Kultur, vor allem aber gegen die Gefahr, die alles Leben ertötet, die Presse, Karl Krauss, der als der Sünder Freund den Kampf führt gegen die Verlogenheit der bürgerlichen Moral, hat ein Werk herausgegeben, das das Grausen des Weltkrieges in eine Tragödie zusammenfasst. Und wahrlich, es tut uns Schweizern gut, denen ja doch noch nicht einmal die Romantik des Weltkrieges genommen werden kann, da sie seine Wirklichkeit am eigenen Leibe nicht verspürten, die immer noch weiter ihr Kadettenunwesen und andere Spielereien mit dem Feuer haben, einmal der Weltkrieg in seiner nackten, nicht durch irgendein Mäntelchen verhängten Grauenhaftigkeit zu sehen. Man glaubt, höllische Phantasie habe all dies ausgeheckt, erfunden, erdichtet, und doch sind es nur Dokumente, Zeitungsausschnitte. Wir sehen die wahre Gestalt der Götzen des Krieges, wir sehen ein geld- und bluttolles Hinterland in Verbindung mit sadistischen und geisteskranken militärischen Grössen bis hinauf zum Kaiser Gewinn ziehen aus dem entsetzlichen Leiden der «Einrückend-Gemachten». Hier öffnet sich uns die wahre Hölle und brennender als je lastet jedem, der das Buch liest, die Frage auf dem Herzen: wie finden wir Frieden? Das

Buch selbst will uns ja den Ausweg nicht zeigen, es zeigt uns nur die Wahrheit des Krieges. Und wer wird je die Szenen vergessen, da Kaiser Wilhelm im Gefolge seiner Mannen auftritt und sich als anima foetida offenbart, oder die Riesen Gog und Magog, die die Schweizer Alpenwelt mit ihrer Gewinnseele verfinstern?

Das Buch ist zum grössten Teil in den Jahren 1915—17 entstanden, es ist das Zeugnis, dass auch in Oesterreich — und so wohl wie in Oesterreich — einer klaren Kopfes durch das Grauen hindurchging, dagegen kämpfte mit allen Mitteln seines grossen Geistes und auch jetzt noch, da die Menschheit bereits wieder vergisst, was geschah, wachen Sinnes uns aufrüttelt.

Hans Brändli

Der moderne Pestalozzi [1]

Der Hochgeborene und der Müdling.

Zwei Männer im Lande suchten Wahrheit für das Volk.

Der eine, hochgeboren, durchwachte seine Nächte, und opferte seine Tage, dem Lande, in dem er herrschte, Gutes zu tun. Er erreichte sein Ziel, sein Land ward durch seine Weisheit gesegnet; Lob und Ehre krönten sein Haupt; seine Edeln trauten auf ihn und das Volk gehorchte ihm schweigend.

Der andere, ein Müdling, erreichte sein Ziel nicht; jede seiner Bemühungen scheiterte. Er diente seinem Lande nicht, — Unglück,

[1]) Es ist vielleicht erlaubt, auch schon vor dem «Pestalozzi-Jubiläum» Pestalozzi zu Worte kommen lassen. Besonders darum, weil vermutlich einige der Stellen, die hier nachgedruckt werden, kaum in einer Jubiläumsschrift erscheinen werden. Nehmen sie doch in sehr entschiedener Weise Stellung zu den Uebeln der damaligen Zeit und damit auch zu solchen unserer Tage. Und Pestalozzi kennt man ja als solchen Zeitkritiker im allgemeinen nicht, oder — mag ihn nicht kennen. Man ist froh, dass er vor allem als «Pädagoge» «behandelt» werden kann. Vielleicht vermögen einige der hier folgenden Zitate zu zeigen, dass Pestalozzi «mehr» war als ein «grosser» Pädagoge, dass er ein Mann war, den man wohl den alttestamentlichen Propheten an die Seite stellen darf: wie jenen brannte ihm das ganze Elend seiner Zeit auf der Seele, wie jene ging er diesem Elend auf den Grund, wie jene rüttelte er an den Grundfesten des Herkommens und wie jene hoffte er, dass nicht wohlfeile Ausfluchtsmittelchen, sondern eine gründliche Aenderung der menschlichen Verhältnisse einst eine schönere Welt herbeiführen werden.

Einiges von diesem mehr verborgenen Pestalozzi sei hier wiedergegeben. Dass es nicht in systematischer Ordnung geschieht, möge man verzeihen, dafür finden sich spezielle Sammlungen und dafür wird sicher — das Jubiläum Sorge tragen.

K .St.

Leiden und Irrtum beugten sein Haupt, sie entrissen seiner Wahrheit jede Kraft und seinem Dasein jeden Einfluss. Die Edlen im Lande kennen ihn nicht und das Volk spottet seiner.

Welcher von beiden, meinst du, hat die Wahrheit fürs Volk wirklich gefunden?

Die Welt wird augenblicklich antworten: Der Mündling ist ein Träumer, und die Wahrheit ist auf der Seite des Hochgeborenen. —

Aber dieser urteilte nicht also. Da er von dem unablässigen Forschen des Mündlings nach Wahrheit fürs Volk hörte, ging er in seine Hütte und fragte ihn: Was hast du gesehen?

Da erzählte dieser dem Edeln den Gang seines Lebens; und der Edle entwickelte den Zustand vieler Verhältnisse, die dieser nicht kannte. Der Mündling liess dem Edlen Gerechtigkeit widerfahren, und der Edle gönnte dem Müdling seine Aufmerksamkeit.

Stiller Ernst war auf der Stirne von beiden, als sie schieden, und auf beider Lippen lagen die Worte:

«Wir meinten es beide gut!
Und wir irrten beide. —»

Ja, Menschen! erleuchtete, weise, bedächtliche, gutherzige, geschäftige Menschen! Ihr seid ungläubig gegen alles, was hohe, einfache, reine und allgemeine Wirkung aufs menschliche Herz sucht. Aber mein Gesetzgeber geht die Wege, die ihm der Urheber seiner Natur in ihm selber enthüllt, mit Glauben und Zutrauen auf Den, der das Menschenherz gebildet. Und mit Glauben auf Den, der alles gut gemacht hat, folgt er besonders den Spuren der göttlichen Weisheit in der Beförderung der Mittel und Wege, die ersten vorzüglichsten und stärksten Wünsche der Menschheit allgemein zu befriedigen. Ha, mit reicher Hand hat der Herr sie ausgestreut, die Freuden des Lebens, und die Befriedigung der ersten Wünsche deines Herzens ist allenthalben an deiner Hand und an deiner Seite, Sohn der Erde! Aber die Menschen kaben die Güte des Herrn, der die Erde mit Ueberfluss segnete, verkannt. Unbrüderlich häuft der Starke die Blumen des Lebens zusammen; aber die Blumen des Lebens faulen auf seinem sündlichen Haufen, und sie welken in der Hand dessen, der sie raubgierig sammelt. Ha, der Herr hat sie nicht geschaffen, dass sie nur wenige kosten, darum duften sie nicht Wohlgeruch für den Mann, der sie überweidig und gewalttätig den Brüdern raubt.

Ueberhaupt ist aller schnell gewonnene Reichtum sittenverderbend. Der Gnadenreichtum ist es um ein Grad mehr, als der Kaufmannsreichtum, und der Nepotenreichtum ist die oberste Stufe dieses Landesverderbens. Das Gift seines Verderbens geht noch über dasjenige des Spielerreichtums empor. Der Nepotenreichtum, der Königreiche ebenso zugrunde richtet, als er in Städten, die nur ein paar Gassen haben, das Hausglück der guten Bürger verdirbt, dieser Nepotenreichtum, der ganz nicht vom Verdienst und Arbeitsamkeit abhängt, sondern vielmehr schon im Schulknaben den Keim aller Tätigkeit, aller anspruchslosen Wetteiferung und aller innern Stärke und reinen Menschenwürde zernichtet, ist eine der vorzüglichsten Landesgefahren, denen mein Gesetzgeber zu Leibe geht . . .

* * *

Die Race des Menschengeschlechtes gleicht nichts weniger als einem Klotze Erz oder einem Stück Holz, dem es gleichgültig ist, wer es zu giessen, zu modeln oder zu hobeln in die Hand nimmt. Sie ist wie ausser ihr Klima versetzt, wenn es ihren Führern an wahrer Weisheit und innerer Menschlichkeit mangelt. Wenn du das nicht hast, so magst du sonst mit ihr machen, was du willst, sie liebt dich nicht, sie achtet deiner Lehre nicht und bäumt und sträubt sich wider deine Gewalt. Dann werden ihre Gebrechen V e r b r e c h e n. Sie sind und bleiben aber immer Folgen der Irrtümer, Leidenschaften und Fehler der Führer des Volkes, welche dasselbe nicht nach seiner Natur und seinen innern Bedürfnissen besorgen, und das Blendwerk der öffentlichen Gerechtigkeit und der äusserlichen Wohltätigkeitsanstalten, welches dann mit Arbeits- und Zuchthäusern, mit Schwert und Galgen und Rad, mit Galeeren, Karren, Findelhäusern, Spitälern, Halseisen, Bussenregistern, Tarifkunstwerken, Gesetzfolianten, Almosenanstalten, Witwenkassen, Stiftungen, Lotterien, Erziehungshäusern, Verpfründungshäusern, und was weiss ich, was alles ins Mittel treten will, bleibt in alle Ewigkeit ohne Realwirkung fürs Volk, solange, als die innere Stimmung der obrigkeitlichen Macht nicht edel und rein ist und das Volk überhaupt nicht nach dem Geist einer wirklich menschlichen Regierungskunst geleitet und in seinen vorzüglichsten Bedürfnissen seiner innern wahren Natur gemäss behandelt und befriedigt wird . . .

Ohne innere Veredlung der höhern Stände und ohne äussere, gute Hausordnung der Höfe und der Personen, welche den Willen und die Macht der Gesetzgebung in ihrer Hand haben, hat keine ernste Aufmerksamkeit auf die ersten Bedürfnisse der Menschheit, folglich keine wahre Befriedigung derselben statt. Und wo dieses fehlt, da mangelt das reine, wesentliche und heilige Band der öffentlichen Landesgerechtigkeit; und in diesem Fall steht dann das Götzenbild, das dann zumal mit dem Namen Gerechtigkeit unverdienter und unverschuldeter Weise prangt, nicht als heiliger Segen im Land.

* * *

Auf der andern Seite weiss er [mein Gesetzgeber, der ideale Regent Pestalozzis] auch, dass alle Aufklärung der Menschen, wenn sie wirklich Gutes wirken und den Volkssegen wirklich befördern soll, wahrhaft sein, d. i. auf psychologisch wohlgeordneten Fundamenten ruhen und aus denselben hervorgehen muss. Er weiss, dass die wahre Volkserleuchtung nicht auf der Ausdehnung seiner wörtlichen Erkenntnisse, sondern auf der geistigen Erhebung dieser Erkenntnisse über den Trug ihrer wörtlichen Oberflächlichkeit ruht. Er weiss, dass die wahre Volkserleuchtung nur aus der Erhöhung seiner sittlichen, geistigen und Kunstkräfte hervorgeht, so wie sie vorzüglich dazu hinführt. Er weiss, dass sie wesentlich in der Uebereinstimmung seiner Kenntnisse mit seinen vorzüglichsten Bedürfnissen und seinen wesentlichen Verhältnissen besteht, und auf der Unterordnung seiner Neigungen unter seine besten Einsichten, auf der Uebereinstimmung seiner Fertigkeiten, Uebungen und Sitten mit den richtigsten Urteilen seines Kopfes, und endlich auf einer sorgfältigen Stimmung der Aufmerksamkeit und der Anhänglichkeit des Volkes zu dem Wichtigsten, Wesentlichsten und Notwendigsten.

* * *

Allenthalben schimmern Detailkenntnisse, aber immer wird fester, reiner und uns in unsern nächsten Lagen beruhigender Wahrheitssinn seltener. Man sieht die halbe Welt das Einmaleins auswendig können, aber auch das gedankenlose Rechnen und insoweit das Gedankenlossein unter uns so allgemein werden, als das Auswendigkönnen des Einmaleins. Man sieht zahllose Dichter, aber unter ihnen nur sehr wenige, die diese zahllosen verdrängen. Man sieht bald mehr Gelehrte als Kammerdiener; aber man bedarf jetzt mehr Kammer-

diener als Gelehrte. Man erhebt sich in einzelnen Auszeichnungen dem Anschein nach über die Wolken, aber das Ganze unseres Tuns und Lassens, unseres Wissens und Könnens ist, wie der Zustand der Feudalbauern, fest an den Kot der Erde gebunden, über den wir uns nicht zu erheben vermögen. Unser Tun und Lassen, unser Wissen und Können hat keinen festen Zusammenhang unter sich selber. Unsere Nationalerleuchtung ruht nicht auf festem Wahrheitssinn und ausgebildeter Menschenkraft, sonst würde sie stärker wirken, weniger posaunen und weiter führen.

* * *

Ich hoffe auf bessere Zeiten — ich hoffe auf ein besseres, ein einfacheres, ein weniger verkünsteltes Geschlecht. Es wird kommen — es wird gewiss kommen. Aber es ist noch nicht da. Doch, es bereitet sich vor. Es bereitet sich selber durch die äussersten Folgen, die sein langes Nichtdasein herbeigeführt haben, mit Sicherheit vor. Auch der kleinste Mann, der in einem Winkel des Weltteils tief fühlt, dass wir die Erneuerung des Wohnstubensegens, den unsere Väter genossen, in allen Ständen verloren und dringend wieder bedürfen, auch der kleinste Mann, der in einem Winkel Europas empfindet, dass der ganze Geist der Gesetzgebung und der öffentliche Wille ihrer heiligen Macht auf den Pfeilern

einer Gerechtigkeit, die auf Gottesfurcht gebaut,
einer Menschlichkeit, die auf Demut ruht,
einer Schonung, die aus Liebe entquillt, einer Weisheit, die dem Bösen, ehe es da ist, vorbeugt, und eines Edelmutes ruhen soll, der sich dem Land und dem Volk des Landes opfert, wann und wo es nötig, auch der kleinste Mann, der in einem Winkel Europas alles dieses fühlt, ist in der Hand Gottes ein Werkzeug, durch welches Gott selber diese bessere Zeit, an die ich im Vertrauen auf ihn glaube, herbeiführen wird.

Briefkasten

An mehrere. Sie fragen mich, ob ich auf die Ausfälle, die Prof. Hadorn in Bern im «Kirchenfreund» wiederholt gegen mich gemacht und besonders auf seine Artikel gegen den Zivildienst nicht antworten wolle. Was die persönlichen Angriffe betrifft, so habe ich es längst aufgegeben, auf solche, kommen sie, woher sie wollen, zu erwidern. Abgesehen davon, dass

ich meine Zeit für Besseres dringend brauche, halte ich mich an den Rat eines alten verstorbenen Freundes, auf das «Gekläff der kleinen Hunde» nicht zu achten. Nun ist freilich Prof. Hadorn schon ein grösseres «theologisches Tier». Aber dass er in politischen Dingen ein Urteil habe, das Beachtung verdiene, glaube ich nicht. Ein Mann, dem die Verwerfung der Lex Häberlin christliche Sorge macht und der in einer einmaligen Vermögensabgabe den «Anfang der bolschewistischen Verwüstung» erblickt, dessen politisches Urteil sich ungefähr mit dem unserer Systemsblätter zu decken scheint, ist für mich erledigt, soweit er von Politik redet. Vollends muss ich Prof. Hadorn jegliche Kompetenz absprechen, darüber zu urteilen, ob ich Blumhardt verstanden habe oder nicht. Wenn er sodann die Behauptung wagt, ich wolle «das Reich Gottes mit Gewalt herbeiführen», so muss ich das als direkt unveranwortlich bezeichnen, denn jeder nicht ganz genau orientierte Leser wird daraus schliessen, dass ich ein Anhänger der Gewalt, wohl gar ein Jünger Lenins sei. Prof. Hadorn weiss aber genau, dass ich auf allen Lebensgebieten gleichmässig ein abgesagter Gegner der Gewalt bin; er kann auch wissen, dass ich auf keine Weise das Reich Gottes mit Gewalt herbeiführen will, und wenn er es nicht wissen sollte, so müsste er sich zuerst orientieren, bevor er so gravierende Aeusserungen tut, die begierig weitergegeben werden.

Und endlich das Schlimmste von allem: Prof. Hadorns Angriffe sind Rache, Rache für meine Bemerkung im Dezemberheft über seine Behauptung, dass die Vermögensabgabe eben der Anfang der bolschewistischen Verwüstung gewesen wäre. Meine Bemerkung war durchaus nicht verletzend, eher ehrend für Prof. Hadorn. Und nun reagiert er sofort durch ein Dutzend Gehässigkeiten. O ihr Gottesmänner — da sind doch die meisten «Heiden» bessere Leute!

Soviel über das «Persönliche». Was aber die Bekämpfung des Zivildienstes durch Prof. Hadorn betrifft, so werde ich sie, wenn ich dafür irgend Zeit habe, einmal unter die Lupe nehmen. Sie ist schlechterdings ein trauriges Dokument.

L. R.

Verdankung.

Meine Bitte, mir einige Hefte der Neuen Wege abtreten zu wollen, ist von einer grossen Anzahl von freundlichen Gebern erfüllt worden. Ich sage ihnen allen herzlichen Dank und werde die überschüssigen Exemplare zurückschicken, soweit ich die Absender kenne.

Druckfehler-Berichtigung.

In der letzten Nummer sind einige schlimme Druckfehler zu berichtigen. Seite 53, Zeile 3 von unten muss es heissen «Die Mehrheit (nicht «Die Wahrheit») ist von dieser Welt». Seite 55, Zeile 14 von unten: «Den Erlöser» und Seite 75, Zeile 4 von unten «verheert» (statt verhöhnt).

Der Weg des Lebens [1]

«Es gibt einen Weg, den die Welt nicht kennt.» So beginnt ein Grundtvigscher Psalm. Der tönt mir immer durch den Sinn, wenn ich an Jesu Einzug in Jerusalem denke.

«Es gibt einen Weg, den die Welt nicht kennt: den Weg des Lebens, der nicht mit Händen erschaffen wurde.»

Das ist das Eigentümliche bei dem, was zur Welt gehört, dass es gewissermassen mit Händen erschaffen sein muss. Alles, was zur äussern Welt gehört, alles was Menschenhände und Menschenklugheit erfinden können, das kann von der Welt verstanden werden. Aber das Geistige, das, was dahinter liegt, das bleibt der Welt so oft ganz verborgen. Die Sache ist ja die, dass der W e g von keinen andern entdeckt werden kann, als von denen, die den selben Weg wandern; und da die Welt ihn nie gewandert ist, weiss sie auch nichts davon, welch ein Weg das ist. — Ich habe einmal eine Geschichte gehört, die von einem Wissenschafter handelt, der eines der besten und feinsten Fernrohre hatte. Mit diesem suchte er beständig nach dem Reiche Gottes, doch er hat es nie entdeckt. Ach ja, es ist wahr, dass die äussere Welt es nicht entdecken kann. Keine andern als die, die ein Leben mit Gott leben, die den wunderbaren herrlichen Weg des L e b e n s wandern, keine andern als die können von ihm sprechen, die übrigen wissen nichts.

Diesen herrlichen Weg wandelte Jesu vor seinem Einzug in Jerusalem. Woher kommt er? Von der Auferweckung des Lazarus. Könnt ihr sehen, dass es der wunderbare Weg des Lebens ist, den er gezogen?

Er hat den Kampf mit dem Tode aufgenommen. Als Maria und Martha nach ihm sandten, war er auf der andern Seite des Sees Genesaret und noch nicht bereit, weiter zu ziehen. Erst nach und nach rüstete er sich zum Gehen. «Sind nicht des Tages zwölf Stunden?» sagt er. Der, der den Weg des Lebens wandelt in diesen zwölf Stunden, der stösst sich nicht, der strauchelt nicht. Doch es kann nichts nützen, die dreizehnte Stunde dazu legen zu wollen, es kann nichts nützen, länger leben zu wollen, als Gott uns (geistig gesprochen) dazu

[1]) Wir freuen uns, diese Rede eines der heutigen geistigen Führer der dänischen Volkshochschule bringen zu dürfen. Die Red.

bestimmt hat. Gott hat jedem Menschen einen Lebensinhalt gegeben, und solange der Mensch den ausfüllt, lebt er noch in den zwölf Stunden des Tages. Aber denkt euch länger zu leben! Ach, da wandelt man in der Nacht, das will sagen, in einem Zeitraum, in welchem Gott keine Aufgabe hat für Einen und in welchem nichts da ist, wofür man leben kann.

Es ist unserm Herrn in den Tagen, da er auf der andern Seite des Sees Genesaret wirkte, klar geworden: «Es ist keine Gefahr dabei, hinzugehen und Lazarus aufzuerwecken.» Die Jünger sagen ja zu ihm: «Neulich wollten die Juden dich steinigen, und nun willst du wieder dahin ziehen?» Das scheint ihnen ja der sichere Weg in den Tod zu sein; und das war es auch. Doch für ihn bedeutete es ein Stück seines Wirkens, das er erfüllen musste. Thomas sagt: «Lasset uns mitziehen, dass wir mit ihm sterben.» Aber für Jesus ist noch L e b e n. Ich glaube, das ist es, was ihn treibt und ihn so froh macht, das Gefühl: «Noch scheint des Lebens herrliche Sonne über mir. Eine Aufgabe wartet auf mich. So lange die Aufgabe wartet, so lange ist Leben.» Die andern sehen die Todesgefahr, doch er sieht Sicherheit. Solange Aufgaben da sind, so lange ist es Tag für mich, lichter Tag, weil ich arbeiten kann. Für ihn geht der Weg des Lebens dorthin, wo des Vaters Finger hinzeigt, wo Aufgaben sind, die ihm der Vater gegeben. — So zieht er hinüber und erweckt Lazarus. Der lichte Tag ist über ihm. Der Vater ist ja mit ihm, er zeigt beständig: «Sieh, hier geht der Weg.»

Diejenigen, die in ihrem schweren Sinn oft nicht recht wissen, was sie sollen, tun gut, daran zu denken: So lange Aufgaben da sind, bist du glücklich, da ist es Tag. Sieh, Gott sagt ja: Ich will dich bewahren für eine Arbeit. Darum ist es auch so licht und so hell für Jesus, da er in Jerusalem einzieht. Er geht des L e b e n s herrlichen Weg. Es ist ja freilich doch etwas da, das ihm schwer ist; er ahnt, dass man ihm in einigen Tagen nicht mehr «Hosianna», sondern: «Kreuziget ihn» zurufen würde. Doch sein Wirken stört das nicht.

Es war der Weg des Lebens, der hinter diesem Tag des Herrn stand. Die ganze Zeit ist er diesen Weg gewandelt. Da war Auferwekkung und Heilung. Er hat Menschen getröstet und Menschen gespeist. Wo er ging und stand war Leben; das Leben siegte die ganze Zeit, während er ihnen Essen gab, während er sie tröstete, sie heilte, sie auferweckte.

Die ersten beiden Auferweckungen waren die eines jungen Mannes und eines kleinen Mädchens. Das geht so leicht, er spricht so kindlich, so mild zu dem kleinen Mädchen. Doch zu dem Jüngling sagt er: «Jüngling, ich sage dir, stehe auf!» Das ist ein Befehl. Aber um Lazarus steht geschrieben: «Und Jesus rief mit lauter Stimme.» Das ist ein Ruf. Könnt ihr merken, dass der Weg des Lebens unaufhaltsam wächst? Zuerst vermag er es, ein kleines Mädchen, das vor einer Stunde gestorben war und einen jungen Mann, der seit einiger Zeit tot lag, zu erwecken, und zuletzt Lazarus, der im Grabe lag. Das ist stetig ein Weg, ein vorwärtsschreitender Weg.

Doch zuvor hat er mit den Heilungen begonnen. Er hat mit dem Tode gekämpft, bevor der richtig Macht bekommen hatte über die Menschen. Das ist ein fortschreitender Weg. Der muss immer gegangen werden. Wenn Jesus nicht die ersten Schritte getan hätte, mit Trösten, Heilen und Auferwecken, so hätte er auch die letzten nicht tun können. Er beginnt nicht mit Lazarus, er endet mit ihm. Er wuchs beständig. Von Jesus dem Kinde steht einmal geschrieben: «Er nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade.» Und er wächst auch bis zum letzten Augenblick. Darum schlug ihm auch nichts fehl. Es erging ihm nie so wie den Aposteln; denen schlug oft etwas fehl, weil sie auf gewisse Weise nicht den Weg des Lebens gingen. Der Tod hatte Macht in ihnen. Nachdem sie versucht, doch nicht gekonnt hatten, wurden sie schwächer. Und unser Herr sagt ja auch zu ihnen: «Wie lange soll ich euch tragen!»

Ein dänischer Pfarrer erzählte mir einst eine Geschichte von einem Mann, der im Ernste glaubte, dass er durch Gebet Tote erwecken könnte. Doch da ihm das nie gelang, brach er zusammen. Das kann man so gut verstehen, denn das heisst, sich verheben. Ich will damit nicht sagen, dass hier in der Welt keiner solche Tat tun könnte, doch dann müssten alle Stufen gewandert werden, unaufhaltsam.

So hat Gott-Vater seinem Sohne beständig Leben gegeben, immer tieferes und tieferes, weil er unaufhaltsam wanderte, niemals zurück, immer vorwärts. Doch Jesus sagt: «Ohne ihn kann ich nichts tun.» Mit ihm ist er gewandert.

Wenn wir nur gehen! Wenn wir lernen wollen, so gibt es keinen andern Weg: wir müssen gehen. Wir können nichts lernen, wenn wir mit frommen Betrachtungen sitzen und warten. Nicht warten müssen

wir, sondern das brauchen, was wir haben. Und wenn wir gehen, fällt uns immer mehr zu. Es gibt Menschen, die oft davon sprechen, dass sie so gerne das oder jenes tun möchten, und so wollen sie aufhören mit dem, was sie zu tun haben, und warten. Nein! Sie sollen dabei bleiben, sie s o l l e n gehen und arbeiten. So wird niemals eine Unterbrechung in der Entwicklung sein. So werden wir gefüllt von dem klaren Fluss des Lebens. Während wir wandern, werden wir gefüllt. Und die Dunkelheit verschwindet und macht dem Leben Platz.

Sieh, das war nun etwas von dem Weg des Lebens im allgemeinen. Ich will nun versuchen, ihn von verschiedenen Seiten zu betrachten.

Zuerst den Weg s e l b s t. Den Weg zum Land des Lebens und der Freuden Quellen. «Der Freuden Quellen!» Ja, so würde er eigentlich aussehen, wenn man ihn ganz allein sehen könnte, ohne seine Umgebung, ohne all die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hat. Wenn man ihn nicht im Verhältnis zur äussern Welt sieht, nur so wie er von Gott selbst gelegt wurde, so steht da eigentlich nichts im Wege; das geht sich so leicht, so ruhig und sicher. Doch wenn man an die Umgebung denkt, so sieht es anders aus. «Sein Weg geht durch Feuer und Wasser und durch das Reich des Dunkels.» Da erst kommt das Schwere zum Vorschein. Es sind viele, die das erfahren haben. Zum Beispiel die Märtyrer. Für sie ging der Weg des Lebens durch das Feuer. Doch ein Mann wie Huss wusste, dass der Weg weiterging, trotz allem! Als ihn die katholischen Priester verfluchten und sagten: «So scheiden wir dich von der streitenden und siegenden Kirche,» antwortete er: «Ja, ihr scheidet mich von der streitenden, nicht aber von der siegenden.» Er konnte den Weg des Lebens so deutlich sehen, auch über den Scheiterhaufen.

In der ersten Zeit des Protestantismus in England wurde einst ein herrliches Weib zum Scheiterhaufen geführt. Sie war immer die Güte selbst gewesen den Armen gegenüber, und wie sie auf dem Weg zum Tode war, kam einer und streckte seine Hand nach ihr aus. Da sagte sie: «Ja doch! Ich habe ja trotzdem etwas zu geben.» Und so zog sie ihre Schuhe aus und gab sie ihm: «Die können nicht durch den Scheiterhaufen gehen.» Doch sie selbst konnte hindurch gehen.

Oft auch ist der Weg durch das Wasser gegangen. Niemals werde ich den Tag vergessen, an dem die vielen Fischer der Harboinseln ertranken. Als sie zurücksegelten und merkten, dass sie doch niemals

mehr ans Land kommen könnten, da zog ein alter Fischer seinen Rettungsgürtel aus und gab ihn einem jungen. «Du kennst den Weg durch den Tod noch nicht, aber ich kenne ihn.» Der Weg des Lebens für ihn ging durch das Wasser.

«Und durch das Reich des Todes.» Es kann gewiss nicht geleugnet werden, dass es Menschen gibt, die erst auf ihrem Totenbette den Weg des Lebens sehen. Der Räuber sah ihn erst am Kreuze.

Doch es gibt trotzdem nichts, das diesen Weg sperren kann. Nichts kann so grossen Widerstand leisten, dass der Weg gesperrt werden kann, wenn wir ihn gesehen haben und ihn gehen wollen und müssen.

Wir wollen sehen, woraus dieser Weg besteht. Der Weg zum Land des Lebens ist Jesu Wort.

Wenn dem Worte Jesu geglaubt und nachgefolgt wird, wenn wir in ihm leben, kennen wir den Weg und gehen auf dem Weg. Paulus sagt: «Gott helfe mir, wenn ich nicht predigen würde.» Er fühlte, dass es ein Unglück bedeuten würde, wenn er das nicht täte. Das ist der selbe Weg des Lebens. Wenn wir nicht predigen würden, würden wir den Weg sperren.

Zuletzt sehen wir noch auf die Gemeinschaft, die Menschen haben können, dadurch, dass sie zusammen wandern, das reiche Zusammenleben auf Grund dieses Weges.

Mit Jesu Geist gehen wir, Gottes Gemeinde durch Gnade, Hand in Hand vorwärts auf liebende Kinderweise, zur Heimat des Lichts, zum Vater.

Mit Jesu Geist! Es ist sein Geist, doch er wird durch Gnade der Gemeinde Gottes. Sein ist er, denn er hat den Geist in die Welt hineingelebt; doch von ihm ist er ausgegangen, um zum Geist der Gemeinde zu werden.

Mit ihm wandern wir Hand in Hand auf dem Weg des Lebens zum Vaterhause in der Höhe.

Niels Dael
(Uebersetzt von M. J.)

Antwort an Herrn Prof. Ragaz
auf seine Abhandlung über Theosophie oder Reich Gottes.[1])

Ringoldswil, den 9. September 1922

Lieber Herr Professor!

Seit Kriegsbeginn fühlte ich mich oft und oft in der Betrachtung sozialer und politischer Ereignisse mit Ihnen einig. Wenigen gegenüber hatte ich so stark die Gewissheit, dass ihr Wirken gut und nötig sei. Ich war mir freilich von Anfang an bewusst, dass ich in den Neuen Wegen nur Gast sein und nicht eine eigentliche Heimstätte finden könne. Ganz deutlich ist mir nun das geworden durch Ihre Artikelserie: «Theosophie oder Reich Gottes». Freilich das möchte ich bei diesem Anlass gern bezeugen, dass Sie sich als Gastgeber auch sehr abweichenden Meinungen gegenüber in einer bei Zeitschriften und Zeitungen seltenen Grosszügigkeit gezeigt haben.

Wenn ich im Folgenden Ihrer Aufforderung Folge leiste und mich näher mit Ihrer Abhandlung befasse und meine abweichenden Gesichtspunkte unterstreiche, so möchte ich, dass Sie sie durchaus als freundschaftliche Auseinandersetzung betrachten. Um die Möglichkeit gegenseitigen Verständnisses offen zu halten, muss man ja nicht nur zusammen sprechen, wenn man einig geht, sondern besonders dann, wenn die Wege sich kreuzen.

Nun stelle ich mir durchaus nicht die Aufgabe, die Theosophen zu verteidigen. Das sollen sie selbst tun. Ich habe nur das zu verteidigen, was ich sehe und glaube, und das stimmt nun allerdings im Wesentlichen und auch in vielem Einzelnen nicht mit dem überein, was Sie

[1]) Dieser Aufsatz, der uns schon im Herbst 1922 zugestellt wurde, kommt zu unserem Bedauern erst jetzt zum Abdruck, weil die Neuen Wege durch anderes beansprucht waren und besonders auch weil der Adressat dieses „Offenen Briefes" zuerst durch seine Reise und dann durch Anderes an einer Antwort verhindert wurde. Wir sind aber der Meinung, diese Auseinandersetzung komme trotzdem nicht post festum. Ihre Probleme sind heute so aktuell, wie im letzten Herbst, und die Aufsätze von Ragaz, die inzwischen als Broschüre erschienen sind, werden wohl vielen Lesern noch im wesentlichen gegenwärtig sein. Eine ausführliche Antwort von Ragaz wird im nächsten Heft erscheinen. Die ganze Auseinandersetzung mag den Auftakt für die Stellungnahme zu gewissen religiösen Bewegungen der Gegenwart, die ein Stück unseres nächsten Programms bildet, bedeuten.
Die Red.

denken und glauben. Dem einen oder andern hilft die Aussprache vielleicht zu eigenen Klärungen, und so wähle ich also die Form des offenen Briefes, werde aber der Uebersichtlichkeit halber meine Erörterungen in kleine Unterabschnitte einteilen.

Persönliches Denken und Massenmeinungen.

Zuerst mal darf man sich billig wundern, dass Sie in Ihrem Kampf gegen die Theosophie gleich zu Anfang erklären, Personenfragen seien nebensächlich, und der Streit um sie könne nur die Klarheit der Untersuchung trüben. Es komme immer nur auf den bestimmten Stil und Charakter einer der grossen typischen Denkmöglichkeiten an, und diese blieben sich bei allen Veränderungen der Erscheinungsform doch ihrem tiefsten Wesen nach gleich. Nun glaube ich, die persönliche Meinung eines Denkers kann man freilich als nebensächlich erklären, wenn man betont, es komme uns nur auf die Wahrheit ganz allein an und keineswegs darauf, was der oder jener geglaubt habe. Wenn man sich aber mit bestimmten historischen Geistesrichtungen auseinandersetzen will, so muss man eben doch daran erinnern, dass alle formulierten Wahrheiten, seien es nun solche der Erkenntnis oder solche der Lebensführung, immer nur auf persönlichem Boden überhaupt haben wachsen können. Im religiösen, philosophischen und künstlerischen Leben ist doch das Persönliche allezeit das Entscheidende. Was bliebe vom europäischen Denken übrig, wenn man ein paar Dutzend der ausgezeichnetsten Köpfe übergehen würde und sich nur an die «typischen Denkmöglichkeiten» der Masse halten würde! Ich fürchte, schon dieser Ausgangspunkt ist auch etwas kirchlich-dogmatisch gedacht, denn nur Kirchen, seien es nun christliche oder theosophische, operieren mit bestimmt abgegrenzten Massenmeinungen. Nehmen Sie zehn Vertreter bestimmter christlicher Gemeinschaften. Sie wissen selbst gut genug, dass sie dann zehn verschiedene Meinungen vernehmen von dem, was Christentum sei. Mit der Theosophie ists kaum viel anders.

Wenn man gegen die «ewige» Theosophie kämpft wie Sie, und sich nicht mit den einzelnen Theosophen auseinandersetzt, so wird man immer gegen bestimmte Barrieren ankämpfen, die bei andern wieder nicht vorhanden sind. Eine unantastbare theosophische Glaubenslehre gibts eben nur für Sektierer, genau wie es eine unantastbare christliche

Glaubenslehre nur für Sektierer gibt, auch wenn die «Sekte» zur weltumspannenden Kirche wird.

Ablenkung aufs Jenseits.

So werfen Sie der Theosophie vor, dass sie die menschlicen Kräfte aufs Jenseits, auf das Erfassen irgend einer Geheimgewissheit von jenseitigen Welten ablenke. Das scheide sie prinzipiell von allem Christentum, das in erster Linie das «Reich Gottes» für die Erde wolle. Die Theosophie sei nur eine Weltanschauung, das Christentum hingegen eine lebendige Kraft, die die Welt umgestalte. Nun meine ich, besteht unser aller geistiges Leben, seien wir nun Christen, Theosophen oder sonst was anderes, im Erschauen, Erfühlen, Durchdenken der Welt und in dem daraus erwachsenden Tun und Handeln. Der Christ hat seine Weltanschauung wie der Theosoph. Der Theosoph, wenn er Kräfte hat, wird sich zum Handeln gedrängt fühlen wie der Christ. Sie werden nun freilich sagen, es komme auf die vorherrschende Tendenz an, und wie sehr diese Tendenz von andern möglichen Tendenzen ablenken könne. Während ich sage, es komme überall einzig und allein auf die vorhandene Geisteskraft an, und wenn ein starkes Kräftezentrum wesentlich theosophische Weltgedanken hat, werden sicher ebensosehr fortwirkende Liebes- und Lebenswellen von ihm ausgehen, wie wenn es wesentlich in christlichen Worten denkt. Wer irgendwie an einen ewigen Sinn des Lebens glaubt, an einen Sinn, der alles umfasst und durchdringt, muss, wenn er konsequent ist, auch immer praktisch irdisch sich auswirken. Was von der ewigen Welt uns erfassbar ist, was für unsere Kräfte veränderbar ist, das ist eben die Erde. Die Erde ist der Teil der ewigen Welt, der uns zugänglich ist. Dass viele «weltabgewandte» Theosophen nur andächtig schwärmen, sagt nichts gegen diesen Gedankengang, sondern ist nur ein Zeugnis gegen die Lebenskraft jener Theosophen. Wir haben übrigens je und je die gleiche Erscheinung unter den Christen auch gehabt: Christen voll tiefsten Glaubens und tiefster Andacht, die doch an aller sozialen Not als «bloss weltlichen» Dingen hochmütig und achselzukkend vorübergegangen sind. Da gibts keine Scheidewand.

Wenn die Theosophie einen Heilsweg bedeutet, wenn sie Menschen hilft, ist sie eben auch eine Kraft (ein Teil der ewigen Kräfte),

nur eben ein Kraftteil mit einer andern Terminologie. Religiöse Differenzen sind oft wie nationale: die einen schwören auf l'amour und die andern auf die Liebe. Aber die Scheidewand ist nur eine sprachliche.

Auch für die Reichsgottesleute ist die Erde höchstens in Bezug auf ihre Betätigung Centrum, aber keineswegs in Bezug auf letzte Ziele und Erkenntnisse, das ist sie nur für jene, die im Sinne des schnellfertigen liberalen Dogmas an keine transcendenten Ziele, das heisst an die absolute Sinnlosigkeit des Daseins glauben. Alle andern müssen konsequenterweise unter die Rubrik der «Weltverbesserer» fallen.

Es kommt eben nicht auf unsere Theologie an. Ob man Gottes «Gedanken», Gottes «Rufe an die Menschheit», ob man überhaupt einen «lebendigen Gott» kennt, wie Sie sich ausdrücken, einen Gott, der im Gegensatz zur Theosophie steht, oder eine unpersönliche Idee oder eine Geisterwelt: das ist alles nicht belanglos, aber doch zweiten Ranges und keineswegs von entscheidender Bedeutung. Worauf es ankommt, ist doch nur die lebendige Kraft des Guten, die uns selbst durchdringt, und aus der heraus wir die Welt zu erkennen und an der Welt zu ändern suchen.

Die heilige Glut.

Ich anerkenne natürlich ohne weiteres, dass die Vorstellung des Bibelgottes mit all seinen Attributen Unzähligen Trost und Hilfe geboten, dass viele ihr tiefstes Gefühl in diese Vorstellung hineingelegt haben und auch heute noch, wie Sie, hineinlegen. Viele von sicherlich gleich tiefem Fühlen formten sich eben andere Vorstellungen. Das hat vorerst, so lang bloss das Gefühl spricht, wenig auf sich. Sobald aber die andern Vorstellungen auf ihre Wesensart und ihren Gedankengehalt hin kritisch untersucht und abgelehnt werden, muss man auch die biblischen Vorstellungen verstandesgemäss prüfen.

Einfach zu sagen, das müsse man eben erlebt haben, und das seien innere Erlebnisse, geht schon gar nicht. Innere Erlebnisse liegen jeder Religionsvorstellung zugrunde, und wir müssen aus Gründen psychologischer Billigkeit, um nicht zu sagen Selbverständlichkeit, annehmen, dass seelische Kraft und Tiefe, dass innerer Erlebnisreichtum bei Griechen, Indern, Mongolen, Persern, Mohammedanern usw. in ebensolcher Fülle vorhanden waren wie bei Juden und Christen.

Und nun meine ich, das, was wir als erlösende Vorstellung für unsere Gefühlswelt hochhalten, muss sich auch für unser Verstandesleben in entsprechende Formeln kleiden lassen. Beim Abwägen von Religionsvorstellungen gegeneinander helfen uns noch so schöne poetische Bilder nicht weiter. Ein beseligender Glaube, der zugleich Qual für unser Verstandesleben bedeutet, ist ein Widerspruch in sich. Das ist kein «oberflächlicher» oder «verstiegener» Intellektualismus, wenn man einen solchen Widerspruch tief und leidvoll empfindet, sondern das Bedürfnis gesunden Seelenlebens, Gefühl, Verstand und Willenskraft miteinander im Einklang zu wissen. Und hier liegt der letzte Grund, warum der Gott der Bibel auch von solchen, die nicht an «transcendentaler Bedürfnislosigkeit» leiden, abgelehnt wird.

Also noch einmal: es kommt nicht so sehr darauf an, ob wir an Gott «glauben», an Götter oder Geister «glauben», an Christus «glauben», an das Reich Gottes «glauben», an die Theosophie «glauben», an den Spiritismus «glauben», an die Reincarnation «glauben», an das Karmagesetz «glauben», oder ob wir sonst etwas anderes «glauben», sondern es kommt für uns lediglich darauf an, was der jeweilige Glaube uns für Kraft gibt. Und der Glaube ist für uns eben der richtige, der uns am meisten innere Ruhe und am meisten vorwärtsdrängende Kraft verschafft. Und wenn es auch ein von allen Seiten missbilligter Glaube wäre, kann er doch an Wahrheitsgehalt über einem Glauben stehen, hinter dem 2000jährige Tradition und das Zeugnis vieler Tiefenmenschen stehen. Wir dürfen einfach die Wahrheit nie vergessen, dass Menschen stärkster seelischer Kraft und Auswirkung dieser Kraft ebensosehr bei Christen als bei decidierten Nichtchristen vorhanden waren und sind. Die heilige Glut, ohne die wir uns Menschen wie Pythagoras, Heraklit, Parmenides, Anaxagoras, Empedokles, Zeno, Sokrates, Plato gar nicht vorstellen können, war eben da, bevor Christus da war, und man fehlt gegen den «heiligen Geist», wenn man die Meinungen, die Christus über Gott hatte, für wichtiger hält als die ebenso klare als geheimnisvolle Liebeskraft, die ihn erfüllte.

Es ist für uns alle ja so schwer, sich die Persönlichkeit Christi, wie sie in den Erzählungen der Evangelien sich spiegelt, psychologisch richtig zu erfassen. Das ungeheure Pathos, das heute von seinem Namen ausgeht, macht alle Unbefangenheit zuschanden. Man ertappt

sich oft über dem Wunsch, den Nietzsche glaub irgendwo ausgesprochen hat, dass doch ein abgründiger Psychologe wie Dostojewsky neben Christus gelebt und uns sein Leben aufgeschrieben hätte! Aber vielleicht wäre auch dieser Wunsch ein Irrtum, und seine Verwirklichung hätte uns wohl kaum bewahrt vor der Widerspruchsfülle der Ausdeutungen und Auslegungen einzelner Bibelworte. So bleibt eben schliesslich die Weltvorstellung von lebendigstem Wert, die aus unserem eigenen Fühlen und Denken erwachsen ist, unserem Fühlen und Denken entspricht.

Der verdächtige Rationalismus.

Keine Vorstellung über die letzten Dinge ist klar und eindeutig. Es ist immer nur Täuschung oder Selbsttäuschung, wenn so etwas doch vorgetragen wird. Jede der grossen bekannten Religions-, Gott- und Weltvorstellungen endet bei dem Versuch, sie sich in ihren letzten Konsequenzen wirklich vorzustellen, in einem atemberaubenden Wirbel. Darum kamen Christen auf den berühmten und berüchtigten Standpunkt, dass die Paradoxie eines Glaubens das beste Zeichen für seine Wahrheit sei: Credo quia absurdum est. Und ich sehe deutlich, dass auch Sie dort stehen. Weil die Vernunftkräfte nicht ausreichen, die heissgeliebten Vorstellungen fassbar darzustellen, wird die Vernunft, die ratio überhaupt, verdächtigt und der Rationalismus als oberflächlich hingestellt. Und nachdem man seinem Glauben dieses Opfer des Intellekts gebracht hat, ist man durch ein qualvolles Opfer mit eben diesem Glauben verbunden. Wie sollte er nun nicht erhaben und einzig richtig sein! Nun sind folgerichtig andere Vorstellungen (für den Christen also etwa der Pantheismus, der Panpsychismus, die Theosophie usw.) oberflächlich, hat man für sie doch keine solchen Opfer gebracht.

Ideen und Schatten.

Ideen haben zu wenig persönliche Gestalt, als dass sie für Sie letzte wirkende Ursachen sein könnten. Sie sagen, sie hätten etwas Schattenhaftes, Verfliessendes, Traumhaftes. Individualität, Konkretheit und Tatsächlichkeit der Sinnenwelt würden aufgehoben. Das ist in der Tat so, und ich sehe kaum, wie es für Menschen, die bei Plato, Kant, Schopenhauer und Du Prel geschult sind, anders sein könnte. Die Erkenntnis Kants, dass die Welt unsere Vorstellung sei, dass sie

aber ausserdem noch etwas ganz anderes sein könne, dass diese Welt an sich nicht dadurch erfasst werde, dass sie sich in uns spiegelt, diese Erkenntnis der Relativität aller Sinnenwelt wird sich kaum wieder aus unserem Kulturkreis verbannen lassen. Ob wir nun, wie es Schopenhauer so leidenschaftlich bejaht, durch die Selbstbewusstseinsanalyse Zugänge zu dem «Ding an sich» haben und ob diese Zugänge genügend sind, um uns mit der Zuversicht zu erfüllen, dass wir hinter die Relativitäten zum Absoluten gelangen können, ist eine Frage für sich. Es gibt bei vielen von uns wohl Momente, wo Fühlen und Denken, wie von einem Licht geblendet, die Uebereinstimmung von Alltagserfahrung und transcendentaler Herzenshoffnung glauben erfassen zu können. Dann legen wir dar. Und aus dieser Erfahrung heraus glaube ich, dass in allem religiösen Leben die Darlegung wichtiger ist als die ungestümen Glaubensforderungen. Nun sind wir alle viel zu sehr daran gewöhnt, das, was geschichtlich oft miteinander verknüpft war, uns auch als durch innere Logik miteinander verknüpft vorzustellen.

So braucht, wer von der «Schattenhaftigkeit» der Sinnenwelt überzeugt ist, das heisst überzeugt davon ist, dass das, was wir sinnlich wahrnehmen, nur eine Art Spiegelbild und Symbol dahinter liegender ewiger formeller Kräfte darstellt, keinesweg deshalb das materielle und sinnliche Leben asketisch gering einzuschätzen. Goethe, dessen «naive Wirklichkeitsfreude» und «lebensvolle Konkretheit» Sie selbst gegen die Theosophen ausspielen, hat doch eine seiner letzten Erkenntnisse in die Welt gefasst: «Denn alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis» und hat damit schliesslich keine «bloss» poetische Formel, sondern eben eine wirkliche Lebenserkenntnis gemeint.

Sie sagen, bei dem zweifellos pantheistischen oder panpsychistischen Grundzug der theosophischen Denkweise werde alles Einzelne von der Idee verschlungen. Besser würde man wohl sagen, alles Einzelne wäre dann irgendwie mit der Idee verknüpft, würde aber damit einen Satz aussprechen, der durchaus aufrecht zu halten ist. Gewiss, wenn wir auf einem hohen Berg stehen, dann fehlen alle festen Umrisse, dann verfliesst eins ins andere. Das Einzelne tritt erst wieder kräftig hervor, wenn wir ins Tal steigen und die nächsten Erhebungen die Aussicht verbarrikadieren. Sollten wir deshalb immer im Tal bleiben?

Wer an die Triebkraft einer ewigen Idee glaubt, daran, wie ich z. B., dass sich das sinnliche Erlebnis der Form und das seelische der Güte nur einheitlich erklären lassen, durch eine weltdurchdringende und weltumbildende ewige Kraft, die das Chaos zur Form zu läutern strebt, für den fällt der Persönlichkeitswert keineswegs hin, wenn er freilich auch nur relative Bedeutung hat. Der Wert der Persönlichkeit ist gerade so gross, als sie diese ewige Kraft in sich verkörpert und zwar nach allen drei Richtungen, nach denen die Kraft überhaupt gemessen werden kann, nach ihrer Qualität, nach ihrer Quantität und nach der Erkenntnis ihrer Zielrichtung. Wie sehr übrigens diese drei Betrachtungsweisen ältestes Menschheitsgut sind, geht schon aus den Attributen hervor, die die Juden Jehova zuerteilten: Allmacht, Allgüte und Allwissen, also überall der Superlativ der möglichen Schätzungsweisen.

Von diesem Gesichtpunkt aus ist die individuelle Gestaltung der Sinnenwelt für uns von so ausschlaggebender Bedeutung, weil für uns Erdenmenschen die ewige Idee nur durch möglichst ausgeprägte Gestaltung in eindrucksvollen Symbolen überhaupt nahe gebracht werden kann. Durch harmonische Symbole geht der Antrieb zur Ueberwindung chaotischer Zustände.

Bibelgott und Kultur.

Sie sagen, die Individualität kenne der Osten nicht. Der Westen hätte diese Wahrheit aus der Bibel, ja nicht etwa von Griechenland. Sie sei die Konsequenz des Glaubens an den Einen lebendigen Gott. Die Dinge seien, wie sie seien. Es stecke keine «Idee» hinter den Pflanzen. Jede Pflanze, jedes Tier hätten ihren Sinn in ihrer unabänderlichen Art. Das «allein» sei Realismus. Und «so allein» seien Kunst und Wissenschaft möglich, «so allein» komme das irdische Leben zu Sinn und Wert, «so allein» komme es zu mutigem Tun. Es hänge «alle» Weltkultur im höchsten Sinn am biblischen Gottesglauben. Gott selbst sei keine «Idee», sondern eine Tatsache, unableitbar und unerklärbar. Der biblische Schöpfungsglaube sei die Grundwahrheit der Welt und sei tiefsinniger als jede andere Auffassung. — Lieber Herr Professor, wenn ich alle diese Sätze überdenke, so kann ich nicht anders, als zu mir sagen: so viel Sätze, so viel Irrtümer, und zwar fundamentale. Sie werden mir zwar sagen, was wir heutigen Menschen an Persönlichkeitswert und Kultur glaubten

zu besitzen, wäre gar nicht denkbar ohne die Bibel und den biblischen Gottesglauben. Wenn man das nicht anerkenne, so sei das, wie wenn man einen Baum preise und die Notwendigkeit der Wurzel übersehe. Aber so ists eben nicht. Freilich wird eine so gewaltige Geisteswelle, wie sie das Christentum darstellt, jeden empfänglichen Menschen auch beeinflusst haben, aber durchaus nicht in prinzipiell anderem Sinn, als es jede mächtige Geisteswelle je und je getan. Denn freilich wurde der Begriff der Persönlichkeit und der inneren Freiheit im Griechentum ausgebildet. Dies anzunehmen ist keineswegs eine «oberflächliche» Idee, sondern simple Wahrheit. Man lese doch zur Erhärtung dieser Tatsache einmal den dritten Band von Burckhardts griechischer Kulturgeschichte, besonders das Kapitel über die freie Persönlichkeit.

Eins freilich gebe ich gerne zu: durch die christliche Glut hat der Persönlichkeitsbegriff Bereicherung und Vertiefung erfahren. Dass aber auch seinerseits das Christentum nicht nur auf der jüdischen, sondern auch auf der griechischen (— und indischen) Welt ruht, dürfen wir nie vergessen. Und wenn vielleicht klimatische Einflüsse das Aufkommen quietistischer Geistesrichtung stark bedingen, so setzt doch die ungeheure Geistesmacht, die bis auf den heutigen Tag vom Osten ausging, eben auch stärkste Persönlichkeiten als Ausgangspunkt voraus.

Mit dem Glauben an den Bibelgott oder den Theosophengott oder an Götter und Geister hat all das wenig zu schaffen. Einen unbedingten, einen «absoluten» Persönlichkeitswert gibt es freilich nur dann, wenn es überhaupt ewige Werte gibt; aber darin berühren sich alle Weltanschauungen, die sich nicht die Welt mit den Sinnenschranken abgeschlossen denken. Und auch der, der mit dem modernen mechanistischen «Höllenmythos» das Leben im Tiefsten als sinnlos denkt, muss natürlich gegen seine eigene Meinung als absoluter Persönlichkeitswert gelten für alle, die an einen ewigen Sinn glauben.

Deshalb soll man die Einzigartigkeit des Bibelglaubens nicht allzusehr überbetonen. Gerade die Unzulänglichkeit des biblischen Gott- und Schöpfungsglaubens, in dem wir aufgewachsen sind, war die Qual unserer Jugend und ist auch wohl die tiefste Ursache der permanenten religiösen Krisis des Abendlandes. Da hilft weder die Inquisition des Katholizismus noch der Pathos des Protestantismus dar-

über hinweg. Wir haben da nun wirklich auch schon eine Gegentradition hoher Menschenwerte zu verteidigen. Bei den Griechen, denen Sie offenbar Sinn für Kunst und Wissenschaft absprechen, war doch wohl die Grundvoraussetzung für jede wissenschaftliche Tätigkeit, nämlich die Voraussetzungslosigkeit, erreicht. Und so wenig ich geneigt bin, und zwar in keiner der Künste, die Welt der Griechen mit ihren Myron, Phidias, Praxiteles, Homer, Aeschylas, Sophokles als ewig verbindliche Vorbilder anzuerkennen, so muss man denn doch sagen, dass es wohl früher oder später keinen Kulturkreis gegeben hat, der in verhältnismässig so kleinem Rahmen eine solche Unmenge von Höchstleistungen zu verzeichnen hat, und zwar von Leistungen, ohne die man sich auf allen Gebieten künstlerischer Betätigung die folgende Entwicklung kaum mehr vorstellen kann. (Schluss folgt.)

Zur Weltlage

Der Völkerbund.

Was soll man nun vom Völkerbund sagen?

Es ist hier schon einmal auf die tragische Fügung hingewiesen worden, dass er infolge der letzten weltpolitischen Ereignisse gleichzeitig seinen höchsten Kredit erreicht und seinen Bankerott erlebt habe. Um mit dem Zweiten zu beginnen, so liegt auf der Hand, dass die völlige Untätigkeit des Völkerbundes bei einem Anlass von so entscheidender Bedeutung, wie der Ruhrkonflikt einer ist, ein moralisches Fiasko bildet, das mit dem Worte Bankerott wohl nicht zu scharf bezeichnet ist. Man darf wohl sagen, dass der Völkerbund Unglück gehabt hat. Es war ja von Anfang an ziemlich klar, dass er wenigstens in der ersten Zeit einer solchen Probe, wie sie nun eingetreten ist, nicht gewachsen sein werde. Man musste hoffen, dass er Zeit habe, an kleineren Aufgaben zu erstarken, bis ganz grosse an ihn kämen. Allerdings muss zugestanden werden, dass er, als grossartige Organisation (die zwar für viele noch zu bescheiden war) ins Leben gerufen, gleich von Anfang an zu grosse Ansprüche weniger selbst gemacht, als mit Notwendigkeit erregt hat. Insofern ist das nun Geschehene auch eine Reaktion der Wahrheit gegen einen Schein. Trotzdem — der Völkerbund hätte auch so mehr tun können und sollen. Kein billig Denkender konnte zwar verlangen, dass er den Ruhrkonflikt l ö s e, aber

schon eine deutliche grosse Anstrengung nach diesem Ziele hin hätte seinen moralischen Kredit bedeutend gehoben, jedoch diese völlige Abwesenheit in einem Augenblick, wo alle Welt auf ihn blickte, hat seiner Autorität einen beinahe tötlichen Streich versetzt. Man weiss ja freilich — wenigstens wissen es die, die es wissen wollen — dass die Beschlüsse des «Rates» mit Einstimmigkeit erfolgen müssen und also ohne Frankreichs Stimme keine Aktion möglich zu sein schien. Aber auf der einen Seite wird dadurch das Verhängnisvolle dieser Bestimmung ins hellste Licht gesetzt, auf der andern Seite darf man wohl sagen, dass ein so ausserordentlicher Anlass auch ein ausserordentliches Vorgehen gerechtfertigt hätte. Diejenigen Mitglieder des Rates, die von der Notwendigkeit einer Aktion überzeugt waren, hätten ohne Frankreich und seine Bundesgenossen vorgehen müssen. Denn wenn durch ein solches Vorgehen das Statut des Völkerbundes *formell* verletzt worden wäre, so wird es durch das blosse Zuschauen in einem Falle von so entscheidender Bedeutung, wo auch das Weiterbestehen des Völkerbundes im Spiele ist, *materiell* noch viel mehr verletzt, ja es wird dadurch völlig aufgehoben. Wenn Frankreich in einem solchen Falle nicht mitmacht, so verletzt es nicht bloss *eine* Bestimmung des Statuts, sondern das *ganze* Statut. Man hätte es auf seinen Austritt ankommen lassen müssen. Zum mindesten wäre die Einberufung der «Versammlung» des Völkerbundes am Platze gewesen. Aber es herrscht offenbar in den leitenden Kreisen des Völkerbundes genau wie überall sonst jene verkehrte Maxime, dass man, um nur ja ein *Organ* für eine Sache zu erhalten, diese *Sache* selbst immer wieder verraten dürfe. Als ob das Organ noch etwas taugte, wenn die Sache selbst tot ist! Und es hätte für jenes charaktervolle Vorgehen charaktervoller Menschen bedurft, es hätte dazu des Draufgängertums der Leidenschaft für das Gute und Rechte bedurft, das für alle grossen Dinge unentbehrlich ist. Diese Rücksichtslosigkeit des Guten und Rechten aber ruht, bewusst oder unbewusst, stets auf einem *Glauben*, dem Glauben, dass das Gute und Rechte schliesslich allein besteht und dass es um so eher siegt, je lauterer und entschiedener man es vertritt. Aber dieser Glaube ist heute ausgestorben, darum auch jene Leidenschaft; die charaktervollen, das heisst: ganzen, starken, seelengrossen Menschen, die mit einer Sache stehen und fallen, haben wir nicht. Damit ist wohl der Punkt erreicht,

der den Herzpunkt des ganzen Problems, das Völkerbund heisst, bildet.

Doch wenden wir uns, bevor wir zu ihm zurückkehren, der andern Tatsache zu: dass der Völkerbund im Augenblick seines Bankerottes seinen höchsten Kredit erreicht hat. Die Tatsache selbst liegt auch auf der Hand. Alle Welt hat in diesen Monaten der Ratlosigkeit auf den Völkerbund geschaut. Von ihm allein erwartete man Hilfe. Und noch jetzt tut man dies, aller Enttäuschung zum Trotz. Auch der Sozialismus weiss keinen bessern Weg; er wendet sich immer wieder an den Völkerbund. Dieser hat sich nicht nur als notwendiges, sondern auch als geeignetes Organ für die Ordnung schwerer internationaler Konflikte erwiesen. Und wenn — um etwas Kleineres zu nennen — heute die Schweiz in einen Streit mit Frankreich gerät, so denkt kein halbwegs vernünftiger Mensch daran, dass unser Sonderegger mit seinen Dragonern oder gar der wiedererweckte, allezeit siegreiche Exgeneral Wille uns helfe oder unsere unwiderstehliche schwere Artillerie, sondern aller Augen richten sich wieder auf den Völkerbund und seinen internationalen Gerichtshof. Der Völkerbund ist eine Notwendigkeit. Der Völkerbund ist gut und recht. Es fehlt nicht an ihm, es fehlt nur an — uns! — Damit sind wir zu dem gleichen Herzpunkt des Problems gelangt wie vorher. Der Völkerbund selbst, seine Idee wie seine jetzige Organisation, hat sich glänzend bewährt, aber die Menschen, die seine Träger sein sollten, haben glänzend versagt.

Wir gelangen damit zu der unter uns üblichen Kritik am Völkerbund. Diese ist im Ganzen eines der seltsamsten Kapitel in dem grossen Buch von der Verkehrtheit des menschlichen Herzens. Welches sind denn die hauptsächlichsten Kritiker des Völkerbundes?

Da sind einmal die Vielen, die den Völkerbund nicht wollen und nie gewollt haben, die für ihn stets nur Hass und Hohn gehabt haben. Zu ihnen gehören einmal unsere Alldeutschen, jene Leute, die sich um die «Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur» sammeln. Für sie gibt es nur e i n e n Prüfstein, mit dem sie Dinge von internationaler Bedeutung untersuchen: ob diese das, was sie unter Deutschtum verstehen, zu fördern scheinen oder nicht. Ihnen verbündet und zum grossen Teil mit ihnen identisch sind die reinen Gewaltgläubigen aller Art, die frommen und die weltlichen. Wenn dieses Volk den

Völkerbund einfach bekämpft und verwirft, so bleibt es in seiner Rolle (wobei ich freilich glaube, dass es in Bezug auf das, was dem wahren Deutschtum förderlich ist oder nicht, in traurigem Irrtum lebt), aber es verfällt sofort in schwere Heuchelei, wenn es dem Völkerbund, dessen Autorität und Gedeihen es auf alle Weise bekämpft und untergräbt, dann auf einmal, wo Deutschland in Frage kommt, allersschwerste Aufgaben zumutet und ein Geschrei erhebt, wenn er sie nicht löst.

Ganz ähnlich ist aber die Stellung vieler Schweizer, die nicht zu den Alldeutschen gehören. Sie sind Idealisten des Völkerbundes — aber immer nur für *andere*. Wenn es *bei uns* gälte, auch nur den kleinsten Schritt in der Richtung der letzten Ziele des Völkerbundes zu tun, auch nur eine kleine Abrüstung vorzunehmen, auch nur einen Zivildienst einzuführen, dann sind sie nicht zu haben. Dann ist die «Landesverteidigung» heilig. Dann zeigen sie keine Spur von jenem Glauben, der allein einen Völkerbund tragen kann. Diesen Glauben haben und darnach handeln sollen immer nur die andern, *unser* Vorrecht aber ist, uns über die mangelnde Idealität der — andern unermüdlich zu entrüsten. Das klassische Vorbild dafür bieten uns jene Magistraten, die in *Genf* wundervollen Internationalismus und Idealismus vertreten, in *Bern* aber regelmässig und mit Eleganz zu Scheurer und Sonderegger halten. An diesem Pharisäer-Idealismus allein könnte unser Volk zugrunde gehen, wenn ès dafür nicht sonst noch Ursachen genug gäbe.

Wir steigen damit aber zu der allgemeinsten Form *verkehrter* Kritik am Völkerbund auf. Was bedeutet denn eigentlich all' dieses gewöhnliche Anklagegeschrei gegen den «Völkerbund»? Wer ist der «Völkerbund», der alles Gute und Grosse machen soll, aber so boshaft ist, es *nicht* zu machen? Ist das denn irgend eine über uns schwebende mystische Macht? Der Völkerbund sind doch *wir*; der Völkerbund sind doch die heutigen Menschen, die heutigen Staaten. Im Völkerbund sitzen genau die Menschen, denen die heutigen «demokratischen» Völker durch das Mittel der Wahlen ihr Zutrauen schenken. Warum schicken die Völker nicht andere Menschen hin? Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist wieder nichts so unverständig als das Gerede gegen den Völkerbund. Die Anklage gegen ihn ist die, welche sich im Grunde gegen uns selbst richten sollte.

Es ist ein Selbstbetrug. Die fehlende Selbstkritik wird Kritik am Völkerbund. Die Menschen müssen einen Sündenbock haben, um leicht über ihre eigene Sünde hinwegzukommen. Es ist bequemer, mit dem Völkerbund ins Gericht zu gehen als mit sich selbst. Der Völkerbund ist genau so gut und so schlecht, als die heutigen Menschen sind, sein Versagen ist *unser* Versagen.

Ein Typus dieser Kritik am Völkerbund, von Leuten ausgehend, die lieber etwas für ihn hätten tun sollen, ist die von *Lloyd George* geübte. Wer hätte mehr als er die Möglichkeit, ja die heilige Verpflichtung gehabt, im Bunde mit Wilson einen *richtigen* Völkerbund und *richtigen* Frieden zu schaffen? Und wer hat Wilson, den Völkerbund und den Frieden mehr verraten und sabotiert als er — nicht nur damals in Versailles, sondern auch später noch oft genug? Aber diese Sorte Menschen treffen wir *überall* an: sie unterminieren eine Sache, die mit ihrer Hilfe, ja auch nur ohne ihren offenen oder heimlichen Widerstand, hätte gross und herrlich werden können, und wenn es ihr dann, nicht zum wenigsten durch ihre Schuld, schlecht geht, dann triumphieren sie und sind die, die Recht behalten haben. Wir treffen diese Menschen auch in den höchsten und heiligsten Sphären, nicht bloss in der Politik, überall aber sind sie Werkzeuge des «Gegenspielers».

Das alles, oder doch das Meiste davon, gilt ganz besonders von der *sozialistischen* Völkerbunds-Kritik. Nehmen wir an, alles, was diese vorbringt, wäre richtig (eine Annahme, die zwar gegen die Wahrheit ist), dann bliebe die Frage: «Und was habt denn ihr selber getan?» Hat etwa die sozialistische Internationale weniger Fiasko gemacht als der Völkerbund? Hat sie im Ruhrkonflikt etwas ausgerichtet? Sind ihre Bemühungen nicht am Versagen eines Teils der Arbeiterschaft, gerade auch der französischen, gescheitert? Es fehlt auch uns an den Menschen, es fehlt an sozialistischem Geist und Glauben. Wir sind wahrhaftig die Letzten, die den Völkerbund verhöhnen dürften; gerade wir haben genug vor der eigenen Türe zu kehren. Und müssen wir, wie schon bemerkt worden ist, nicht selber zum Völkerbund flüchten? Wissen wir etwas Besseres? Ist es aber nicht eine allzutraurige Rolle, gleichzeitig den Völkerbund anzurufen und ihn verächtlich zu machen? Sollten wir uns nicht endlich zu der

allein möglichen und charaktervollen Haltung entschliessen, ihn anzuerkennen, aber alle Kraft an seine Umgestaltung zu setzen? Jedenfalls sollte ein Minimum von Ehrlichkeit genügen, um uns daran zu verhindern, noch länger den Völkerbund als bankerott zu verhöhnen, während wir selbst aus ganz ähnlichen Gründen — weil es an Menschen, an Geist, an Glauben, fehlt — fallit sind.

Ueberhaupt sei noch hinzugefügt, dass es nichts W o h l f e i l e r e s gibt, als den schnoddrigen Hohn über das wirkliche oder scheinbare Misslingen edler Bemühungen. Dafür braucht es nun schon am wenigsten Geist. Die Rolle des Mephisto zweiten und dritten Ranges ist genügend besetzt. Auch jene «Idealisten» und «Absolutisten», die den Völkerbund verhöhnen, weil er ihnen z u w e n i g ist, flössen mir nur geringen Respekt mehr ein. Ich suche mit der Diogeneslaterne nach den Menschen, die das «Ideal» oder «das Absolute» ihrerseits verwirklichen. Ja, mit Schlagwörtern schon, aber die dies tun, setzen sich gewöhnlich um so behaglicher ins «Relative», die w i r k l i c h e n Absoluten sind, gerade weil sie die Schwere des Kampfes kennen, duldsam für alles, was sich in der Richtung auf das Bessere hin bewegt, sei es auch relativ und schwach.

Jedenfalls darf festgestellt werden, dass eine Reihe vor Vorwürfen, die man dem Völkerbund von vorneherein machte, sich als nichtig erwiesen haben. Er ist kein «Werkzeug zur Unterdrückung des Proletariates» gewesen, wie die bolschewistische Phrase lautete; es dürfte schwer fallen, so etwas nachzuweisen. Man wäre heute froh, wenn jene Arbeitscharte des Völkerbundes, die man einst im bolschewistischen Hochmut verachtete, heute gesicherte Wirklichkeit wäre. Als falsch hat es sich ebenfalls erwiesen, dass der Völkerbund ein Organ der Entente sei. Auch seine Lösung der oberschlesischen Frage ist kein Beweis dafür; er hatte dabei gebundene Hände; sein Fehler war vielleicht, diesen Auftrag zu übernehmen. Und auch in allem übrigen dürfte es schwer sein, dem Völkerbund nachzuweisen, dass er etwas g e s c h a d e t habe. Er hat vieles n i c h t getan, was er hätte tun sollen, gewiss, aber nachdem dies zugestanden und betont ist, darf und muss um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen hinzugefügt werden: es stünde um das Proletariat, um Deutschland, um die Welt noch sehr viel schlimmer als jetzt, wenn es keinen Völkerbund gäbe.

Vielleicht komme ich auf die positiven Leistungen des Bundes — wenigstens in Kürze — noch zurück. Wenden wir uns jetzt der Beantwortung der Frage zu: «Was nun?»

Der Völkerbund hat Bankerott gemacht — der Völkerbund ist nötiger als je, das ist die paradoxe Sachlage, vor die wir uns gestellt sehen. Welche Schlussfolgerungen sollen aus diesem Tatbestand gezogen werden?

Der Völkerbund ist nötiger als je, das ist die Erkenntnis aller Welt. Die I d e e des Völkerbundes hat nicht Bankerott gemacht, im Gegenteil an Kredit mächtig gewonnen. Auch der radikalste Sozialismus stimmt ihr zu. Entweder bewegen wir uns dem Völkerbund entgegen oder wir gehen zugrunde — das ist die Alternative, die jeder sehen muss, der nicht blind oder verblendet ist. Sollten wir den jetzigen Bund aufgeben müssen, so müssten wir die höchste Energie daran setzen, einen neuen zu schaffen. Darüber kann unter allen Menschen, die nicht Gewalt- und Blutfanatiker sind, kein Zweifel bestehen.

Die Frage kann also zunächst nur sein, was mit dem bestehenden Völkerbund werden soll. Soll man ihn aufgeben? Oder soll man ihn umgestalten?

Was die erstere Möglichkeit betrifft, so möchte ich darüber das Gleiche sagen, was ich schon bei Anlass des Eintrittes der Schweiz in den Bund ausgeführt. An sich kommt es natürlich nicht gerade auf diese besondere Form an. Sie kann zugunsten von bessern verschwinden, ohne dass die Idee daran Schaden nähme. Diese Form hat aber eine ganz grosse, ja entscheidende Bedeutung: sie bedeutet die erstmalige V e r w i r k l i c h u n g einer Idee, in ihr wird etwas «Fleisch», was vorher bloss «Wort» war. Es wird eine sogar von sehr realistischen Politikern anerkannte Tatsache, was vorher bloss als Traum und Utopie erschien. Das bedeutet einen Fortschritt von ganz revolutionärer Tragweite. Man wird einst davon eine neue Epoche des politischen Lebens — und nicht nur des politischen! — datieren.

Also Umgestaltung! Aber wie? An Vorschlägen fehlt es nicht. Man verlangt die Aufhebung jenes schweren Hindernisses, das die Einstimmigkeit der Beschlüsse bedeutet. Man fordert Verwandlung der Versammlung von Regierungsdelegierten in ein von den Völkern gewähltes demokratisches Weltparlament mit entsprechenden unabhän-

gigen Vollmachten und einem entschiedenen Vorrang der «Versammlung» vor dem «Rat». Man will in diesem die Herrschaft der Grossmächte beseitigt wissen. Man erwartet eine Veränderung des ganzen Charakters der Organisation, wenn einmal alle Staaten der Erde ihr angehörten. Besonders misst man dem Beitritt Amerikas eine grosse Bedeutung bei. Man erwartet viel von einem politischen Umschwung in England und Frankreich, der dort die Arbeiterpartei und hier die Linksbürgerlichen ans Ruder brächte. Endlich ist klar, dass ein steigender Einfluss des Sozialismus auf den Völkerbund und ein Wachstum des Sozialismus überhaupt mit der Verdrängung der heutigen Gesellschaftsordnung durch eine bessere ihn von all diesen Faktoren am allermeisten seinem Zwecke näherbringen würde.

Was ist von all diesen Mitteln und Wegen zu halten?

Einige sind selbstverständlich gut und im höchsten Grade wünschenswert. Aber ich muss doch gewichtige Vorbehalte machen. Zunächst muss ich bekennen, dass ich von den Umgestaltungen der Organisation nicht allzuviel erwarte. Solange es uns an den Menschen und am Geiste fehlt, helfen jene wenig; abgesehen davon, dass sie ohne diese Vorbedingung nicht einmal zu bewerkstelligen sind. Auch könnten diese Umgestaltungen neue Gefahren erzeugen. Die Aufhebung der Einstimmigkeit könnte ebenso sehr lähmend wirken wie heute die Einstimmigkeit. Denn die Ueberstimmten machten vielleicht nicht mit, zögen sich in den Schmollwinkel zurück, träten wohl gar aus oder man hütete sich, ernsthafte Beschlüsse zu fassen. Ein Weltparlament gehört im Zeitalter des Niedergangs alles Parlamentarismus für viele von uns zu den zweifelhaften Idealen; es könnte auch nur ein neuer Betrug sein. Der Eintritt neuer Staaten könnte zu Spaltungen führen, ebenso der Einfluss neuer politischer Richtungen. Ob Amerikas Vorherrschaft wünschenswert wäre, ist nicht sicher. Ebenso könnte ein Vordringen des sozialistischen Einflusses zu schweren Krisen führen. Kurz: ich sehe auf all diesen Wegen, so gut und notwendig sie sein mögen, kein sicheres Wachstum und Gedeihen des Völkerbundes. Es sind Möglichkeiten, zum Teil wertvolle, die aber ihre Gefahren haben.

Was denn? Ist die Alternative nicht die Verzweiflung an der Zukunft des Völkerbundes überhaupt?

Keineswegs! Es kommt darauf an, sich über Sinn und Form des Völkerbundes zu verständigen.

Da gestehe ich denn, dass mir der Völkerbund als Organisation eines *Weltstaates* keineswegs ein erstrebenswertes Ziel zu sein scheint. Eine solche könnte leicht etwas vom Schlimmsten werden, was die Geschichte gesehen, nämlich eine jener Zentralisationen, die zwar einen Schein-*Frieden* und eine Schein-*Einheit* schaffen, wenigstens für einige Zeit, aber stets auf Kosten der *Freiheit*. Diese gedeiht nur, wenn sie ihre stets frische Quelle im starken und reichen Leben *kleiner Einheiten* hat. Dort allein kann die Masse der Einzelnen, das *Volk* im idealen Sinne des Wortes, sich geltend machen und Bürgertum, wie Priestertum, betätigen; je weiter das Zentrum weg ist, desto eher kommt irgend ein Zäsarismus oder Papismus, vielleicht auch beides zusammen, auf. Es regieren dann die Delegationen, das Volk versinkt in Gleichgültigkeit und Bedeutungslosigkeit. Aus diesem Grunde ist, um dies nebenbei zu sagen, auch eine *kirchliche* Zentralisation, wie man sie jetzt anstrebt, eine viel grössere Gefahr für den Protestantismus als alle Jesuiten zusammen und die ganze Anstrengung der katholischen Restauration. Wie wir einen *solchen* Katholizismus nicht wollen, so wollen wir auch nicht einen Völkerbund, in dem eine internationale Bürokratie das reiche und autonome politische Leben der einzelnen Völker ersterben liesse. Im Gegenteil: ein Hauptzweck des Völkerbundes muss sein, dieses zu schützen. Das ungewollte Ende von vielerlei Bestrebungen, den Völkerbund zu vervollkommnen, scheint mir ein solches pazifistisches Imperium zu sein. Gott bewahre uns davor. Wenn es zu wählen gälte zwischen dem (im *üblen* Sinne) anarchischen Zustand der Völkerwelt, der zum Kriege führt, und einem Völkerbund von der angedeuteten Art, ich wählte lieber das Erste. Ich kann mich nur für einen *föderalistischen* Völkerbund begeistern.

Aber wie soll denn dieser aussehen? Er ist in erster Linie nicht eine bestimmte *Institution*, sondern ein *Prinzip*. Wenn man das Wort «Idee» nicht in einem blassen und wirklichkeitsfremden Sinn verstehen will, so möchte ich sagen: er ist in erster Linie eine *Idee*, das heisst aber: ein schöpferisches geistiges Prinzip. Er ist die Idee einer Rechtsordnung, die, anstelle einer blossen Gewalt ordnung, die Völker verbinden soll. Er ist die verwirklichte sittliche

Solidarität der Menschheit auch im politischen Leben. Er ist der Abglanz, den das Reich des Guten, ja das Reich Gottes selbst, in die politische Verfassung der Völkerwelt wirft. Er ist die zusammenhaltende politische Seele der Völkerwelt. Er ist die innere Gemeinschaft der Menschheit nach der politischen Seite hin. Er ist der neue Sinn der politischen Geschichte der Menschheit. Er ist auch die Aufhebung dessen, was man bisher meistens unter Politik verstanden hat. Er ist die Verneinung des Staates als einer absoluten Macht und damit dessen, was wir als Staat bekämpfen, und seine Ersetzung durch die sittliche Gemeinschaftsidee.

Das ist der Völkerbund, den allein wir nach unserer Ansicht erstreben sollen.

Aber soll er denn «bloss» eine Idee oder ein Prinzip bleiben? Soll er keine bestimmte Form annehmen? Ich antworte: er soll die Welt gründlich umgestalten. Nichts ist revolutionärer als eine Idee, ein geistiges Prinzip, falls sie lebendig und wahr sind. Auch die neue Form stellt sich, wo sie schaffen, von selber ein. Der Völkerbund ist auch eine neue Form. Nur dass diese Form nicht bloss eine besondere Institution in Genf oder im Haag darstellt, sondern einen neuen Stil im ganzen Leben und Zusammenleben der Völker — einen Stil der Gemeinschaft, statt des Gegensatzes, einen Stil des Rechtes, statt der Gewalt, einen Stil des Dienstes, statt der Ausbeutung, einen Stil des Schutzes, statt der Vergewaltigung, einen Stil der Unterordnung des Volkstums unter den Gedanken der Menschheit statt der nationalen Selbstvergottung — also eine ganze neue Welt. Soweit aber besondere Formen in Betracht kommen, scheint mir der Internationale Gerichtshof die weitaus wichtigste zu sein. Dann käme das Internationale Arbeitsamt und erst nachher die mehr politischen Organe.

Wie würde sich von diesen Gesichtspunkten aus die Umgestaltung und Weiterentwicklung des Völkerbundes vollziehen? Offenbar nicht so, dass dessen besondere politische Organisation, soweit sie Zentralisation ist, immer reicher und gewichtiger würde, sondern so, dass das ganze Leben der Menshheit immer mehr sich im Sinne dieser Idee ausgestaltete. Wo in irgend einem Streite das Recht anstelle der Gewalt gesetzt wird, wo in einer Schule oder Kirche die Fenster nach der Mensch-

heit hin geöffnet werden, wo in einem kleinen Volks- oder Kantonsparlament Angelegenheiten der ganzen Völkerwelt erörtert werden, wo ein Werk internationale Hilfe und Versöhnung getan wird, wo eine rechte Genossenschaft entsteht, da wird der wahre Völkerbund gebaut. Davon können Genf und Haag nur ein *Organ* sein, das um so mehr taugt, je bescheidener es arbeitet, ja sie sollen davon vielfach nur ein *Symbol* sein.

Damit stossen wir noch einmal auf die Frage nach dem *vorhandenen* Völkerbund. Diese Form zu zerbrechen, um eine völlig neue zu schaffen, erschiene mir sowohl als gewagt, wie als unnötig. Sie mehr taugt, je bescheidener es arbeitet, ja sie sollen davon vielfach dieser Prozess muss auf *organische* Weise geschehen, so, dass das innerlich Notwendige geschieht, nicht nach einem von aussen hereingetragenen Schema, also auf *wachstümliche*, nicht auf *künstliche* Weise, Stück für Stück, immer so weit eine Fortbildung auch praktisch und notwendig ist, ohne Schablone und Doktrinarismus. Und immer unter dem Gesichtspunkt des Föderalismus, ohne die Tendenz, einen potenzierten Staat zu bauen. Noch einmal sei betont: diese besondere Form des Völkerbundes hat den gewaltigen und entscheidenden Wert, überhaupt eine *Verwirklichung* zu sein. Darum ist sie, trotz allem, ein Heiligtum der Menschheit. Darum soll sie beschützt und bewahrt werden. Aber viel *mehr* soll diese Institution als besondere, zentralisierte, lokalisierte, nie werden. Der Völkerbund ist etwas viel Grösseres, Weiteres, Freieres. Der Völkerbund, wie wir ihn ersehnen und vertreten, ist nicht in Genf noch im Haag und überhaupt nicht «auf diesem oder jenem Berge», sondern überall in der weiten Menschenwelt da, wo sein *Geist* waltet und neue Lebensformen schafft. Auch gewisse Verbindungen von Volksgruppen, wie die Kleine Entente oder die Panamerikanische Union oder, auf einer andern Linie, die Internationale der Gewerkschaften und Genossenschaften, können sich ihm vortrefflich einfügen, können Wege zu ihm, Verwirklichungsformen seiner Idee sein. Vergessen wir auch nicht: *er wird vielfach in anderen Formen kommen, als wir uns gedacht hatten, die aber besser sind als unsere Schablonen und Modelle.* Geht es doch mit allen lebendigen Dingen so. Sie werden nicht *gemacht*, sondern *wachsen*, sie haben ihr eigenes Gesetz

und gehorchen einer Weisheit, die grösser ist als die der Menschen — soweit eben sie nicht von «Widersacher» gehemmt und verderbt werden.

Der Völkerbund, den wir meinen, ist also in erster Linie eine g e i s t i g e Macht. Das mag als Nachteil erscheinen, solange der Geist in der Welt wenig gilt. Aber ich meine, solange werde ein Völkerbund in k e i n e r Form etwas bedeuten. Es gehört eben zu seinem Sinn, dass der Glaube an den Geist anstelle des Glaubens an die Gewalt tritt. Auch aus d i e s e m Grunde bin ich gegen die Schaffung einer besondern Militärmacht («Polizei») des Völkerbundes. Er ist, was er ist, als s i t t l i c h e Macht.

Und er ist eine Macht der F r e i h e i t. Dadurch, dass er eine Rechtsordnung schafft, schützt er gerade das Leben der Kleinen und Schwachen. Dadurch, dass er die Völker durch eine Idee verbindet, erlaubt er ihnen, ihre Eigenart ungehinderter zu entfalten. Er ermöglicht eine gewisse Niederlegung der staatlichen Schranken, die ja zum grossen Teil Schutzpanzer sind, dadurch, dass er den Völkern die Sicherung eines Prinzips gewährt, das allgemeine Geltung hat; aber damit gewährt er allem individuellen Leben einen um so reicheren Spielraum. Der Föderalismus des Völkerbundes wirkt genau umgekehrt wie das bisherige System des Imperialismus. Dieses vergötterte ein einzelnes Volk, es erwuchs überhaupt aus der Selbstvergottung der Völker als herrschendem Prinzip, führte dann aber zu einer Zermalmung aller Volkseigenart durch einen mechanisierten Zentralismus; der Föderalismus des Völkerbundes geht umgekehrt aus von der Erkenntnis der sittlichen Gemeinschaft der Völker, aber schafft ihnen durch diese gerade ein noch nie dagewesenes Eigenrecht.

D i e s e n Völkerbund erstreben wir im Namen alles dessen, was wir für gut und wahr halten. D i e s e r Völkerbund hat nicht bankerott gemacht, er wird kommen, er muss kommen. Dieser Völkerbund wird das französisch-deutsche Problem lösen, er allein. Er allein kann Frankreich die «Sicherungen» geben, deren es bedarf — und nicht nur Frankreich. Er muss kommen, wenn es eine Zukunft geben soll. Ich füge aber hinzu: e r i s t s c h o n d a. Und zwar nicht bloss als die Institutionen von Genf und Haag. Auch diese haben zwar, wie oben angedeutet worden ist, schon mehr des Guten und Grossen gewirkt, als die Welt weiss und einzusehen imstande ist. Auch dieser

unvollkommene Völkerbund hat im Einzelnen vieles getan, was keinen geringen Wert besitzt. Vor allem aber hat er eins gewirkt, das mehr bedeutet, als sich sagen lässt: er hat die moralische Atmosphäre der Welt verbessert; er hat in einer entarteten und chaotischen Welt das Ideal einer besseren Ordnung wenigstens symbolisiert und dem Glauben an Geist und Recht eine Stütze geboten. Aber es wächst in der Welt jener g r ö s s e r e Völkerbund, den wir meinen. Es arbeitet darin in tausend Formen das neue Prinzip. Dieses ist sogar dort anzutreffen, wo wir zunächst bloss sein Gegenteil sehen. Wenn in der ganzen Welt alle menschlichen Menschen die Vorgänge an der Ruhr als etwas empfinden, was sie ganz persönlich angeht, wenn sie eine Angelegenheit der ganzen Völkerfamilie sind, so bedeutet dies, dass wir schon im Zeichen des Völkerbundes stehen. Die Menschheit, die eine Einheit i s t, lernt sich immer mehr als solche e m p f i n d e n und o r g a n i s i e r e n. Das ist der Prozess, der jetzt in tausend Formen und auf tausend Wegen vor sich geht; zumteil von den Zeitgenossen gar nicht bemerkt.

Wir stehen schon im Zeichen des Völkerbundes und können gar nicht anders, als ihn bauen. Es kommt bloss darauf an, ob es auf die r e c h t e Weise geschieht oder nicht. Das muss besonders der S o z i a l i s m u s aller Art einsehen. Freilich, wer noch meint, dass die Welt eines Tages von Moskau aus in Ordnung gebracht werde, dem ist nicht zu helfen; wer aber diesen Wahn gründlich abgeschüttelt hat, der kann gar nicht anders, als am Völkerbund mitzubauen. Er wird es aber schwerlich anders können, als im Anschluss an die heute vorhandene Form. Die sozialistische Internationale, wenn sie einmal zustande kommt und Kraft gewinnt, wird den Völkerbund zwar gewaltig b e e i n f l u s s e n, aber ihn nicht e r s e t z e n können. Sie wird dies so wenig können, als sie die einzelnen Volksorganisationen ersetzen kann. Wenn der Sozialismus mit Recht versucht, in diese umgestaltend einzudringen — ohne dass er deswegen selbst Staatssozialismus werden müsste — warum sollte er das in Bezug auf die Organisation der ganzen Völkerwelt nicht tun? Das wäre um so falscher, als an eine H e r r s c h a f t der sozialistischen Internationale über die Welt in der nächsten Zeit kein Vernünftiger denken darf. Der Sozialismus mag in Bezug auf die Gestaltung des Völkerbundes neue Wege gehen, er mag die bisherigen der schärfsten Kritik unterziehen, das ist

ganz in der Ordnung, aber er muss, wenn er sich nicht auf einem Gebiete von entscheidender Bedeutung zur Unfruchtbarkeit verurteilen will, offen bekennen, dass er am Aufbau des Völkerbundes arbeiten will und dies auch tun. Wer heute eine neue menschliche Gemeinschaft will, muss den Völkerbund bauen.

Zum Schlusse dieser Ausführungen sei noch einmal das Selbstverständliche bemerkt, dass der Völkerbund nicht das letzte und höchste Ziel der Menschheit ist. Er ist auch in seiner vollkommensten Gestalt nur die Auswirkung einer über alle Politik hinausgehenden Gemeinschaft auf das politische Leben. Und auch die andere Selbstverständlichkeit sei wieder einmal ausgesprochen: dass der politische Völkerbund nur kommen kann, wenn gleichzeitig andere Kräfte und Umgestaltungen in der Welt wirksam sind. Er kann nicht bestehen, ohne dass eine neue Wirtschaftsordnung kommt, die auch ihrerseits das Prinzip der Gewalt durch das des Rechtes ersetzt. Er kann nicht kommen ohne eine gewaltige Friedensbewegung, die endlich den Krieg durch den allgemeinen Abscheu vor ihm besiegt. Er kann nicht kommen ohne die Frauen und ohne die Jugend. Er kann nicht kommen, ohne eine Wiedergeburt der Menschheit aus Gott. Aber diese Einsicht darf nicht, wie so oft, die Wirkung einer Lähmung haben oder zu einer bequemen Flucht vor Kampf und Arbeit werden, sondern darf uns bloss veranlassen, diese immer mehr zu vertiefen und ihren Horizont zu erweitern. Der Völkerbund ist nur ein Ausdruck, aber ein notwendiger, der ganzen grossen Regenerationsbewegung, die allein unsere Welt retten kann.

So sagen wir denn: der Völkerbund ist tot — es lebe der Völkerbund! Der Völkerbund hat nicht als Idee und nicht als vorhandene Organisation, aber in den heutigen Menschen Bankerott gemacht — er werde durch neue Menschen rehabitiliert, durch Menschen, die nicht von ihm verlangen, was sie selber tun sollten, durch Menschen, die imstande sind, in einem Glauben, der einen tiefen Atem hat, an grossen und schweren Zielen zu arbeiten und nicht im Höhnen und Verzweifeln ihre Grösse suchen. Der Kern des Völkerbundproblems ist die Bitte um «ein gutes Menschenjahr».

12. IV. 23. L. Ragaz

Stimmen

Aus England.

I. Die Jahresversammlung des Londoner Zweiges des Versöhnungsbundes hat folgende Resolution gefasst:

«Die gegenwärtige Versammlung, die für das Bedürfnis Frankreichs nach dem Wiederaufbau seiner verheerten Gebiete das tiefste Verständnis hat, betrachtet den Einbruch in das Ruhrgebiet und die Herstellung eines Zollkordons um das Rheinland und Ruhrgebiet als ein dem friedlichen und entwaffneten Volke angetanes schweres Unrecht. Diese Politik wird keine Reparationen schaffen, sie wird die Stimmung des deutschen Volkes gegen das französische Volk verbittern und jene Sicherheit, die die französisch Regiernug als eines ihrer Hauptziele angibt, erst recht gefährden.

Die Versammlung ersucht dringend die englische Regierung, die Haltung einer «wohlwollenden Neutralität» aufzugeben und alles, was in ihrer Macht steht, zu tun, um Frankreich zu bewegen, einer internationalen Konferenz zuzustimmen, an der Deutschland und Russland teilnähmen, zur Regelung der folgenden unter sich zusammenhängenden Fragen:

1. Der Reparation;
2. des Rückzugs der Besetzungsheere;
3. der Sicherungen;
4. der allgemeinen Entwaffnung.

Die Versammlung ist der Meinung, dass Grossbritannien, das für den Vertrag von Versailles in hohem Grade verantwortlich ist und daraus gewaltigen nationalen Gewinn gezogen hat, sich bereit erklären soll — wenn Frankreich willens ist, seine Reparationsansprüche auf ein Mass herabzusetzen, das nach dem Urteil eines unparteiischen Tribunals genügt, um die verwüsteten Gegenden wiederherzustellen und seine Heere vom Rhein und aus dem Ruhrgebiet zurückzuziehen — auf alle Reparationsansprüche zu verzichten, der Streichung aller Kriegsschulden der Alliierten bei ihm zuzustimmen und ferner der Garantie eines internationalen Anleihens beizutreten, dessen Betrag für den Wiederaufbau Frankreichs genügte.

Die Versammlung ist der Meinung, dass Grossbritannien im Interesse einer richtigen Regelung internationaler Angelegenheiten seine eigenen Probleme des nahen Ostens jener internationalen Konferenz unterbreiten solle.»

II. Die englische Vereinigung «K e i n K r i e g m e h r!» erlässt folgende Erklärung:

«Letztes Jahr haben zwanzig Länder sich vereinigt, um am Jahrestage des Ausbruchs des Weltkrieges «Kein Krieg mehr»-Demonstrationen abzuhalten. In England haben über hundert gleichzeitige Umzüge und Massendemonstrationen stattgefunden. Der bemerkenswerteste Zug an diesen Versammlungen war die repräsentative Natur der Organisationen, die daran teilnahmen. Alle Richtungen machten mit und die Redner kamen von der

Religion, Politik, Industrie, Erziehung, Wissenschaft und Literatur her. Frauen und ehemalige Soldaten traten in den Umzügen und auf der Rednerbühne besonders hervor.

Eine nationale Konferenz, die die nationalen Friedensgesellschaften, die Arbeiter- und Gewerkschaftsorganisationen, die Christlichen Kirchen und Bruderschaften und die Frauen-Organisationen vertritt, hat einmütig beschlossen, die Demonstrationen in England dieses Jahr am 28. Juli zu wiederholen und zu ihrem Gegenstand die allgemeine Entwaffnung zu machen. Die Resolution, die der Konferenz vorgelegt wird, soll die Regierung auffordern, die sofortige Initiative zu bestimmten Vorschlägen für eine Entwaffnung zu Land, zur See und in der Luft durch Uebereinkommen zu ergreifen.

Wir können nicht stark genug betonen, wie nötig es ist, dass alle diejenigen ihre Anstrengungen verdoppeln, die am Werke sind, die stündliche Gefahr des Ausbruchs eines bewaffneten Konfliktes zu beschwören. Der Geist der Gewalt nimmt in Europa auf erschreckende Weise zu. Machthaber und Politiker haben sich unfähig gezeigt, ihm zu widerstehen. Nur wenn die Völker einmütig die Regelung unserer Streitigkeiten durch Vernunft und Billigkeit verlangen, besteht einige Hoffnung für die Welt, Die internationale «Kein Krieg mehr»-Demonstration gewährt eine herrliche Gelegenheit für den Ausdruck des demokratischen Willens sind, auf, den, und wir fordern daher alle Menschen, die guten Willens sind, auf, diese Demonstration zu unterstützen, soweit nur ihre Kräfte reichen.» (Diese Erklärung ist von einer grossen Reihe der besten Männer Englands, Bürgerlichen und Sozialisten, unter andern von einer Anzahl von Geistlichen und Bischöfen, unterschrieben.)

Aus Frankreich.

I. Die «Ustica», das Gewerkschaftsorgan der französischen Techniker, schreibt unterm 20. Februar 1923:

«Die Kosten der Besetzung, verbunden mit der Desorganisation unserer Industrie, die durch die ungenügende Kohlenzufuhr verursacht ist, der Wegzug der Eisenbahner, der Telegraphisten, der neu eingezogenen Jahresklassen, wird uns zwingen, die Notenpresse in Bewegung zu setzen. Geldinflation, Sinken des Frankens, Verminderung der Produktion, Vermehrung der Steuern, alles ebensoviele Faktoren der Teuerung, die zu Lohnforderungen und sozialen Kämpfen führen wird. Unzufriedenheit der Armee, vermehrte Ansprüche der Werkstatt: alles Faktoren der Revolte.

Unsere Nationalisten vergessen zu sehr, dass der Sieg mit Hilfe von Millionen von Engländern und Amerikanern, mit Hilfe der englischen und amerikanischen Industrie erfochten wurde. Unsere Tanks und unsere Maschinengewehr-Autos werden sich in einem Deutschland, das die Schlacht verweigert, verlieren, wenn sie nicht... die Hilfe des Auslandes erhalten, das uns gestern verbündet war und heute feindlich ist.

Ist das Pessimismus? Defaitismus? Nein... Als Techniker schauen wir der Realität ins Gesicht... Wo liegt die Lösung? Sie liegt in einer Politik internationaler Einigung der Völker über die Köpfe ihrer Regierungen hinweg. Die Völker wollen Einheit und Frieden!

Soll es eine Einigung im Völkerbunde sein? Ja, aber unter einer Bedingung: Diese darf nicht eine Verbindung von Nationalismen sein, die durch einige Männer gelenkt werden, sondern soll eine wirkliche Internationale der Völker darstellen.»

II. Der Rektor der Pariser Akademie, Paul Appel, erklärte am 11. Februar in einer Versammlung der akademischen Gruppe des Völkerbundes:

«Wir sind eine Versammlung von ehrenhaften Menschen, die wissen, dass man nicht sagen darf: «Das Vaterland über alles», sondern allein: «Die Menschheit über den Vaterländern». Wir wollen die «zwei Deutschland» unterscheiden. Wir sind bereit zur Unterstützung des demokratischen Deutschland gegen das reaktionäre. Wir lieben den Frieden und wollen ihn verteidigen.»

Rundschau

Von Finnland. I. Aus einem Bericht:

Die Republik Finnland hat einen Umfang von 371,481 Quadratkilometern. Es ist eine Halbinsel, die aus Osteuropa vorspringt. Im Westen ist es von Schweden, im Norden von Norwegen und dem baltischen Meer und im Süden und Osten von Russland und wieder dem baltischen Meer begrenzt.

Die Bevölkerung von Finnland besteht hauptsächlich aus Finnen. Daneben gibt es viele Schweden, mehr als eine Drittelmillion, die an der Küste, auf den Alands- und andern Inseln leben, und über 1000 Lappländer...

Das Christentum fasste in dem Lande während des 12. Jahrhunderts Fuss, infolge eines Kreuzzuges des schwedischen Königs Erich des Heiligen. Aber die Christen wurden durch zwei finnische Stämme, die Karelier und die Tavastländer, die ihrerseits von den Russen unterstützt wurden, bedrängt. Dann setzte im 13. Jahrhundert ein neuer Kreuzzug der Schweden ein und von dieser Zeit an erhob die schwedische Regierung in Finnland Steuern.

Während der Herrschaft Gustav Adolfs (1611—32) nahmen die Finnen an den schwedischen Kämpfen und Siegesehren getreulich teil. Im Frieden von Stolbova mussten die Russen den östlichen Teil von Finnland... den Schweden abtreten. So hatte Schweden rings um die finnische Bucht Besitzungen und diese waren gegen die Russen durch weite Steppen und Seen, vor allem durch den See von Ladoga, gesichert.

Die Schweden, die allein im Besitz von Bildung waren, hatten alle wichtigen Posten in Finnland inne. Infolge davon nahmen die Finnen eine untergeordnete Stellung ein; sie waren die Bauern und Arbeiter des Landes. Doch waren sie der schwedischen Regierung treu. Gegen Russland wurden viele Kämpfe ausgefochten, und nach und nach rückte die russische Grenze gegen Westen vor. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts begannen die obern Klassen der schwedischen Finnen eine Trennung von Schweden und

Finnland zu planen. Nach dem unglücklichen schwedisch-russischen Krieg von 1808—09, worin Schweden ganz Finnland verlor, zeigten die Finnen die grösste Loyalität gegen Schweden. Nach dem Kriege gewährte Zar Alexander I. Finnland mancherlei Vorrechte.

Das 19. Jahrhundert war für die finnische Kultur von äusserster Wichtigkeit. Um 1830 herum sammelte und veröffentlichte Elias Lönnrot alte Lieder, die bewiesen, dass die Finnen eine uralte Kultur besassen. Während der vergangenen Jahrhunderte hatten sich zwischen vielen schwedischen und finnischen Familien verwandtschaftliche Beziehungen gebildet und eine Anzahl Studenten, die ihre Verwandtschaft mit dem finnischen Volk empfanden, widmeten sich der Arbeit an ihm. Ein wundervolles Bildungswerk begann; in wenigen Jahren entwikkelte sich die finnische Sprache glänzend und heute hat Finnland eine imponierende eigene Literatur.

Während dieser Zeit behandelten die russischen Zaren Finnland manchmal auf despotische Art und manchmal mit wirklichem Wohlwollen, aber im Jahr 1899, während der Herrschaft des Zars Nikolaus II, wurde die Freiheit Finnlands furchtbar verletzt. Es wurden harte Verordnungen gegen die Presse erlassen. Die Russifizierung der Schulen und Behörden wurde vorbereitet und im Jahre 1909 kam ein neuer militärischer Erlass heraus, der mit der finnischen Armee ein Ende machte und russische Truppen nach Finnland verlegte.

Unglücklicherweise war die Befreiung von Finnland mit Ereignissen verbunden, die die schmerzlichsten in der Geschichte Finnlands bedeuten. Im Februar 1918 brach ein Bürgerkrieg aus. Der Bolschewismus wurde durch russische Soldaten unterstützt. Sie fanden unter den Kleinbauern und Arbeitern, die in sehr traurigen Verhältnissen lebten, Anhang. Schlimme Dinge wurden mit schrecklicher Grausamkeit verübt. Auf der andern Seite brauchten die «Weissen» jedes Mittel zur Verwirklichung ihrer Ziele. Sie nahmen nach ihrem mit Hilfe der Deutschen erfochtenen Siege schreckliche Rache.

Der Hass ist noch immer sehr stark. Viele betrachten einen Friedensfreund fast als Verräter. Aus Angst vor Russland und den Kommunisten hält Finnland nicht bloss ein grosses Heer, sondern auch eine zahlreiche Garde von jungen Männern, die in allen militärischen Dingen Freiwilligendienst tun.

Die jungen Mädchen haben Vereine gegründet, «Lotta Svörds Vereine», nach einem Mädchen in einem Gedicht von J. L. Runneberg, dem berühmtesten Dichter Finnlands. Die Mädchen üben sich im Rotkreuz-Werk und haben natürlich grosse Freude daran. Wenn die jungen Kommunisten diese militärischen Vorbereitungen beobachten, so kann man begreifen, dass sie ihre revolutionären Pläne nicht aufgeben.

Ein anderer Umstand, der Gereiztheit erzeugt, sind die schönen Denkmäler, die man den gefallenen «weissen» Soldaten errichtet, während die Kommunisten ihre toten Kameraden an irgendwelchen einsamen Plätzen beerdigen mussten.

— — — — — — —

Die Christliche Internationale hat in Finland einen kleinen Zweig. Es sind nur etwa zwanzig Mitglieder, aber sehr tapfere und tätige Menschen. Sie haben keine wirkliche Organisation, aber ihre Führerin ist die Baronin Mathilde Wrede, die von früher her durch ihr wundervolles Werk für die Gefangenen bekannt ist. Sie ist die Elisabeth Fry von Finnland geworden. Nach dem Kriege hat sie das Werk der Versöhnung an die Hand genommen, das in ihrem Lande nach dem Bürgerkrieg so sehr nötig war. Sie bekommt von der Regierung Freibillette, um die entlassenen Gefangenen in den verschiedenen Teilen des Landes zu besuchen. Auf

ihren Fahrten spricht sie mit ihren Mitreisenden immer von dem Frieden zwischen Völkern und Klassen. Sie besitzt eine grosse Gabe des Humors und versteht stets das Interesse ihrer Zuhörer zu fesseln. Andere hervorragende Glieder der Gruppe sind der Pfarrer Uno Wegelius in Kerova, Herr von Schoulz, Sekundarlehrer in Helsingfors, und Herr Felix Iversen, Universitätslehrer in Helsingfors.

Finnland besitzt auch eine Friedensgesellschaft. Sie wurde 1920 von Frl. Selma Anttila, der Verfasserin einiger Dramen und Novellen, gegründet. Frl. Anttila ist die Sekrerin, Professor Grotenfeld der Vorsitzende und Herr Iversen ist unter den Mitgliedern des Komitees. Die Gesellschaft hat auch einen kleinen Zweig in der Provinz.»

II. a) Die Friedensarbeit in Finnland.

Infolge des innern Krieges vom Jahre 1918 und wegen der Nähe Russlands, eines Landes jeder Möglichkeit, ist die Arbeit für die Verwirklichung der Friedensidee schwer. Denn diese Verhältnisse haben die Rasseninstinkte in dem finnischen Volk wachgerufen. Es gibt aber anderweitige Züge in dem Charakter des finnischen Volkes, die der Friedensirdee günstig sind. Denn das finnische Volk ist ein tief demokratisches, Ebenbürtigkeit liebendes Volk.

Die Friedensidee wird von dem «Versöhnungsbund», einer Abteilung des Weltbundes: «Einer christlichen Internationale entgegen», betrieben, wo Probst Uno Wegelius Vorsitzender und der Dozent Doktor Felix Iversen Sekretär und dessen Seele Fräulein Mathilda Wrede, die «Freundin der Gefangenen», ist; und von dem Friedensverein Finnlands, dessen Vorsitzender Professor Arvi Grotenfell und Sekretärin Schrifstellerin Selma Anttila ist. Die Arbeit wird durch Vorträge, Zeitungsaufsätze und Broschüren gefördert. Man hofft auf eine erfolgreiche Arbeit.

Als Dienstverweigerer sitzen fünf junge Männer gefangen. Ein neues Wehrpflichtgesetz ist im Werke, da werden die «Gewissenhaften» vom Waffendienst befreit, es ist aber nicht gelungen, sie in den Zivildienst überzuführen. Die Arbeit in dieser Richtung soll also fortgesetzt werden.

b) Arbeitsverhältnisse.

Wegen der niedrigen Valuta ist in Finnland nur wenig Mangel an Arbeit. Die Gehälter sind teilweise mässig, teilweise aber zu niedrig. Dagegen ist das Wohnungselend schreiend. Hunderte von Familien wohnen in alten Fabriksälen zusammen und in noch elenderen Wohnungen.

Derselbe Durst nach Liebe und Gerechtigkeit, der sich unter der Menschheit regt, erfüllt auch jetzt das Herz des finnischen Volkes.

Uno Wegelius

Casoja. Da, wo die Lenzerheide im Heidsee ihr Auge aufschlägt, am Fuss des Stätzerhorns, steht ein Haus — Casoja genannt — das selbst nicht gerade schön, dafür aber herrlich in die Gegend gestellt ist. Es schaut über den See hinweg zu dem dunklen Hochwald, der sich von der Passebene hinauf zu den Alpweiden zieht, und darüber hinaus zum Lenzerhorn und Parpaner Rothorn in ihrer felsigen Pracht. An dieser Stelle will der «Gartenhof» diesen Sommer für einige Monate sein Zelt aufschlagen. Er will für die zu ihm gehörenden Mädchen und solche, die allfällig hinzukommen, Ferien- und Bildungsarbeit verbinden. Die Teilnehmerinnen sollen anhand einiger «Kurse» in wichtige Fragen und Aufgaben des Frauenlebens eingeführt werden; vor allem aber soll eine Verbindung zwischen dem Aufenthalt in der Höhe und einer Erhebung und Selbstbesinnung des Geistes gesucht werden. Diesem Zwecke soll mehr noch als die

Kurse das ganze Zusammenleben dienen.

Wer diese herrliche Gegend kennt und dazu weiss, welche geistigen Möglichkeiten ein solches Zusammensein in der reinen Luft der Höhen, über der physischen und moralischen Atmosphäre der Städte, bietet, der kann diesem Versuch ein gutes Prognostikum stellen und möchte vielen jungen Mädchen das Glück solcher Tage gönnen.

Es sei statt alles übrigen das Reglement und das Programm für diesen Sommer mitgeteilt.

Ferienheim Casoja, Valbella-Lenzerheide.

Kanton Graubünden, 1500 m ü. M.

1. Das Ferienheim Casoja ist vom 23. Juni bis 15. September geöffnet. Im Häuschen können 14 Mädchen aufgenommen werden, ferner sind noch drei Heulager im Nachbarhause zu haben.

2. Vom 1. Juli bis 31. August finden im Ferienheim Ferienkurse statt. Ein Kurs dauert eine Woche, die Kurse bilden miteinander ein einheitliches Ganzes. Eine Stunde pro Tag dient als Unterrichts- und Diskussionsstunde. Die Referenten leben im Häuschen Casoja und verbringen die Tage mit den Mädchen, so dass sich im Laufe des Tages Gelegenheit zur Aussprache bietet.

3. Der Ferienkurs hat den Zweck, Mädchen in ihren Ferien neben körperlicher Erholung geistige Anregung zu geben.

4. Das Ferienheim Casoja steht in erster Linie den Mitgliedern der «Mädchenschaar Aussersihl» zur Verfügung. Soweit Platz vorhanden ist, werden auch andere Mädchen aufgenommen, jedoch nur solche Mädchen, die Freude und Interesse an den Kursen haben und dieselben regelmässig besuchen wollen.

5. Das Kostgeld beträgt 4 bis 5 Fr. pro Tag, es kann event. teilweise erlassen werden. Für das Waschen der Leintücher wir 1 Fr. extra berechnet. Wer es wünscht, kann die eigenen Leintücher mitbringen.

6. Mädchen, in deren Familie ansteckende Krankheiten sind, dürfen unter keinen Umständen ins Ferienheim kommen, ebenso werden keine Tuberkulöse aufgenommen.

7. Der Haushalt wird gemeinsam mit der Leiterin besorgt.

8. Auskunft wird jeweilen Mittwoch von 18—19 Uhr im Gartenhof, Gartenhofstrasse 1, erteilt, wo auch Anmeldungen entgegengenommen werden. Die Anmeldung soll das genaue Datum enthalten, von wann bis wann ein Mädchen in das Ferienheim zu gehen wünscht. Bei der Anmeldung ist die Hälfte des Kostgeldes zu bezahlen.

Frl. M. Grob, Feldeggstr. 41, Zürich 8 (Tel. H. 4392) nimmt ebenfalls Anmeldungen entgegen.

9. Mädchen, welche sich nicht angemeldet haben, werden im Ferienheim auch nur für kürzeren Aufenthalt nicht aufgenommen.

Programm der Kurse
im Sommer 1923 im Ferienheim Casoja, Lenzerheide.

1.—10. Juli: Erziehungsprobleme anhand von Frauenbiographien. Frau Ragaz.

12.—22. Juli: Einführung in die Frauenbewegung. Frl. Honegger.

22.—29. Juli: Rhytmische Uebungen. Frl. G. Meyer, event.: Die Frau in der Friedensarbeit. Frl. Honegger.

29. Juli bis 5. August: Rhytmische Uebungen. Frl. G. Meyer.

31. Juli bis 2. August: Die Erlösung der Arbeit und Dorf und Stadt. Herr Pfr. Guidon, Scharans.

5. bis 12. August: Probleme aus der Frauenbewegung. Frl. Honegger. Einmal pro Woche Herr Prof. Ragaz: Fragen der Weltanschauung.

12. bis 19. August: Erziehungsprobleme anhand von Frauenbiographien. Frau Ragaz. Oder Herr Prof. Ragaz: Bildung und Bildungsprobleme. Botanische Exkursionen. Frl. Schwarzenbach.

19.—25. August: Referent noch unbestimmt. Einmal pro Woche Herr Prof. Ragaz. Thema: Fragen der Weltanschauung. L. R.

Abstimmungen. I. Das Zonenabkommen. Wenn jemand glauben sollte, die Abstimmung über die Zonenfrage sei eine glänzende Bewährung schweizerischen Unabhängigkeitssinnes, so müsste er als politisch recht naiv betrachtet werden. Das gleiche Volk, das sich ob der Nebensache, die schliesslich diese Zonenfrage bedeutet, in der ein Mann wie der Genfer Albert Picot, einer unserer Besten und Gescheitesten, für ein Ja eintrat, aufgeregt hat, lässt sich rugig gefallen, dass wir wirtschaftlich und geistig mit jedem Tag mehr in fremde Abhängigkeit geraten. Es war in jener Abstimmung viel Mache, viel Franzosenhass, viel Rache für den Sieg im Weltkrieg — das kann doch kein Ehrlicher leugnen. Das Ergebnist mag richtig sein — ich möchte es nicht anfechten —, aber man wird, wenn man unsere schweizerische Lage kennt, doch an das Wort vom Mückenseigen und Kameleverschlucken erinnert.

II. Zollinitiative. Wie wenig wir unserem Volke schon im Ernste zutrauen dürfen, dass es den Willen habe, seine Unabhängigkeit zu wahren, zeigt die Abstimmung über die Zollinitiative. Nicht dass ich mich über die Zollfrage äussern wollte oder mir eindete, darin kompetent zu sein. Nur nebenbei möchte ich bemerken, dass man nach meiner Meinung gerade als Sozialist nicht den Freihandel, freilich noch weniger den Schutzzoll, als letztes Wort der «Handelspolitik» betrachten darf. Aber wie man von Seiten unserer Freunde stark betont hat, handelte es sich bei der Zollinitiative nicht in erster Linie darum, sondern um die Frage, ob in diesen für das wirtschaftliche Leben und das ganze soziale Problem so wichtigen Dingen, kurz gesagt, die Demokratie oder die Diktatur einer aus politischen und wirtschaftlichen Machthabern gebildeten Clique entscheiden solle. Die «älteste Demokratie der Welt» hat das Zweite gewählt. Im Namen der Opposition gegen den Bolschewismus richtet man eine bürgerlich-bäuerliche Diktatur auf.

Darin besteht in erster Linie die Bedeutung des Tages. Er hat das System Schulthess, Laur u. Cie., dessen Herrschaft der Fluch unseres Volkes ist, befestigt. Dazu hat ein Haufen von Leuten beigetragen, die gelegentlich Miene gemacht haben, dieses System zu bekämpfen. Zwar von den welschen bürgerlichen Politikern haben wir nichts mehr erwartet. Dass ihr Kampf gegen die «pleins pouvoirs» und für «Demokratie, Gerechtigkeit und Freiheit» während des Krieges sofort aufaufhört, wo der Geldsack und was damit zusammenhängt, in Frage kommt, ist schon lange klar. Trauriger Schwindel! Aber dass «Demokraten», überhaupt linksbürgerliche Blätter der deutschen Schweiz die Kapitulation vor jenem System der Diktatur und politischen Korruption mitmachen konnten zeigt wieder, bei welchem Grade von moralischem Zerfall wir angelangt sind.

Noch in einer andern Erscheinung liegt die Bedeutung des Tages: in der Art und Weise der bürgerlichen Agitation. Diese hatte wieder ganz den Stil, den wir von der Lex Häberlin und der Vermögensabgabe her kennen: «Bolschewismus, Untergang des Vaterlandes, wirtschaftschaftlicher Ruin, Landesverrat.» Darunter tut mans jetzt nicht mehr! Wenn den Herren Schulthess, Laur u. Cie. eines Tages einfiele, sich auf dem Rütli ein Gruppendenkmal setzen zu lassen, so würden sie gewiss durch ihre Hunderte von dienstbaren Zeitungen jeden Gegner dieses Projektes als Bolschewist und seine Verwerfung

als Ende der Schweiz hinstellen lassen. Es liegt in dieses Kampfesweise eine masslose Verachtung des Volkes, dem man auf solche Weise zu kommen wagt, das man derartig einschätzt.

Darum hangen beide Erscheinungen: die Kampfesweise und der Niedergang der Demokratie, eng zusammen. Beide stammen aus dem moralischen Niedergang. Unser politisches Leben ist ein wüster Kampf um die Macht geworden; um die Wahrheit kümmert sich kein Mensch mehr. Darum gibt man sich auch gar keine geistige Mühe mehr; es ist nicht mehr nötig. Wozu auf Gründe denken, wozu sich anstrengen, auch den Gegner von Recht und Wahrheit der eigenen Sache zu überzeugen! Das sind tempi passati, heute braucht man nur: «Bolschewismus, Lenin und Trotzky» zu rufen, das genügt völlig. Und wenn man dem Schweizer Angst um seinen Erwerb macht, dann gelten ihm Demokratie und Volksrechte nichts mehr, dann überlegt er nicht mehr, was jene Angstmacher damit wollen, und ob er in seiner Angst vielleicht gerade jenen Gefahren in die Arme läuft, die er vermeiden wollte. Mammonsangst oben und unten, bei den Bürgerlichen und bei den Sozialdemokraten, wenn auch in verschiedener Form — auf solchem Grund gedeiht schon keine Demokratie. Der Untergang des Vaterlandes und zuletzt vielleicht sogar ein neuer Tag für den Bolschewismus, wenn man diesen lange genug züchtet, könnten so schon einmal noch Tatsache werden. Dass es aber so weit kommen konnte, daran hat ein gewisser Sozialismus ein vollgemessen Teil Schuld.

An welchem Punkte die Rettung und Umkehr eintreten muss und kann, ist wohl klar: ein neuer Sozialismus und, tiefer noch, ein neuer Glaube! L. R.

Schweiz. Kirchenbund und Zivildienst. Also der Vorstand des schweiz. evang. Kirchenbundes hat beschlossen, die Zivildienstpetition abzulehnen, dagegen an den Bundesrat das Gesuch zu richten, dass das Militärstrafverfahren in dem Sinne revidiert werde, dass Leute, die aus religiösen Gründen den Militärdienst verweigern, nicht mehr mit Gefängnis bestraft werden.

Der Vorstand des Kirchenbundes hat dann die einzelnen Bundesmitglieder um Zustimmung zu diesen Beschlüssen ersucht. Der evangelische Kirchenrat des Kantons St. Gallen hat beschlossen, zu dieser Art der Erledigung der Zivildienstpetition seine Zustimmung nicht zu geben, da die wichtige Frage: «Gewissen und militärisches Waffenhandwerk» dabei doch offenbar zu wenig ernst behandelt worden sei. Zudem könnte im Kanton St. Gallen über etwas so Aktuelles nicht der Kirchenrat im Namen der Kirche entscheiden. Zuständig wäre doch nur die Synode. Die Antwort musste aber spätestens bis zum 20. März gegeben werden. Der Vorstand des Kirchenbundes möge also, wenn er ernsthaft die Frage der Zivildienstpetition in Diskussion setzen wolle, sie in gesetzlicher Weise der Abgeordnetenversammlung der Kirchenbundsmitglieder vorlegen. — Man wird wohl in weiten Kreisen unseres evang. Volkes diese Stellungnahme des st. gallischen Kirchenrates begrüssen.
E. E.

Bemerkung der Redaktion. Es ist gut, dass man das Vorgehen des Kirchenbundes nicht überall ohne weiteres hinnimmt. Hoffentlich wird sich auch anderwärts der Widerstand äussern. Man sieht übrigens an diesem Beispiel, welch eine Gefahr in der beginnenden Zentralisation unseres protestantischen Kirchenwesens liegt. Wie bald käme man damit in eine bürokratische Karikatur der katolischen Kirche hinein! Stärke und Leben des Protestantismus liegen in der einzelnen Gemeinde und im einzelnen Gewissen, wenn er Einheit sucht,

dann darf es nicht in der Organisation, sondern bloss im Geiste geschehen.

Die «christlichen Stimmen». Zu dem Rundschau-Artikel «Offizielles Christentum etc.» in der letzten Nummer bemerkt die Redaktion der «Christlichen Stimmen», dass diese das offizielle Organ sowohl des «Schweizerischen Kirchenbundes» als der schweizerischen Sektion des «Weltbundes der Kirchen» seien, die Redaktion daher nicht mit deren Beschlüssen und Aeusserungen identifiziert werden dürfe. Wir bringen dies gerne unsern Lesern zur Kenntnis und erklären unserseits, dass wir nicht die Absicht hatten, der Redaktion der «Christlichen Stimmen» etwas anzuhängen, sondern diese bloss wegen den darin veröffentlichten amtlichen Dokumenten als Spiegel der Halbheit unseres offiziellen Christentums in Betracht zogen. L. R.

Wer hilft? Einer deutschen Studentin der Theologie könnte durch eine kleine Summe geholfen werden, dass sie die ihr noch fehlenden zwei Semester ihres Studiums zu absolvieren vermöchte. Es handelt sich um eine Gesinnungsgenossin. Vielleicht finden sich unter den Lesern der Neuen Wege einige, die trotz den vielen Ansprüchen an unsere Hilfskraft für einen solchen Zweck gerne etwas beisteuern. Gaben nähme gerne entgegen Dr. L. Ragaz, Gartenhofstr. 7, Zürich 4.

Bern. Monatszusammenkunft der Freunde der «Neuen Wege» Sonntag den 13. Mai, abends 8 Uhr, im Unionssaal des Volkshauses. Oeffentlicher Vortrag von Prof. Dr. L. Ragaz aus Zürich: «Sozialismus und Glaube an die Menschen». Nachmittags um 3 Uhr findet im alkoholfreien Restaurant «zur Münz», 1. Stock, Marktgasse 34, eine Besprechung statt zur Festsetzung des Arbeitsprogramms. Dazu werden alle diejenigen, welche sich für unsere Arbeit interessieren, herzlich eingeladen. Der Ausschuss

Dokumente

Wer ist am deutschen Elend schuld?

Nicht, um Deutschland in seiner Not auch noch eins anzuhängen, sondern, um unsern deutschen Lesern an einem Beispiel die ihnen gewiss bekannte Tatsache zu erläutern, dass nicht der Versailler Vertrag, so schlimm er ist, alle Schuld an Deutschlands jetziger Not trägt, machen wir ihnen diesen Artikel einer schweizerischen Zeitung («Demokrat» in Olten), die im Ruhrkonflikt lebhaft für Deutschland eintritt, bekannt:

«In der «Schweizer Finanzrevue» war im November letzten Jahres zu lesen, dass eine süddeutsche Industriegesellschaft, deren Name leider nicht genannt wurde, von ihrem mehrere 100,000 Schweizerfranken betragenden Gewinn 30,000 Mark Steuern zahlte; das macht nach dem damaligen Kurswert ganze 24 Franken!

Im deutschen Reichstag hat jüngst ein sozialdemokrtatischer Redner geoffenbart, dass der gesamte Grundbesitz im letzten Jahr 11 Milliarden Mark Steuern bezahlte, das macht nicht einmal drei Millionen Franken! Dies ist kaum die Hälfte der Summe, welche diese Kategorie der Steuerpflichtigen im einzigen Kanton Zürich zahlt! Und man bedenke, dass das deutsche Reich hundertzehn Mal mehr Einwohner zählt als der Kanton Zürich, und dass

der Bodenreichtum eines Schweizerkantons verhältnismässig viel geringer ist als der Deutschlands.

Dass diese Enthüllung der Steuerverhältnisse den deutschen Machthabern sehr unangenehm war, beweist die Skandalszene, welche darauf im Reichstag erfolgte. Die Rechte fing gewaltig an zu lärmen und rief dem Redner zu: «Schurke! Sie verraten uns ans Ausland!» Dieses darf eben nicht wissen, wie reich eigentlich Deutschland ist, und dass die schwierige Lage der Reichsfinanzen ausschliesslich den skandalösen Steuerverhältnissen zuzuschreiben ist.

Im letzten Jahre haben alle industriellen Grossbetriebe Deutschlands ungeheure Gewinne erzielt, drei- bis fünfmal mehr als im Vorjahre. Dabei ist zu bedenken, dass das Aktienkapital ums Zehn- oder Mehrfache erhöht worden war, und zwar dadurch, dass die neuen Anteile den alten Aktionären zu einem lächerlich geringen Preis oder gratis angeboten wurden...

Um ihre Wuchergewinne zu verschleiern, sind die deutschen Industriellen neuestens auf ein sinnreiches Mittel gekommen. Sie fangen nämlich an, die fabelhaften Exportgewinne in Dollardividenden auszuzahlen und zwar derart, dass z. B. zehn Dividendenscheine zum Bezug einer Reichsschatzanweisung von fünf Dollar berechtigen. Nehmen wir an, eine solcher Dividendenschein laute auf 30 Prozent gleich 300 Mark, so berechtigen also 3000 Mark zum Bezug eines Schatzscheines von fünf Dollar. Nun sind aber gegenwärtig in Deutschland fünf Dollar 100,000 Mark wert! Also beträgt in diesem Fall die Dividende eigentlich 990 Prozent!! Aber man kann sich dabei zugleich als Patriot aufspielen, indem man dem armen Reich Geld leiht, natürlich zu einem hohen Zinsfuss!

Es sei nochmals betont: Solche Verhältnisse bestehen überall in der deutschen Industrie; es sind also keine Ausnahmefälle zitiert. Auch die deutschen Buchhändler erzielen aus dem Auslandsgeschäft ganz unglaubliche Gewinne, und dabei leiden die deutschen Wissenschafter derart Mangel, dass sie sich nicht einmal die nötigen Zeitschriften anschaffen können und jüngst einen Appell an die Schweizer Gelehrten um Hilfe erlassen haben. Wenn die deutschen Buchhändler nur einen kleinen Teil ihrer Wuchergewinne der deutschen Wissenschaft zuwendeten, wäre ihr geholfen und diese brauchte nicht an das Ausland zu gelangen.

Sind solche Zustände nicht himmelschreiend? Ein grosser Teil des deutschen Volkes leidet bitter Mangel. Dabei mästen sich eine kleine Anzahl von Grossindustriellen und Grossgrundbesitzern. Ein Stinnes, dessen Vermögen von englischer Seite auf zehn Milliarden Goldfranken geschätzt wird, streckt seine Polypenarme immer mehr aus und sucht auch Handel und Industrie der Schweiz zu erdrücken. Ist doch z. B. der Kohlenhandel von Zürich in wenigen Jahren zum grossen Teil in seine Hände geraten.

Es wäre Deutschland möglich, die Reparationsschulden zu zahlen, wenn diesen Vampyren am Mark des deutschen Volkes das Handwerk gelegt würde. Da liegt der Haken!»

Von Büchern [1]

Martin Buber.

Es sind gerade zehn Jahre her, dass Gustav Landauer, der schändlich im Wirrwarr des neuen Gestaltenwollens Gemordete, mit diesen Worten einen Aufsatz über Martin Buber einleitete: «Martin Buber war in diesen Jahren eine grosse Verheissung; er ist jetzt ein Gelöbnis geworden.» Damals erschien eben der «Daniel». Jetzt legt der Inselverlag dazu ein neues Werk: «Ich und Du». Und es ist nicht viel gesagt, wenn man von ihm sagt: es ist der weitaus stärkste Beleg für den Gelöbnis gewordenen Martin Buber.

Ich kenne nicht seine Lebensgeschichte. Und wenn ich sie kennte, würde ich sie vermutlich nicht erzählen, weil sie mir nicht als das Wesentliche erscheinen könnte.

Ich kenne den Menschen Martin Buber. Und ich liebe diesen Menschen mit meiner ganzen Innigkeit. Und aus dieser Liebe heraus nur kann und und mag und will ich von ihm zeugen.

Es ist seltsam: ein Anthroposoph, einer der allerverstocktesten, der allerverranntesten, der allereinseitigsten, las in einem Buche mit dem fremden Titel «Die Legende des Baalschem». Er las aus ihm vor. Er deutete daraus, für die Zwecke der Anthroposophie natürlich. Und das eigentlich ward der Anlass für mich, mich mit Martin Bubers Büchern zu beschäftigen; ich merkte: es ist nichts in ihnen, was sich ausschlachten lässt für irgend eine Partei-, Kirchen-, Konfessions-, Wissenschafts-Doktrin. Was da aufwacht, auferweckt war, das war weiter nichts als die ungeheure Fülle des Lebens. Nicht das Leben in seiner Buntheit. Nicht mal in seiner Derbheit. Aber das Leben in seiner Heiligkeit, in seiner tiefsten Religiosität.

Und da eben liegt auch die Bedeutung von allem, was über Martin Buber zu sagen ist.

Man kann versuchen, ihn als Religionsphilosophen zu beanspruchen oder als Nachfahren irgend eines umglorioIten Philosophen — man wird ihm dabei nie gerecht werden, und man wird höchstens dazu verleiten, dass eine Richtung sich über seine Werke stürzt, sie zu analysieren anhebt, sie annimmt oder verwirft, sie zerklittert oder verundeutlicht; und die, auf die es ankommt, im eigentlichsten und tiefsten Sinne ankommt, würden durch solches Unterfangen abgeschreckt und zurückgehalten werden. Sie würden argwöhnen und nicht merken, dass man diesen Menschen nicht irgendwo einreihen kann. Sie würden vor allem merken, dass man ihn am wenigsten unter die Juden einreihen kann. Martin Buber ist dem Judentum ganz innig

[1] Dieser Aufsatz nimmt uns eine Aufgabe ab, die wir uns schon lange gestellt: einige Werke Martin Bubers zu besprechen. Er kommt uns gerade zur rechten Zeit, da wir nächstens (anfangs Mai) die Freude haben werden, werden, Buber bei uns (zum mindesten in Bern und Zürich), zu hören.
Die Red.

verwoben. Er ist aus ihm erwachsen. Oft ist mir, er trüge ein jahrhundertealtes Erbe in sich und sei berufen, es zu offenbaren. Man kann Martin Buber nur verstehen, wenn man das Judentum verstehen will. Man kann dieses meinethalben ablehnen. (Man tut es ja meist nur aus ganz äusseren Gründen: aus rassehygienischen Erwägungen, aus persönlicher Antipathie, aus etwelchen üblen Begegnissen, aus der Kenntnis der jüdischen Karikatur. Und wie wenig denken wir dabei daran, dass unter uns Nichtjuden wahrscheinlich prozentual mehr Karikaturen unserer Art zu finden sind!) Das ist um so unwesentlicher, als man aus Martin Bubers Werk eine ganz andere, eine tiefere Einstellung dazu gewinnen wird, aus der heraus jede Ablehnung unmöglich ist, weil, was vom Judentum zu sagen ist, nicht minder von der Menschheit, zu der es gehört wie wir alle, gilt; eine Einstellung, die uns entweder zu einem Ja zwingt oder zu einem so grundsätzlichen Nein, dass damit eine ganz scharfe und eindeutige Trennungslinie, eben die Demarkationslinie, gezogen ist, über die hinaus und hinweg ein Kompromissmachenwollen undenkbar und unmöglich ist.

Wollte ich mit ganz wenigen Worten versuchen, klar zu umreissen, was das Charakteristische an Martin Bubers Wesen und Werk ist, so könnte ich nur dieses sagen: das denkbar grösste Verantwortungsbewusstsein. Und je mehr ich ihn kennen gelernt habe, aus seinen Werken nicht nur, sondern nun auch von Angesicht zu Angesicht, um so stärker empfinde ich: sein ganzes Wesen duldet keine Unwahrheit und keine Unklarheit. Es ist da irgend etwas, was einen zwingt, den letzten Grund der Dinge aufzuspüren; nicht irgendwo abzubrechen, weil es da nicht weiter gehe, oder weil man nicht weiter wolle; es gibt kein Schonen bei ihm. Rücksichtslos. Grausam wahr. Unerbittlich scharf. Leuchtend klar.

Und immer wieder: das Verantwortungsgefühl auch dem kleinsten Worte gegenüber. Was allein es vielleicht ermöglicht, dass jemand ein Buch wie den «Daniel» und noch mehr «Ich und Du» zu schreiben vermag.

Wer so ist, der muss etwas in seinem Leben erlebt haben, was des Lebens tiefste Wesenheit ausmacht. Er muss sein Leben erlebt und erlitten haben, und er muss nicht nur sein Leben erlebt und erlitten haben, er muss in seinem Leben, durch sein Leben und unser aller Leben und Leiden mit-leben und mit-leiden. Er muss Auge in Auge der Verzweiflung gegenüber gestanden haben, von der es einmal heisst: «Die Verzweiflung ist der höchste der Sendlinge Gottes; sie bereitet uns zu Geistern, die schaffen und entscheiden können» (im «Daniel», S. 135). Er muss die ganze Abgründigkeit des Chaos kennen. Nicht nur aus dem Hörensagen. Nicht nur aus Philosophien. Nicht nur aus Romanen. Er muss sie selbst erlebt haben. Wir müssen einmal zu uns selbst gelangen. Und tun wir das, dann erleben wir das Chaos in seiner urelementarsten Wesenheit. Und nur einzig und allein dann kann man jubeln: «Erst aber sich durchringen, mit blutigen Händen, unerschrockenen Herzens sich durchschlagen zu seinem Wesen selbst, aus dem alle diese Wunder auftauchen werden. Sich entdecken! Sich finden!

Sich erkämpfen!» Von diesem Sich aus kommt man zu seinem Volke. Man merkt, dass es eine Zweiheit und doch eine Einheit ist: Ich und Volk. Man sucht sein Volk, weil man es liebt. Und man findet einen Weg, der bedeutet: «Für sein Volk ein Leben wollen, aber kein Leben, das sich mit Leben begnügt, sondern ein reiches, schöpferisches, fortzeugendes Leben» («Wege zum Zionismus, 1901; in «Die jüdische Bewegung», I. Folge, Seite 42 u. 43).

Damit ist schon wieder ein Wesentliches aufgezeigt: Martin Buber gehört zu den Menschen, die das Schöpferische durchaus bejahen, die in der Erweckung des Schöpferischen, in der Wiedererweckung des Schöpferischen aus dem Wust es erstickender und unterdrückender Geistigkeit eine unserer vornehmsten Aufgaben, vor allem die vornehmste Aufgabe alles erzieherischen Beginnens, sehen.

In diesem Sinne kann man vielleicht einzig nur vom Künstler sprechen, nicht in der engen Wort-Begriffenheit, die die Jahre geprägt haben, sondern in des Wortes wahrem Sinne, angewendet auf jeden Könnenden, jeden Meister im Leben.

Man spürt in Martin Buber dieses Künstlertum ausserordentlich stark. Denn seine Worte sind von einer Prägnanz, seine Sätze von einer Schönheit, die einen immer wieder in Erstaunen setzen wird, die einem die Welt der Sprache, die Welt des Wortes als des von Anfang an Seienden überhaupt erst klar werden lässt in ihrer ganzen umfangenden und umfassenden Schönheit.

Man lese, welche Seite man will, nicht nur aus den köstlichen Nachdichtungen, die im Grunde ja doch aus Neu-Erlebnis, aus Nach-Erlebnis als Neuschöpfungen geworden sind, sondern auch aus Martin Bubers eigensten und durchdachtesten Werken, meinethalben aus seinen «schwierigen» oder gar «schwierigsten» Werken. Es mag sein, dass man den «Daniel», dass man «Ereignisse und Begegnungen», dass man «Ich und Du» zunächst wieder aus der Hand legt und sagt: es ist mir das zu hoch. Aber man wird, gezogen durch ein Geheimes, doch immer wieder dazu greifen, und man wird plötzlich dessen inne werden, dass das stimmt, was Martin Buber in seinem Aufsatz «Zur Klärung» (in «Der «Jude», Jahrg. VI, Heft 4, Januar 1922, S. 201) sagt: «Meine Sprache fordert von dem Leser nur eins: dass er wirklich lese.»

Freilich: wir haben das zumeist verlernt. Wir haben nicht mehr das Verantwortungsgefühlt gegenüber dem gesprochenen oder geschriebenen Worte — um wie viel weniger noch gegenüber dem gelesenen Wort. Wort ist uns wie Ware geworden. Zu kaufen an jedem Kiosk. In jedem Friseurgeschäft. Auf jedem Markt. Münze, abgegriffen, schmutzig, verklebt, dienlich nur einem Machtvermehren. Hier aber ist Wort etwas ganz anderes: ist wieder das Echte, das Ursprüngliche, das Göttliche.

Dem Göttlichen ist Martin Buber ganz eng verbunden. Man mag auch sagen: es ist ihm ganz eng verbunden. Wie es uns allen eng verbunden ist, ungemerkt oft, und öfter noch zerstört und getrübt.

Er fand den Weg zum Chassidismus, der sich ganz kurz so charakterrisieren lässt: «Gott ist in jedem Ding zu schauen und durch jede reine Tat zu erreichen» («Mein Weg zum Chassidismus», S. 9).

Man hat natürlich sofort den Einwand bereit: also Pantheismus. Und man ist glücklich, den unbequemen Gast nun doch sicher rubrizieren zu können. Ohne was unsere Wissenschaft schier undenkbar ist

Aber Martin Buber hat das gleich in den folgenden Sätzen zurückgewiesen, in denen es heisst: «Für die chassidische Lehre ist die ganze Welt nur ein Wort aus Gottes Mund; und dennoch ist das geringste Ding in der Welt würdig, dass Gott sich aus ihm dem Menschen, der ihn wahrhaft sucht, offenbare, denn kein Ding kann ohne einen göttlichen Funken bestehen, und diesen Funken kann jeder zu jeder Zeit und durch jede, auch die gewöhnlichste Handlung entdecken und erlösen, wenn er sie nur in Reinheit, ganz in göttlicher Intention gesammelt, vollbringt.» Und gleich sei noch ein anderes Wort dem angereiht, um weiter zu klären, was etwa noch zu klären bleibt: «Ich weiss nichts von einer «Welt» und von einem «Weltleben», die einen von Gott trennten; was so genannt wird, ist das Leben mit einer verfremdeten Eswelt, das erfahrende und gebrauchende. Wer wahrhaft zur Welt ausgeht, geht zu Gott aus» («Ich und Du», S. 110). «Gott umfasst das All, und ist es nicht; so aber auch umfasst Gott mein Selbst, und ist es nicht» (S. 111).

Mich dünkt, es sei in diesen Sätzen angezeigt, wie nahe Martin Bubers Leben und Lehren sich berührt, wo nicht gar deckt mit dem Echten, was in so manchen heutigen «Irrlehren» auftaucht oder auch bei den Atrünnigen, den wahrhaften Gott-Suchern oder auch bei den religiösen Revolutionären und Neuerern, die sich in Deutschland etwa um das Neue Werk (oder richtiger: um einzelne Zellen aus der Neu-Werk-Arbeit) gruppieren lassen, in der Schweiz um Ragaz und seine Freunde, international um die Jungen unter den Quäkern.

Ich möchte nicht missverstanden werden, als ob ich nun gar selbst doch versucht hätte, Martin Buber einzuordneen! Beileibe nicht! Woran mir liegt und was mir wichtig scheinen will, ist, festzustellen: Martin Buber ist nicht etwa ein isolierter Prophet, sondern in ihm dokumentiert sich ganz ungestüm und in seiner ganzen warmen Leuchtkraft unser aller Gott-Suchen und Gott-Ringen. Und wenn die christliche Kirche irgendwie aus Erstarrtheit und totem Formalismus zu neuem Leben sinnt, dann muss sie ähnliche und gar gleiche Wege gehen; dann müssen die Diener am Worte zunächst der Verantwortlichkeit, der Gewichtigkeit, der Spannweite des Wortes bewusst geworden sein.

Wir sind — die Gründe dafür aufzuwecken, dürfte nicht schwer sein — trotz allem Predigen und trotz allem Lehren Gott unendlich weit fern gerückt. An dieser Gottferne zerquälen sich viele der Gläubigsten oder versinken in Abergläubigkeit.

Wo aber ist unser Mut zum Erschüttertwerden? Unser Wille zur Umkehr, unser Wille zur Erneuerung?

Man schreit: tuet Busse! Aber man vergisst, dass nicht Busse ist, den Leib oder die Seele zu kasteien, sondern wahrhaft und wirklich nur die Umkehr zu uns selbst, das Selbstfinden, das Selbsterneuern. Und von da aus den Weg zu Gott gehen und finden.

Alle diese Gedanken sind aber nicht nur von einem begrenzten Werte oder einer engen Bedeutung. Wie schliesslich unser Drang zu relativieren uns verleiten möchte zu behaupten.

Die ganze Zerrissenheit unserer Zeit — ist sie denn etwas anderes als Symptom für die Zerrissenheit unserer selbst? Können wir Politiker, können wir Gesetzgeber, können wir Forscher, können wir Künstler haben mit der Weite des Blickes für die ganze Welt und der Tiefe des Herzens für Gott und Menschen, wenn in ihrem Innern hin und her wogt die Leidenschaft nach Ruhm und Macht und Glanz und Gewalt?

Zerfallen ist unser Handeln auf Erden, zerfallen ist das Handeln nach Aussen und das Bekennen nach Innen — das bei vielen zwar kaum mehr zur Geltung kommt; man ist versucht zu sagen: aberzogen ist.

In Martin Buber lernen wir vielleicht den Politiker der Zukunft kennen. Den liebenden Menschen. Den sehenden Menschen. Vielleicht einmal... Aber vielleicht zu spät für das Elend des Augenblicks, das den Erdball durchzuckt. Es ist da ein Bild in «Ich und Du», das mich nicht mehr loslassen will, so oft ich sehe auf das politische Geschehen rings um mich. Es ist dieses (S. 59): «... vor einem Nu hast du es wie ich gesehen, dass der Staat nicht mehr gelten wird; die Heizer häufen noch die Kohlen, aber die Führer regieren nur noch zum Schein die dahinrasenden Maschinen. Und in Nu, während du redest, kannst du es wie ich hören, dass das Hebelwerk der Wirtschaft in einer ungewohnten Weise zu surren beginnt; die Werkmeister lächeln dich überlegen an, aber der Tod sitzt in ihren Herzen. Sie sagen dir, sie passten den Apparat den Verhältnissen an; aber du merkst, sie können fortan nur noch sich dem Apparat anpassen, solang er es eben erlaubt. Ihre Sprecher belehren dich, dass die Wirtschaft das Erbe des Staates antrete; du weisst, dass es nichts anderes zu erben gibt als die Zwingherrschaft des wuchernden Es, unter der das Ich, der Bewältigung immer unmächtiger, immer noch träumt, es sei der Gebieter.»

Wir reden heute wieder unmässig viel von Gemeinschaft. Wir sind dabei auch hier in Gefahr, des Wortes wahren Sinn zu vergessen über unserm Hineindeuteln von uns jeweilig Genehmen. Wir reden von Volks- und Staatengemeinschaften. Wir haben verwegene Gedanken von Völkergemeinschaften und erleben immer wieder das Zusammenbrechen unserer so kühn gefügten Gedankenmonumente. Ob das nicht liegt daran, dass wir vermengen: Gesellschaft und Gemeinschaft? Dass uns das Vermögen der Synthese abgeht, das Martin Buber in so hervorragendem Masse eignet? Denn das ist ein durchgehender Zug in allem von ihm Geschriebenen und Gesprochenen: die Synthese zu vollziehen. Und dieses Vollziehen der Synthese ist letzthin ja immer wieder die Synthese mit Gott.

So, dem Wesenden nachgehend, würden wir erkennen: «Die Menschen, die nach Gemeinschaft begehren, begehren nach Gott. Alle Begier nach wahrer Verbundenheit geht nach Gott; und alle Begier nach Gott geht nach der wahren Gemeinschaft. Aber Gottbegier ist nicht Gottwollen. Die Menschen suchen Gott, aber er ist nicht aufzufinden, denn er ist nicht «vorhanden». Die Menschen möchten Gott haben, aber er gibt sich ihnen nicht, denn er will nicht besessen, sondern verwirklicht werden. Erst wenn die Menschen wollen werden, dass Gott sei, werden sie die Gemeinschaft tun.

Die letzte Not ruft das Gottwollen, «den Geist der Wende» (Schlussworte von «Gemeinschaft», S. 26).

Der Geist der Wende! Immer wieder kündet er sich an. Er kündet sich in der inneren Not der Masse, die führerlos sich treiben lässt und im Dunkeln der Einsamkeit des Einzelnen gen Himmel schreit um Hilfe. Er kündet sich aber auch in dem furchtbaren Ringen der Einzelnen, in dem Gottsuchen und Gottfinden, das ein so gewaltiges ist, dass der darum ahnende immer wieder die tiefe Freude am Leben empfindet, die all solch Suchen auslöst.

Es ist das nichts Neues. Grade aus den Legendenbüchern Martin Bubers erfährt man um dieses wahre Gottsuchen, das zugleich wahres Weltsuchen ist, im Volke Israel. Aber nicht auf dieses nur beschränkt. Vielleicht stärker hier, auswirkender als in andern Kreisen. Und vielleicht auch realer. Denn diese Heiligen sind ganz wundersam reale Heilige. Nie braucht man sie in einem Märchenlande zu suchen. Sie könnten heute noch ebenso gut aus den Dunkelheiten der Ghettos heraustauchen, diese «Narren Gottes», die man aus den Legenden von den Sufis kennt wie aus denen der Franziskusjünger, die im Orient wie im Okzident uns begegnen, diese Menschen-Heiligen, die niemand kürzer und treffender zeichnen kann als der so ganz in ihnen lebte und webte, dass er ihr Leben, ihre Wundertaten erzählt, als sei ihr Leben das seine und ihre Wundertaten von ihm erlebt. Der «Narr Gottes» —: «Das ist der Mensch, der um der unverstörten Unmittelbarkeitsbeziehung zu Gott willen aus den Regeln und Ordnungen der Menschen getreten ist, ohne jedoch aus ihrem Leben zu treten: er ist nur abgelöst, nicht abgeschieden; er steht einsam dem ewigen Du gegenüber, aber nicht in der Einsamkeit der Abgesonderten, sondern in jener welttreuen und gelassnen, die alle Verbundenheit einschliesst: abgelöst-verbunden lebt er inmitten der Menschen, ihre Mängel nur als die eigenen wahrnehmend, sich ihrer und aller Kreatur in der Gottesfreiheit erfreuend» heisst es im Geleitwort (S. LXX und LXXI) des einzigartigen Buches vom grossen Maggid und seiner Nachfolge, das einen anmutet wie ein ewiger Quell edelsten Menschenliebens.

Aber Martin Buber hat sich nie versteift nur auf sein Volk. Er ist, so stark er in ihm wurzelt, und vielleicht gerade deshalb, lange den Schritt gegangen, der zum Menschheitsganzen führt.

Er hat uns aus China mit der ihm eigenen blumenhaften Zartheit seiner Sprache Gespenster- und Liebesgeschichten erzählt; er wählt die Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse aus und schliesst sie ab mit einer wun-

derbaren Studie über die Lehre von Tao; er wählt ekstatische Konfessionen und leitet sie ein mit einer Abhandlung über Ekstase und Bekenntnis, die nichts an sich hat von trockener Gelehrsamkeit, aber alles vom im Erleben gereiften Menschen. Und auch hier dieses ganz einzigartige Begreifen von Sprechen und Wort — so, wenn es heisst: «Es gibt freilich ein allerstillstes Sprechen, das nur Dasein mitteilen, nicht beschreiben will. Es ist so hoch und still, als sei es gar nicht in der Sprache, sondern wie ein Heben der Lider im Schweigen. Es übt keine Untreue, denn es sagt nur aus, dass etwas ist.» (S. XX und XXI der ersten, Seite 18 der zweiten Ausgabe.)

Es übt keine Untreue — das ist das Gefühl, das einen überkommt, so oft man dem Worte dieses Mannes lauscht, hörend oder lesend.

Mag sein, dass das auch wieder damit zusammenhängt, dass er überall zu den Müttern hinabsteigt, als den Gebärerinnen alles Lebendigen. Nur so versteht man, dass gerade er das Kalewala, dieses seltsam-wunderbare finnische Nationalepos, neu herausgeben musste, eingeführt von einer Betrachtung «Das Epos des Zauberers». Man könnte mit Martin Bubers eigenen Worten auch sagen: das «Epos des schöpferischen Wortes» (S. XX).

Es ist unerlässlich, auf alle diese Arbeiten hinzuweisen, weil sie erst klar machen, welchen Weg Martin Buber gehen musste und muss. Sein Weg ist immer abseits des Tageslärms gewesen. Er wird es auch bleiben. Denn es ist nicht zu besorgen, dass sich, selbst in unserer stark dem Religiösen wieder zu tendierenden Epoche, allzu viele ihm als Schüler oder Jünger zugesellen werden. Man könnte fast sagen: der Dienst am Wort in seiner Ur-Bedeutung ist zu mühsam, ist zu schwer, ist zu wenig lockend, weil er ein Entsagen dem bloss-äusserlichen Blendwerk und Getue ist. Um so fester wird sich aber der Kreis seiner Freunde immer zu ihm bekennen, wissend, dass er zu den stärksten Erneuern nicht eines Volkes, sondern der Menschen gehört.

Gustav Landauer hat, in seinem schon erwähnten Aufsatz, darauf hingewiesen, dass aus der Gattung der Abstraktion mit dem Gefühl (was gnostisch zu nennen vielleicht zu gefährlich ist) etwas herrührt, was sich damals schon zeigte, was er merklicher werden hoffte und glaubte, was tatsächlich auch wohl der Fall ist: «Wie Buber der Apostel des Judentums vor der Menschheit ist, so wird er ein Erwecker und Fürsprecher des spezifisch frauenhaften Denkens sein, ohne das unsrer fertigen und gesunkenen Kultur keine Erneuerung und Erfrischung kommen wird. Nur erst, wenn alles, was als Geschenke im Geist der Menschen lebt, wenn all unser abstraktes Denken zur Vermählung eintaucht in den tiefen Grund des Gefühls, wird aus unserem Denken Tat, wird aus unserer logischen Oede wahrhaftes Leben erwachsen. Dazu wird die Frau helfen; und wie Rahel, zu deren geistiger Familie Martin Buber gehört, von dem frauenhaften Manne Goethe geweckt und gehalten worden ist, so werden die Frauen kommen und sind schon unterwegs, die in Bubers Gedankenmusik einstimmen» (in «Der werdende Mensch», S. 249/250). Dieses toten Freundes Worte sind vielleicht

das Schönste, was über Martin Buber gesagt werden kann. Als Eigner hat er immer neben Gustav Landauer gestanden; und ihm so nahe, dass er und niemand anders allein als Pfleger seines literarischen Nachlasses bestimmt werden konnte. Das Bekenntnis zu dem toten Freunde, das in der Erfüllung, in der Aufsichnahme seines letzten Willens eingeschlossen ist, weckt in uns das frohe Hoffen, dass viel tiefer, als wir ahnen und merken, wir einander verwurzelt sind und Kraft geben, Kraft nehmen, werkend an dem Einen: dem Dienen zu Gott als dem Dienen am Menschen.

* * *

Dass es mir fern liegt, irgendwie Werk und Leben Martin Bubers in einen engen Rahmen gefasst seiner Mitwelt zu präsentieren, brauche ich kaum sonderlich zu betonen. Dieses ist allein der Zweck meiner Worte: ihn als Freund zu gewinnen denen, die in sich ein ähnliches Suchen und Ringen verspüren, wie es einem Grossteil der deutschen Jugend eignet. Nicht einen neuen Führer will ich proklamieren. Nicht einen Propheten ausrufen. Ganz schlicht nur sagen: Siehe, da kommt einer, der Dir zeugen kann von dem Wesen der Dinge, vom Wesen des Menschen, vom Wesen Gottes.

Und dann mag es dem Einzelnen überlassen bleiben, sich dem aufgezeichneten Werke als willfährig Aufnehmender zuzuwenden. Ich versuche, soweit es mir möglich ist, und ich darf annehmen mit einigem Anspruch auf Vollständigkeit, die Schriften Martin Bubers in einer leicht durchschaubaren bestimmten Anordnung zusammenzustellen:

Daniel. Gespräche von der Verwirklichung. Inselverlag, Leipzig. Zweite Auflage. 1919. 153 Seiten.

Ereignisse und Begegnungen. Ebenda. Zweite Auflage. 1920. 98 Seiten. (Geschrieben 1907 und 1914.)

Ich und Du. Ebenda. 1923. 140 Seiten. (Entwurf 1916, erste Niederschrift Herbst 1919, endgültige Fassung Frühling 1922.)

Die Geschichten des Rabbi Nachman. Rütten u. Loening, Frankfurt a. M. Neuntes bis dreizehntes Tausend. 1920. 156 Seiten. (1906.)

Die Legende des Baalschem. Ebenda. Achtes bis zehntes Tausend. 19920. XII und 237 Seiten. (1907.)

Der grosse Maggid und seine Nachfolge. Ebenda. 1922. XCVI und 226 Seiten. (1921.)

Die Rede, die Lehre und das Lied. Drei Beispiele. (Enthält die Geleitworte zu den Ekstatischen Konfessionen, zu den Reden und Gleichnissen des Tschuang-Tse und zum Kalewala.) Leipzig, Inselverlag. Zweite Auflage, 1920. 127 Seiten. (1909, 1910 und 1914.)

Drei Reden über das Judentum. Rütten und Loening, Frankfurt am Main. 8.—17. Tausend. 1920. 102 Seiten. (1909 bis 1911.)

Der heilige Weg. Ein Wort an die Juden und an die Völker. Ebenda. 4.—13. Tausend. 1920. 90 Seiten. (1918.)

Vom Geist des Judentums. Reden und Geleitworte. Kurt Wolff, München. 4.—5. Tausend. 1916. 193 Seiten. (Drei Reden aus den Jahren 1912—1914 und die Geleitworte zum Rabbi Nachman 1906 und zum Baalschem 1907.)

Cheruth. Eine Rede über Jugend und Religion. R. Löwit, Wien und Berlin. 1919. 36 Seiten.

(Diese Reden erscheinen demnächst in einer neuen Ausgabe, neun Reden enthaltend, bei Rütten u. Loening in Frankfurt am Main).

Die jüdische Bewegung. Gesammelte Aufsätze und Ansprachen 1900—1914. Erste Folge. Jüdischer Verlag, Berlin. Zweite Auflage 1920. 254 Seiten. Zweite Folge 1916—1920. Ebenda 1920. 223 Seiten.

Worte an die Zeit. Dreiländerverlag. München, Wien, Zürich. 1919. Erstes Heft: Grundsätze. 11 Seiten. Zweites Heft: Gemeinschaft. 26 Seiten. (Die weiteren Hefte sind nicht erschienen.)

Mein Weg zum Chassidismus. Erinnerungen. Rütten u. Loening, Frankfurt am Main. 1918. 28 Seiten.

Ekstatische Konfessionen. Gesammelt von M. B. Jena, Eugen Diederichs, 1909. XXVIII und 239 Seiten. Veränderte Neuausgabe. Inselverlag zu Leipzig. 1921. 202 Seiten.

Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse. Deutsche Auswahl. Neubearbeitete Ausgabe. Inselverlag, Leipzig. 1918. 129 Seiten. (1910.)

Kalewala. Das National-Epos der Finnen. Uebertragung von Anton Schiefner. Bearbeitet und durch Anmerkungen und eine Einführung ergänzt. 4. und 5. Tausend. Verbesserte Neuausgabe. Meyer u. Jessen, München. XX und 355 Seiten. (1914 und 1921.)

Chinesiche Geister- und Liebesgeschichten. 5.—7. Tausend. Rütten u. Loening, Frankfurt am Main. 1919. XV und 188 Seiten.

Einige in Zeitschriften (vor allem «Der Jude»), im Insel-Almanach und andernorts veröffentlichte kürzere Aufsätze sowie Uebertragungen sind in den bisherigen Buchausgaben noch nicht erschienen. Hinzuweisen ist endlich auf die von Martin Buber besorgten Neuausgaben von Werken Gustav Landauers (insbesonders «Der werdende Mensch», Gustav Kiepenheuer in Potsdam. 1921. X und 366 Seiten) sowie auf die von ihm kurz eingeleiteten Loblieder des Elijahu Rappeport (im Marcan-Block-Verlag zu Köln am Rhein 1923. 67 Seiten.) Dr Karl Wilker (Berlin)

Briefkasten

1. Ein aus dem Ausland zurückgekehrter Freund schreibt uns: «Mit Interesse habe ich wieder einmal eine Nummer der «Neuen Wege» gelesen, die sich ganz bedeutend entwickelt haben. Meiner Ansicht nach waltet jedoch noch zu sehr der Geist der Diskussion. Die Zeitschrift sollte gleichzeitig auch mehr dynamisch wirken, willensbildend, tataufrüttelnd, menschengesaltend. Dann würde sie eine Tat sein.»

Statt einer Antwort sei eine Frage an die Leser gestellt: Was sagen Sie zu dieser Aeusserung? Ist sie richtig oder nicht?

2. An X.: Ob sich die Neuen Wege nicht einmal zur Freiland-Freigeld-Theorie äussern werden? Wir wollten es schon lange tun, haben es aber zumteil deshalb unterlassen, weil die Neuen Wege die Behandlung dieser stark technischen Probleme mehr als die Aufgabe des «Aufbau» betrachteten. Doch werden wir, wenn möglich, einmal über die Bewegung von allgemeineren Gesichtspunkten aus reden. Ein Artikel über Werner Zimmermann ist schon lange gerüstet. Wir bitten um ein wenig Geduld. Es kommt alles dran.

3. An H.: «Sie halten sich über den Artikel «Zur deutschen Not» im Februarheft auf. Dabei scheinen Sie vorauszusetzen, dass die in den «Neuen Wegen» erscheinenden Beiträge immer genau den Meinungen der Redaktoren entsprechen. Das ist aber keineswegs der Fall. Wir gewähren freie Rede. Jenen Artikel hätten wir nicht genommen, wenn er von schweizerischer Seite gekommen wäre, aber als deutsche Stimme, und zwar als von einem ausgezeichneten Menschen stammend, glaubten wir ihn neben den andern bringen zu müssen. Wer anders denkt, warum antwortet er nicht? Auch ihm steht bei uns das Wort frei.

Von der Liebe

Wie man die Menschen lieben soll, habe ich von einem Bauern gelernt. Der sass mit andern Bauern in einer Schenke und trank. Lange schwieg er wie die andern alle, als aber sein Herz vom Wein bewegt war, sprach er seinen Nachbarn an: «Sag du, liebst du mich oder liebst du mich nicht?» Der andere antwortete: «Ich liebe dich sehr.» Aber er sprach wieder: «Du sagst: ich liebe dich, und weisst doch nicht, was mir fehlt. Liebtest du mich in Wahrheit, so würdest du es wissen.» Der andere vermochte kein Wort zu erwidern, und auch der Bauer, der gefragt hatte, schwieg wieder wie vorher. Ich aber verstand: Das ist die Liebe zu den Menschen, ihr Bedürfen zu spüren und ihr Leid zu tragen. (Aus Buber: Der grosse Maggid.)

Sünde und Schwermut

Ein Chassid klagte dem Lubliner, dass er von bösen Lüsten geplagt werde und darüber in Schwermut gefallen sei. Der Rabbiner sagte ihm: «Hüte dich über alles vor der Schwermut, denn sie ist schlimmer und verderblicher als die Sünde. Was der böse Geist im Sinn hat, wenn er die Lüste im Menschen weckt, ist nicht, in ihn die Sünde, sondern ihn durch die Sünde in die Schwermut fallen zu lassen.» (Aus Buber: Der grosse Maggid.)

„Aufgefahren gen Himmel"

> Und der Herr, nachdem er mit ihnen geredet hatte, ward er aufgehoben gen Himmel und sitzet zur rechten Hand Gottes. Sie aber gingen aus und predigten an allen Orten; und der Herr wirkte mit ihnen und bekräftigte das Wort durch mitfolgende Zeichen.»
>
> Markus 16, 19. 20.

Manche Leser werden mit einem gewissen Unbehagen diesen Artikel zur Hand nehmen, denn — kann ein heutiger Mensch überhaupt noch etwas anfangen mit dem alten Glauben an die Himmelfahrt Christi? Unser Geschlecht begeht zwar noch Jahr für Jahr das Himmelfahrtsfest, aber es hat die innere Beziehung zu demselben verloren und sich an diesem Tage seinen eigenen Festtag zurecht gemacht. Die Auffahrtsfreuden sucht man heute in Dingen, die weitab liegen vom ursprünglichen Sinn dieses Festes; der Auffahrtstag wird ausgefüllt mit allen möglichen Veranstaltungen und ist zumal zum beliebtesten Ausflugstag geworden, sodass man fast auf den Gedanken kommen könnte, das A u f fahrtsfest werde von den heutigen Christen nur noch als A u s fahrtsfest verstanden.

In diesem heutigen Auffahrtsbetrieb kommt aber nur die tiefe Entfremdung unseres Geschlechtes gegenüber der Bedeutung dieses Tages zum Ausdruck. Man weiss mit dem Fest nichts mehr anzufangen, drum legt man seinenen eigenen Sinn hinein und gibt ihm auf eigene Weise ein festliches Gepräge. Sogar dort, wo man an diesem Tage noch die Himmelfahrt Christi feiert, tut mans oft mit einer gewissen Verlegenheit, als schämte man sich dieser Verkündigung; man sucht auch diesem Fest einen andern, weniger anstössigen Sinn zu geben oder man verlegt in neuester Zeit die Feier gerne in die freie Natur und gestaltet sie so, dass sie gerade für jene Kreise, die in diesem Tage vor allem den Ausfahrtstag sehen, wieder eine gewisse Anziehungskraft bekommen soll.

Woher kommt diese Entfremdung? Die meisten werden den Grund hiefür darin sehen, dass die alte, dem mittelalterlichen Weltbild entsprechende Vorstellung von der Himmelfahrt Christi dem heutigen,

durch die moderne Naturwissenschaft aufgeklärten Menschen Unmögliches zumute. Und gewiss mag die Tatsache, dass wir den Himmel, der sich über uns wölbt, mit andern Augen betrachten als die Menschen früherer Zeiten, manchem die innere Beziehung zum Himmelfahrtsfest erschweren. Aber der eigentliche Grund jener Entfremdung liegt doch nicht hierin, — steht doch auch der heutige Christ nicht nur jener äusseren Vorstellung, sondern auch dem eigentlichen Sinn, der darin einen Ausdruck gefunden hat, fremd gegenüber. Wenn wir derart vom Standpunkt des modernen, aufgeklärten Menschen den Glauben an die Himmelfahrt von uns weisen wollten, so dürfen wir uns auch nicht verbergen, dass genau dieselben Gründe uns auch zur Ablehnung aller andern christlichen Wahrheiten führen müssten. Die andern kirchlichen Feste z. B. weisen durchaus jenes Anstössige des Himmelfahrtsfestes auch auf. Das Leben, das uns in Jesus Christus offenbar geworden ist und auf das in ihrer Weise die kirchlichen Feste hinweisen, bewegt sich eben überhaupt nicht auf derselben Fläche wie unser gewohntes Leben und das ganze Leben dieser Welt: in diesem Leben und all seinen Kundgebungen und Erscheinungen tritt uns wirklich ein völlig Anderes und Neues, ein unfassbar Hohes entgegen, das unserem gewohnten Leben und Denken ebenso fremd und unzugänglich gegenübersteht, wie der Himmel der Erde.

Oder lässt sich denn etwa das Walten des heiligen Geistes unter den Menschen, auf das uns Pfingsten hinweist, vom Standpunkt all unseres gewohnten Menschengeistes erfassen und verstehen? Oder kann die grosse Auferstehungsbotschaft des Osterfestes mit irgend einer menschlich-irdischen Erfahrung verglichen werden? Kann unser Denken die Bedeutung und Wirkung des Opfertodes Jesu begreifen? — kann es darin etwas anderes sehen als eben den T o d, den Untergang, also etwas, was wahrhaftig keinerlei Anlass zu einem Feste gegeben hätte? Und auch das Weihnachtsfest stellt an unsern Verstand dieselbe Zumutung wie das Himmelfahrtsfest und ist für ihn genau so unfassbar mit seiner Verkündigung wie jenes, — weisen doch beide eben darauf hin, dass Christus aus einer andern Welt stammt und einer andern Welt angehört, als unsere es ist. Beim Weihnachtsfest handelt es sich eben nicht um ein menschliches Geburtstagsfest: wir feiern da nicht die Geburt Jesu von Nazareth, des Zimmermannssohnes, sondern die Geburt dessen, der als der C h r i -

stus von Gott in unsere Welt gesandt wurde, der von oben her ist, während wir von unten her sind. Mit feinem Sinn, der durch keine noch so beweiskräftige Bibelkritik zerstört werden kann, nennt die Weihnachtsgeschichte darum nicht das zufällige Nazareth, sondern Bethlehem, die Stadt Davids und des verheissenen Messias, als Geburtsort Jesu und auch jener ganze himmlische Glanz, den diese Geschichte über die Geburt Christi breitet, gehört wesentlich dazu und bringt unendlich besser, als alle spätern Lehren und Glaubensformeln es vermögen, jene entscheidende Wahrheit zum Ausdruck, dass Christus als der Vertreter der Welt Gottes zu uns gekommen ist und diese Welt auch auf Erden bringen wollte und nicht wie irgend ein Geistesheros eine menschliche Religion gründete, die wir neben unserm alten Leben pflegen sollten.

So verkünden alle diese Feste Wahrheiten, die selber schon jener neuen, durch Christus geoffenbarten Welt angehören. Diese Feste sind mit ihrer Verkündigung auf dem Boden dieser neuen Welt gewachsen und müssen, losgelöst von diesem Boden, ihren Sinn verlieren und schliesslich völlig unverständlich werden. Verpflanzt auf den Boden unserer Welt und unseres Lebens, verlieren sie ihre Lebenskraft und können höchstens noch das trügerische Dasein einer künstlich grossgezogenen Treibhauspflanze führen. Und ist es nicht tatsächlich so, dass unsere Feste einerseits ein solches künstlich aufrecht erhaltenes Leben in den grossen Treibhäusern der Kirchen führen, andrerseits aber völlig entwurzelt und drum bereits wie abgestorben in unserem Leben drin stehen? Alle Versuche, diese Feste wieder zu beleben und aufzufrischen, sind auch zum vornherein zum Scheitern verurteilt, denn einzig und allein auf dem Boden, aus dem sie einst hervorgewachsen sind, können sie auch heute gedeihen: Sinn und Bedeutung haben sie nur dort, wo die Menschen im Glauben an jene in Christus sichtbar gewordene Gotteswelt stehen und voller Sehnsucht und Verlangen ihrem Kommen auch auf diese Erde entgegenschauen.

Im Besondern gilt das nun auch vom Himmelfahrtsfest. So unverständlich, ja lächerlich es denen erscheinen mag, die nur die bestehende Welt kennen und anerkennen und in ihr volle Befriedigung finden, so bedeutungsvoll und unentbehrlich wird seine Botschaft denen, die im Glauben an jene Gotteswelt leben und auf deren Sieg

auf Erden hoffen. Im Glauben an die Himmelfahrt Christi haben einst die Jünger Kraft gefunden für den Kampf, in den sie gerade der scheidende Christus hineingestellt hat. Ja, dieser Glaube stand recht eigentlich im Mittelpunkt des ursprünglichen Christenglaubens und darum hat man dann auch der Erinnerung an die Himmelfahrt Christi einen besondern Tag im Kirchenjahr geweiht und dem Glauben an den gen Himmel gefahrenen Christus auch im Bekenntnis einen Ausdruck zu geben versucht: «Ich glaube an Jesus Christus, der aufgefahren ist in die Himmel, wo er sitzt zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters.» Und wenn auch das Festhalten jener Wahrheiten im Bekenntnis keinerlei Ersatz sein kann für das Leben in diesen Wahrheiten, so kann uns doch gerade dieser alte Glaubenssatz, der doch einmal aus wirklichem lebendigem Glauben herausgewachsen ist, als Hinweis dienen auf den uns so fremd gewordenen Sinn dieses Glaubens.

Das «Aufgefahren gen Himmel» wird in dem schlichten Wort des Evangelisten, wie im Glaubensbekenntnis in seiner Bedeutung noch näher bestimmt: «wo er sitzt zur rechten Hand Gottes». Und eben im Glauben an diesen zur rechten Hand Gottes erhöhten Christus fanden jene Christen die Quelle ihrer Kraft, die Siegeszuversicht in dem Kampf, den sie zu führen hatten. In diesem Glauben wussten sie ihren Herrn als den, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, dem Gott einen Namen gegeben hat, der über alle Namen ist und in dessen Namen sich beugen sollen aller Knie im Himmel und auf Erden und unter der Erde. Drum blickten sie ihm nicht nach wie einem Verstorbenen, nein, wie sie gestern, als sie noch mit ihm zusammen waren, in ihm den Christus, den Sohn des lebendigen Gottes, erkannt hatten, so schauen sie noch heute zu ihm empor als zu ihrem unsichtbaren König. Mit seiner Himmelfahrt ist er nicht von ihnen fortgegangen, er ist vielmehr gen Himmel gefahren, um wieder zu kommen in Kraft und Herrlichkeit, — «von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten». Der erhöhte Christus hat auf Erden nicht nur eine Vergangenheit, sondern vor allem eine Zukunft, ja ihm, dem Erhöhten, gehört überhaupt die Zukunft. Gerade in dieser seiner Erhöhung liegt die Bestätigung, dass er wirklich der Christus ist, und die Gewähr, dass es auch auf Erden noch zu einem Siege seines Reiches kommen muss.

In dieser Gewissheit, dass Christus aufgefahren ist gen Himmel und sitzt zur rechten Hand Gottes, gingen die Jünger hin und predigten an allen Orten. Wer an den gen Himmel gefahrenen Christus glaubt, der geht hin in alle Welt und verkündet die frohe Botschaft allen Völkern. Der nimmt diese Welt für Gott in Anspruch und zeigt den Völkern ihren wahren Herrn und König. Und an allen Orten wird dieser Christus gepredigt: während Jesus, als er noch in Galiläa herumzog und predigte, eben an dieses Galiläa gebunden war mit seiner Wirksamkeit und sich hier auch nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel gesandt wusste, ist der erhöhte Christus der Weltheiland, der für alle da ist und seine Herrschaft allenthalben aufrichten will. Alle nationalen Schranken, die das Heil einem auserwählten Volke reservieren möchten, alle kirchlichen Abgrenzungen, die den Geltungsbereich der Herrschaft Christi auf ein besonderes heiliges Gebiet beschränken möchten, alle Ausschliessungen, die im Namen irgend einer Religion und Moral vollzogen werden, müssen vor dem Erhöhten dahinfallen, denn er will seine Herrschaft mitten im Leben der Menschen aufrichten, das «Weltliche» wie das «Geistliche» unter seinen Willen stellen und die Sünder wie die Frommen zu seinem Reiche berufen. Als Erhöhter ist er der über alle menschliche Befangenheit und Beschränktheit Erhabene und sein Reich ist drum ein Reich ohne Grenzen und Schranken.

Dass der gen Himmel Gefahrene aber immer noch, ja erst recht dieser Erde angehört und mit all seinem Wirken auf sie gerichtet ist, das durften die, die sich zu diesem König bekannten, immer wieder erfahren. «Der Herr wirkte mit ihnen und bekräftigte ihr Wort durch mitfolgende Zeichen.» Der zur rechten Hand Gottes Erhöhte tut auch auf Erden seine Macht kund und beginnt hier mit den Seinen eine neue Geschichte, welche mitten in der Menschenwelt die Gotteswelt und ihr neues Leben sichtbar werden lässt. Er sammelt sich auf Erden ein Volk, das ihm sein Leben unterordnet und so seinen Wandel «im Himmel» hat, — und gerade dadurch kommt der Himmel, in den Christus aufgefahren ist, auch zur Erde und gewinnt hier an Boden.

So hat die Himmelfahrt ihre Bedeutung gerade für unsere Erde. Wie Christus nicht in den Himmel aufgefahren ist, um dort für immer unserer Welt und ihren Nöten entrückt zu sein und der Mittelpunkt eines neuen Religionswesens zu werden, sondern gerade, um Kraft

und Macht für seinen Sieg auf Erden zu gewinnen, so steht auch der, der an die Himmelfahrt Christi glaubt, nicht gleichsam da, an den Himmel hinaufstarrend und darob den Blick für die Erde und ihre Nöte verlierend, nein, im Glauben an jene Himmelswelt und im Vertrauen auf den zur rechten Hand Gottes Erhöhten harrt er auf jene neue Welt, in der Christus allein der Herr ist und lässt sich von Christus in die alte Welt hineinsenden, um darin auf diese einzige Notwendigkeit der Herrschaft Christi hinzuweisen und hinzuwirken.

R. Lejeune

Freidenkertum und Religion.

1. Zur Orientierung.

Es ist ein Problem von ausserordentlicher Tragweite, mit dem wir uns hier auseinanderzusetzen haben; ja, es ist meine Ueberzeugung, der ich im Folgenden Ausdruck geben will, dass von seiner Lösung die Zukunft der Menschheit abhängt, die kulturelle und sittliche Gestaltung, die Entscheidung über ihr geistiges und materielles Schicksal. Nirgends wird der tragische Riss mit gleicher Deutlichkeit sichtbar, der durch unser Gesamtleben geht, nirgends darum auch die Notwendigkeit, klärend, helfend, rettend einzugreifen. Denn es handelt sich hier um viel mehr als um den Gegensatz zweier Weltanschauungen, zweier philosophischen Theorien; es handelt sich um den zweier Gesinnungen und Lebensrichtungen, die in den menschlichen Entwicklungsprozess bestimmend und zielgebend eingreifen wollen.

Dem entspricht es auch, dass beide, Freidenkertum und Religion, nicht als klar umschlossene, festumrandete Gebilde vor uns stehen, zwischen denen die Grenze in völlig eindeutiger Weise verläuft. Es gibt nicht wenige Erscheinungen, angesichts deren wir in einige Verlegenheit geraten müssten, wenn wir sie in eine der beiden Gruppen einzureihen hätten. Wo beginnt das Freidenkertum und wo hört es auf? Wo haben wir es schon mit Religion zu tun? Aber schliesslich ist es das Wesen wohl jeder Unterscheidung, fliessende Grenzen zu haben; sie wird darum nicht selbst in diese Unbestimmtheit ihrer logischen Gemarkungen hineingezogen. In unserem Falle kann es kein Zweifel für uns sein, dass der Gegensatz ein wurzelechter ist. Eine an-

dere Athmosphäre strömt uns beide Male entgegen; andere Kräfte gehen von hüben und von drüben auf unser Leben aus. Und das ist weit mehr, als uns abstrakte Gedankengänge zu bieten vermögen.

Keine endgültige Klärung dürfen wir uns von dem üblichen Schema der Kontroversen versprechen, die sich zwischen Freidenkertum und Religion abspielen und eigentlich seit Jahrzehnten an der Tagesordnung sind. Es erhöht die Schlagkraft dieser wechselseitig geübten Polemik, dass sie in den Kampf der politischen Parteien hineingezogen wird, aber zugleich verflacht es sie und verdunkelt gerade ihre Kernpunkte. Wir würden insbesondere zu einer sehr abschätzigen, aber einseitigen und ungerechten Beurteilung des Freidenkertums gedrängt, wollten wir uns an diesen seinen Aeusserungen entgültig über sein Wesen und seinen Wert orientieren. Welcher Wust unklarer, verantwortungsloser Begriffe wirbelt uns hier entgegen! Welche Scheinlösungen abgründlicher Probleme, mit denen das menschliche Denken seit Jahrtausenden ringt, werden uns hier als bare Erkenntnisse angepriesen! Und eben diese Wohlfeilheit, diese bestechende Leichtigkeit des Erwerbs bei ganz geringfügigem Einsatz sind, wie im wirtschaftlichen Verkehr, ein besonders Lockmittel für unerfahrene und darum besonders zugängliche Gemüter. Was soll man zu dem Thema sagen, das in Freidenkerversammlungen so gern auf der Tagesordnung steht und zur antiklerikalen, antikirchlichen, antireligiösen Propaganda verwendet wird: Darwin *oder* Moses? Entwicklung oder Schöpfung? Es ist schwer, hier Ruhe und Ernst zu bewahren. Worüber soll man mehr in Staunen oder Entrüstung geraten? Ueber die Unzulänglichkeit der Mittel, mit denen sich eine übelberatene Halbbildung in die schwindligsten Regionen des Geistes emporwagt? Ueber die Skrupellosigkeit, mit der Tausenden und Abertausenden darbender Seelen — gerade aus den empfänglichsten Schichten der arbeitenden Bevölkerung — eine Fülle dunkler, aber doch Lebenskraft ergriffener Minderheitsvorstellungen geraubt und an ihrer Statt ein Blendwerk dargereicht wird, das sie in nebelhafte Fernen sich verlieren lässt? Als ob Moses durch Darwin widerlegt wäre; als ob Darwin eine solche Widerlegung jemals im Sinne gehabt hätte! Als ob Religion, Christentum, ja selbst Kirche eins wäre mit mosaischer Schöpfungsgeschichte! Wenn Gott die Welt nicht in sieben Tagen erschaffen hat, folgt daraus, dass es keinen Gott gibt, oder dass er mit

der Materie der Natur identisch ist? Und nun, dieses magische Zauberwort der Entwicklung, das alles erklären soll und sich überall dort einstellt, wo die klaren Begriffe ausgehen! Man weiss gar nicht, wo man mit der Sonde der Kritik zuerst ansetzen soll. Entwicklung kann doch niemals ein Ersatz der Schöpfung sein, da sie das Geschaffene immer schon voraussetzt und entweder die blosse Offenbarung der in ihm eingeschlossenen Möglichkeiten oder selbst einen schöpferischen Akt ausdrückt. Lamark und Darwin konnten und wollten nicht die Entstehung der Welt, nicht einmal die des Lebens erklären, sondern bloss seine Entfaltung und Höherpflanzung; wenn wir auch davon absehen, dass ihre Theorien unter der Wucht der in unsern Tagen sich unaufhörlich erneuernden Angriffe mehr und mehr abzubröckeln beginnen. Aber vollends, zu meinen, ein Satz der Bergpredigt oder überhaupt des Evangeliums könne durch die «Entstehung der Arten» erschüttert werden, beweist eine Verwirrung, die kaum zu überbieten ist. Und gibt es nicht grosse, gewaltige Religionen, die, wie die indischen und chinesischen, von der mosaischen Schöpfungslehre völlig unberührt sind? Auch der strengste Bibelgläubige wird einem Bekenner Buddhas oder Laotses vernünftigerweise nicht tiefste Religiosität absprechen können. Aber wir wollen uns bei diesem Exempel, das freilich besonders kennzeichnend ist, nicht länger aufhalten.

Wir könnten eine ganze Reihe Aehnlicher heranziehen; man muss sie nicht erst suchen; an jedem Freidenkerabend, in jeder Monistenversammlung strömen sie einem in ganzen Mengen zu. Nehmen wir gleich den Begriff des Monismus, der heute eine so ausserodentliche Werbekraft entfaltet. Was ist mit dieser Einheitslehre, die aller dualistischen Skrupel als idealer Atavismen spottet, denn eigentlich gemeint? Wenn es kein glatter Materialismus ist, der das Seelisch-Geistigte zu einem blossen Schein oder höchstens zu einem Anhängsel der Körperwelt herabdrückt, so bleibt nichts übrig als das Dogma von der absoluten Einheit und Allgemeinheit des Naturgesetzes, die sich auf das innere wie das äussere Sein erstrekken soll. Nun kann es für den, der sich unbefangen und voraussetzungslos den Tatsachen der Erfahrung hingibt, der sie sprechen lässt, anstatt ihnen vorwitzig ins Wort zu fallen, kaum etwas Willkürlicheres geben als jene mit starrster Unduldsamkeit vorgetragene

Behauptung. Ist es schon schwer, wohl unmöglich, sämtliche körperlichen Phänomene, anorganische und organische, unter einen Hut zu bringen; hat sich gerade die moderne Biologie hier zu weitestgehenden Zugeständnissen an die alte Metaphysik bequemt: so führt sich der Gesetzesmonismus in seiner Anwendung auf das seelische und geistige Leben selbst ad absurdum; und bloss durch eine erschreckende Verengung und Vergröberung dieser Lebenserscheinungen, ihren Zuschnitt auf einen rohen Naturalismus, gelingt es ihm, sein Fiasko vor weniger scharfblickenden Augen zu verbergen. Kurz und bündig gesprochen: wenn man aus der geistigen Welt den Geist heraustreibt, dann ist es nicht schwer, die Unterschiede zwischen ihr und der körperlichen bis zur Unkenntlichkeit zu verwischen. Der naturalistische Monismus, die naturwissenschaftliche Weltauffassung, wie er sich mit Vorliebe nennt, sie sind längst auf Sand geraten. Das Wertvollste, das in der Philosophie der letzten Jahrzehnte geleistet wurde, ist untrennbar mit ihrer Widerlegung oder Einschränkung verbunden. Aber, davon abgesehen, tut sich der Monist viel zu viel auf den Begriff des Naturgesetzes, der alles umspannen soll, zugute. Als ob es so selbstverständlich wäre, dass es Gesetze gibt! Als ob hier nicht das grösste Problem eingeschlossen wäre! Wüsste er doch, wieviel Kopfzerbrechens dies Problem all denen verursacht hat, die sich ehrlich damit auseinandersetzten, darunter den schärfsten Denkern der Aufklärung, einem Hume, einem Kant, ohne die es auch nicht so etwas gäbe wie den modernen Monismus!

Und wenn wir einmal seine hauptsächlichen Spielarten ins Auge fassen, wie sie uns bei Haeckel, Ostwald und Mach begegnen, wie willkürlich erscheinen sie uns dann! Haeckel will die Welträtsel bekanntlich durch die alte Formel lösen, dass Materie immer mit Geist verbunden ist. Er nimmt zu diesem Behufe eine Art Atombeseelung an. Aber was ist das Atom anderes als ein metaphysischer Grenzbegriff? Und erst die Atomseele, die doch zugleich ein Seelenatom ist? Die Verbindung von Körperlichem mit Seelischem ist doch im Steine, im anorganischen Molekül oder Atom noch rätselhafter als in der Pflanze, im Tiere oder im Menschen.

Nicht viel weiter bringt uns Ostwalds energetischer Monismus, der eine kaum geringere Anziehungskraft geäussert hat als Haeckels Allbeseelungslehre. Unbekanntes kann doch bloss durch Bekannteres

erklärt werden. Und die Energie, auf die hier alles zurückgeführt wird, ist entweder ein blosser technischer Hilfsbegriff des Denkens und Rechnens, oder ein völlig dunkles, geheimnisvolles Agens in den Dingen, keineswegs aber eine Realität, die klarer vor uns liegt als die Erscheinungen, die wir durch sie verstehen wollen. Im Empfindungsmonismus Ernst Machs wieder wird klar, dass hier, um das Dogma von der Einfachheit und Einerleikeit der Welt festzuhalten, an ihrem Tiefsten und Heiligsten, an der Seele, Gewalt geübt wird. Das Ich, heisst es, ist ein Gewebe von Empfindungen und nichts mehr als dies; wird das Gewebe aufgelöst, so bleibt vom Ich nichts übrig als ein Wort, mit dem kein vernünftiger Sinn zu verbinden ist. Was wir Ich, Seele, Geist nennen, ist ein Vorurteil, eine zähe Gewohnheit. Dass auf diesem Vorurteil, dieser Gewohnheit, alles höhere Leben ruht, ist weder Mach noch seinen Anhängern zum Bewusstsein gekommen. Philosophisch ist dem Monismus somit, wie den meisten Ausdrucksformen des Freidenkertums, nicht schwer beizukommen. Ich habe indessen eingangs betont, dass damit nicht einmal der kleinere Teil der Aufgabe geleistet ist. Das Freidenkertum, sagte ich, ist weniger eine Weltauffassung als eine Lebensrichtung, weniger eine Theorie als eine Praxis. Wir müssen uns auf seinen Boden begeben, den Boden, dem seine unverwüstliche Kraft entstammt, um uns erfolgreich mit ihm auseinandersetzen zu können. Dann werden wir einsehen, dass es sich im Kampfe zwischen Religion und Freidenkertum zwar sicherlich um einen Gegensatz, aber um keinen der absoluten Auschliessung handelt. Wir erwarten das Heil nicht von dem Endsiege der einen Richtung über die andere, der Religion über das Freidenkertum, freilich auch nicht von einem Kompromiss oder Ausgleich zwischen ihnen, sondern von ihrer Durchdringung. Sie sind, gerade weil sie sich gegensätzlich zu einander stellen, viel mehr auf einander angewiesen, als sie selbst ahnen. Ja, weit entfernt, ihre Eigenart hiedurch zu verwischen, werden sie dieselbe erst dann rein zur Entfaltung bringen. Es ist das ausserordentliche Verdienst des Freidenkertums, dass es der Wirklichkeit zugewendet ist, ihren Nöten abhelfen, ihren Verfehlungen und Irrtümern steuern will. Es ist sein Verdienst, dass es überall dort eingreift, wo die Menschheit einen entscheidenden Schritt nach vorwärts tun möchte, so insbesondere im Pazifismus und Sozialismus. Aber seine Unzulänglichkeit

ist es, dass es den im Tiefsten religiösen Charakter der eigenen Bestrebungen verkennt, dass es ihnen damit ihren zu innerst göttlichen und darum auch reinstmenschlichen Gehalt nimmt. Umgekehrt die Religion, wie sie uns im Staats-, aber auch im Freikirchentum zumeist entgegentritt: sie bewahrt die Verbindung mit Gott, aber sie lässt sie nicht im Stoffe der Wirklichkeit fruchtbar werden. Der Gedanke, aktiv einzugreifen, ist ihr wenig sympathisch. Dem Pazifismus und Sozialismus gegenüber verhält sie sich eher ablehnend. Wir können sagen: das Freidenkertum vertritt die Sache der Welt gegen Gott; die Religion vertritt die Sache Gottes gegen die Welt. Die Gefahr des Freidenkertums ist es, ganz in der Verfolgung der sichtbaren Zwecke aufzugeben, die Tiefendimensionen preiszugeben und das heisst, zu verflachen; den Religiösen wiederum gefährdet seine einseitige Tiefenrichtung, seine Abkehr von der Oberfläche. Das wahre geistige Leben ist aber Peripherie und Mittelpunkt zugleich. In seinen Höhenlagen hat es den Widerstreit von Religion und Freidenkertum denn auch sieghaft überwunden; gerade bei den Heroen der Aufklärung tritt diese Tatsache klar zutage, bei Bruno, Spinoza, Leibniz, Kant, Schiller, Goethe. Aber auch einer der stärksten Religiösen unserer Zeit, Tolstoi, bezeugt es. Er gehört zu den gewaltigsten Gottsuchern einer Zeit, die ganz in den Götzendienst der Materie zu fallen drohte; und zugleich kann man sagen, dass sich in ihm, der — wenn auch nicht im westlichen Sinne — Vernunft und Glauben in Harmonie zu setzen trachtete, die Linie der Aufklärungsphilosophie auf russischem Boden fortsetzt und vorderhand schliesst. Hier handelt es sich aber nicht um eine blosse Personal-, sondern um eine Realunion; darum nämlich, dass die zwei grossen Strömungen trotz aller Gegensätzlichkeit, von der wir ja in dieser Betrachtung unsern Ausgang nahmen, doch irgendwo zusammenzukommen trachten: eine Vereinigung, von der, wie ich sagte, das Schicksal unserer Kultur abhängt. Wie dies im Näheren zu denken sei, kann uns erst klar werden, wenn wir einen Schritt weiter gehen und zunächst den Freidenker zu Worte kommen lassen. Dann wird es an dem Religiösen sein, ihm zu antworten; und an uns, durch These und Antithese zur Synthese unseres Standpunktes vorzudringen.

Oskar Ewald

(Fortsetzung folgt.)

Antwort an Herrn Prof. Ragaz

auf seine Abhandlung über Theosophie oder Reich Gottes.

(Schluss.)

Kunst, Wissenschaft, Sozialarbeit und letzte Meinungen.

Um da gleich ganz deutlich zu sein: es geht nicht, die Gesundheit, Kraft und Güte der Leistung auf irgend einem dieser Gebiete von irgend einem bestimmten Glauben abhängig zu machen. Dante und Michelangelo waren katholische Christen, Bach und Dürer protestantische, Leonardo da Vinci war Skeptiker, Goethe war Panpsychist und glaubte an Reincarnation, Böcklin glaubte an Lichtgeister, bei Segantini sind die starken christlichen Liebesimpulse doch völlig pantheistisch umgebildet. In der Wissenschaft herrscht bei den führenden Geistern dasselbe Chaos in Bezug auf letzte Meinungen, nur gewöhnlich etwas vorsichtiger und zurückhaltender abgetönt. Und Vertiefung sozialer Verantwortlichkeit ging und geht immer und immer von Menschen völlig verschiedenster Geistesrichtung hervor, ja nicht nur von Christen. Oder wissen Sie viele neuere Geister, von denen eine solche Unmenge guter, fördernder und klärender sozialer Gedanken ausgeströmt, wie von Peter Kropotkin, dem Apostel der gegenseitigen Hilfe? Aber Kropotkin war atheistischer Materialist. Und Sie warnen speziell die Künstler vor der Theosophie, als vor einer tötlichen Gefahr. Einen wirklichen Künstler werde schon sein gesunder Instinkt davor zurückhalten. Wie musste ich bei dieser Stelle, voll inneren Protestes gegen Ihre Meinung, an meinen verehrten Freund Fidus in Berlin denken! Nun, Fidus ist seit Jahrzehnten ebensosehr mit aller konkreten Lebensfülle und Wirklichkeit verbrüdert als auch mit der theosophischen Geisteswelt. Die letzten Meinungen sind so seltsam in all unser Schaffen verwoben, dass wir leicht dazu kommen, ihren Einfluss im Guten und Schlimmen auf dieses Schaffen zu überschätzen. Es ist da wohl manches noch sehr unabgeklärt.

Fortführen der Schöpfung.

Auch an dem Punkt, wo Sie ausführen, dass Gott und Menschen als Mitarbeiter die Schöpfung fortführen, musste ich etwas anhalten. Hier kommen wir nun allerdings auf Subtilitäten, auf ähnliche Subtilitäten, wie sie der Begriff der Freiheit in der Geschichte der Theo-

logie spielt. Den Subtilitäten kann man trotz aller Stosseufzer nur «rationalistisch» beikommen. Wenn wir auf die Ratio, des «Menschen allerhöchste Kraft», in unseren Darlegungen verzichten, so kommen wir ins Stammeln. Also: Wenn nämlich die Schöpfung fortgeführt wird, so führt sie über ihren heutigen Zustand hinweg. Der heutige Zustand besteht aus den uns bekannten Formen unserer Sinnenwelt und den «Formen» unseres Geisteszustandes. Wenn also die Schöpfung fortgeführt wird, führt sie über alle diese Formen und Gestalten hinaus (wie das auch der naturwissenschaftliche Entwicklungsgedanke annimmt) zu höhern Formen und Gestalten. Die heutigen Formen und Zustände erhalten damit ihren relativen Wert als Symbole höherer Formen, gerade das, was letzten Endes auch die Theosophie lehrt. Und wenn Gott uns als Mitarbeiter wirklich braucht, ist das natürlich nicht mehr der biblische Gott, der allmächtige Gott, sondern eben ein in seiner Macht begrenzter Gott, der Hilfe nötig hat. Ein Gott, der Hilfe nötig hat, anerkennt damit auch andere Schöpferkräfte, andere «Götter», andere «Geister». Und damit kämen wir wieder zu dem Schluss, dass es eine der folgenschwersten Irrlehren des Christentums war, den Monotheismus als tiefsinniger hinzustellen als den Polytheismus. Nehmen wir Götter, Geister des Guten an, die nicht «allmächtig» sind (die deshalb auch nicht wie der biblische Gott für das Elend der Welt unwiderruflich verantwortlich gemacht werden müssen), so lässt sich doch manche seelische Erfahrung erklären, die viele nur mit dem Glauben an den Bibelgott meinten erklären zu können: Gebetserhörungen, überraschende Führungen und Lenkungen, die nur der Schnellfertige als «Zufall» hinstellen kann.

Freiheit.

Wirkliche Freiheit gibt es für einen, der am Bibelgott festhält, nicht. Wenn der allmächtige Gott alles geschaffen und als Allwissender wusste, wie die Dinge sich gestalten würden, so gestalten sie sich eben so, wie er sie geschaffen hatte, und wie er es zum vornherein wusste. Da bleibt, wie das ja auch die Reformatoren eingesehen haben, für die «Freiheit» des Menschen kein Platz mehr übrig. Dass sich dabei trotzdem ein «Gefühl» der Freiheit allen möglichen Erscheinungen des Lebens gegenüber einstellen kann, ist freilich wahr; aber dieses Gefühl hat jeder, der sich mit den Richtlinien des Ge-

schehens im Einklang glaubt, ob er nun, wie Sie, am Bibelgott festhält oder wie ich, an einen geheimnisvollen, organisierenden Weltwillen glaubt, dessen letzte Voraussetzungen mir allerdings so unfasslich sind, wie Ihnen die Motive, die Ihren Gott plötzlich in Bewegung setzten, um eine solche Welt wie die vorliegende zu schaffen. —

Solche Ueberlegungen und Einwände sind nicht abgedroschen, weil sie schon von andern gemacht worden sind. Da sie aber immer wieder beiseite gelassen werden, ist es nötig, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, dass die Dinge eben doch so liegen.

Und noch eines: Wenn ich die Gestalten der Geschichte betrachte, wenn ich z. B. die griechischen Denker vergleiche mit den Kirchenvätern und sämtlichen Reformatoren, so hoffe ich nicht allein dazustehen, wenn ich bei den Griechen unsäglich mehr Sinn für wirkliche innere Freiheit erblicke als bei den meisten grossen Christen.

Geschichte.

Sie werfen den Theosophen vor, bei ihnen werde der Mensch und seine Geschichte zum Spielball kosmischer Mächte. Die Menschengeschichte hätte keinen letzten Sinn mehr in sich selbst. Da muss ich zuerst wieder daran erinnern, dass der Bibelgott doch wohl auch eine kosmische Macht bedeuten soll, und da er Welt und Menschen aus seiner Allmacht heraus geschaffen haben soll, würde bei der christlichen Vorstellung der Mensch erst recht zum Spielball kosmischer Mächte. Der eine Hauptvorwurf fällt also auf die Bibelgottgläubigen zurück. Und der andere ebenso: Denn wenn die Menschen Gott helfen sollen, hat ihre Geschichte nur in kosmischer Hinsicht einen tiefen Sinn, nicht in sich selbst. Den nur mechanistisch orientierten Geistern der Gegenwart gegenüber, die die Erde einmal irgendwie erkalten oder in die Sonne stürzen lassen und damit Schluss der Komödie erklären, brauchen wir «Fortschrittsideen», die über die blosse Menschen- und Erdgeschichte hinausführen. Darin stimmenChristen, Theosophen und alle, die transcendentale Hoffnungen aufrecht erhalten, wohl überein. In gewisser Hinsicht ist freilich für unser Erdendasein der Mensch und seine Geschichte Mittelpunkt, nämlich Mittelpunkt für die Auswirkung unseres Tätigkeitstriebes. Ob der Mensch in der Bibel wirklich Mittelpunkt des Weltgeschehens ist,

wage ich nicht zu entscheiden. Für meinen transcendentalen Glauben wäre eine solche Annahme etwas so widersinniges wie jener alte Glaube, der die Erde als kosmisches Centrum auffasste. Aber mit Ihnen brauche ich doch sicher nicht darüber zu diskutieren, ob wir Vorstellungen nötig haben, die auch beim Zusammenbruch der Menschen- und Erdgeschichte unberührt bleiben und uns bis in die bitterste Todesstunde hinein Standhaftigkeit geben.

Gott und Geister.

Nun sagen Sie ferner, der Mensch stehe in der Bibel über der Geisterwelt, die Engel seien dort Gottes Diener, die Menschen aber Gottes Söhne. Am Menschen entscheide sich das Schicksal des Reiches Gottes. Das mag wohl sein, dass es so in den Erzählungen der Bibel gemeint ist; aber gerade wunderbar könnte ich diese Anschauung nicht bezeichnen.

Ich will mich möglichst kurz fassen: Gott, wie ihn die Bibel und Sie schildern, ist für mich keine erlösende, sondern wie in den Kämpfen meiner Jugend nur eine qualvolle Vorstellung. Lange hasste ich geradezu als absurd und cynisch einen Gottesbegriff, der annimmt, dass ein gütiger Gott, der alle Macht besass, aus unerforschlichen und unbegreiflichen Erziehungsgrundsätzen heraus diese Erde voll Qual und Not geschaffen haben sollte. Ich sah auch gar nicht ein, warum ich daran festhalten sollte. Ich brauchte lange, bis ich nach Abschüttelung dieser Ideen wieder einen Weg fand, der Ausblicke gestattete auf die Tatsächlichkeit und Realität übersinnlicher Welten. Ich will gerne bekennen, dass eine lange und eingehende Auseinandersetzung mit den Werken Schopenhauers und Du Prels mir da viel geholfen hat, trotzdem ich in manchem zu sehr andern Resultaten kam. als sie.

Aber wenn mir die einfachsten Ueberlegungen (z. B. dass für einen Blinden die Sterne transcendent sind) die Realität von «Welt» jenseits unserer Sinne klar machte, so sagte ich mir weiter, warum sollte es in dieser Welt nicht auch Wesen, Geister, Götter geben, die im Prinzip uns gleichartig, doch vielleicht höher entwickelt sind. Alles, was die Gottvorstellung wirklich Positives, Erlösendes, Beruhigendes an sich hatte, wäre so wieder möglich, aber ohne die Paradoxie, die dem Bibelgott anhaftet. Einer höheren Geisterwelt, die

aber nicht für alle Erdenqual verantwortlich gemacht zu werden braucht, zu helfen am Wachsen des Guten, erschien mir als die befriedigendere und befreiendere Vorstellung. Ob Hochmut oder Demut mit an diesem Begriffe schaffe, halte ich nicht für eine entscheidende Frage. In erster Linie schafft sie der Wahrheitshunger in uns. Ob die Menschen als Anhang der Geisterwelt gedacht werden oder umgekehrt, ist auch nicht so wichtig und wohl auch eine falsche Formulierung. Wesentlich ist nur, dass überall, diesseits und jenseits der Sinnenschranken Geister des Guten lebendig sind, die das Chaos zu überwinden bestrebt sind.

Christus.

Und nun sagen Sie, Christus sei nach der Bibel etwas ganz anderes als nach der Theosophie. Wer die theosophische Denkweise billige, müsse sie eben auf die einzelnen Religionen anwenden und auch das Christentum theosophisch auslegen. Das heisse aber, das Christentum aufheben und es in die allgemeine Religionsgeschichte auflösen. Aber freilich! Ich habe hier, wieder meinem bisherigen Verhalten getreu, nicht die Theosophen zu verteidigen, sondern nur Ihre allgemeinen Gesichtspunkte zu betrachten. Und da muss ich denn doch sagen, dass ganz selbstverständlich von jeder ernsteren Meinung über Welt und Leben alle Erscheinungen, natürlich auch Christus, von dem eben selbst für wahr gehaltenen Standpunkt aus betrachtet werden müssen. Und so haben die Theosophen wohl völlig recht, wenn sie in Christus das mehr oder weniger personifizierte Prinzip aller Religion erblicken. Das heisst doch nicht, dass er deshalb bloss eine Idee oder bloss ein verkörperter Mythus und nicht ein realer Mensch gewesen sei, sondern nur, dass der Mensch im allgemeinen ein Ziel habe, und dass die Geisteskraft, die von Christus ausstrahlt, dieses Ziel am deutlichsten mache. Damit dieses Deutlichmachen überhaupt möglich wird, braucht es sicherlich ein reales Menschenschicksal, das eben durch die übermächtige Geisteskraft seines Trägers besonders eindrucksvoll ist. Ob der Buddhismus oder das Christentum oder die Theosophie oder die Mystik oder auch unsere Begriffe von Kunst und Wissenschaft oder dies und das weiterlebe oder nicht weiterlebe, ist alles schliesslich zweiten Ranges. Die Hauptsache ist doch, dass wir in der Wahrheit leben, und das können wir nur, wenn wir uns unbeirrt zu dem bekennen, was wir

schliesslich glauben, auch wenn dieser Glaube von andern als falsch, ketzerisch, dumm, seicht, oberflächlich usw. bezeichnet wird.

Und nun einige Worte zu Ihrer Betrachtung der höchsten Welterfassung als Mythos, als Idee und als feste Tatsache, die in lebendigem Dasein Fleisch geworden ist. Den Mythos, die dichterische Gestaltung erkannter Wahrheit nennen Sie den Weg der heidnischen Religion. Der Weg der Idee, das Erfassen der Wahrheit durch das Denken, ist Ihnen der Weg der Philosophie. Etwas ganz anderes sei mit Christus in die Welt getreten, da in Christus das Wort Fleisch geworden sei. Dagegen lässt sich zunächst wenig einwenden, als etwa das, dass die Mythosgestaltung mit Heidentum oder Christentum nicht viel zu tun hat. Grosse Dichter sind immer Mythosgestalter, seien es nun Griechen oder Christen, heissen sie nun Homer oder Dante oder Nietzsche. Und die tiefste Sehnsucht der Mythosgestalter wie der Philosophen ist wohl immer, dass das, was sie schauen und denken, Fleisch werde, lebendiges Menschentum. Schopenhauer z. B. findet da ergreifende Worte. Aber wenn nun wirklich in einem Menschen die «Sehnsucht der Völker» sich erfüllt (etwas, was die Völker übrigens nicht ertragen, wie das Schicksal von Christus beweist), so ist damit keineswegs die Religionsgeschichte aufgelöst. Sie findet nur einen Markstein. Denn die Höhe des Einen wird von seinen Anhängern nicht erreicht. Sie «schauen» nur wieder die Wahrheit. Sein Leben wird zu ihrem Mythos. Sie denken nur wieder das Leben auf ihn hin. Um sein Leben krystallisiert sich ihr Denken, ihre Philosophie. Und der Strom der Geschichte fliesst weiter, auch der der Religionsgeschichte. Natürlich muss zur Ausgestaltung des Mythos und zur Ausgestaltung der Idee im mythenbildenden Dichter und im denkenden Philosophen auch viel Geisteskraft realisiert sein, damit es zu Leben weckenden Gesichten und Gedanken kommt. Diese letztern aber sind für uns auch Offenbarung. Um prinzipielle Gegensätze kann es sich in all diesen Dingen nicht handeln, sondern nur um graduelle, wenn wir wenigstens annehmen wollen, dass der Strom des Guten, der in die Welt sich ergiesst, überall aus einer letzten Einheit stamme. Dass ein Mensch, sagen wir einmal Dante oder Goethe, die Kraft erlangt, ein Schauen in mächtige Werke zu formen, ist genau in gleicher Weise eine «Tatsache von Gott», wie Sie das nennen, wie die Existenz von Christus, nur eben vielleicht eine von geringerer Wucht.

Und nun, um ganz deutlich zu sein, wenn Christus nicht im Bereich des Menschlichen ist, wenn er prinzipiell andersartig ist, «unmittelbar von Gott her», oder wie die Ausdrücke alle lauten, dann müsste ich schon bekennen, dass er dann für mich gar keine befreiende Kraft wäre, da er meine Kämpfe, meine Qualen, meine Erleuchtungen und Erhebungen, meine Unruhe und meine Ruhe nicht kennen würde, nicht durch sie hindurch gegangen wäre. Er wäre für mich fremd und fern und kalt. Er ist es nicht, weil er so urmenschlich auf mich wirkt, weil der dichterischen Wahrheit der biblischen Erzählungen gegenüber die den Geist tötende Vergöttlichung Christi nicht standhält.

Wenn man den Gegensatz von Mythos und Idee einerseits und Christus andererseits so sehr auf die Spitze treibt wie Sie, dann hätte es eben nur einen Christ gegeben, und was nach ihm kam bis auf den heutigen Tag, eingeschlossen Sie und ich, wären allzumal Heiden; was ja schliesslich auch nichts machen würde, denn am Wort liegts nicht.

All unser Tun und Denken ist menschliches Tun und Denken; aber deshalb ist es gleichwohl Tatsächlichkeit, ist es Zustand, und je glühend klarer unser Zustand war, umso «tatsächlicher» wird auch unser Tun und Denken sein. Wir suchen ja alle nach Lösungen aus der Not, und wenn ich nicht glaubte, dass möglichst der Tatsächlichkeit des Lebens angepasste Gedanken helfenden Wert hätten, würde ich mich nicht hier mit Ihnen auseinandersetzen. Wie wir nun in den Abgründen des Seins unsern Weg suchen und vor allem, was für Ausdrücke wir brauchen, ist nicht so sehr wichtig. Denn nicht wahr, davon sind Sie doch auch überzeugt, dass einer, der völlig theosophische oder damit verwandte Gedanken hat und aus ihnen an der Linderung menschlicher Not schafft, dem ewigen Geist näher steht als einer, der schönste christliche Reichsgottessätze bekennt, aber eben nur bekennt und nicht lebt? Gerade weil ich das Hauptgewicht auf die Tatsächlichkeit des Seins gelegt sehen möchte und nicht auf das Glaubensbekenntnis, gerade deshalb sah ich mich veranlasst, Ihnen in diesen Dingen gegenüberzutreten.

Es ist nun einmal so, dass, je nach der geistigen Vorbereitung der Menschen, dem einen diese, dem andern jene Vorstellung seinen Frieden gibt. In Phantastik und Verkehrtheit, in Aberglauben und Dämonologie ist das Christentum mindestens so oft gefallen wie andere

Geistesrichtungen. Ich denke, ich brauche hier nicht die Geschichte aufzurollen. Sie kennen sie ja auch. Und nun noch eins. Nicht wahr, im Lande der Sehnsucht bleiben wir alle, soweit wir für Leid und Not und Sorge und Gram empfängliche Herzen haben.

Warum werden sie Theosophen?

Ich glaube auch, um noch auf die tiefern Gründe des Aufkommens von Buddhismus und Theosophie im Abendlande einzutreten, man greift falsch, wenn man darin wesentlich ein sich Gott gleich setzen wollen, verborgenen Machtdrang wittert. Die gibts freilich überall, auch unter Christen und Theologen in reichster Ausgestaltung und Mannigfaltigkeit. Aber die wesentlichste Ursache einer solch grossen Geistesbewegung hat gewöhnlich auch einen durchaus achtungswerten Sinn. Ich sehe ihn in einer doppelten Unbefriedigtheit. Einerseits in einer tiefen Unbefriedigtheit dem biblischen Gottesbegriff und der theologischen Christusvergötterung gegenüber und andrerseits in einer ebenso tiefen Unbefriedigtheit dem materialistisch-mechanistischen Sinnlosigkeit und Zufallsglauben gegenüber. Da mitten drin liegen die neuen Wege, die gebahnt werden müssen. Dass die theosophischen Gedanken auch hier herum liegen, ist ihre positive, ihre werbende Seite. Schade nur, dass bei vielen ihrer Vertreter so viel geheimnisvoll wichtigtuerischer, allwissender Sektiererdünkel sich breit macht. Aber gerade der Anspruch absoluter Erkenntnis, der die Theosophen mit den Bibelgläubigen und einigen modernen Welträtsellösern so häufig verbindet, ist auch eine Ursache dafür, dass, wie anderwärts, sich auch hier viele Unselbständige und Anlehnungsbedürftige ihnen vertrauensvoll anschliessen. Die meisten wollen ja nicht lieben, denken und handeln, sondern schwärmen, glauben und bekehren. Nicht zu vergessen ist ferner noch, dass der buddhistische Reinkarnations-Glaube, wenn man ihn wenigstens nicht zu plump erfasst, für Unbefangene (auch für viele Christen) viel möglicher, wahrscheinlicher, der Erfahrung angepasster und damit befreiender erscheint als die christliche Paradieseshoffnung, wenn diese wenigstens, wie bei den üblichen Leichenfeiern, in so unpsychologischer und grotesker Weise vorgetragen wird.

Wissen und Glauben.

Und nun noch ein paar Worte über das Verhalten von Wissen und Glauben. Sicherlich, nichts ist für uns gewisser als unsere Gefühls-

erlebnisse. Was uns bis ins Innerste getroffen hat, was uns tief durchbebt und erschüttert, ist uns unmittelbare Wahrheit. Wollen wir nun von dieser Wahrheit künden, bieten sich eben Worte an, und, wie meist, abgegriffene Worte, Worte, die vielleicht einmal von auch tief Erlebenden geprägt worden sind. Es kommt also mit den Worten die Auslegung und Ausdeutung des Erlebens. Und hier ist nun eine gefährliche Klippe. Die Sicherheit des Erlebens wird auf die Auslegung des Erlebens übertragen. Ueberall, wo ich Sätze höre, wie «der Glaube sei eben ein Berühren mit Gott selbst und deshalb er allein unmittelbare, zweifelfreie Wahrheit, trete ich ein paar Schritte zurück. Wer selbst tiefe Gefühlsspannungen kennt, weiss, wie sehr sie unser Denken und Reden überwuchern können, und wie leicht die unbestrittene Sicherheit des Gefühls sich identifiziert mit einer auch als unbestreitbar geglaubten Darstellung, Schilderung und Auslegung des Gefühls. Dabei tritt aber gleich der Widerspruch zwischen unserm Gefühl und unserem Vorstellungsvermögen, unserer Vernunft (die doch schliesslich auch «von Gott» wäre) in den Vordergrund. Der peinlich empfundene Widerspruch wird in zwei Wortreihen gelöst, die so alt sind wie das Christentum. Die eine spricht vom unerforschlichen Ratschluss, womit eben dem Menschen der Riegel vorgeschoben wird, und die andere sagt, nur jener Glaube, der Torheit sei vor dem Denken, nur der Glaube, der gegen alle Vernunft sei, sei wahrer Christenglaube, ihm allein offenbare sich der «wirkliche» Gott, womit wiederum die Vernunft als blosse Menschenweisheit und als hochmütiger Intellektualismus verächtlich gemacht wird. Dass damit jeder Widersinn vertreten werden kann und wir ins uferlose Meer religiöser Phantastik steuern, merken wir nur deshalb nicht, weil jene beiden Wortreihen in unseren Gläubigenkreisen längst eine historisch geheiligte Tradition hinter sich haben.

Verehrter Herr Professor! Sie bekämpfen den Dogmatismus und die Theologie als den Hort aller Knechtschaft. Aber ist es nicht Dogmatismus, ist es nicht blosse Theologie, wenn Sie lehren, nur die persönliche Beziehung zum persönlichen Gott mache den Menschen zur Persönlichkeit, nur dieser paradoxe Glaube gewähre den Menschen die wahre Freiheit, nur der in Christus «Wiedergeborene» sei imstande, die Tiefen der Gottheit zu erfassen, nur das Schauen des Glaubens gebe ein taghelles Erkennen von Gottes Ordnungen und

Gedanken mit den Menschen, nur wo man den persönlichen Bibelgott kenne, gebe es persönliches Wesen, persönliche Kultur, Individualität im tiefsten Sinn, Sinn des Lebens. Das ist alles Dogmatismus, und und zwar verhängnisvoller Dogmatismus, und dies insofern, als er kaum übersteigbare Barrikaden aufreisst zwischen Ihnen und Menschen, die sich sonst mit Ihnen in tausend andern Fragen gut verstehen würden; aber die sich ihren andern Glauben, der wahrlich auch aus inneren Kämpfen und innerem Erleben stammt, nicht verächtlich machen lassen.

Eingeweihte und Erleuchtete.

Dass vom Christentum eine gewaltige Welle ausgegangen ist, das Menschentum auch im Geringsten hochzuschätzen und wirkliches Menschentum im Geringsten höher zu schätzen als Unmenschlichkeit bei gesellschaftlich Bevorrechteten, das ist freilich wahr und eine der Grosstaten des Christentums. Aber um eine Urtatsache, die psychische Abgestuftheit alles Menschenwesens, kommt man damit nicht herum. Auch die Christen, auch Sie, kennen immer Kasten, auch Sie machen immer den Unterschied von Geweihten und Nichteingeweihten, wenn Sie auch keine strengen Grenzen ziehen und das Ueberschreiten der Grenzen wünschen. Das ist auch ganz unumgänglich. Oder sind für Sie etwa nicht bloss jene die Eingeweihten, die eben die «Tat des persönlichen Glaubens», der persönlichen Hingabe an einen persönlichen Gott getan haben und so die «Wahrheit» auch des paradoxesten Bibelglaubens «erlebt» haben? Auch das, was Sie Glaubenserkenntnis nennen, ist ja für Sie nur für die «Erleuchteten», die «Begnadeten» zugänglich. Und ist denn ein Unterschied, ob wir Eingeweihte oder Erleuchtete sagen? Nein, die Menschen sind eben nicht «gleich», auch vor Gott nicht, so wenig wie vor dem Tode. Christus ist nicht «gleich» vor Gott wie Pilatus. Wir setzen nur die wirklichen Lebensverhältnisse ins Dunkel, wenn wir in unserem seelischen Aufwärtsdrang die seelische Abgestuftheit der Menschen zu verschleiern suchen.

Intellekt, Energie und Liebe.

Also, es kommt überall nur auf das Sein und das aus dem Sein resultierende Tun an und nicht auf das Wissen, Meinen, Glauben, auch wenn man sich darunter die schönsten Dinge denkt. Aber gerade weil Ihre Abhandlung so viel Gewicht auf Ihre Art des Glau-

bens legt, fühlte ich mich gezwungen, gegen Sie Stellung zu nehmen, schliesslich schon aus historischer Gerechtigkeit heraus. Es hat eben immer und allezeit Menschen gegeben, die aus seelischer Kraft und Fülle zu Taten und Werken geführt wurden und die eben nicht Ihren Glauben hatten. Und wenn man das menschliche Seelengut, das menschliche Kulturgut abwägen wollte, das von Christen geschaffen wurde, mit dem, was von den «Andern» geschaffen wurde, so weiss ich wahrlich nicht, welche Wagschale tiefer sinken würde. Ich wäge auch nicht. Mir sind alle recht, die aus dem Sumpf des Alltags nach den Sternen blicken, nennen sie sich nun Christen, Atheisten, Theosophen, Buddhisten oder sonst wie. Wir kommen in eine Sackgasse, wenn wir den Energismus des Westens gegen den indischen Intellektualismus ausspielen. Wir brauchen immer und überall die Entwicklung jener drei über die Selbst- und Arterhaltung hinausgehenden Urtriebe und ewigen Wertmasstäbe des Erkenntnisdranges, des Betätigungsdranges und des Zusammengehörigkeitsgefühls, oder des Intellekts, der Energie und der Liebe. Die letztere bleibt aber die höchste unter ihnen.

Und damit bleibe ich trotz aller Verschiedenheiten und eingedenk des vielen uns Verbindenden in herzlicher Verehrung und Freundschaft Ihr Mitarbeiter U. W. Züricher

Zur Weltlage

Gandhi.[1]

Mohandas, Karamchand Gandhi, der indische Führer der heutigen grossen Revolutionsbewegung gegen die englische Herrschaft in Indien, unter seinen Landsleuten bekannt und verehrt als Mahatma, «der Heilige», wurde vor über 50 Jahren in Indien geboren. Er entstammt einer reichen, tüchtigen und gebildeten Familie. Seine Erziehung geschah nach den üblichen Grundsätzen solcher Fa-

[1]) Der nachstehende Artikel ist der Vortrag eines amerikanischen Pfarrers, der 1921 in Newyork gehalten und dann in der indischen Zeitung The Hindu veröffentlicht wurde. Aus dieser wurde er von einem inzwischen verstorbenen schweizerischen Ueberseer hierhergebracht und übersetzt.
Unter dem Gesichtspunkt, welches der grösste Mann der Gegenwart sei, vergleicht der Verfasser Romain Rolland, Lenin und Gandhi miteinander

milien; er bekam alles, was man mit Geld kaufen kann und die zärtlichen Eltern sich auszudenken wussten. Im Jahr 1889 ging er nach England, um die Rechte zu studieren, bestand die Prüfung nach allen Regeln der Schule und wurde hierauf ein erfolgreicher Rechtsanwalt in Bombay. Aber schon damals fühlte er, dass die Religion in seinem Leben eine vorherrschende Stellung einnehmen würde. Schon vor seiner England-Reise hatte er das «Yain»-Gelübde abgelegt, welches ihm den Genuss von Wein und Fleisch und geschlechtlichen Umgang verbot. Nach seiner Rückkehr nach Indien nahm sein Hang zur Asketik noch zu. Er fand, dass materieller Besitz mit seinem Ideal einer geistigen Lebensführung unvereinbar sei und gab deshalb sein Vermögen für gute Zwecke weg, indem er nur einen armseligen Bruchteil für sich zurückbehielt. Später legte er sogar noch das Gelübde der freiwilligen Armut ab, und wurde so, was er heute noch ist, ein heiliger Bettler. Noch später bekehrte er sich zur Lehre der «non resistance», d. h. zur Methode des Nichtwiderstrebens, welche er als «die Wurzel des Hinduismus» bezeichnet, und infolge davon entsagte er der Ausübung der Rechtswissenschaft als «eines Systems, das Recht durch Gewalt zu erringen sucht.» Als Gilbert Murray ihn 1914 in England traf, ass Gandhi nur Reis und trank nur Wasser, auch schlief er auf dem blossen Bretterboden. Seine Konversation wird als diejenige eines gebildeten und sehr belesenen Mannes geschildert, die einen gewissen unbeschreiblichen Einschlag von Heiligkeit enthielt. Gandi war tatsächlich ein «Heiliger» geworden. Er hatte aus seinem Leben auch die letzte Spur von materiellem Begehren aus-

ander. Er sieht im ersteren den einseitigen Idealisten, im andern den einseitigen Realisten, um dann dem letzteren als der verkörperten Verbindung von Idealismus und Realismus die Palme zu reichen. Während die beiden ersteren für uns nicht mehr so aktuell sind (darum ist die Ausführung über sie weggelassen), ist es der letztere in höchstem Masse, einmal als Parallele zum derzeitigen passiven Widerstand der Deutschen, vor allem aber prinzipiell als Verkörperung des christlichen Nichtwiderstrebens auch in der Politik — eine lebendige Predigt des Heiden an die Christenheit. G. A.

Anmerkung der Redaktion. Wir bringen diesen Beitrag unter der Rubrik «Zur Weltlage» anstelle eines eigenen, weil er tatsächlich eine bedeutungsvolle Seite des heutigen Weltzustandes, und zwar eine verheissungsreiche, beleuchtet.

gewischt und sich zum höchsten Grad von Wunschlosigkeit erzogen, damit ihm nicht die geringste Regung der menschlichen Natur beim Streben nach der Erfüllung seiner Ideale hinderlich sein könne. Von früher Jugend an war er ein besonderer Mensch, anders als die übrigen, dem Dienste der Menschheit mit der letzten Kraft seine Seele und seines Leibes geweiht.

Seine öffentliche Tätigkeit zerfällt deutlich in zwei verschiedene Zeitabschnitte. Der erste, von 1893—1913, ist Süd-Afrika gewidmet und der zweite, von 1913 bis heute, seinem Heimatlande.

In Süd-Afrika waren in den ersten Neunziger-Jahren des letzten Jahrhunderts ungefähr 150,000 Indier angesiedelt, hauptsächlich in der Provinz Natal. Die Anwesenheit dieser Ausländer hatte zu einer ähnlichen Situation geführt, wie sie gegenwärtig durch die Einwanderung der Japaner in Kalifornien geschaffen wird. Mit andern Worten, die Frage der Hautfarbe war in ein sehr akutes Stadium getreten, und die südafrikanische Regierung beschloss, sie aus der Welt zu schaffen, indem sie erstens die Einwanderung von Indiern verbot und zweitens diejenigen, die sich schon im Lande befanden, ausweisen wollte. Das Letztere war nun allerdings gesetzlich nicht statthaft, weil es einen Vertrag verletzte, und überdies opponierte Natal, dessen Industrie auf die billige Arbeitskraft der Kuli angewiesen war; zudem erhob auch die indische Regierung Einspruch. Die erstgenannte Massregel konnte man leicht durch eine passende Gelegenheits-Gesetzgebung durchsetzen. Sofort begann ein langer, erbitterter Kampf. Die Weissen in Süd-Afrika, welche einen heissen Wunsch vereitelt sahen, taten alles, was die Weissen auf der ganzen Welt unter ähnlichen Umständen immer getan haben: sie verfolgten, beleidigten und beschimpften diejenigen, welche sie als die sog. Minderwertigen und Niedrigeren so tief verachteten. Systematisch unternahmen sie es, das Leben aller Indier in Süd-Afrika so elend zu gestalten, als es Bosheit und Grausamkeit erfinden konnten. Namentlich sollten diejenigen Indier damit getroffen werden, welche über der Arbeiterklasse standen. So wurden sie denn mit Spezial-Abgaben belegt, zu einer entwürdigenden Anmeldepflicht gezwungen; sie mussten sich wie Verbrecher Daumenabdrücke gefallen lassen; sie wurden öffentlich beleidigt und geächtet. In den Fällen, wo kein Gesetzesparagraph zu Hülfe genommen werden konnte, machten es

diese Süd-Afrikaner wie es die Amerikaner so stolz machen: sie organisierten sog. patriotische Volksaufläufe, um zu plündern, zu sengen und zu lynchen. Man unterliess nichts, um diese unglücklichen Indier zu quälen und sie elendiglich aus dem Lande zu treiben.

Es war im Jahr 1893, als diese Verfolgten sich an Gandhi wandten und ihn um seine Hülfe baten. Er erhörte den Notschrei und begab sich prompt nach Südafrika, weil er es für seine Pflicht hielt, mit seinen Landsleuten, wo immer sie auch leiden mussten, mitzuleiden. In der Folge blieb er, mit einer kurzen Unterbrechung, von 1893—1913 in Natal.

Da er zu jener Zeit noch Rechtsanwalt war, nahm er sofort den Kampf gegen das «Gesetz über Ausschluss der Asiaten» auf und beendigte ihn siegreich, einzig und allein auf dem Boden der Verfassung, trotz hartem und unehrlich geführtem Widerstande der Gegner. Dann kam die grosse Schlacht um die gerechte und billige politische und gesellschaftliche Anerkennung, für welche er vom Anfang bis zum Schluss mit den Waffen des passiven Widerstandes kämpfte. Nicht ein einziges Mal in all den Jahren des langen Kampfes nahm Gandhi Zuflucht zur Gewalt, oder unterlag er der Versuchung, Wiedervergeltung und Rache zu üben.

Als Führer und Ratgeber seines Volkes gründete er eine Ansiedelung auf dem Lande, unmittelbar ausserhalb der Stadt Durban. Dort sammelte er die Indier, wies ihnen Land zum Selbstunterhalt an und verpflichtete sie zum Gelübde der Armut. Dort setzten diese organisierten Tausende von Streikenden unter fortwährenden Anfeindungen und Beleidigungen den Kampf gegen die Regierung fort. Ich vermute, dass es sich eigentlich um einen Streik handelte, nämlich um Herausziehung der Indier aus der Arbeit in den Städten und Dörfern, was eine Lähmung der Industrie verursachen musste. Es war ein ähnlicher Streik, wie ihn Moses im alten Aegypten anordnete, als er die Israeliten aus dem Lande der Pharaonen in die Wüste wegführte. Aber dieser Streik, wenn man ihn überhaupt so nennen darf, war in e i n e r Beziehung von allen geschichtlich bekannten ähnlichen Aktionen verschieden. Ueberall bei Bewegungen solcher Art trachten die Streikenden darnach, irgendwelche momentane Schwächen und Verlegenheiten der Gegner ebenso schnell wie voll auszunützen und ihren Forderungen damit um so grösseren Nachdruck zu verleihen.

Gandhi hingegen ergriff gerade gegenteilige Massnahmen. Wenn die Regierung in jenen Jahren je einmal durch unerwartete und unvorhergesehene Schwierigkeiten in eine verwickelte Lage geriet, kam Gandhi ihr zu Hilfe, indem er, anstatt die Situation in seinem Interesse auszunützen, sofort Waffenstillstand, d. h. vorübergehende Aufhebung des passiven Widerstandes befahl und damit zum Retter der bedrängten Regierung wurde. Als z. B. 1899 der Burenkrieg ausbrach, hob Gandhi seinen sog. Streik sofort auf und organisierte eine indische Rotkreuzkolonne, die während des ganzen Krieges in Funktion blieb. Er selbst wurde zweimal in Generalstabsberichten lobend erwähnt und erhielt öffentlichen Dank für seine Tapferkeit im Kugelregen. 1904 wurde Johannesburg von der Pest heimgesucht. Augenblicklich befahl er Aufhebung des Streiks und betätigte sich eifrig an der Einrichtung eines Spitals in der pestverseuchten Stadt. 1906 ereignete sich ein Eingeborenen-Aufstand in Natal, und wieder wurde der Streik unterbrochen. Gandhi organisierte bei dieser Gelegenheit eine Kolonne von Kranken- und Verwundeten-Trägern und führte sie persönlich an — eine schwere und gefährliche Arbeit. Bei diesem Anlasse sprach ihm der Gouverneur von Natal den offiziellen Dank der Regierung aus und warf ihn kurz nachher bei Wiederaufnahme des passiven Streiks ins gewöhnliche Gefängnis in Johannesburg. Es wäre unmöglich, im Rahmen dieses Vortrages alle die Unwürdigkeiten und Grausamkeiten aufzuzählen, welche man Gandhi während dieser Jahre angedeihen liess. Man verurteilte ihn unzählige Male zu Gefängnis, auch zu Einzelhaft, wo er mit Händen und Füssen an die Wand gefesselt wurde. Immer wieder musste er Ueberfälle von wütenden Volkshaufen über sich ergehen lassen; oft schlugen sie ihn bis zur Bewusstlosigkeit und liessen ihn als tot im Strassengraben liegen. Wo man ihn nicht handgreiflich quälte, geschah es dafür auf um so raffiniertere Weise durch öffentliche Demütigungen und Beleidigungen. Aber nichts vermochte seinen Mut zu erschüttern, seine Gemütsruhe zu stören, seine Geduld zu erschöpfen, oder ihn gegen seine Feinde zu erbittern. Und zuletzt, nach zwanzig Jahren des Leidens und der Anfechtung, errang er doch noch den Sieg. Im Jahre 1913 wurde die Sache der Indier in Süd-Afrika von Lord Hardinge aufgenommen und eine spezielle Kommission eingesetzt, welche in beinahe allen Punkten Gandhi Recht gab. Darauf gelangte ein Gesetz

zur Annahme, das seine Forderungen öffentlich anerkannte und erfüllte.

Ich weiss von keinem erstaunlicheren Beispiel von Kampf und Sieg, als dem vorliegenden, wo die Schlacht einzig und allein durch sorgfältiges Vermeiden aller Gewalttat und jeglichen Unrechtes gewonnen wurde, durch blosses ruhiges Erdulden aller Schläge und Feindseligkeiten, bis der Gegner, der letztern überdrüssig, beschämt einlenkte.

Die zweite Periode von Gandhis Leben begann 1913 und ist zur Zeit auf dem Höhepunkt. Diesmal beschäftigt er sich mit der grossen, revolutionären Bewegung in Indien, die sich während seiner Abwesenheit entwickelt hatte. Sofort nach seiner Rückkehr übernahm er die Führung der letzteren, aber 1914, beim Ausbruche des Weltkrieges, stellte er seine Tätigkeit gegen die englische Herrschaft in Indien ein. In einem solchen Augenblick England zu bekämpfen, hiess nach seiner Auffassung, ihm in den Rücken schiessen, und das war ihm ebenso widerlich einer Nation wie einem einzelnen Manne gegenüber. Während des ganzen Krieges gab Gandhi dem englischen Weltreiche seine begeisterte Unterstützung, soweit es sich mit seinen religiösen Idealen vereinbaren lies.

Aber sobald der Krieg zu Ende kam, entfaltete auch Gandhi wieder das Banner der Revolution und organisierte die verblüffende Noncooperation- (Nichtbeteiligungs-) Bewegung, welche jetzt die Grundfesten des englischen Weltreiches erschüttert. Man hat es hier mit einer Revolution unter Gandhis Leitung zu tun, welche sich von allen geschichtlich bekannten unterscheidet. Sie wird durch vier verschiedene Merkmale charakterisiert.

Erstens richtet sich die Bewegung direkt und unerbittlich gegen die englische Vorherrschaft in Indien. Es wird nichts verhehlt von Gandhis festem Entschlusse, sein Volk von der Ungerechtigkeit und der Grausamkeit, welche in jeder Fremdherrschaft inbegriffen sind, zu befreien. «Solange als die Regierung Ungerechtigkeiten begeht, hat sie mich zum unversöhnlichen Feinde,» sagt er. Und ein andermal erklärt er, «dass er die Regierung lahmzulegen versuchen werde, bis er ihren unwilligen Händen Gerechtigkeit abgezwungen habe.» «Dafür stehe ich mit meiner ganzen Kraft ein.» Ein weiterer seiner Aussprüche lautet: «Ich werde mich der Regierung solange wider-

setzen, bis ich ihre Existenz in Frage gestellt habe.» Dass dies Auflehnung gegen die Staatsgewalt bedeutet, sieht Gandhi so klar ein wie irgend jemand. Wenn er nach dem Aufruhr-Paragraphen des indischen Strafgesetzbuches unter Anklagegesetz gestellt würde, sagt er selbst, dass er sich nicht als unschuldig erklären könnte, denn seine Reden seien ja dazu bestimmt, soviel Abneigung und Widerwillen hervorzurufen, bis das Volk es als eine Schmach betrachte, einer Regierung die Mitarbeit zu leihen, welche allen Anspruch auf Vertrauen, Achtung und Unterstützung verwirkt habe.

Mit all seiner unerbittlichen Gegnerschaft gegen die englische Herrschaft ist aber kein Hass gegen das englische Volk verbunden. Gandhi hat niemals die Sünde begangen, deren wir uns während des Krieges gegen die Deutschen schuldig machten, nämlich die Regierung mit dem Volk zu verwechseln. «Ich erkläre dem britischen Volke,» sagt er, «dass ich es liebe und dass ich seine Freundschaft wünsche, aber es muss dies unter Bedingungen sein, welche nicht unvereinbar mit Selbstrespekt und — — absoluter Ebenbürtigkeit sind!»

Zweitens ist Gandhis Revolution eine solche, die keinen Zwang und keine Gewalt in irgend einer Form will. Non-violence, der Grundsatz «keine Gewaltanwendung», bildet das leitende Motiv und Motto, das Schlagwort. Gandhi ist, wie wir bereits gesehen haben, Anhänger des «Nichtwiderstrebens», der Widerstandslosigkeit, und will in Indien, wie vorher in Süd-Afrika, den Sieg entweder mit friedlichen Mitteln gewinnen, oder dann gar nicht. «Gewalt,» sagt er, «wozu sie auch in Europa dienen mag, wird uns in Indien niemals einen Dienst erweisen. Wir müssen mit reineren Waffen fechten, und mit vornehmerer, edlerer Kampfesweise.» «Wir müssen der Gottlosigkeit unserer Gegner mit Gottgläubigkeit entgegentreten, ihre Unwahrheiten mit Wahrheit beantworten, ihre Schlauheit und ihr Ränkespiel mit Offenheit und Einfachheit parieren, ihren Terrorismus mit mutigem und geduldigem Leiden bekämpfen.» Im weiteren lehrt Gandhi: «Wir dürfen keine Gewalt gegen diejenigen anwenden, die sich uns nicht anschliessen wollen.» Er beschwört seine Anhänger, das Leben jedes Engländers und jedes Beamten, welcher der Regierung diene, so heilig zu halten wie ihr eigenes! Er bekennt, dass sein Leben als Inder zu Ende wäre, sobald sein Land sich zur Lehre des Schwertes be-

kennte. Dann würde Indien aufhören, der Stolz seines Herzens zu sein!

Indem er so die Politik des «Verzichts auf Gewaltanwendung» verteidigt, legt er Gewicht darauf, zu betonen, dass er diese Taktik nicht empfehle, weil Indien schwach sei. Im Gegenteil hält er sein Land für sehr stark und deshalb für fähig, den mit dieser Taktik verbundenen Gefahren zu trotzen. «Ich glaube an die Methode der Enthaltung von aller Gewalt, weil sie eine Waffe des Starken, nicht des Schwachen ist. Ich glaube, dass derjenige der mutigste Krieger ist, welcher unbewaffnet, mit offener Brust, vor dem Feinde stirbt.» Ein weiterer Ausspruch Gandhis lautet: «Ich wünsche, dass Indien diesen Grundsatz der Gewaltlosigkeit gerade wegen seiner Kraft und Stärke annimmt. Wir brauchen keine Waffen. Wir brauchen den Glauben an die Waffenlosigkeit. Viele meinen, wir Indier seien nur eine zusammenhangslose, seelenlose Masse; ich aber möchte das Land zur Ueberzeugung bringen, dass es eine Seele hat, eine Seele, die durch keine Macht umgebracht werden kann, die sich vielmehr freudig und siegreich über alle äussere Not und Schwachheit zu erheben vermag und darum ruhig und getrost jede Machtorganisation dieser Welt verachten, ja sie herausfordern darf.»

Im Grunde natürlich verteidigt und übt Gandhi die Widerstandslosigkeit (Non-resistance), weil er sie eben für richtig findet. «Das einzig Wahre für jedes menschliche Wesen ist nicht Gerechtigkeit, die auf Gewalt in irgend einer Form ruht, sondern allein Gerechtigkeit, auf Selbstaufopferung gegründet,» spricht er. «Gewaltlosigkeit (Non-violence) ist edel und recht. Verzeihung ist würdiger als Bestrafung. Verzeihung schmückt einen Krieger.» Von diesem Standpunkte aus ist es auch verständlich, dass Gandhi von seiner Bewegung als von «dieser religiösen Schlacht» spricht. Er besteht aber darauf, dass das Nichtwiderstreben (Non-resistance) nicht bloss gerecht, sondern auch erfolgreich sei. «Es ist dies der einzige Weg, um einen dauernden Sieg zu erreichen. Die Bedingung des Erfolges liegt in der absoluten Beiseitelassung von Gewalt!» — «Indien könnte zur Zerstörung von Leben und Eigentum schreiten, aber das würde keinem vernünftigen Zwecke dienen. Man braucht nur die eine Waffe des Leidens.» «Solche Wahrheiten,» sagt er, «leuchten jedermann ein, der die Gesetze der geistigen Welt kennt. Wenn wir das Geheimnis dieser friedlichen

und unbezwinglichen Methode richtig erfassen, werden wir verstehen, dass wir nicht einmal ein zorniges Wort zu sagen, noch den kleinen Finger zu rühren brauchen, wenn man das Schwert gegen uns erhebt.»

Gewaltlosigkeit (Non-violence) ist hingegen noch nicht genug. Widerstandslosigkeit (Non-resistance) bedeutet etwas mehr als blosse Ergebung ins Leiden. Sie muss eine positive oder agressive Tendenz haben und für diesen Zweck hat Gandhi die Nicht-Beteiligungsbewegung (Non-cooperation) geschaffen. Allen seinen Anhängern empfiehlt er Verweigerung der Mitarbeit an sämtlichen politischen oder gesellschaftlichen Funktionen, welche zur Fortdauer der englischen Herrschaft in Indien notwendig sind. Er drängt dazu, dass die Indier alles boykottieren, was englisch ist und heisst und dass sie damit das englische Herrschafts-System lahmlegen. Er rät seinen Landsleuten, Lokalbehörden nicht mehr anzugehören und Ratsversammlungen nicht mehr beizuwohnen; rät, dass indische Rechtsanwälte die Ausübung ihrer Praxis vor den Gerichtshöfen verweigern, dass Eltern ihre Kinder nicht mehr in die Staatsschule schicken, dass Inhaber von Titeln und Orden solche zurückgeben. Bei Gelegenheit der kürzlichen Besuchstour des Prinzen von Wales drängte er darauf, dass alle Indier dem königlichen Gast Willkomm und Anerkennung versagten. Ein Boykott englischer Waren wurde angeregt, aber von Gandhi nicht unterstützt. Eine Politik, wie die oben erwähnte, würde, wenn sie im grossen Stile durchgeführt werden könnte, die englische Herrschaft über Indien allerdings zerstören; sie würde nach und nach die Regierung vollständig lähmen, gerade, wie seinerzeit der Schierlingstrank die Glieder des Sokrates Zoll um Zoll lähmte. Die friedlichste Revolution, welche die Welt je gesehen hat, würde triumphieren.

Zuletzt, als Krönung seines grossen Werkes, sucht Gandhi die moralische und geistige Wiedergeburt Indiens nach indischer Vorstellung, indischen Gebräuchen und indischen Ideen herbeizuführen. Das bedeutet den Ausschluss, so weit es immer möglich ist, der Einflüsse des Abendlandes mit seiner industriellen Sklaverei, seinem Materialismus, seiner Geld-Anbetung und seinen Kriegen. Der erste Schritt in diesem Bestreben ist, die Schranken, die die Indier unter sich trennen, zu beseitigen und sie zu einer grossen, geeinigten Bruderschaft zu machen. So sucht er die Abschaffung der Kasten-Unterschiede und

religiösen Differenzen zu erreichen; die Mohammedaner sollen friedlich mit den Hindus leben und umgekehrt. Dann muss Indien zu einer Führerschaft des Menschengeschlechtes in Frieden und Freundschaft werden! Gandhi glaubt fest an eine solche Mission Indiens auf dieser Welt. Sein Idealismus überfliegt alle Grenzen von Rassen und Ländern und vereinigt sich mit den höchsten Hoffnungen der Menschheit. «Meine Religion,» ruft er aus, «hat keine geographischen Grenzen. Ich habe einen lebendigen Glauben, der selbst meine Liebe für Indien überragt!»

Das ist Mahatma Gandhi. In solchem Geiste lebt er unter seinem Volke. Wenn er von Stadt zu Stadt wandert, versammeln sich Dreissig-, ja selbst Fünfzigtausende, um seinen Worten zu lauschen. Wo er eine Nacht in einem Dorfe zubringt, oder draussen im Freien, kommen Scharen von Leuten zu ihm gepilgert wie zu einem Wallfahrtsorte. Er erscheint auch uns, wofür ihn die Indier halten, als ein ganzer, vollkommener Mann. In seinem persönlichen Charakter ist er einfach, klar und rein. In seinen politischen Bestrebungen ist er ein so strenger Realist wie Lenin; er arbeitet unverdrossen dem fernen Ziele der Befreiung Indiens entgegen, das errungen werden m u s s. Zu gleicher Zeit ist er aber auch Idealist, so gut wie Romain Rolland, und lebt immer in den reinen, lichten Höhen des Geistes. Wenn ich an Rolland denke, so kommt mir Tolstoi in den Sinn, wenn ich an Lenin denke, so steigt Napoleon vor mir auf, aber wenn ich an Gandhi denke, so werde ich an Jesus Christus erinnert. Er lebt sein Leben, redet seine Worte, duldet und ringt und wird eines Tages edel für sein Reich auf Erden sterben.

Es wird erzählt, dass, als Jesus eines Tages mit seinen Jüngern wandelte, diese miteinander stritten. Als Jesus sie fragte, warum, sagten sie, dass sie darüber disputierten, wer von ihnen der Grösste sei. Jesus aber sprach: Wer von euch der Grösste sein will, der soll Aller Diener sein!

J. H. Holmes, Pfarrer an der Community Church, Newyork.
Uebersetzt von Heinrich Gremminger†, Singapore-Matzingen.

Stimmen

Aus Deutschland.

Ein deutsches Wort zum Pazifismus.

In der deutschen Jugendbewegung, zu der ich nicht allein die Wanderbünde, sondern auch die studentischen Korporationen rechne, ist die Stimmung für den Pazifismus nicht so stark, wie man nach den Erfahrungen des letzten Krieges annehmen könnte.

Vor dem Kriege äusserte sich der mitgeborene oder zum mindesten anerzogene Militarismus weniger in Worten als vielmehr in einer von der Jugend selber nicht als militaristisch erkannten Freude am kriegerischen Spiel zur soldatischen Schulung der körperlichen Kräfte. Dabei darf nicht vergessen werden, dass nur politische Motive diese Führer leiten. Vielleicht denkt man zur Zeit weniger an einen Krieg mit den wohlgerüsteten Feindmächten als an den Bürgerkrieg und die Erstarkung der eigenen politischen Partei.

Nur den Kreisen, die, politisch uninteressiert, dem geistigen Leben zuneigen, ist der Pazifismus eine Selbstverständlichkeit; indessen ist deren Kraft nicht so stark, dass man für die Folgezeit eine gründliche Aenderung der Volksgesinnung gegenüber dem Kriege annehmen darf.

Von allen pazifistischen Bewegungen haben sicherlich diejenigen wesentlichste Wirksamkeit zu erwarten, die aus der Tiefe eines christgläubigen Herzens friedenfordernd auftreten.

Es ist nur dem Menschen möglich, Frieden um sich zu verbreiten, der in sich selber zum Frieden gekommen ist. Wer immer sein eigen Herz zerrissen weiss durch Sehnsucht nach göttlichem Frieden und zugleich durch die Forderungen des sogenannten Kampfes um Dasein auf dieser Erde, kann nur zwiespältiges Werk wirken. Was er auch schuf aus Freude in Gott wird von ihm selber verleugnet und entwertet, wenn er nicht auch seine Sorge um den Leib und dessen Wohl darin erschöpfte.

Unser aller Bestimmung ist, als Ebenbild Gottes über diese Erde zu gehen; das ist ein so hohes Ziel, dass, es zu wollen, den meisten der Mut gebricht. Es ist der mühseligste und engste Weg, der dahin führt, der den Menschen aus allem Altgewohnten herausreisst in die erst peinvolle Einsamkeit mit sich selbst. Denn in dem Menschen selber wohnt Gott und will in des Menschen Leib zu seiner Auswirkung kommen. Himmel und Erde, Gott und Leib, sind in dem Menschen versöhnt, sobald er jegliche Eigenwilligkeit des Erdgeborenen tötete und sich als einziger Macht dem göttlichen Willen seines Herzens ergab.

Also kommt der Mensch durch den härtesten Krieg, den Kampf wider sich selbst, in den Frieden. Nun empfindet ihn der friedlose Nachbar als glückseliger denn sich selbst, weil, wer in Frieden ist, Frieden ausstrahlt.

Dadurch erwacht in ganzer Stärke des Friedlosen Sehnsucht zu Gott; denn in sein Herz drang des andern Friede wie ein Schwert.

Zu wirklichen Pazifisten können also nur auf Gott gerichtete Menschen werden.

Das Mass der Gottessehnsucht ist nach dem Gesetz des Einen Allmächtigen selber gegeben. Die Schule dieser Erde benötigt für die Erziehung zu wahrhaftiger Freiheit und wahrhaftigem Frieden in Gott noch des Krieges der Völker untereinander.[1]) Erst einer im Kampf wider ihr Fleisch und Blut zur Göttlichkeit erlösten Menschheit wird als Frucht der ewige Friede in den Schoss fallen. Wir können an uns selber ermessen, ob wir Pazifisten sind im Sinne dieses Gottesfriedensreiches.

Wir können aus der Lust oder Unlust, die Botschaft des ewigen Friedens zu hören, entnehmen, wie weit unsere Menschenbrüder auf dem Weg zur Vollendung des tausendjährigen Reiches gekommen sind.

Walter Mett

Rundschau

Politisches. 1. Der Lausanner Mord; schweizerischer Fascismus. Ueber die Ermordung des russischen Delegierten in Lausanne brauchen wir wohl kaum etwas zu sagen. Sie ist eine Frucht des Krieges und des Bolschewismus. Die ganze Entrüstung unserer Bolschewisten darüber ist, wie ihre agitatorische Ausschlachtung des Ereignisses, eine traurige Komödie. Bei diesem Anlass haben die Kommunisten mit grossem Lärm das Vorhandensein eines schweizerischen Fascismus verkündigt und die Arbeiterschaft zur Bildung einer Einheitsfront gegen ihn aufgefordert. Das ist natürlich Demagogie, darauf berechnet, der sterbenden kommunistischen Partei zu neuem Leben zu verhelfen. Trotzdem bleibt es eine ernsthafte Frage, ob ein schweizerischer Fascismus in grösserem Stil zu befürchten ist oder nicht. Denn, dass wir schon ein Stück davon unter uns haben, liegt auf der Hand. Unsere Bürgerwehren sind durchaus fascistische Organisationen. Es ist auch nicht daran zu zweifeln, dass Mussolini bei uns viele Bewunderer hat und da und dort einer von seinen Lorbeeren träumt. Mir scheint auch ganz sicher, dass wir, wenn der Sozialismus bei uns bedeutende Fortschritte gemacht hätte, einen sehr ernst zu nehmenden Fascismus bekommen hätten. Das ist nun aber eben nicht der Fall und darum braucht unser Bürgertum vorläufig keinen Mussolini; es kommt mit Schulthess, Laur, Sonderegger und Kompagnie aus.

Doch ist klar, dass die Gefahr weiter besteht. Sie ist eben bloss die konkrete neueste Gestalt des sozialen Bürgerkrieges, vor dessen Möglichkeit wir schon lange stehen; zu ihm treibt man von rechts und links. Von rechts: man muss nur, wenn man allfällig den Erlass Scheurer vergessen hat, die neuesten Enthüllungen des Basler «Vorwärts» lesen, worin aufgedeckt wird, wie sich unsere Herren Militaristen-Fascisten die «Eroberung und Besetzung einer sozialistischen Stadt» denken. Die ganze hassvolle, blutrünstige Brutalität, die aus solchen Dokumenten uns angrinst, ist selbst schon eine ungeheure Gefahr. Aber

[1]) Wozu wir doch ein Fragezeichen setzen. Die Red.

der gleiche «Vorwärts» fordert zur Bildung von Arbeiterschützengesellschaften auf, die den Fascisten entgegengeworfen werden sollten. Das wäre nun schon ein Mittel, um unter uns die schwelende Flamme des Fascismus zum Auflodern zu bringen. Das Beispiel Italiens, wo der Fascismus nur allzudeutlich die Reaktion auf einen übermütigen, an Taten armen, aber an revolutionären Werken reichen Bolschewismus war, scheint diesen Katastrophenpolitikern nichts gesagt zu haben. Es waren halt die «Sozialpatrioten» an allem schuld. Dämmert diesen durch das Moskauer Dogma des Denkens Entwöhnten denn keine Ahnung auf, woher die schwerste Gefahr des Faszismus kommt? Aber diesen Kindsköpfen von links reichen die von rechts die Hand, und beide Arten von Wahnsinn helfen einander immerfort — seit langen Jahren.

Die Gefahr des Fascismus im Sinne des Bürgerkrieges ist also meines Erachtens immer sehr gross. Es wäre darum schon an der Zeit, dass nach langem Schlaf wieder etwas von jenem Geist unter uns erwachte, der allein diese Flamme löschen kann, so lange es noch Zeit ist.

2. Von der Ruhr. Wir haben es unterlassen, die letzten Ereignisse in der Ruhrgegend zu kommentieren. Sie kommentieren sich selbst. So vor allem die Bluttat vom Charsamstag. Es wird uns doch niemand einreden wollen, dass jene französischen Soldaten ernsthaft bedroht gewesen seien! Nein, diese Tat war eine echte Offenbarung jenes militaristischen Geistes, der überall der gleiche ist, jenes Geistes, der bei den Unruhen von 1919 einen schweizerischen Offizier im Stahlhelm auf einem Panzerauto bewog, eine arme Frau zu erschiessen, weil sie — die Arme aufgehoben hatte, und der seine Richter bewog, ihn freizusprechen. Wo diese Bestie einmal losgelassen ist, ergibt sich alles andere von selbst.

Wie wird es im übrigen weitergehen? So von ferne beurteilt, sieht es aus, als ob doch in der Stille die Verhandlungen fortgesetzt würden, in erster Linie wohl zwischen den deutschen und französischen Industriekönigen. Dass die ganze Affäre mit einer Vereinbarung zwischen diesen abschliesst, bleibt ja das Wahrscheinliche. So verschiebt sich die Front auch hier, wie fast überall, nach der Richtung der sozialen Auseinandersetzung hin, in deren Hintergrund der Bürgerkrieg steht. Das ist das Schlimme, wie die beiden Kampfmotive, das nationale und das soziale, sich so verwischen, dass beide dadurch verfälscht werden. In Bezug auf Deutschland ist dies ja in diesen Blättern schon gezeigt worden. Ein deutscher Freund schreibt uns neuerdings darüber: «Die Verhältnisse drohen im Innern gewaltigen Explosionen entgegen zu treiben. Hinter der Phrase von der nationalen Einheit, vom Durchhalten, vom Opferwillen aller Stände macht sich der Wucher in einer schamlosen Weise wie nie bisher breit. Auch der Blindeste muss nun bald sehen, wem wir vor allem unser Elend zu verdanken haben, im Innern wie nach aussen hin. Und dazu kommt noch die freche Art, mit der diese Kreise — die wahren «Vaterlandsverräter» und «Volksfeinde» — mit dem Feuer der bewaffneten Gegenrevolution spielen. Es kann noch furchtbar tagen. Dass Poincaré der Regierung dieses Deutschland nicht traut, kann ich sehr verstehen, wenn ich auch die brüske Art der Ablehnung nicht gutheissen kann. Wer für die Armen des eigenen Landes bei dem andern Volk Verständnis haben will, muss auch ein wenig Verständnis für die Armen des andern Volkes zeigen.»

Soweit der deutsche Freund. Es bleibt bloss hinzuzufügen, dass die «Armen» des eigenen Volkes, für die Poincaré Verständnis hat, wohl die französischen — Industriekönige sind. Aber man sieht schon, wo die Gefahr liegt. E. R.

Zur Revision der Alkoholgesetzgebung. Die Abstimmungsvorlage vom 3. Juni scheint nicht viele Gegner zu haben. Alle politischen Parteien haben ihr zugestimmt, weitaus die Mehrzahl der wirtschaftlichen Gruppen ebenfalls, worunter vor allem der Bauernverband und eine Reihe landwirtschaftlicher Organisationen noch im besondern. Ein gegnerisches Aktionskomitee ist freilich geschaffen worden, das scheint aber so Mode werden zu wollen, und hat wohl noch nicht so viel zu bedeuten. Dagegen darf man sich nun vielleicht durch die schöne Ruhe doch nicht täuschen lassen. Sowohl für als gegen verschiedene Vorlagen haben sich in letzter Zeit Ueberraschungen ergeben mit Bezug auf die Verteilung der Stimmen. Das kommt vielleicht mit davon her, dass eine kluge Gegnerschaft mehr und mehr sich unauffälliger Bearbeitung bedient. Umso eher rechtfertigt es sich, wenn alle Freunde auch der zur Abstimmung kommenden Vorlage es sich zur Pflicht machen, sie bei jeder Gelegenheit zu empfehlen. Dazu braucht es einige Sachkenntnis. Wir glauben aber, dass man sich hievon die nötige Dosis holen kann in der Presse, vor allem auch in einigen Abstinenzblättern und sodann in den gleichsam offiziellen Aufklärungsbrochüren. Ich nenne hier diejenige des Vorstehers der Alhoholverwaltung, Dr. Tanners: «Die Revision der eidgenössischen Alkoholgesetzgebung».

Es ist aber vielleicht nicht unangebracht, doch einige Feststellungen hier schon zu machen, die geeignet sind, die Vorlage ins richtige Licht zu rücken. Dabei möchte ich mich mit deren grundsätzlichen Gegnern nicht lange auseinandersetzen. Sie argumentieren, sofern sie unserseits ernst genommen werden, vor allem damit, dass eine Annahme der Vorlage den Bund erst recht zum Schnapshändler, Schnapsfabrikanten mache, dass der Bund — und mit ihm die Kantone — finanziell interessiert würden an den Ertägnissen des Schnapsverkaufes, Schnapskonsums, dass es also aus blossen Reinlichkeitsgründen schon gelte, der Vorlage entgegenzutreten. Es ist solcher Argumentation gegenüber lediglich festzustellen, dass die Abstimmung uns gar keine Möglichkeit bietet, über die grundsätzliche Frage des Monopols uns zu äussern, sondern dass die Alternative ist: jetziger Zustand (wobei sofort eine Berichtigung zu erfolgen hat) oder Revision. Der jetzige Zustand nämlich wäre formell der, dass das Branntweinmonopol bestehen bleibt, aber eben nur, soweit es nicht die Branntweinerzeugung aus Wein, Obst und deren Abfällen, Enzianwurzeln, Wachholderbeeren und ähnlichen Stoffen betrifft. Das Brennen der letztgenannten Stoffe wäre wie bis anhin frei, fiele also nicht unter das Monopol.

Die Unwirksamkeit dieser bisherigen Form des Monopols hat sich nun aber zu einer Katastrophe entwickelt. Wir würden diese Entwicklung sanktionieren und beschleunigen, wenn wir die Vorlage verwerfen sollten. Es hat sich nämlich gezeigt, dass der freigebliebene Teil der Branntweinfabrikation, derjenige also, der sich auf die Obsterzeugnisse bezieht, sich ungeahnt entfalten konnte. Einmal nahm die Obstproduktion stetig zu. Sodann verfeinerten sich die Fabrikationsmethoden (es gibt heute Fabriken, die Jahr für Jahr 10,000 Hektoliter 95-proz. Branntwein herstellen können). Eine Reihe von sehr guten Obstjahren förderten vor allem auch das Brennen des Mostes. Der Reingewinn der Brennerei war sehr gross, weil der Branntwein infolge des immer weit über dem Marktpreis stehenden Preises des Monopolbranntweins gute Preise erzielte und ebenfalls weit über Fabrikationspreis abgesetzt werden konnte. Die Reingewinne ihrerseits veranlassten wieder einen technisch sorgfältigen Ausbau der Anlagen, durch diesen letztern wurde die Leistungsfähigkeit wieder gesteigert usw.

Die Brennerei ist gross geworden im Schatten des bisherigen Monopols. Produzierte sie 1880/84 durchschnittlich jährlich 10,000 hl, so heute vermutlich über 80,000 hl. Der Bund dagegen verkaufte 1893/1902 jährlich durchschnittlich 70,600 hl, 1921 noch 7,173 hl. Der Bund würde sich, sollte die Entwicklung in der bisherigen Weise weitergehen, sollte also die Revisionsvorlage verworfen werden, vor die Notwendigkeit gestellt sehen, für die Abgabe von Branntwein die freie Konkurrenz zu berücksichtigen. Er könnte heute Branntwein zu Fr. 35.— den Hektoliter beziehen, das bedeutet einen Schnapspreis von 40—60 Rappen per Liter. Mit diesem Preis könnten weder Brennerei noch Obstproduktion mehr bestehen, beide würden in kurzer Zeit ruiniert, dafür hätten wir in sicherer Aussicht eine neue Schnapsflut, wohl schlimmer als diejenige war, die zu der Revision von 1885 erst geführt hat.

Es steht also mit andern Worten so, dass, ob wir grundsätzlich mit einem Monopol uns einverstanden erklären können oder nicht, die jetzige Revision wohl der einzige heute mögliche Ausweg ist, eine Schnapsflut und was sie im Gefolge haben würde, von unserem Volke fern zu halten. Schon aus diesem Grunde darf man, glaube ich, am 3. Juni nicht einmal abseits stehen, geschweige denn die Vorlage ablehnen.

Dazu kämen noch einige weitere Erwägungen, freilich mehr opportunistischer Natur. Die bisherige Entwicklung hat zur Folge gehabt, dass der Alkoholzehntel ausgeblieben ist. Noch 1920 stand den Kantonen die Summe von Fr. 763,197.— zur Verfügung zur «Bekämpfung des Alkoholismus in seinen Ursachen und Wirkungen». 1921 waren es noch Fr. 106,744, für 1922 wird ein Zehntel nicht mehr ausgerichtet werden können. Wenn wir auch Gründe dafür haben, zu behaupten, dass von einer Reihe von Kantonen der Zehntel fortwährend in ungesetzlicher oder gesetzlich ungenügender Weise verwendet wurde, und wenn auch nach unserer persönlichen Ueberzeugung überhaupt keiner der Kantone den Zehntel so verwendet hat, dass eine rationelle «Bekämpfung des Alkoholismus in seinen Ursachen und Wirkungen» erzielt worden wäre, so muss doch zugestanden werden, dass schon die bescheidenen Aufwendungen der Kantone in dieser Hinsicht wertvolle Arbeit vieler Vereine und freier Bestrebungen, unter anderem auch den Unterhalt von Lesezimmern, von Bibliotheken, von Volksheimen und Gemeindestuben gefördert oder sogar ermöglicht hatten. Viele dieser Werke sähen sich überhaupt gefährdet, wenn nicht durch eine Neuordnung des Alkoholwesens wieder Beiträge flüssig gemacht werden könnten. Freilich ist gerade hier zu sagen, dass es eine bemühende Tatsache ist, feststellen zu müssen, dass wohl die verschiedensten Interessenkreise unseres Landes, eben weil es Interessenkreise sind, auf Subventionen des Bundes oder der Kantone rechnen können, auch wenn an beiden Orten die Finanzlage keineswegs eine rosige ist, dass aber die ideellen Bestrebungen, eben weil sie keine «Interessen» repräsentieren, zunächst aus dem «Alkoholzehntel» abgespeist werden und, wenn dieser versagt, dann auch «folgerichtig» leer ausgehen. Vielleicht müsste man fast wünschen, dass hier grundsätzlich einmal eine andere Regelung eintreten sollte, und könnte der Ansicht sein, dass von diesem Gedankengang aus, sollte die Revision verworfen werden, eine Flut von Gesuchen unsern Behörden ordentlich gut tun würde. Deswegen unsererseits eine solche Verwerfung zu provozieren, dürfte aber vielleicht doch nicht ganz das richtige Vorgehen sein. Vielmehr wird es gelten, nach einer Annahme der Revision energisch die freiwerdenden Mittel nun auch für den vorgesehenen Zweck zu reklamieren und hierbei eine sachgemässe Interpretation zu provozieren. Das gilt

insbesondere auch von den 95 Prozent des Bundesanteils, die für die Förderung der Alters-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung, sowie der Kranken- und Unfallversicherung verwendet werden sollen. Es wird sich hier darum handeln, die Altersversicherung und was mit ihr zusammenhängt, in allererste Linie zu stellen. Gewiss aber muss auch die Aussicht auf Mittel für dieses langersehnte und langhintertriebene Fürsorgewerk uns veranlassen, bei der Abstimmung vom 3. Juni uns auf die Seite der Annehmenden zu stellen, auch wenn eben die Verschleppung dieser Werke uns mit Recht erbost hat. Nochmals aber: das mögen Gründe sein für die Annahme, bestimmend könnten sie nicht sein, wenn nicht die Alternative bestünde: entweder Schlimmeres als bisher oder Annahme der Revision. Wir können daher nicht anders, als der Abstimmung ein gutes Gelingen zu wünschen und unsere Freunde zu bitten, für die Vorlage kräftig einzustehen.

K. Straub

Aus unserer Arbeit. Meine Wintervorträge. Zur Fortsetzung der im letzten Hefte begonnenen Berichterstattung über unsere Arbeit möchte ich ein paar Worte über meine Erfahrungen mit den Vorträgen, die ich in der zweiten Hälfte des Winters im Land herum gehalten, berichten. Denn ich denke, dass sie einen allgemeinen Wert haben.

Ich habe an einer Reihe von Orten über «Christentum und Sozialismus», «Kirche und Sozialismus», «Arbeiterschaft und Friedensbewegung», «Religiöse Bewegung der Gegenwart», «Neue Wege der Volksbildung» geredet. Die Einladung dazu erging zum Teil von sozialistischer, zum Teil von bürgerlicher Seite, aber die Zuhörerschaft war fast immer aus Bürgerlichen und Sozialisten zusammengesetzt. Der Besuch war immer sehr gut, oft überraschend gross. Dabei habe ich einige Erfahrungen erfreulichster Art gemacht. Es lebt in unserem Volke jenseits der Zeitungen und des Wirtshauses ein sehr grosses Verlangen nach neuer Wahrheit. Der wirkliche seelische Zustand unseres Volkes ist ganz anders als die Zeitungen ihn uns vorlügen, und zwar viel besser, viel verheissungsvoller. Auch die Abstimmungen geben davon kein ganz richtiges Bild — was uns ein Trost sein darf. Wenn es uns gelänge, hinter diesen Schleier von Zeitungspapier zu kommen, der doch gegen die Wahreit stärker schützt als die dicksten Panzerplatten, und Auge in Auge mit unserem Volk zu reden, dann sähe es bald unter uns ein wenig anders aus. Benützet also jede Gelegenheit dazu! Herunter von Kanzeln und Kathedern und hinaus in die Volksversammlungen, auf die «Strassen» und an die «Zäune»!

Ganz besonders ist mir die grosse Aufgeschlossenheit der organisierten Arbeiterschaft für einen neu orientierten Sozialismus aufgefallen. Meine Kritik setzte an zwei Punkten ein: beim Gewaltproblem und beim Religionsproblem, und an beiden Punkten kam mir eine ganz unerwartete, fast einmütige Zustimmung entgegen. Es kam vor, dass ich Redner, die ihre alte antireligiöse Leier spielten, direkt in Schutz nehmen musste, damit man sie reden lasse. Welch ein Umschwung der Dinge!

Kurz: es ist wieder etwas von der Lage vorhanden, die in Evang. Matth. 9, 35—38 geschildert wird.

L. R.

Die Konferenz in Nyborg. Die diesjährige Hauptversammlung des «Internationalen Versöhnungsbundes» findet vom 19. bis 26. Juli in Nyborg in Dänemark, einem kleinen Badeort an der Ostsee, statt. Das Programm lautet (vorläufig):

Donnerstag, 19. Juli, morgens 9.30 bis 12.30: Eröffnung der Konferenz; abends 8—9.30: «Der Weg des Friedens».

Freitig, 20. Juli, morgens: Das Leben der Bewegung in verschiedenen Ländern; abends: Das Leben der Bewegung in verschiedenen Ländern (Fortsetzung).

Samstag, 21. Juli, morgens: Das Gebiet der Volkswirtschaft. Die gegenwärtige Weltordnung und wie sie zu ändern ist. 1. Eine Kritik des Kapitalismus. 2. Das Problem der Kontrolle und der Organisation; abends: Unsere eigene wirtschaftliche Verpflichtung.

Sonntag, 22. Juli, morgens: Das Reich Gottes; abends: Die Quellen unseres geistigen Lebens.

Montag, 23. Juli, morgens: Das Gebiet der Politik. Ein wahrer Völkerbund. 1. Gerechtigkeit zwischen Nationen. 2. Die Entwicklung des Völkerbundes. Seine Autorität und Macht; abends: Eine christliche Internationale.

Dienstag, 24. Juli, morgens: Frankreich und Deutschland. a) Kriegsschuld. b) Entschädigung. c) Unsere eigene Aufgabe. Praktische Vorschläge zur Versöhnung; abends: Christliche Revolution.

Mittwoch, 25. Juli, morgens: Die Liebe als erlösende Macht in der menschlichen Gesellschaft.

Man hofft, dass einige der Themen am Nachmittage nach dem Tee in verschiedenen Gruppen behandelt werden: 1. Erziehung, 2. Industrie, 3. Russland, 4. Die Türkei und Armenien, 5. Zivildienst und die Abschaffung der Militärpflicht.

Am Freitag, Samstag und Montag nachmittag wird eine Gruppe zusammenkommen, um das Thema «Frankreich und Deutschland» a), b) und c) zu besprechen.

Als Redner sind u. a. in Aussicht genommen: Walther Ayles, Dr. Beskow, Prof. Foerster, Romain Roland, Mathilde Wrede, wobei jedoch bemerkt werden muss, dass deren Teilnahme an der Versammlung noch nicht durchgängig gesichert ist. Es kommt übrigens gerade bei dieser Gelegenheit weniger auf illustre Redner als auf den Geist und Stil des Zusammenlebens und Zusammenarbeitens einer aus allen Ländern und Völkern zusammengeströmten Familie Christi an.

Die Kosten sind so bescheiden als möglich. Man wende sich an das Sekretariat: 17, Red Lion Square, London W. C. 1. L. R.

Zwei Streiterinnen. Im Laufe des letzten halben Jahres sind zwei Frauen von uns gegangen, die so eng mit unserm tiefsten Glauben und Hoffen — und zum Teil auch mit dem persönlichen Leben mancher unter uns — verbunden waren, dass es wohl am Platze scheint, ihrer auch an dieser Stelle zu gedenken.

Zu Anfang des Jahres schon ist Schwester Anna von uns geschieden, die langjährige Freundin, Gehilfin und Mitstreiterin Blumhardts, die ihm und seinem Werk einst in schwerer Lage unschätzbare Dienste geleistet und ihm bis zum Ende mit treuester Sorge nahe gestanden hat. Langjähriges körperliches Leiden hat sie, ganz in seinem Geiste, heldenhaft getragen und durch die Frische des Geistes in zerfallendem Körper uns über die Nähe der irdischen Aufösung getäuscht. Sie war eine grosse Seele und dadurch eine Trägerin des wahren Blumhardt-Geistes und Verwalterin seines echten geistigen Erbes.

Das Gleiche gilt von Fräulein Bertha Imhoff aus Basel, die ihrer mütterlichen Freundin vor einigen Wochen nachgefolgt ist. Zum Teil in der Familie Blumhardt aufgewachsen, ist sie in geistiger Beziehung vollends Blumhardts echte Tochter gewesen. Es haben ihn in seinem Grössten und Tiefsten, in seiner ganzen Bedeutung, wohl nur ganz wenige so gut verstanden wie sie. Dieses Verständnis hat sie auch andern vermittelt — auch dem, der dies schreibt — und ihnen damit etwas vom Allerbesten ihres Lebens geschenkt. Sie ist im übrigen nur einem kleinern Kreise von Menschen bekannt geworden. Ihr Leben verlief in der Stille eines von den Tagen der Kindheit an nie mehr aussetzen-

den Leidens. Aber gerade in der Art, wie sie dieses bewältigte, offenbarte sich — wie bei Schwester Anna — die «herrliche Freiheit der Kinder Gottes». So ist sie für viele ein Licht Gottes und eine Offenbarung der Kraft und Schönheit des Reiches Gottes gewesen. Auch sie, die über die Gebundenheit durch ihr Leiden zu klagen Anlass hatte, hat gerade als Gebundene ein grosses Werk getan.

Die Erde ist für uns durch das Scheiden dieser beiden Frauen sehr viel ärmer und dunkler geworden, aber ihr Licht strahlt von anderswoher erst recht zu uns her. L. R.

Für die deutsche Theologiestudentin sind folgende Gaben eingegangen: J. M. B. (statt einer Blumenspende) Fr. 10.—, B. L. in L. 20.—, E. Z. in H. 5.—, M. L. in B. 5.—, X. X. in X. 10.—, im ganzen 50 Fr. Mit herzlichem Dank L. R.

«Neue Wege-» und «Aufbau»-Kreis Basel. Montag, 28. Mai, abends 8 Uhr: Vortrag von Prof. Herm. Bächtold: «Die Schweiz. Volkswirtschaft und ihre geschichtlichen Entwicklungsbedingungen», im Blaukreuzhaus, Petersgr. 23, I.

Von Büchern

Religion und Menschheit.[1])

Strenge, aber durchaus praktische Wissenschaftlichkeit, gepaart mit der Kraft prophetischen Geistes, führt uns über die Höhen der Entwicklung der Menschheit in einer kurzen (107 Seiten), markig geschriebenen Religionsgeschichte. Aber der Verfasser schreibt nicht nur Geschichte. Seine Bescheidenheit gibt zwar nur vor: «Die Lage der Religionen in der Gegenwart durchsichtig zu machen». Er rührt aber dabei den Schleier der Zukunft und schaut den Gipfel der Entwicklung aller Religionen in der Verwirklichung des reinen Evangeliums Jesu auf dem ganzen Erdball. Dieses Endziel erfüllt gerade uns, die wir auf das Kommen einer neuen Welt warten, beim Lesen des Köhlerschen Buches von der ersten Seite an mit äusserster Spannung. Wir fühlen: auch einer, der «auf den Trost Israels» wartet, und das setzt uns gleich mit dem Verfasser in die innigste Geistesverbindung.

Er enthüllt uns gewissermassen den wahren Sinn der Geschichte. Wir ahnten zwar bisher, dass es so sein müsse. Aber nun werden wir in völlige Klarheit eingeführt. Wir werden von aller Enge und Einbildung des europäischen Christen befreit durch den universalen Zug, die grosse Treue und das liebevolle Verständnis, mit denen knapp und wahr auch andere Religionen dargestellt werden. Und diese Art der Darstellung zeigt sich durch von den Tabuvorstellungen der Primitiven an über die Tempel, Götter und Mythen der Volksreligionen bis zu den drei bedeutendsten Stifterreligionen Buddhas, Jesu und Mohammeds samt ihren hochinteressanten geschichtlichen Ausgestaltungen hin. All diese bunte Fülle von religiösen Erscheinungen zeigt sich uns als der abwechslungs-

[1]) Ludwig Köhler: Religion und Menschheit. Verlegt bei Schulthess, Zürich.

reiche Weg, an dem ein allweiser Erzieher sein Menschengeschlecht führt. Gott will sich dadurch dem Menschen immer mehr bekannt machen und zugleich den Mensch zum Menschen durch seine immer für uns bereite Liebe führen, bis die innerste Einheit der ganzen Menschheit in Jesus und seinem Evangelium erreicht ist. Das ist der überwältigende Höhenblick des Köhlerschen Buches auf Jahrtausende hinter uns und Jahrtausende vor uns. All das steht da, ohne jegliche Phantasterei, sondern in reiner, oft sehr realistischer Geschichtlichkeit. Von diesem Höhenblick wird zwar nirgends gesprochen, aber man erlebt ihn desto klarer.

Auf solcher Höhe geht uns aber ein ganz besonderes Verständnis auf für die religiöse Krise der Gegenwart. Zwar scheint mir der Verfasser den Einfluss der modernen Naturerkenntnis etwas zu überschätzen. Denn sie gibt für die letzten Dinge nicht die ernüchternde Sicherheit, von der er spricht. Umso einflussreicher sind dagegen die andern Instanzen: die Heimatlosigkeit, die neue soziale Struktur und die Freude am Stoff. Sie werden aber, besonders im Erleben, der grossen Erdennot unserer Tage zur Sehnsucht nach Gott hindrängen und so ein Zeitalter tiefer Religiosität vorbereiten helfen.

Wir lernen dann weiter die heutigen Wirkungen der Religionen aufeinander verstehen, wie sie sich in den Missionswerken des Christentums und des Islams und in den Wechselwirkungen des Orients auf den Occident und umgekehrt zeigen. Der weltgeschichtliche Wert der christlichen Mission, «dieser grössten Heldengeschichte, die die Welt gesehen», geht uns als notwendiger Trieb der Menschheitsentwicklung auf ihr höchstes Ziel zu auf. Die Dreiheit der Stifterreligionen muss schliesslich zur Einheit der Weltreligion werden, nicht durch Schaffung einer künstlichen Universalreligion, sondern durch das geschichtliche Werden.

Und so steigt aus den Vielfältigkeiten der Gegenwart in grossen Umrissen die Religion der Zukunft empor: Das Evangelium Jesu als die Religion, die den Menschen am tiefsten begriffen hat. Er ist seinem Charakter nach universal: «Das Reich Gottes ist für alle da, oder es wird überhaupt nicht sein.» Die Entscheidung darüber steht noch aus. An dem Weg zu diesem Reich Gottes steht das Opfer, das Kreuz. Alle Reichgottespilger stehen notwendigerweise im Widerspruch mit der heutigen Welt der Ungerechtigkeit und Unreinheit. «Diese kann nur zum Reiche Gottes werden durch den Kommunismus des Opfers». Darum hat das Evangelium der Zukunft diese drei Merkmale: «Es ist Tat, es will in die Welt und nicht Priester werden es verkünden, sondern alle werden Priester sein.»

Zum Schluss nur noch den Wunsch: dass vielleicht das erste Kapitel mit seiner fortreissenden Grosszügigkeit oder das letzte mit seiner einleuchtenden Einfachheit ganz in den Neuen Wegen abgedruckt werden könnte. Da stehen, wie im ganzen Buch, Gedanken, die nicht weit genug in unsere Welt hineingeschleudert werden können; denn sie befreien.

Ch. Schultz

Ananias und Sapphira

«Ein Mann aber, mit Namen Ananias, samt seinem Weibe Sapphira, verkaufte sein Gut und entwandte etwas vom Gelde mit Wissen seines Weibes und brachte einen Teil und legte ihn zu der Apostel Füssen. Petrus aber sprach: «Ananias, warum hat der Satan dein Herz erfüllt, dass du dem heiligen Geist lögest und entwendetest etwas vom Gelde des Ackers? Hättest du ihn doch wohl mögen behalten, da du ihn hattest; und da er verkauft war, war es auch in deiner Gewalt. Warum hast du denn solches in deinem Herzen vorgenommen? Du hast nicht Menschen, sondern Gott gelogen.» Da Ananias aber diese Worte hörte, fiel fiel er nieder und gab den Geist auf. Und es kam eine grosse Furcht über alle, die dies hörten. Es standen aber die Jünglinge auf und taten ihn beiseite und trugen ihn hinaus und begruben ihn. Und es begab sich über eine Weile bei drei Stunden, dass sein Weib hineinkam und wusste nicht, was geschehen war. Aber Petrus antwortete ihr: «Sage mir, habt ihr den Acker so teuer verkauft?» Sie sprach: «Ja, so teuer.» Petrus aber sprach zu ihr: «Warum seid ihr denn eins geworden zu versuchen den Geist des Herrn? Siehe, die Füsse derer, die deinen Mann begraben haben, sind vor der Tür und werden dich hinaustragen.» Und alsbald fiel sie zu seinen Füssen und gab den Geist auf. Da kamen die Jünglinge und fanden sie tot, trugen sie hinaus und begruben sie neben ihren Mann. Und es kam eine grosse Furcht über die ganze Gemeinde und über alle, die solches hörten.»

Apostelgeschichte 5, 1-11.

Jene Erzählungen, die uns die Apostelgeschichte im Anschluss an das Pfingsterlebnis der Jünger berichtet, haben alle eine grosse Bedeutung für uns, denn sie lassen uns hineinschauen in das Leben einer Gemeinde, die erfüllt ist vom heiligen Geist. Unter dem Walten dieses Geistes ist es dort wie zu einer Erfüllung der alten, sich durch das ganze Alte Testament ziehenden Verheissung gekommen: «Ich will unter ihnen wohnen, und ich will ihr Gott sein und sie werden mein Volk sein.» Jede dieser Geschichten kann uns da etwas vom

Gottesvolkcharakter dieser Gemeinde enthüllen und auch die Geschichte von Ananias und Sapphira bekommt in diesem Zusammenhang ihre besondere Bedeutung. Freilich, es ist für uns eine gar merkwürdige Geschichte. Je mehr wir uns beim Lesen derselben gleichsam unter die Schar jener mengen, die sie miterlebt haben, um so mehr übt sie auf uns immer noch denselben Eindruck aus, der uns in der Apostelgeschichte geschildert wird: «Und es kam eine grosse Furcht über die ganze Gemeinde und über alle, die solches hörten.» Angesichts dieses Gerichtes kommt uns so recht zum Bewusstsein, welch gewaltiger Ernst in diesem Wohnen Gottes unter den Menschen liegt. Je mehr wir aber von jener Gemeinde Abstand nehmen und dieser Geschichte vom Boden *unseres* Lebens aus zuschauen, umso mehr kommt sie uns gar sonderbar vor. Ausgerüstet mit *unseren* Masstäben und gewöhnt an *unsere* Beurteilungen, können wir dieses Gericht des heiligen Geistes nicht recht begreifen. Haben die beiden denn wirklich ein so todeswürdiges Verbrechen begangen? Mit *uns* verglichen, stehen Ananias und Sapphira doch eigentlich ganz respektabel da. Wer unter uns geht denn hin und verkauft seinen Acker und legt dessen Erlös zu der Apostel Füssen? Wer unter uns opfert einen erheblichen Teil seines Besitzes für die Gemeinde? Macht man denn unter uns nicht schon eine grosse Geschichte daraus, wenn einmal ein Reicher auch nur ein paar Tropfen seines Ueberflusses wohltätigen Zwecken zufliessen lässt oder einen Teil seines Reichtums für die Zeit, da er selber keine Verwendung mehr für denselben hat, der Allgemeinheit vermacht? Und findet bei uns nicht schon der leiseste Versuch, ein solches Ananiasopfer für die notleidenden Brüder zu fordern, die leidenschaftlichste Abwehr? Wahrhaftig, Ananias und Sapphira werden uns eigentlich gerade in ihrer Freigebigkeit unverständlich, während wir sie darin sehr gut verstehen, dass sie einen Teil des Erlöses für sich zurückbehielten. Unter uns würde ihnen daraus jedenfalls keinerlei Vorwurf entstehen, unter uns hätten sie drum auch keinerlei Anlass, den zurückbehaltenen Teil zu verheimlichen. Dass sie aber in jener Gemeinde, wo die Gläubigen alle Dinge gemein hielten und keiner mehr von seinen Gütern sagte, dass sie sein wären, jenen Teil verheimlichen wollten und schliesslich zu einer Lüge ihre Zuflucht nahmen, um nicht trotz allen Gebens als Geizhälse unter diesen Men-

schen dazustehen, das kommt uns doch ganz begreiflich und entschuldbar vor.

An solcher Beurteilung, die durchaus unserem gewohnten Denken entspricht, wird es offenbar, wie wenig man vom Standpunkt unserer Welt aus das Walten des heiligen Geistes und das Leben und Geschehen im Reiche Gottes verstehen kann. Verständlich ist auf diesem Boden eigentlich nur Ananias und Sapphira, während das Gericht des heiligen Geistes, das über sie ergangen ist, geradezu ungeheuerlich erscheint. In der Welt können Ananias und Sapphira gar wohl in Ehren bestehen, — sobald sie aber sich ins Gottesreich eindrängen und als Ananias und Sapphira darin eine Rolle spielen wollen, muss ihnen dies zum Verhängnis werden. Drum sagt auch Petrus zu Ananias: «Hättest du doch deinen Acker behalten mögen, da du ihn hattest; und da er verkauft war, war es auch in deiner Gewalt!» Ach, wärst du doch mit deinem Ananiasdenken in der Welt geblieben und hättest als ehrliches Weltkind der Stunde geharrt, da Gottes Geist dich vollends befreite von aller Weltgebundenheit! Denn nicht das ist die Sünde des Ananias, dass er noch so sehr in der alten Welt drin steckt — «Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, dass er die Welt richte, sondern dass die Welt durch ihn gerettet werde!» — sondern dass er mit all seiner Weltgebundenheit doch als freies Gotteskind dastehen will und mit seinem Teile ein Ganzes vortäuscht. Ananias bekennt sich zu Christus als seinem Herrn, und doch lässt es sich durch Christus nicht von seinem alten Leben loslösen. Er will mit zur Menge dieser Gläubigen gehören, wo alle ein Herz und eine Seele sind und keiner von seinen Gütern sagt, dass sie sein wären — und doch will er daneben wieder frei und losgelöst mit seinem Herzen und seiner Seele dastehen und sein Eigenes haben, über das er frei verfügen kann. Das ist die grosse Lüge seines Lebens, um deretwillen Petrus zu ihm sagt: «Ananias, warum hat der Satan dein Herz erfüllt, dass du dem heiligen Geist lögest?» Ananias ist sich auch der unhaltbaren Halbheit und argen Unaufrichtigkeit seiner Stellung sehr wohl bewusst, — drum verheimlicht er jene andere Hälfte seines Gutes und seines Herzens und sucht sie schliesslich gar mit einer Lüge zu verdecken vor dem eindringenden Blicke des Apostels. Diese

Lüge in Worten ist ja nur der letzte Ausdruck, den die grosse Lüge seines Lebens gefunden hat.

Aber gerade diese Ananiaslüge, — ist sie nicht zugleich die grosse Lüge unserer Christenheit? Baut sich denn nicht auch unser Christentum auf solchem Ananiasgeist auf? Legen nicht auch wir einen kleinen Teil unseres Gutes als täuschende Gabe zu der Apostel Füssen und wollen daneben — nur in ungleich grösserem Masse als Ananias! — unser Gut, ja unser Leben, überhaupt die Welt für uns behalten? Wir bringen unsere Frömmigkeit, unseren Glauben, unsere Gottesdienste, aber im übrigen wollen wir selber Herr sein über unser Leben! Wir dienen Gott in der «Religion», aber alles andere stellen wir in unsern eigenen Dienst. Während Jesus sagte, dass niemand zwei Herren dienen könne, verstehen wir dies geradezu meisterhaft und bekunden diese Meisterschaft insbesondere in der Verbindung von Gottesdienst und Mammonsdienst. Doch wenn wir uns so zum Reiche Gottes, das das Ende unserer Welt bedeutet, bekennen und daneben doch wieder der Welt, die das Gottesreich leugnet, angehören wollen, so können wir das, wie Ananias und Sapphira, auch nur um den Preis einer Lüge. Gleich ihnen erscheinen wir mit unserer Gabe und legen scheinbar alles zu der Apostel Füssen — «An Dich nur will ich ewig denken, Du sollst mein Ein und Alles sein!» «So nimm denn all mein Sein und Wesen, mein Denken, Glauben, Hoffen hin!» — und behalten doch das für uns zurück, wovon wir uns nicht trennen können, dem in erster Linie unser Denken, Glauben und Hoffen gilt, ja das vielleicht tatsächlich unser Ein und Alles ist. Von Ananias und Sapphira unterscheiden wir uns nur dadurch, dass wir bei dieser Lüge gar kein so schlechtes Gewissen haben und unser zurückbehaltenes Gut gar nicht zu verheimlichen suchen. Ja, würde uns Petrus fragen: «Habt ihr den Acker wirklich so teuer verkauft?» wer weiss, ob wir ihm nicht sehr selbstsicher und dreist erwidern würden, dass ihn das gar nichts angehe, da wir allein über das andere zu verfügen hätten. Tatsächlich entziehen doch die heutigen Christen Gott sehr wesentliche Teile und Gebiete ihres Lebens, halten ihn und seinen Geist z. B. sorgsam fern von ihren Geschäften und Unternehmungen und verbitten sich seine Einmischung in ihre Politik. Gott darf die einzelnen Christen nicht ganz für sich haben, er darf auch die christlichen Völker nicht für seine Ziele

in Anspruch nehmen, — er muss sich vielmehr mit dem begnügen, was sie ihm als ihr Christentum darbringen. In ihrer Lebensgestaltung wollen sie alle frei sein, und diese Freiheit bedeutet gerade auch Freiheit gegenüber Gott, Freiheit gegenüber seinem Geist der Liebe, der Brüderlichkeit, der Gerechtigkeit. So sind Ananias und Sapphira völlig heimisch geworden in der Christenheit, — ja die Ananiaslüge ist geradezu zum christlichen Grundsatz erhoben worden, weshalb sich auch niemand mehr seines Ananiasdenkens schämt.

Wenn wir aber derart im Geist und Leben des Ananias und der Sapphira stecken, sollte uns da das Gericht, das über jene gekommen ist, nicht im Tiefsten erschrecken? Müssen nicht auch wir vor kommenden Gerichten zittern, wenn Gottes Geist derart alles fromme Lügenwesen verzehrt? Und doch spürt man unter uns wenig von solcher Beunruhigung. Die Christenheit beruhigt sich jedenfalls dabei, dass wir ja heutzutage keine solchen Gerichte mehr erleben. Und ist es denn nicht tatsächlich so: Während Ananias und Sapphira an ihrer Lüge *sterben* mussten, können wir in derselben Lüge ruhig weiter leben? während jene um ihres zurückbehaltenen Teiles willen gerichtet wurden, gedeiht unter uns das Leben, das wir Gott entzogen haben, sehr wohl und findet stets mächtigere Entfaltungen? Muss da jenes Gericht für uns nicht seine brennende Bedeutung verlieren und schliesslich zu einem blossen Stücklein biblischer Geschichte werden?

Um den seltsamen Unterschied, der tatsächlich zwischen den Erfahrungen der ersten Christengemeinde und unseren eigenen Erfahrungen besteht, begreifen zu können, müssen wir uns vor allem des gewaltigen Unterschiedes bewusst werden, der uns in allem vom Erleben jener Gemeinde trennt. Wir finden dort doch überhaupt ein Leben, das uns völlig fremd ist und allenthalben lauter «Beweisung des Geistes und der Kraft», wo wir nur «vernünftiges Reden menschlicher Weisheit» haben. Sollte nicht all das eine Wirkung derselben Kraft sein, die sich in unserer Geschichte als Gericht über die Lüge des Ananias und der Sapphira offenbart? Ja, weil der *heilige Geist* mächtig war in jener Gemeinde, drum wurde dieses ganze Lügenwesen verzehrt. Auch dieses Gericht gehört mit zum Bilde der ersten christlichen Gemeinde und legt in seiner Art Zeugnis ab von dem auf Erden hier sichtbar werdenden Reiche Gottes. Wo

Gott unter den Menschen wohnt, wo er als Wirklichkeit und Macht unter den Menschen lebt, wo sein Geist eine Kraft und sein Reich eine Realität ist, da werden Lüge und Heuchelei verzehrt, da muss alle falsche Frömmigkeit und alles nur menschliche Religionswesen sterben.

Wenn aber dieses Gericht derart ein Zeichen der gewaltigen Gottesnähe ist, in der diese Gemeinde lebte, wird da nicht umgekehrt unser eigenes Leben und Gedeihen zu einer Enthüllung der furchtbaren *Gottesferne*, in der wir stehen? So furchtbar jenes Sterben des Ananias ist, ist unser *Leben* im Grunde nicht noch viel furchtbarer? O ja, es ist *furchtbar*, dass das Leben, das wir Gott entzogen haben, unter uns gedeihen kann und drum ganze *Reiche* dieser Welt unter uns bestehen können! Es ist *furchtbar*, dass wir gerade mit unserer Leugnung der Wahrheit Gottes so weit kommen und dort Erfolg haben, wo wir, ohne nach Gerechtigkeit und Brüderlichkeit zu fragen, uns einfach vom Streben nach Geld, Macht und Genuss treiben lassen! Das *Leben* eines Stinnes ist weit furchtbarer als das *Sterben* des Ananias! Angesichts solchen Lebens will auch eine grosse Furcht über uns kommen, freilich nicht jenes ehrfurchtsvolle Innewerden der richtenden Nähe Gottes, sondern die unheimliche Angst, dass Gott uns *ferne* sei, und wir nun tatsächlich unser Leben *für uns* haben, dass er uns Menschen einfach machen lässt, — bis wir schliesslich mit diesem unserem Eigenleben zu Fall kommen und in irgend einem Abgrund versinken.

Und wir ahnen den Abgrund bereits sehr deutlich, dem wir entgegentreiben, wir werden uns des Unterganges, in dem wir bereits stehen, immer mehr bewusst, — wir haben ja in diesen Zeiten schon so viel Zusammenbruch unseres von Gott losgelösten Lebens erfahren! — Heisst das aber nicht, dass jene richtende Wahrheit auch heute noch über uns steht? Liegt nicht in all dem, was wir bereits an Gericht erlebten und was wir an Gericht noch erleben werden, ein Hinweis auf das Walten jenes Gottesgeistes? Wer Augen hat, zu sehen, der kann auch heute nicht nur Leben und Gedeihen, sondern auch Sterben und Begrabenwerden des menschlichen Eigenlebens sehen und insbesondere das Gericht erkennen, das gerade über unser Ananiaswesen ergeht. Gerade die Frömmigkeit, die wir Gott darbringen, ist aufs tiefste erschüttert worden. Die Sicherheit, in der

wir bisher unser Christentum pflegten, ist uns genommen und immer fragwürdiger kommt uns dasselbe vor. Gar manches von all diesem christlichen Wesen ist auch bereits gerichtet und zusammengebrochen, und feine Ohren könnten bereits die Schritte der Männer hören, die vom Grabe des Ananias zurückkehren; ja, morgen schon kann ein Apostelwort, gesprochen in der Kraft des heiligen Geistes, an unsere Christenheit ergehen: «Siehe, die Füsse derer, die deinen Mann begraben haben, sind vor der Türe und werden dich hinaustragen.»

Und doch können und dürfen wir ob solchem Gericht nicht einfach jammern, sondern müssen seinen Sinn verstehen: «*Gottes* Zorn vom Himmel wird offenbart über alles gottlose Wesen und alle Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten.» Gottes *Zorn*! — gewiss, und deshalb stehen wir in grosser Furcht, aber eben doch *Gottes* Zorn! und darum wird uns dieses Gericht zum Zeichen seines Nahens. Wenn Aananias und Sapphira unter uns nicht mehr leben können, sondern sterben müssen, dann ist solches Sterben *Gericht*, und kommt aus der *Gerechtigkeit*, aus der richtenden Gerechtigkeit *Gottes*, und es darf uns solches Sterben bei aller Furcht doch zu einer Verheissung und einer Stärkung werden! Schwerer und schmerzlicher noch als solches Gericht ist es ja doch, wenn wir Menschen in Ungerechtigkeit die Wahrheit aufhalten, — mag sich auch dieses Aufhalten des Sieges Christi auf Erden als ein Gedeihen unseres Eigenlebens äussern. Drum wollen wir nicht jammern, wenn in neuer Gottesnähe unsere Lüge nicht mehr leben kann und in neuen Gerichten Gottes Wahrheit durchbricht. Nein, aufatmen und danken wollen wir, wenn es nach der furchtbaren Zeit der Gottesferne wieder zu einer Offenbarung seiner Nähe kommt, mag sich diese Nähe zunächst auch in solchem Sterben zeigen. Nun wenn Ananias und Sapphira sterben, nur wenn diese Toten hinausgetragen und begraben werden, wird Gott auf Erden wieder ein Volk haben, das ihn liebt mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und ganzem Gemüte. Mag drum gerichtet werden, was unter uns im Geiste des Ananias Gott dargebracht wird! mag alle falsche Christlichkeit, die wir zur Schau tragen, uns weggerissen werden! ja mag unser ganzes Christentum mit seiner Frömmigkeit, seinen Gottesdiensten, seinen Kirchen und Kapellen zusammenbrechen — es ist ein Sterben des Aananias und der Sapphira, es ist Walten

des heiligen Geistes, es ist Verheissung neuer Gotteszeiten! Da wollen wir in grosser Furcht dastehen, wie die erste Gemeinde, — in der Furcht, die Gottes Nähe spürt und sein Gericht erkennt, aber auch in der Furcht, die sich vor ihm beugt, ihm allein sich hingeben und ihm ganz und gar angehören will, dass Er wieder unser Gott sei und wir Sein Volk seien!

R. Lejeune

Replik an Herrn U. W. Züricher

oder:

Von Glauben, Sein und Tun [1]

Zürich, 18. Juni 1923.

Lieber Herr Züricher! Dass Sie Ihren Widerspruch gegen mich, das heisst: meine Ueberzeugungen in Bezug auf die letzten Dinge, so offen und in den Neuen Wegen selbst geltend machen, ist mir durchaus recht und lieb. Diese Art von Diskussion, die ja wahrhaftig nicht bloss ein intellektuelles Spiel bedeutet, hätten wir in den Neuen Wegen gern noch viel mehr, wobei sie ja nicht immer die Form von ganzen Abhandlungen anzunehmen brauchte. Wenn ich nun an die Beantwortung Ihres Briefes, der schon mehr ein Sendschreiben ist, gehe, so muss ich mir vor allem darüber klar sein, was für einen Sinn und Zweck diese ganze Auseinandersetzung haben kann. In formeller Beziehung ist wohl klar, dass ich nicht versuchen kann, Ihnen Kapitel für Kapitel nachzugehen und Ihren Gedanken die meinigen entgegenzusetzen; dann müsste ich eine kleine Religionsphilosophie oder Dogmatik schreiben. Was aber den Gegenstand betrifft, so handelt es sich zwischen uns offenbar nicht um die Theosophie.

[1]) Es ist gewiss keine kleine Zumutung an unsere Leser, diese ausführliche und oft nicht ganz leichte Kontroverse zu verfolgen. Dergleichen soll ja auch nicht häufig vorkommen. Aber da es sich um Themen von grosser Wichtigkeit handelt, über die in unserem Kreise eine gewisse Verständigung erzielt werden sollte, darf wohl eine solche Gedankenarbeit nicht immer vermieden werden. Ich möchte doch diejenigen, die sich damit einlassen wollen, bitten, auch meine Aufsätze (die nun eine besondere Schrift geworden sind) über Theosophie und Reich Gottes noch einmal zu lesen. Dazu vielleicht, wenns noch dazu reicht, den Vortrag über «Judentum und Christentum», der dazu eine Ergänzung bildet.

L. R.

Diese ist Ihnen eigentlich nur der Ausgangspunkt für Erörterungen allgemeiner Art. Auch stellen Sie sich doch nur recht vorsichtig und hypothetisch auf den auch wirklich etwas unsichern theosophischen Boden, wie denn ihrerseits die Theosophen, zum mindesten diejenigen Steinerscher Observanz, mit Ihrer Art von Theosophie schwerlich ganz einverstanden sein dürften. Nein, es handelt sich in dem Gegensatz zwischen Ihnen und mir um etwas Anderes, Umfassenderes, Allgemeineres.[1]) Wie soll ich es formulieren? Ich möchte es vorläufig den Gegensatz zwischen einer allgemeinen und einer bestimmten Art, zwischen einer philosophischen und einer positiven Religiosität nennen, oder auch, da ich für mein persönliches Bekenntnis dieses letztere Wort nicht liebe, zwischen der Religion im allgemeinen und dem Glauben an Jesus Christus, zwischen dem Glauben an das Göttliche in all seinen Formen und dem Glauben an den Gott, wie ihn — um es zunächst wieder in Kürze so auszudrücken — die Bibel versteht.

Das ist nun freilich eine wichtige Sache, eine Sache, die unter uns zum Austrag kommen muss. Es gruppieren sich, soweit die Ueberzeugungen in Bezug auf die letzten Dinge in Frage kommen, um die Sache, der die Neuen Wege dienen, im Grossen und Ganzen zwei Arten von Menschen. Soll ich sagen, die Einen kämen von links, die andern von rechts her? Das wäre wohl etwas zu grob, zu oberflächlich, zu sehr im Stil der Parteischablone gesprochen. Ich will darum versuchen, es anders zu formulieren. Die Neuen Wege, so wie sie jetzt sind — und im Wesentlichen, wenn auch in etwas weniger ausgesprochener Form, waren sie immer so — gehen aus von einem entschiedenen Glauben an Jesus Christus und das in ihm erschienene Reich Gottes. Wir sind nicht bloss Gottsucher — obschon wir immer *auch* Gottsucher sind und bleiben möchten — sondern sind Bekenner, haben einen festen Boden, wenn auch nicht im Sinne der Festigkeit einer mit dogmatischen Quadersteinen gepflasterten Heerstrasse, sondern der Festigkeit einer Glaubensüberzeugung, die das immer neue Erkämpfen und Erfahren der Wahrheit in sich schliesst. Wir glauben und hoffen zwar Freie zu sein, viel Freiere sogar als das «freisinnige», oft so sehr unfreie *Partei*christentum, aber

[1]) Eine Verteidigung der Theosophie und eine Antwort darauf wird noch folgen.

wir sind keine «Freisinnigen», wir stehen auf dem Boden jenes biblischen Glaubens, wie ich persönlich ihn vor allem in meinen Blumhardt-Aufsätzen (die nun ein Blumhardt-Buch geworden sind) dargestellt und als mein eigenes Bekenntnis ausgesprochen habe. Wir stehen, parteimässig ausgedrückt, auf ganz und gar «positivem» Boden. Wieder sage ich: wir glauben und hoffen gläubiger zu sein als das positive Parteichristentum, das oft so grenzenlos ungläubige; wir gehen so wenig mit der «positiven» Partei als mit der «freisinnigen»; wir sehen die Wahrheit Christi, das Reich Gottes auf neue Weise; wir vertreten eine völlige Revolution des religiösen Wesens. Aber nur um so entschiedener bekennen wir uns zu Jesus Christus und zur ganzen neuverstandenen biblischen Welt. Darum gehen viele mit uns, die, wenn ich nun so sagen darf, von rechts her kommen. Sie streben vom «Religiösen» ins «Soziale», das heisst: vom Christus für die Seele zum Christus für die Welt hin. Sie könnten nicht mit, wenn wir nicht jenen positiven Ausgangspunkt hätten; wir haben ihn für sie nicht genug, wenigstens nicht ausgesprochen genug. Und manchmal fällt es ihnen schwer, in den praktischen Dingen mit uns zu gehen; viele wenden sich von uns ab. Aber es gehören andere nicht weniger zu uns (oder vielmehr wir zu ihnen), denen es genau umgekehrt geht. Sie kommen zu uns vom «Sozialen» her, das heisst, sie fühlen sich als zu uns gehörig in Bezug auf das politische, soziale, allgemein menschliche Denken und Wollen. Sie streben vielleicht auch von hier aus zum «Religiösen» hin, aber nur in recht allgemeiner Form, tastend, vorsichtig, ängstlich vor zu festen Positionen. Sie sind in mancher Beziehung noch «freisinnig». Ihnen ist unsere Sprache vielfach fremd. Sie ertragen manches nur so, um des andern willen, das ihnen zusagt; sie sind auch zahlreich wieder von uns gegangen. Wir sind ihnen «zu religiös», oft sagen sie «zu theologisch»; wir sind ihnen «zu positiv». Es tut ihnen leid, dass sie bei so grosser Sympathie in den «praktischen» Dingen in Bezug auf die «letzten» Dinge nicht mit uns können.

Es ist eine schwere Lage. Ich empfinde sie persönlich besonders stark. Immer wieder erfahre ich, wie Menschen sich mir zuwenden, angezogen durch meine politische, soziale und kulturelle Haltung, dann aber auf mein religiöses Bekenntnis stossen, sich befremdet fühlen und nicht mehr wissen, was sie aus mir machen sollen. Ein

Romain Rolland — dem ich mich im übrigen natürlich nicht gleichstellen möchte — mit seiner ganz allgemeinen, in meinen Augen etwas vagen, Religiosität oder religiösen Humanität, sagt ihnen ungleich besser zu. Und umgekehrt erlebe ich, dass Menschen, mit denen ich mich im Glauben an vielbezweifelte Grundwahrheiten des Christentums (ich sage lieber: der Bibel) einig weiss, sich von mir durch meine «praktische» Stellung völlig getrennt fühlen. Beides tut mir fast gleich weh. Ja, es ist wirklich in jeder Beziehung eine schwere Lage. Die Verbindung von Christus und Revolution, die wir (denn ich bin darin wahrlich nicht allein!) darstellen, ist noch neu und unverständlich. Man ist gewohnt, Revolution (hier im allertiefsten, natürlich nicht etwa in terroristischem Sinn gemeint) mit Unglauben und Christus mit Reaktion vereinigt zu sehen. «Gläubig» ist für die Massen, wer für die bestehenden Ordnungen ist, mag er in Bezug auf die letzten Dinge noch so «freisinnig» sein; der Revolutionär aber ist immer ungläubig, ja gottlos.

Es tut mir weh. Und zwar nicht etwa in erster Linie das eigene Verkanntsein, Missverstandenwerden; nein, es tut mir vor allem weh, den Menschen, zu denen man gehört, nicht so begegnen zu können, wie man gern möchte. Es ist, nur in viel tieferem Sinne und schärferer Zuspitzung, die Lage dessen, der zu nahestehenden Menschen nur in einer ihnen fremden Sprache reden kann. Wie habe ich zum Beispiel empfunden, was für eine Zumutung einem Teil der Leser der Neuen Wege die Blumhardt-Aufsätze waren!

Und doch mussten gerade diese geschrieben werden. Es mussten einmal die letzten Grundlagen und Voraussetzungen all unseres «praktischen» Wollens klar und im Zusammenhang herausgestellt werden. Denn es ist unsere tiefe Ueberzeugung, dass nur auf d i e s e m Fundament des Christusglaubens unsere Hoffnung für die Welt und unsere Arbeit dafür Sinn und Bestand hat. Die Synthese von Christus und Revolution ist notwendig. Ohne Christus keine Revolution. Lieber Herr Züricher! Meine praktischen Bestrebungen, worin Sie sich so oft mit mir einig fühlen, hängen mit meinen Ueberzeugungen in Bezug auf die letzten Dinge aufs Genaueste zusammen, so wie Wurzel und Stamm zusammenhängen. Hätte ich diese nicht, so hätte ich auch jene nicht. Diese letzten Ueberzeugungen sind bei mir nicht bloss hängen gebliebene Schalen des «Theologen», sondern

der Kern selbst. Sie fallen nicht etwa langsam von mir ab, sondern werden immer fester. Mein Tun stammt aus meinem Glauben, es verlöre ohne ihn Sinn und Halt. Und gerade das für Sie Anstössigste an meinem G l a u b e n ist für mich der Anstoss zu meinem für andere anstössigsten T u n. Wie mir aber geht es allen von unserer «Gruppe».

Diesen Zusammenhang möchte ich nun, so gut es geht, aufzuzeigen versuchen. Das scheint mir der gegebene Sinn und Zweck unserer Auseinandersetzung. Es sollen durch uns — zunächst einmal, dann vielleicht aber auch durch andere — die beiden Hauptgruppen der Leute der Neuen Wege miteinander reden, sich wenn möglich miteinander verständigen. Denn darum allein kann es sich handeln, nicht ums Rechtbehalten. Wir wollen bloss klar zu machen suchen, wie wirs meinen; das ist schon viel. Dass hinter Ihnen viele stehen, ist mir gewiss, ebenso aber, dass ich nicht allein bin. Wohlan denn!

Auch ich will, ob das sonst in einem «Briefe» schon nicht üblich ist, um der Uebersichtlichkeit willen meinen Ausführungen jeweilen eine Ueberschrift, vielleicht in Form eines Satzes, voranstellen und beginne mit dem, der mir für unsere Verständigung fast der wichtigste scheint:

1. Man kann bestimmte Ansichten haben und doch ein Mensch von freiem und weitem Herzen sein.

Oder habe ich, lieber Herr Züricher, mit diesem Satze nicht den eigentlichen Nerv Ihres Widerspruchs gegen mich berührt? Ich spüre in diesem Widerspruch etwas wie Erregtheit, ja Zorn, und diese kann ich mir nur dadurch erklären, dass Sie in meiner Art, zu denken, eine Bedrohung der geistigen Freiheit, eine Einengung des Horizontes, einen Rückfall in Theologentum und Dogmatismus erblicken. (Nebenbei gesagt: es ist eine Unart, dass wir den Menschen immer ihren einstigen oder jetzigen Beruf zur Anklage machen müssen. Das ist doch allzu bequem. Was würden Sie sagen, wenn ich da und dort in einer Seitenbemerkung durchblicken liesse, einem «Künstler» dürfe man keine ernsten und klaren Gedanken zutrauen?) Aber nicht nur um Ihretwillen, sondern auch um aller Freunde der Neuen Wege willen, ist mir vor allem wichtig, dass wir über diesen Punkt ins Klare kommen. Muss ein Mensch, der bestimmte Gedanken hat, in concreto: ein Mensch, der so wie ich an Christus glaubt, deswegen

notwendigerweise ein weniger f r e i e r Mensch sein als einer, der dies nicht oder nur in ganz unbestimmter Form tut — muss er solche, die es nicht tun, verurteilen, ihnen allen Wahrheitsbesitz absprechen? Kann man mit einem solchen Menschen nicht mehr in der Atmosphäre höchster Freiheit verkehren, nicht mehr so gut wie etwa mit einem «Monisten» oder «Freidenker»?

Ich möchte das genaue Gegenteil behaupten, zunächst im allgemeinen, dann im besondern.

Im allgemeinen: Menschen mit bestimmten Ansichten s i n d etwas. Wer selbst etwas ist, der lässt am ehesten auch andere, die etwas sind, gelten. Fanatismus ist fast immer die Folge einer, meistens unbewussten, innern Unsicherheit. Der Baum der Freiheit wächst am liebsten auf festem Boden, nicht im Schlamm eines allgemeinen Kuddelmuddels der Ansichten oder auf schwankendem Moorgrund über der Tiefe des Nichts. Nehmen Sie einen Mann wie Vinet: aus welcher Bestimmtheit und Kraft eines sehr positiven Glaubens ist sein Kampf für die Freiheit des individuellen Gewissens erwachsen! Und ist die gewaltige Freiheitsrevolution, die doch auch in Ihren Augen die Reformation bedeutet, nicht aus einem starken und bestimmten Glauben gekommen?

Im besondern: Gerade, wer recht an Christus (oder auch: an die Bibel) glaubt, wird unendlich frei und weitherzig werden. Christus ist recht eigentlich d i e Freiheit, wie er d i e Wahrheit ist. Die Erscheinung Jesu ist der Hort aller Freiheit. So hat ihn nicht grundlos sogar ein Dostojewski gedeutet. Wer Christus für d i e Wahrheit hält, wird Israel, wird das Heidentum viel besser verstehen als einer, der sozusagen in allen Religionen gleichviel Wahrheit erblickt. Wer recht an Christus glaubt, der wird auch den «Ungläubigen» besser verstehen als einer, der überhaupt keinen bestimmten Glauben hat. Wer eine absolute Wahrheit kennt (die man nicht dogmatisch fassen muss, nicht dogmatisch fassen d a r f), kann die relative sehr viel besser würdigen, als wer nur Relativitäten kennt. Es ist dies eine der vielen Paradoxien und Antimonien, die am Grunde der Wahrheit liegen.

Christus, der recht verstandene, ist das tiefste Fundament aller Freiheit. Denken Sie an einen Mann wie Blumhardt. Wem ist mehr als ihm Christus d i e Wahrheit gewesen, Christus allein, und wer ist

weiter und freier gewesen als er — sowohl gegen die Frommen als gegen die Gottlosen? Ein Zug ist mir in dieser Beziehung immer besonders bezeichnend vorgekommen. Wer hat den uns vorher mit sieben Siegeln verschlossenen Sinn der chinesischen Religion am besten enthüllt? Etwa irgend ein weitherziger Religionsmischer? Nein, der Schwiegersohn Blumhardts, Richard Wilhelm, aus dem Geist jenes Mannes heraus, dem Christus alles war. Christus bedeutet eben Oeffnung des Herzens Gottes, Glauben an Gottes Walten auch an Orten, wo niemand es ahnen möchte. Ist es — um ein noch näherliegendes Beispiel zu nennen — nicht dieser Blumhardt gewesen, der uns, von Christus aus, wie keiner gezeigt hat, dass Gott in der sozialen Bewegung der Gegenwart walte, da, wo andere nur Atheismus sahen?

Solche Tatsachen warnen uns vollends vor einer oberflächlichen Begründung der Freiheit, warnen uns vor dem Irrtum der Meinung, dass wir der Freiheit um so sicherer seien, je mehr wir uns dem — Nichts, das heisst: der blossen Negation oder dem zerfliessenden Allgemeinen näherten. Das genaue Gegenteil ist, prinzipiell geredet, die Wahrheit. «Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei.»

Wahrhaftig, es weht nirgends so deutlich die Höhenluft der Freiheit als in der Nähe Christi. Denn nicht irgend ein Freiheitsdogma, sondern Gottes Wirklichkeit allein macht frei. Die Synthese von Christus und Freiheit muss nur immer neu und immer vollkommener vollzogen werden. Jedenfalls ist sie etwas, was unser Herz erfüllt und woran auch ich jeden Tag arbeite. Ich bin gewiss auch darin sehr unvollkommen, aber dass ich ein freier Mensch bin, viel freier als das, was sich «Freisinnig» oder «Freidenker» nennt, das weiss ich und scheue mich nicht, es zu sagen. Wie in aller Welt kommen Sie dazu, mir vorzuwerfen, dass ich «Ihren andern Glauben verächtlich mache»? Aber auch den Glauben der Theosophen habe ich nirgends «verächtlich gemacht». Dass meine Polemik gegen die Theosophie loyal und ritterlich sei, haben mir alle unbefangenen Beurteiler bezeugt. Wenn die Tempelhüter von Dornach dennoch in Entrüstung verfallen sind, so weiss man, dass sie das immer tun, wo jemand nicht vor ihrem Meister auf die Knie fällt. Diese Erregtheit der Steinerschen Leibgarde und der ganze Ton ihrer Abwehr spricht weder für die Sicherheit ihrer Ueberzeugung, noch für den Adel ihrer Sache.

Was aber Sie angeht — ist es nicht eine gewisse eigene Unfreiheit, die Ihnen einredet, ich habe Ihre Art «verächtlich» gemacht? Es kommt mir fast vor, dass Sie gegen einen Menschen wie ich recht unfrei seien und eigentlich nur Menschen von Ihrer Art ganz gelten lassen können.

Doch führt uns dies weiter zu dem zweiten Satze:

2. Es gibt eine objektive Wahrheit und nicht bloss allerlei gleichwertige persönliche Empfindungen und Gedanken von der Wahrheit.

Es scheint mir, die Behauptung, dass irgendwo die Wahrheit, die volle, absolute Wahrheit vorhanden sein könne, sei Ihnen anstössig; sie komme Ihnen als «verhängnisvoller Dogmatismus» und damit als tödtliche Bedrohung der Freiheit vor. Für Sie gibt es nur allerlei persönliche Arten, die als Ganzes unfassbare Wahrheit sich anzueignen, und Sie sind offenbar geneigt, subjektive Wahrhaftigkeit, das heisst, Ehrlichkeit in dieser eigenen Art, und dazu vielleicht noch Kraft, der Wahrheit überhaupt gleichzusetzen.

Von dieser Voraussetzung aus tadeln Sie es, dass ich von der Theosophie als einem der ewigen Typen religiösen Denkens, statt von bestimmten Formen der Theosophie — Sie meinen wohl vor allem die Steinersche — geredet habe. Offen gestanden, begreife ich Sie darin nicht. Ich weiss den persönlichen Faktor in allem geistigen Leben zu schätzen und tue das sogar mehr als Sie — das ist ja einer unserer Streitpunkte — aber ich frage Sie: kann man denn wirklich nicht von Pessimismus reden, ohne Schopenhauer, oder vom Pantheismus, ohne Spinoza in den Mittelpunkt zu stellen? Sind Pessimismus und Pantheismus, so sehr sie immer wieder persönliche und zeitgeschichtliche Färbung annehmen mögen, nicht doch zu allen Zeiten, an allen Orten und in allen Formen durch gewisse ganz bestimmte Grundmerkmale charakterisiert und von andern Denkformen — z. B. dem Optimismus und dem Theismus — unterschieden? Warum sollte man denn von von ihnen nicht im allgemeinen reden dürfen? Und warum sollte man das nicht auch unter bestimmten Umständen mit der Theosophie ähnlich halten dürfen?

Wenn ich es tatsächlich so gehalten, so hatte ich dafür gute Gründe. Es kam mir wirklich auf die Theosophie an und nicht auf Herrn Rudolf Steiner. Was diesen von den sonstigen Formen der Theo-

sophie unterscheidet, habe ich überall hervorgehoben, aber über ihn und gegen ihn zu schreiben, hätte ich mich schwerlich entschlossen. Mir ist die Theosophie unvergleichlich wichtiger als die Anthroposophie. Jene wäre vorhanden und spielte eine bedeutende Rolle in unserem Geistesleben, auch wenn es keinen Steiner gäbe, ja, es ist sehr fraglich, ob ihre Rolle dann nicht noch viel ernsthafter wäre. Ich hätte es mir zu leicht gemacht, wenn ich mich bloss an Steiner gehalten hätte, ich wollte es aber mir nicht leicht machen. Auch haben Gründe des Geschmacks und der Reinlichkeit mitgespielt.

Doch lassen wir vorläufig nicht nur Steiner, sondern auch die Theosophen auf der Seite. Mich beschäftigt allein die Tatsache, dass Sie mit Ihrer Art Vertreter einer weit verbreiteten Denkweise sind, jener Denkweise, die allen Religionen, wenigstens allen höheren unter ihnen, ein Stück Wahrheit zubilligt, sich aber ängstlich davor hütet, eine von ihnen als die Wahrheit anzuerkennen und sich namentlich für die Zukunft mit Berufung auf die Entwicklung freie Bahn vorbehält. Es ist der Relativismus der nun ablaufenden Periode, wie er sich mit dem Evolutionismus verband. Dazu kommt als Dritter der Psychologismus, der sich bei Ihnen in den Satz zusammendrängt: «Es kommt nicht so sehr darauf an, ob wir an Gott «glauben», an Götter oder Christus glauben . . . an das Karmagesetz «glauben», oder ob wir sonst etwas anderes «glauben», sondern es kommt für uns lediglich darauf an, was der jeweilige Glaube uns für Kraft gibt. Und der Glaube ist für uns der richtige, der uns am meisten innere Ruhe und am meisten vorwärts drängende Kraft verschafft.» Das klingt auch heute noch den meisten Menschen so selbstverständlich, als ob darüber gar nicht zu reden wäre. Und doch steckt darin einer der verhängnisvollsten Irrtümer unserer Periode, es steckt darin, möchte ich in meiner Sprache sagen, die ganze folgenschwere Verwechslung von Reich Gottes und Religion, das ganze Abkommen von dem Gehorsam gegen die Wahrheit zum Kultus seiner selbst (der als religiöser der schlimmste von allen ist), woran wir innerlich und äusserlich zugrunde zu gehen in Gefahr sind.

Ich stelle Ihrem Satz den meinigen entgegen: «Es gibt eine objektive Wahrheit und sie zu suchen sind wir verpflichet. Sie allein gewährt auch diejenige Ruhe und Kraft, die wir nötig haben und die kein Selbstbetrug ist.» Ich füge als Zweites hinzu, dass diese Wahr-

heit sehr wohl ihrem Wesen nach schon in der Geschichte aufgetreten sein kann und kein Entwicklungsdogma uns zwingt, sie erst am Ende eines unendlichen Weges (also in Wirklichkeit nirgends!) zu erblicken. Und als Drittes: Dieser Wahrheit kann in andern Erscheinungen Irrtum, und vielleicht ganz schwerer, gegenübertreten. Es ist nicht *überall* Wahrheit.

Das alles möchte ich in unserem Falle auf die Wahrheit in den letzten Dingen (die «Religion») angewendet wissen. Es gibt einen bestimmten Sinn der Welt und des Lebens, der *der* Sinn ist; es gibt eine bestimmte Art, Gott zu verstehen, die den *wahren* Gott trifft, «Gott, wie er *ist*; es gibt nicht nur mehr oder weniger kräftige und ehrliche Meinungen und Empfindungen von Gott und göttlichen Dingen, sondern es gibt — Gott, eine Welt göttlicher Wirklichkeit, eine *objektive* Gotteswahrheit, aus der eine objektive Weltwahrheit fliesst. Nicht ist es so, dass ob die Wahrheit einer Aussage über Gott und göttliche Dinge von der Stärke und Ehrlichkeit der subjektiven Empfindung abhienge, sondern umgekehrt hängt die Wahrheit und das heisst: der Wert seiner Empfindung davon ab, wie weit sie von der objektiven Wahrheit erregt und beherrscht ist. Diese Wahrheit muss einen bestimmten, allein wahren Ausdruck sowohl im Gefühl, wie im Denken und Handeln finden. Mag es mehr oder weniger schwer sein, diesen zu treffen, mag, nachdem ihr objektiver Charakter festgestellt ist, die Subjektivität in ihrer Erfassung und Darstellung noch so viel Recht haben (und ich räume ihr ein *sehr* grosses Recht ein; auch die Bibel tut es tatsächlich), so bleibt doch bestehen: es gibt eine bestimmte, absolute, von unserer Subjektivität unabhängige Wahrheit; *sie* haben wir zu suchen und ihr uns zu beugen; sie sollen wir immer besser verstehen und ausdrücken.

Lassen Sie uns, bevor wir weitergehen und den Sinn dieser Behauptung noch klarer entwickeln, einen Augenblick stillehalten. Haben wir jetzt etwa wieder die *Freiheit* verraten, die Welt Gottes und des Menschen eingeengt? Wieder antworte ich: diese Annahme verrate eine oberflächliche Art, die Freiheit zu verstehen und zu begründen. Man kann die Freiheit auf die Länge nicht haben ohne die Wahrheit. Die Wahrheit ist aber Wahrheit nur als die absolute. Wohl gibt es auch relative Wahrheiten, aber diese leben von der absoluten. Im bloss Relativen müsste mit aller Wahrheit auch alle Freiheit ersticken.

Nicht für e i n e Wahrheit neben andern, sondern nur für d i e Wahrheit (wovon dann eine einzelne Wahrheit ein Ausdruck sein kann) lässt man das Leben. Wenn wir heute so wenig Freiheitslust und Freiheitskraft in der Welt haben, so nicht etwa deswegen, weil Dogmen des Absoluten uns erstickten, sondern weil wir im Schlamm der Relativitäten versinken. Nur aus dem Granitfels des Absoluten entspringt der Strom der Freiheit.

Ihre Art, zu denken, lieber Herr Züricher, führt zuletzt zum Gegenteil von dem, was Ihnen (wie mir selbst) vor allem wichtig ist, nämlich zur Unfreiheit. Sie ist relativistisch. Wenn sie das nicht wäre, wüsste ich nicht, woher Ihr Zorn über mich käme. Der Relativismus aber führt, falls er nicht über sich hinauskommt, mit Notwendigkeit zur Skepsis. Aus Skepsis aber entsteht niemals Freiheit. Die Skepsis selbst mündet regelmässig in der Beugung unter rein äussere Autoritäten ein. Das erleben wir heute im Grossen. Unser durch falschen Relativismus, Evolutionismus und Psychologismus um allen Halt in einer objektiven Wahrheit gebrachtes Geschlecht jubelt dem Papst, oder auch Mussolini oder Lenin zu. Es ist das logisch notwendige Ende I h r e s Weges. Und nun werden Sie, lieber Herr Züricher, böse, soviel Sie wollen, dann aber steigen Sie, um sich abzukühlen, ein wenig den Berghang hinauf und denken Sie darüber nach, ob ich nicht doch auch ein wenig Recht haben könnte. Oder macht der Relativismus so absolut? Bedenken Sie einen Augenblick, ob nicht die Granitberge mit ihren himmelnahen Gipfeln, von denen das Leben zur Tiefe strömt, Sinnbilder des Absoluten seien, von dem alles Relative lebt, und ob nicht in einem allertiefsten Sinne von den Bergen die Freiheit kommt.

Aber Sie fragen mich dann wohl, wie denn diese Wahrheit, welche d i e Wahrheit sei, b e w i e s e n werden könne. Ich will Ihnen die Antwort nicht schuldig bleiben, aber vorher muss ich Sie noch bei dem fassen, was Sie vom «Glauben» sagen. Ich formuliere nun den dritten der Sätze, die ich Ihnen als schwere Steine des Anstosses an den Kopf werfe:

3. **Was ein Mensch glaubt, ist für sein ganzes Wesen und Tun nicht Nebensache, sondern die grosse und entscheidende Hauptsache.**

Wir gelangen damit wohl ins Zentrum unseres ganzen Streites. Sie scheinen, lieber Freund und Gegner, für das, was unsereins mit

dem Worte «Glauben» meint, gar kein Verständnis zu haben — womit Sie freilich sich in grosser Gesellschaft befinden. Glauben scheint Ihnen auf der einen Seite ein starkes, wenn vielleicht auch unklares Gefühl, auf der andern — Dogmatismus und theologischen Selbstbetrug zu bedeuten. Wir wollen dem gegenüber an jene bessere Definition des Glaubens erinnern, die die biblische und zugleich die der Reformatoren ist. Darnach ist Glaube *Vertrauen*. An etwas glauben, heisst also so viel, als darauf sein Vertrauen setzen. Gott ist das, worauf man in letzter Instanz vertraut. Ich erinnere an Luthers berühmte Auslegung des ersten Gebots («Du sollst keinen andern Gott haben neben mir»!) im Grossen Katechismus:

«Was heisst, einen Gott haben, oder was ist Gott? Antwort: ein Gott heisst das, wozu man sich versehen soll alles Guten und Zuflucht haben in allen Nöten, also, dass einen Gott haben nichts anderes ist, denn ihm von Herzen trauen und glauben; wie ich gesagt habe, dass Trauen und Glauben des Herzens beides macht, Gott und Abgott. Ist der Glaube und Vertrauen recht, so ist auch dein Gott recht, und wiederum, wo das Vertrauen falsch und unrecht ist, da ist auch der rechte Gott nicht. Denn die zwei gehören zusammen, Glaube und Gott. Worauf du nun, sage ich, dein Herz hängst und verlässest, das ist eigentlich dein Gott.»

Und nun frage ich Sie, lieber Herr Züricher: Ist es gleichgültig, worauf jemand sein Vertrauen setzt? Ist es gleichgültig, ob er es auf den Geldsack setzt oder auf die Liebe? Ist es gleichgültig, ob er es auf einen rein materiellen Weltmechanismus setzt, oder auf einen geistig-sittlichen Weltsinn? Ist es gleichgültig, ob er es auf ein blindes Fatum setzt, oder auf einen Gott, der Macht über die Welt hat? Ich denke, darauf gibt es für Sie und alle nur *eine* Antwort: das ist so wenig gleichgültig, dass es sogar über das Wesen und Tun eines Menschen völlig entscheidet. Dann aber gibt es nichts Wichtigeres, als an was ein Mensch glaubt. Selbstverständlich meine ich: an was er *wirklich*, nicht bloss zum Schein glaubt. Aber nur *darum* handelt es sich jetzt. Damit aber fällt wohl der Eckpfeiler Ihrer Ausführungen gegen mich dahin. Unmöglich können Sie dann noch den Satz aufrecht erhalten, es komme nicht darauf an, ob man an Gott glaube oder an Götter, mit andern Worten, ob man Monotheist oder Polytheist sei. Darauf kommt sogar sehr viel, im Grunde alles an — das «erste Gebot» hat ganz recht. Um das zu verstehen, müssten Sie, Ihre wahrscheinliche Abneigung dagegen überwindend, ein-

mal einige der schönsten Psalmen und Kirchenlieder lesen, etwa den dreiundzwanzigsten und den einundneunzigsten Psalm und Gerhardts «Befiehl du deine Wege». So können nur Menschen sprechen, die an den Einen Gott glauben, der der Allmächtige ist. Dass man aber so sprechen kann, bedeutet sehr viel. Oder lesen Sie einmal dieses oder jenes Kapitel der Propheten Israels. Propheten sein, das heisst unter anderem: im Namen ihres Gottes einer Welt entgegentreten, konnten sie wieder nur, weil es der Eine und allmächtige Gott war. Auch Luther, Zwingli, Calvin und nicht minder Kierkegaard konnten das, was sie taten, nur im Glauben an diesen Gott tun. Noch mehr: dieser Eine Gott allein ist auch der heilige Gott. Denn nur das Absolute kann das Heilige sein, und das Absolute kann nur Eines sein. Der Bestand der ganzen sittlichen Welt hängt an dem Glauben an den Einen Gott. Darum hängt die Entwicklung zu einer sittlichen Weltauffassung überall aufs engste mit der Entwicklung zum Monotheismus zusammen. Sie werden doch wissen, dass Aeschylus wie Sokrates und Plato im Grunde schon Monothisten sind? Das Heidentum strebt zuletzt über sich selbst hinaus. Noch mehr: Am Glauben an den Einen Gott hängt nicht nur der an die Einheit der Welt und der Menschheit, also die Möglichbkeit der Wissenschaft und der Glaube an alles, was zu einer Menschheit gehört, sondern auch unsere innere Einheit. Denn nur auf dem Grunde des Absoluten über uns gelangen wir zu jenem Absoluten in uns, das wir Persönlichkeit heissen. Doch davon nachher. Hier sei nur noch Eines gesagt: Nur wer den Einen Gott kennt, kennt auch Götzen und kann sich gegen sie wenden; wer aber ihn nicht kennt, warum sollte der nicht Götzen dienen? Die Weltvergottung des Pantheismus, in den auch die Theosophie ausläuft, führt auch zur Vergottung von Staat und Volk und andern Dingen, also ganz und gar nicht zu dem, was Ihnen, lieber Herr Züricher, anliegt. Doch auch davon sofort mehr. Jetzt nur noch die Frage: Sollte es gleichgültig sein, ob ein Mensch an einen allmächtigen und heiligen Gott glaubt, der unser Vater ist, oder an die Natur? Und noch einmal: sollte nicht unendlich wichtig sein, an was ein Mensch glaubt? Sollte nicht sein Glaube das sein, was ihn am tiefsten bestimmt? Sollte nicht Glaube die Macht sein, die über alle andern entscheidet?

Sie antworten vielleicht: «Ja, es ist entscheidend, auf was ein

Mensch sein Vertrauen setzt, aber das hängt nicht von seinem Lippenbekenntnis, sondern von der Einstellung seines ganzen Wesens ab.» Ich erwidere: Wer von uns meint denn, dass das Lippenbekenntnis es sei, worauf es ankomme? Wir meinen natürlich das aufrichtige Herzensbekenntnis. «Aber es kommt nicht auf die Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen an, worin sich dieses Vertrauen kleidet.» Wirklich nicht? Ja und nein! Es kommt nicht auf korrekte theologische oder philosophische Formulierungen an, ganz gewiss nicht, aber ist es gleichgültig, ob ein Mensch sich einen blinden Weltmechanismus, Spittelers «gezwungenen Zwang», vorstellt oder einen «persönlichen» Gott, einen Gott, der helfen kann, der ein Herz hat und einen Willen? Kann aus der ersten «Vorstellung» irgendwelche Kraft stammen, kann aus ihr etwas anderes stammen, als Verzweiflung? Dass aber aus der andern ungefähr das Grösste und Wunderbarste stammte, was die Welt gesehen hat, das, was die Welt im tiefsten umgestaltet hat, werden Sie schwerlich leugnen. Es bleibt wohl dabei, dass d i e s e r Glaube die Kraft aller Kräfte ist.

«Aber Krapotkin? Aber alle Ungläubigen, die doch so viel Grösseres für die Menschheit geleistet, als die meisten Gläubigen?» Lieber Herr Züricher, dürfen Sie mit dergleichen Argumenten kommen? Wissen Sie denn wirklich nicht, dass es ungläubige Gläubige und gläubige Ungläubige gibt? Wollen Sie es wirklich wagen, einem Mann wie Krapotkin Glauben abzusprechen, Gottesglauben, wenn auch unbewussten? Dieser Mann hat aus dem gleichen Glauben geschafft wie Tolstoi. Wenn er sich für einen «Atheisten» hielt, so bloss darum, weil der Gottesglaube für ihn die Gestalt einer geistlosen Orthodoxie besass. Er hat aus der A t h m o s p h ä r e geschafft, die von Christus her kommt. Was bedeuten individuelle Vorstellungen gegenüber solchen Mächten der Geschichte? Das Vertrauen, das ich mit Glauben meine, mit echtem Glauben, bezieht sich auf Wirklichkeiten, nicht auf Fiktionen. Krapotkin hat — ohne es zu wissen — auf etwas ganz anderes vertraut, als auf «Stoff und Kraft»! [1]) Und so sind auch Dante und Michelangelo, Dürer und Bach, Leonardo da Vinci, Goethe, Böcklin, Segantini nur denkbar auf dem Hintergrund und Untergrund jener abendländischen Kultur, die im Wesentlichen —

[1]) Die «Vorstellung» ist in solchen Fällen also einfach ein Missverständnis.

trotz allem — durch Christus geprägt ist. Das zu zeigen, ist ein Leichtes. Es wäre auch merkwürdig, wenn das künstlerische Schaffen sozusagen in freier Luft stünde und nicht seine Wurzeln im Erdreich einer Gesamtkultur hätte. Die Erkenntnis von der innern Einheit der Kulturen ist nun ja allmählig — und seis auch nur durch Spengler — ein Gemeingut geworden. Sie ist im Grunde eine Selbstverständlichkeit.

Doch werde ich darauf noch ein wenig zurückkommen. Zunächst drängt es uns nun weiter zur Antwort auf die Frage, welches denn der wahre Glaube sei und wie seine Wahrheit bewiesen werden könne. Wie soll ich in der mir immerhin gebotenen verhältnismässigen Kürze auf diese gewaltige Frage antworten? (Schluss folgt.)

Zum Gedanken der kommunistischen Siedelung[1]

Das Siedelungsproblem und Heinrich Vogeler.

Die Welt der von Heinrich Vogeler, einem der Führer der bekannten Malerkolonie in Worpswede bei Bremen, gegründeten kommunistischen Siedelung Barkenhoff, schilderte vor etwa einem Jahr Friedr. Wolf in «Das Tagebuch», Berlin, in einem anschaulichen, vor allem auch den Ernst des Siedelns und die Strenge des Siedlerlebens betonenden Bericht wie folgt:

«In der Stille des Heide- und Moorgürtels von Worpswede wächst seit zwei Jahren eine Siedelungszelle, der Barkenhoff. Heinrich Vogeler hat sein Land und seinen Besitz einer Gemeinschaft von Erwerbslosen und kriegsbeschädigten Handwerkern und Gartenbauern zur intensiven Bewirtschaftung übergeben. Zwar sind viele Rosenbüsche und Parkgänge verschwunden, auf dem frühern Tennisplatz wachsen Himbeeren; aber unsere zehn Kinder der Arbeitsschule finden die roten Träubchen der Johannissträucher und die Kirschen und das Zwergobst nicht weniger geschmackvoll. Die Erwachsenen, welche die Siedelung tragen, sind die Kristallisation vieler Menschen und Nöte, die in den letzten beiden Jahren über den Barkenhoff hinweggegangen.

[1]) Dieser Aufsatz musste leider sehr lange zurückgestellt werden, ist aber keineswegs veraltet. Die Red.

Wieviel begeisterte Jugend ist immer wieder zur Mitarbeit angetreten. Freideutsche, Akademiker, proletarische Jugend. Sie fielen nach kurzer Zeit von selbst heraus. Sie sahen nur die Gemeinschaftsfreude, nicht die harte Gemeinschaftsnot, sie sahen das beglückende: Hinein in die Erde; sie brachten Feuer, Schwung und besten Willen mit; aber es gehört eine besondere Zähigkeit und Gesundheit dazu, die Entbehrungen, Arbeiten, Schicksale und die Unsicherheit einer Aufbausiedelung, wie es der Barkenhoff ist, zu bestehen. So verblieben denn als Stamm ausser Heinrich Vogeler ein Tischler und Zimmermann, ein Schlosser und Schmied, zwei Landwirte und Gärtner, ein Gärtnerschüler, eine Lehrerin, vier Frauen für Küche und Haushalt und zehn Kinder, die zum Teil Waisen und Halbwaisen sind. Von den erwachsenen Männern sind drei allein durch Verwundung Kriegsbeschädigte und vier solche. die als Arbeitslose zu Heinrich Vogeler kamen; sie haben bereits zwei Jahre die «produktive Erwerbslosenfürsorge» und Siedelungsfrage auf ihre Weise zu lösen versucht. Sie haben sich bis heute weder durch das Misstrauen der bürgerlichen Umwelt, noch durch Spott und Verdächtigungen aus dem proletarischen Lager an ihrem Werk irre machen lassen. Es ist ihnen in zwei Jahren gelungen, zehn Morgen Wiese und Zierland aufs intensivste gärtnerisch zu bewirtschaften, sie haben drei bis vier Morgen Oedland gerodet und kultiviert, sie haben Werkstätten eingerichtet, ein kleines Wohnhaus und einen grossen Schuppen mit eigenen Kräften gebaut; sie haben vier Waisenkinder ohne eine Vergütung durch Kommune oder Angehörige in ihre Pflege genommen. Sie haben den Kleinbauern ihre zwei Pferde ohne Entgelt geliehen und vereinzelte Nachbarn schon zur Gemeinwirtschaft und gegenseitigen Hilfe erzogen; sie sind als Tischler und Schlosser gekommen, wann man sie rief. Sie haben mit einem Wort begonnen: Ernst zu machen. Sie sind von der Phrase zur Tat übergegangen.

Gibt es in der heutigen Zeit, da man zuerst die Firma schafft, die Organisation, das Programm, gibt es heute etwas Natürlicheres, als dass man diesen absonderlichen Menschen vorerst einmal ein unbegrenztes Misstrauen entgegenbrachte! Die Proletarier sahen in dieser wenig lauten Arbeit, die jenseits von Streik und Masse lag, eine Flucht vor der «Aktion», ein romantisches Idyll, und liessen

es nicht an bittern Worten fehlen. Der Bürger aber witterte Furchtbares. Er sah in dieser Zelle besitzloser Gemeinwirtschaft den Anfang vom Ende, die Anarchie, die Sintflut. Allsonntäglich aber, wenn die Scharen der Arbeitslosen und Arbeiter aus Bremen hinauspilgern, durchaus nicht mit weniger Vorurteilen und Zweifeln belastet wie der Bürger, so werden sie nach dem ersten Ansturm: «Ja, ihr sitzt hier gut!» nach und nach ganz still. Es ist doch nicht allen bekannt, dass auf dem Barkenhoff bei spartanischer Kost zehn bis zwölf Stunden gearbeitet wird, bloss um das Werk zu erhalten; dass die Menschen sich dort kein Theater, keine vollen Mägen, keinerlei Genüsse irgendwelcher Art leisten können; dass sie bei aller Arbeit — inmitten einer anders gesonnenen Umwelt — oft nicht wissen, was am andern Tage aus ihnen wird; und dass sie dennoch und bei aller Entbehrung auch seelisch nicht erschlaffen dürfen, da sonst die Arbeit leidet. Es ist, weiss Gott, kein romantisches Idyll, der Barkenhoff! Er hat keine Zeitschrift wie andere Siedelungen und keine festgelegten Richtlinien, wonach die parteigläubigen Massen begehren und fragen, sondern aus der Arbeit selbst wächst den Menschen dort von Tag zu Tag mit ihrem Leben die neue Gewissheit und die neue Gestalt. In ihren Kindern, die in ihrem Dasein leben und lernen, die in Licht und Sonne in freier Erde mit ihnen arbeiten, die in den Werkstätten mit anfassen und helfen, erschliesst sich ihnen die Blüte dieses von der Erde umfangenen, noch dunklen Lebens: die Arbeitsschule. Das spürte wohl jeder, der auf dem Barkenhoff war. Hier geschah ein Schritt: von der Phrase zur Tat.

Noch absonderlicher meist ist die Umstimmung und Verwunderung, wenn Bürgerliche aus ihrer Welt den Hof betreten. Die Neugier ist gross. Sie haben ihr Wissen aus den zuverlässigsten Quellen bezogen: Kommunistische Siedelung! Die Enttäuschung beginnt gleich an der Torfahrt, da der Doppelposten mit Handgranate und roter Armbinde sich offenbar zurückgezogen hat. Auch Höhlenmenschen und Nacktkultur, Lautenspieler und Bänkelsänger sind nicht in erwartetem Umfange vertreten. Keine Ansichtskarten, Programme oder rote Rosetten werden feilgeboten. Man steht enttäuscht und sieht sich um.

Die Kinder sind teils Kinder der Familien des Hofes, teils Waisen-

kinder. Sie schlafen in einem gemeinsamen Schlafsaale und werden von einer Lehrerin, die der Gemeinschaft angehört, gepflegt und unterrichtet. Der Unterricht vollzieht sich bis auf einzelne Grundfächer völlig im Verlauf der helfenden Arbeit und des Spiels. Heinrich Vogeler hat seine Auffassung über die alte Lernschule und die werdende Arbeitsschule in der vorzüglichen Broschüre: «Die Arbeitsschule als Aufbauzelle der klassenlosen Gesellschaft» niedergelegt. Die Quäker haben die Kinder der Arbeitsschule Barkenhoff für die kommenden vier Monate in ihre Speisung aufgenommen. Sie haben auch hier ihre unermüdliche Hilfsbereitschaft bewiesen; für sie war die Tatsache, dass Menschen sich zu einer besitzlosen Gemeinschaft und Siedelung verbunden hatten, kein Grund, diesen ihre Hilfe zu versagen!»

Von einem grossen Teich strecken sich nach dem Südhang einer Mulde zahlreiche Saat- und Verstopfbeete. Darüber steigen in dreifachen Terrassen Tomaten und Maispflanzungen an; und dort arbeitet ein Mensch. Mit entblösstem Oberkörper (Es bestätigt sich). Dieses Wesen aber weist den heranschnürenden Gast mit mehr oder weniger freundlichen Gebärden zu den hochgelegenen, langgestreckten Reihenfeldern, auf denen Sommergemüse, Kohl, Wurzeln und Salate in dichtem Wachstum stehen. An vereinzelt abgeernteten Stellen sind schon die neuen Winterpflanzen gesetzt. Schachbrettartig sind alte Beeren- und Buschobstrabatten für Bohnen und Erbsen kultiviert. In einer Niederung wächst Mais, Hanf und Flachs. Jedes Fleckchen ist aufs äusserste ausgenützt. Ich sah eine solche gärtnerische Intensivierung des Landes bisher nur in Flandern. Ueber dem Gartenland an der Waldgrenze liegt ein prächtiger Kartoffelacker, der erst im letzten Jahr aus gerodetem Oedland geschaffen. Ein anderer Teil der Brache ist zur Obstwiese und Koppel für das Vieh vorgesehen. Gerade steht oben ein Bohrturm, an dem drei junge Kerle arbeiten: ein Eisendreher aus Dresden, ein Maschinenschlosser aus dem Rheinland und ein Student aus Leipzig. Sie verpflegen sich selbst, da der Barkenhoff auch nicht die kleinste materielle Belastung zu tragen vermag; aber sie sind guter Dinge, schlafen auf einer Planke neben dem Geräteschuppen und wollen helfen, solange ihre Vorräte reichen. Die Quelle soll die oberen Felder und Wiesen berieseln und das Neu-

land intensivieren helfen. Hinter den Ländereien zieht sich ein schmaler Kiefernwaldstreifen hin. An seinem östlichen Seehang liegt ein kleines Lehmhaus, das ganz mit eigenen Kräften und mit eigenem Material der Siedelung erbaut ist. Heinrich Vogeler bewohnt es. Daneben steht der Bienenstand mit seinen 6—8 Körben. Ein steiler Waldweg führt zu den eigentlichen Gebäuden. Das Haupthaus stellt den geräumigen Umbau eines alten Bauernhauses dar. Rings um den grossen Innenhof liegen die Wirtschaftsgebäude und Stallungen. Daran schliesst sich eine Schlosserei und Schmiede, eine Schreinerei und Tischlerei und eine im Bau begriffene Töpferei. Schmied und Schreiner haben beständig die Hände voll Arbeit; vorerst für den eigenen Hof. Der grosse Wagen ist bis auf den letzten Zapfen und den letzten Beschlag selbst gebaut, der neue Schuppen steht im Rohbau, Oefen, Pumpen, Garten- und Handwerksgerät, Zäune und Staudämme müssen erneut und ausgebessert werden. Jetzt in der Trockenzeit sind alle Mann notwendig, im Moor den Torf umzuschichten, einzufahren und neu zu stechen; für die Kinder ein Fest! Inzwischen liegen auch von ausserhalb für die Handwerker ständig Anfragen und Aufträge vor. Mit einer Zahl Nachbarn wird in Form des Naturalaustausches und der Gemeinwirtschaft verfahren: etwa eine Deichsel gegen ein halbes Fuder Torf, oder eine Schlosserreparatur gegen einen Bienenkorb, oder Ausleihung der Pferde gegen Bestellen der Weide. Viele aber haben versagt und abgelehnt; der Barkenhoff hat die Hoffnung nicht aufgegeben. Aber da er selbst viele Dinge noch mit Geld bezahlen muss, so ist er genötigt, von denen, die seine Bereitwilligkeit verneinen, aber seine Pferde brauchen, auch Geld entgegenzunehmen. Es ist schon eine Tat, dass zwanzig Menschen unter sich besitzlose Gemeinwirtschaft und gegenseitige Hilfe so restlos und konsequent verwirklichen konnten. Ihr Verhältnis zur Umwelt der Privatwirtschaft und des Profits ist für sie nur ein Uebergang, eine Brücke aus dieser Zeit in eine neue Zeit.

▪

Für den jetzigen Stand der Dinge auf dem Barkenhoff ist das von F. Wolf gezeichnete Bild nach den allerdings flüchtigen Beobachtungen eines nur sehr kurzen Besuches im Mai 1922 noch ein gutes Stück zu günstig. Es erweckt wohl auch den Eindruck einer viel

grösseren Unternehmung, als der Hof mit seinen jetzt zirka 15 Bewohnern, wovon etwa die Hälfte Kinder sind, tatsächlich ist. Wirtschaftlich floriert der Barkenhoff noch keineswegs, so mussten z. B. die beiden von Wolf erwähnten Pferde verkauft werden. Er kann sich noch nicht einmal durch seine Landwirtschaft selbst erhalten, wobei allerdings mitspielt, dass eine für die Zahl der Erwachsenen verhältnismässig grosse Zahl von Kindern da ist. Dass der Hof eine land- und gartenwirtschaftliche Musteranstalt und imstande sei, sich mit allen nötigen Anlagen und Einrichtungen für Haus, Garten und Feld selbst auszustatten, ist auch noch lange nicht erreicht. So wäre z. B. eine Bewässerungsanlage nötig, deren Anfänge da sind, aber zur Fertigstellung fehlen Geld und Arbeitskraft. Dass es auch an letzterem fehlt, weist darauf hin, dass nicht nur die Wirtschaft, sondern auch die Bildung einer haltbaren Gemeinschaft noch nicht zu nachhaltigen Erfolgen geführt hat. In beiden, Gemeinschaft und Wirtschaft, ist Vogelers Persönlichkeit und Künstlertum der Rückhalt, ohne den die Siedelung wohl sofort zusammenbräche. Vogeler selbst macht sich über den Stand der Sache keine Illusionen; er sagte: wir gehen von Zusammenbruch zu Zusammenbruch, und das gilt für die wirtschaftliche Lage wie für die Gemeinschaftsbildung. Die Schwierigkeiten sind wohl zum Teil als Anfangsschwierigkeiten zu erklären und der Tatsache zuzuschreiben, dass hier eine Gemeinwirtschaft inmitten einer ganz anders gearteten Welt und mit Menschen, die von Jugend auf das Gegenteil von Gemeinwirtschaft gewöhnt sind, ihren Anfang nehmen muss. Daneben aber weisen diese Schwierigkeiten sofort auf das allerschwerste der Siedelungsprobleme hin, auf die Frage der geistigen Einheit, der sittlichen Voraussetzungen und der innersten Bindung der Glieder der Gemeinschaft, der Religion. Für die Beurteilung des Wertes der Sache selbst sind solche Schwierigkeiten und auch vorläufige Misserfolge bei ihrer Ueberwindung nicht entscheidend; es ist nicht anders zu erwarten, als dass Pfadfinder manchen Fehltritt tun, und wenn wir auf schon gebahnten Wegen wandeln, haben wir am wenigsten das Recht, sie darum zu tadeln.

Ich möchte nun der von Wolf erwähnten Schrift Vogelers «Die Arbeitsschule»,[1]) sowie seinen Schriften «Kosmisches Werden und

[1]) Verlag Konrad Hanf, D. W. B., Hamburg 8, 1921.

menschliche Erfüllung»[2]) und «Die Zukunft der ehemaligen Kriegsteilnehmer, Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen»[3]) noch einiges entnehmen, um, daran anknüpfend, den Siedelungsgedanken zu beleuchten.

Heinrich Vogeler ist nicht nur einer unter jenen Millionen, die den Krieg äusserlich miterlebt haben — wenn ich nicht irre, teils im Felde, teils als Dienstverweigerer im Gefängnis —, sondern auch einer jener viel weniger zahlreichen, die ihn auch innerlich erlebten, durch ihn frei wurden vom «Glauben an die Gewalt, an die Autorität, an die Macht und an das Heldentum der Maschinengewehre», frei für die «geistige Revolution einer umfassenden Menschheitskultur entgegen, dem Menschheitsfrieden». Mit diesem Erlebnis ist er in den Zusammenbruch nach dem Kriege hineingegangen, in das «Chaos der zusammenbrechenden kapitalistischen Wirtschafts-Ordnung, die alle kulturellen, alle wirtschaftlichen und alle religiösen Werte mit sich in den Abgrund reisst». Diesen Bankerott sieht er darin, dass im kapitalistischen Staat die Demokratie «wohl die grösste Lüge unserer schwindelreichen Zeit» geworden ist, er sieht ihn in der «Vernichtung des bürgerlichen Rechtes der Besitzenden», die sich vollzieht, und in dem Gericht über die Kirche, die «den Gebrauch der Waffe in irgend einer Form verteidigt und so den Weg zum lebendigen Christentum mit der Lüge verbaut.»

Das Erlebnis dieses Bankerotts hat aber für Vogeler nicht nur negative, schuld-offenbarende, niederreissende Bedeutung, sondern auch positive, erlösung-offenbarende, aufbauende. Das Positive besteht zuerst darin, dass die Werktätigen «über die Erkenntnis ihres Leidensweges zu verantwortlichen Trägern der höchsten Menschheitsidee» werden. Diese Erhebung durch Leiden zum bewussten Glied in der Kette des Menschheitswerdens, die «völlige Hingabe an den Weltwillen», die Einreihung «in die grosse Gemeinschaft: Natur», das Erfülltsein von der «Harmonie mit dem Unendlichen», alles das fasst Vogeler mit dem Ausdruk «kosmisches Werden» zusammen. Dabei soll der Mensch den Sinn seines Leidens bewusst

[2]) Kommun. Kulturverlag der Kopf- und Handarbeiter Deutschlands, A. Willascheck & Co., Hamburg, Steindamm 98.

[3]) Verlag Karl Tiedt, Berlin-Pankow, Klaustalerstr. 4.
Zu empfehlen ist besonders die letzgenannte Schrift.

verstehen. «Der Erkennende will sein Leiden nicht vermeiden, da der Schmerz, das Leid, das Chaos die Geburt seiner werk-zeugenden Kraft bedeuten und alle seine Erfahrung in der Ueberwindung des Leides durch die Tat liegt.» Es ist der gleiche Gedanke, der Julie Weidmann vor einiger Zeit in einem Gedichte in den «Neuen Wegen» den Schöpfergeist, dessen sieghaft Schreiten tote Kirchen stürzt, bitten liess: «Unruh' schaffe, dass mir Ruhe werde!»

Gewiss besteht ein bedeutsamer Unterschied zwischen einer Auffassung, die an einen persönlichen Schöpfergott denkt und an dessen «Heilsplan», um den Ausdruck alter frommer Sprache zu gebrauchen, der uns fern geworden ist, wenn er uns vielleicht auch immer noch näher liegt als der neue Name «kosmisches Werden». Auch Vogeler ist ausdrücklich der Ansicht, dass eine Siedelungsgemeinschaft eine religiöse Grundlage haben muss, aber er denkt dabei wohl nicht an den altvertrauten christlichen Gottesglauben, sondern er glaubt an einen Allgeist, für den er oft das Wort «Eros» braucht, das uns in diesem Sinne vielleicht auch zu fremd und zu missverständlich ist. Dieser «Eros» ist es, der die Kristalle in der Druse, die Bäume im Walde, die Menschen in der Gesellchaft, die Sterne am Himmelszelt unter sich zur Gemeinschaft verbindet, und dann diese alle wieder zu einer grossen Allgemeinschaft: Natur zusammenfügt. Den Menschen, der sich in dieser Allverbundenheit eine Sonderstellung anmasst, der sich aus der Solidarität der ganzen Natur ausnehmen will, empfindet er als Frevler. Die Rückkehr der Menschen zum Boden, zu seiner eigenhändigen Bearbeitung, zum engen Zusammenleben mit der Natur ist nicht nur wirtschaftliches Erfordernis, sondern auch ein religiöses Sollen im Sinne der Herstellung der Gemeinschaft zwischen allem, was da ist, vom Stein bis zum Stern. Die alles Seiende umfassende Natur, die auch Tod und Verderben, z. B. den Krieg als Verwesung des Nicht-mehr-wesenhaften, in sich schliesst, wird so zum Träger und Inbegriff einer religiösen Auffassung. Aus dieser Auffassung heraus ist für Vogeler «die Erneuerung der menschlichen Gesellschaft ein ganz einfacher naturwissenschaftlicher Vorgang» und wir Menschen können «die Ketten unseres Leidens sprengen durch die Tat, durch die schöpferische Gestaltung einer Welt», weshalb es hauptsächlich nötig ist, die Menschen zu dieser Tat zu erziehen. Das kommt

der Auffassung vom sich selbst erlösenden Menschen, vom Menschen, der gut ist, sodass es nur gilt, seiner Güte freie Bahn zu schaffen, zum mindesten nahe. Da mögen wir nicht mitmachen können, zu sehr einen Gott nötig haben, der mehr ist als wir Menchen, die unfähig sind zum Guten aus uns selbst, und der uns darum helfen kann, wo wir versagen. Wir mögen uns bei der Losung von der freien Bahn für das Gute im Menschen auch erinnern, dass die Menschen der Zeit des Kapitalismus ebenfalls mit einer Freiheitslosung begannen: laissez faire, laissez aller, und damit trotz blendender Erfolge schliesslich in unserm heutigen Jammer gelandet sind.

Aber wie sehr wir auch diese Verschiedenheiten empfinden und ihnen gegenüber an der christlichen Auffassung festhalten mögen, so brauchen sie uns doch nicht an der Freude am Uebereinstimmenden zu hindern. Gott vor allem, denke ich, ist der letzte, der sich darüber aufhält, wenn nun einer statt Heilsplan Gottes lieber kosmisches Werden sagt, wenn nur dieser auch den Willen hat, auf den Sinn der Geschichte zu lauschen, nach der Harmonie mit dem Unendlichen zu suchen und sich selbstlos und lauter in ein Werden hineinzustellen, dessen Ziele Wahrheit und Vollendung sind. Gott selbst ist gewiss auch der allerletzte, der für seinen Thron Angst hat und er hat die lieber, die in Gedanken und Worten sein Regiment nicht anerkennen, aber nach seinem Willen zu tun sich bemühen, als die Jasager und Neintuer.

Es war keine grundlose Abschweifung von unserem Siedelungsthema, wenn wir uns bei der Notwendigkeit aufhielten, über Unterschiede der subjektiven Anschauungs- und Ausdrucksweise hinwegzugehen, wenn man im Urgrund des Wollens und im Ziele einig ist. Denn sich gegenseitig verstehen und einig, wenn auch nicht gleich, sein und bleiben, das ist für das Bestehen von Einzelsiedelungen und das Entstehen einer allgemeinen Siedelungs- und Gemeinwirtschaftskultur noch unendlich wichtiger als die mehr materiellen Fragen, wie Landbeschaffung, Dauer und Ordnung der Arbeitsleistungen, Lebenshaltung etc. Gemeinschaftsleben braucht eine Verbundenheit in einem allerhöchsten Ziel, darunter alle ehrlich nach Wahrheit und Gerechtigkeit suchenden Einzelkräfte Platz haben, und diese Kräfte müssen sich von allen Geld,-

Macht- und Genussverquickungen, die von jenem höchsten Ziel ablenken, freimachen. Sonst ist kommunistisches Leben, eine kommunistische Kultur, unmöglich. Ragaz weist auf diese wahre Einheit in der Freiheit und Freiheit in der Einheit, die in der Verbundenheit in einem ganz hohen, höchsten Ziel besteht, in der «Pädagogischen Revolution» hin. Von Siedelungsgemeinschaften verlangen, dass die Mitglieder in allem gleicher Meinung und Richtung, gleichen Geschmackes und gleicher Ausdrucksweise seien, hiesse nicht nur, die Siedelungen auf ganz kleine Gruppen, sondern auch ihre Dauer auf kurze Zeit beschränken, denn nie würde eine solche Gleichmässigkeit lange bestehen. Ein straff geordneter Beamtenstaat oder auch eine von der einen Triebkraft des Geschäftemachens beherrschte Gesellschaft hat die Freiheit im Einzelnen und die Gebundenheit im Umfassenden nicht nötig. Der eine ersetzt sie, — wenn es auch nur «Ersatz» im schlimmsten Sinne ist, — durch seine straffe Organisation und den Willen der obersten Staatsleitung, die andere durch die Eintauchung aller in den rauschenden Strom des Geldverdienens und das Ziel des Reichwerdens. Aber eine kommunistische Kultur mit ihrem Bedürfnis nach freiwilliger Hingabe und selbständiger Verantwortlichkeit und mit ihrer vollständigen Gemeinschaftlichkeit kann weder der allergrössten Freiheitlichkeit und Mannigfaltigkeit im Einzelnen noch der stärksten Verbundenheit und Einheit im Höchsten entbehren.

Doch kehren wir zu Vogeler zurück und zu den Gedanken, die er in der kommunistischen Siedelung Barkenhoff in die Tat umzusetzen versucht; es ist übrigens bezeichnend, dass die kommunistische Partei, in die Vogeler eingetreten war, für diesen Tatkommunisten keinen Platz hatte und ihn ausschloss.

Wir sahen, dass Vogeler das Leiden, das Chaos positiv fasst. Die wirtschaftliche Not ist es in erster Linie, die zu einer durchgreifenden Aenderung unserer Städte und unserer Industrie antreibt und zu neuen Lebens- und Wirtschaftsgemeinden zusammenruft. Ich glaube nicht, dass der Recht hätte, der einen Zusammenschluss aus wirtschaftlichen Gründen als materialistisch und daher geringwertig und wenigversprechend erklärte, der nur einem geistigen Zusammenschluss Kraft und Leben zutraute. Vielmehr ist es doch auch da so, dass der Körper den Geist und der Geist den Körper zum

Leben auf der Erde braucht. Gerade einem Gottgläubigen sollte es Gewissheit sein, dass Gott nicht ein Stümper ist, der von einem Körper ohne Geist oder von einem Geist ohne Körper verlangt, dass er auf der Erde lebe. Vielmehr ist das die Stunde jeden Lebens, wenn das Körperliche und das Geistige sich finden. So muss es auch mit der Siedelung sein. Aeussere und innere Notwendigkeit, die reale Lage der Dinge, die materiellen Verhältnisse und das dadurch geweckte Gewissen und angeregte Denken, sittliches Wollen und ideale Begeisterung müssen zugleich zur Siedelung drängen, wenn dies der einzuschlagende Weg ist.

Die wirtschaftliche Not ist also Ausgangspunkt bei Vogeler, wenn man auch hinter allem eine starke geistige Triebkraft spürt. Er stellt den Siedelungsgedanken auf die «Ernährungsbasis», weshalb praktische Arbeit, Brotbeschaffung zu allervorderst steht. Das gilt bei den einzelnen Siedelungen für ihre Teilnehmer wie bei der ganzen Siedelungsbewegung für das Volk. «Aus tiefer Not schliessen sich diese Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaften zusammen: Landwirte, Gärtner, Schmiede, Tischler, Zimmerleute, Haus- und Küchenarbeiterinnen, Lehrer und Lehrerinnen und viele, viele Kinder; sie alle unterstellen sich den Bedürfnissen der Gemeinschaft, dem schaffenden Willen der Arbeitenden.» «Wir werden sehen, wie die Städte sich mit einem Agrargürtel zur Selbstversorgung umgeben müssen, wie alles unproduktive Land, Luxus- und Spekulationsgüter ergriffen werden für die Ernährung.»

Auch die Leitung in den Siedelungen wird zu Anfang vom Gesichtspunkt der Brotbeschaffung aus bestimmt, sehr im Gegensatz zur bisherigen Vorherrschaft der Intellektuellen. «Im Anfang wird vor allem wohl der Beschaffer der Ernährungsbasis, der Landwirt, der Gärtner die Bestimmung über die Verteilung der Arbeitskräfte haben.»

Ebenso geht die Erziehung der vielen Kinder, die in der Siedelung sein sollen, von der Ernährungsweise aus und kommt von dort zu praktischem Tun, zu produktiver Arbeit. Dieses praktische Tun wird ganz in die Not der Volksgemeinschaft hineingestellt, damit es von Anfang an zu einem Tun für andere, zur Liebestat wird. Weil die Not des Volkes sich zu allererst in der Ernährung auswirkt, beginnt auch die Schule zuerst mit der Arbeit auf dem Nahrung

spendenden Boden. «Die Lehrtätigkeit sucht ihre Einstellung ganz auf der praktischen Arbeit und auf der eigenen Tat, der Hilfe am Werk». Geboren aus den geistigen und wirtschaftlichen Nöten ihrer Umwelt, muss sie (die Schule) ein produktiv arbeitendes Teilstück der Dorf- oder Stadtkommune sein». «Die innige Verbindung des Wissens mit den Bedürfnissen des Lebens ist die Grundlage der Arbeitsschule, so stellen wir sie mitten in unser chaotisches Wirtschaftsleben als Kampfzelle». «So wollen wir in der Schule an keine äusseren Dinge mehr glauben, an keine Autorität, sondern nur an das Werk, die Tat». «Negation ... Resignation, Untat und Gewalttat, ... diese unökonomischen Kräfte, durch schöpferische Tat zu erlösen, ist unsere Aufgabe». «Alle Lehraufgaben werden dem Gemeinschaftsleben entwachsen (d. h. aus ihm herauswachsen), sie werden in inniger Verbindung mit der notwendigen Arbeit stehen, — die Verantwortung für das wirtschaftliche Leben der Gemeinschaft ist der Ausgangspunkt der Erziehung». «Die Schule umfasst neben einer intensiven Gemüsewirtschaft, die möglichst das Beste an moderner Technik dem Lernenden bietet, alle jene Handwerkstätten, die für den Dorfbetrieb notwendig sind». Die Notstände unseres Volkes sind die Lehrbeispiele für die Schule». «Sie (die Notstände) werden die Lernenden bis ins Innerste der Dorf- und Stadtbetriebe treiben, aber auch an die Quellen der Seelennöte». «So lernt das Kind sehr bald die materiellen und Seelennöte unseres Volkes kennen und wird es überall helfend eingreifen müssen». Dann wird «diese Arbeit der Kinder, geboren aus der Not, aus dem Bedürfnis aller, als freie Gabe an die Gemeinschaft zurückfallen» und die helfende, schöpferische Arbeit soll das Kind so erfüllen, dass «kein Raum in der Seele ist für irgend ein Besitzgefühl».

Damit sind wir zur Entwurzelung des Eigentumgedankens, des absoluten Gegensatzes zur Idee des kommunistischen Lebens, geführt worden. Während alle doktrinär-gesetzmässige, diktatorische Abschaffung des Privateigentums, womöglich mit Waffengewalt und Blutvergiessen, im besten Falle dem grünen Zweig gleicht, der abgeschnitten und in dürren Sand gesteckt, dort bald verdorrt, ist die Ueberwindung des Eigentumgedankens von der Erziehung aus wie ein Samenkorn, das Wurzeln schlägt und eine lebendige Pflanze entwickelt. Nur ein ganz neues Denken und Meinen, ganz andere

Begriffe und Gewohnheiten als die herrschenden, von der Eigentumsidee bewusst oder unbewusst, aber durch und durch erfüllten und durchdrungenen Begriffe können die Grundlage einer lebensfähigen neuen Ordnung sein. Dazu müssen namentlich die heranwachsenden Geschlechter erzogen werden. Deshalb steht die Erziehung in der vordersten Reihe des für die sozialistische Umgestaltung Wichtigen. Bei Vogeler spielt die Erziehung eine solche Rolle, dass er ihr nicht nur in der Siedelung einen allerersten Platz einräumt, sondern dass ihm die ganzen Pioniersiedelungen selbst zu Schulen, Arbeitsschulen, werden, die «wie Bauhütten verwendet werden müssen, um ihre gestaltende Kraft dem Neubau der menschlichen Gesellschaft zuzuführen», d. h. wie die Arbeitskräfte der Siedelung den umwohnenden Bauern zur Verfügung gestellt werden sollen, so sollen auch die in der Siedelung erstandenen Lebenskräfte überall dort hingetragen werden und zur Verfügung stehen, wo man sie braucht. Vogeler geht so weit, zu verlangen, dass die Träger dieser Kräfte jederzeit bereit sein sollen, «abgerufen und an einen andern Ort gestellt» zu werden, selbst wenn dies den Verzicht auf eine sichere Existenz für sie und die Ihrigen bedeutet. Vorbedingung für ein solches Lehramt ist allerdings, dass man die «Erzieherverantwortung, sich selbst zu erziehen, Beispiel zu sein», zuvor auf sich genommen hat.

Als Symbol des Barkenhoffs und namentlich der Siedelungsschule, die als Schule amtlich anerkannt ist, hat Vogeler eine offene Hand gewählt, in der ein kleines Kind sitzt; die Hand bedeutet die Arbeit, von der das Kind, d. h. die Schule, getragen, erhalten wird, und in welche die Schule von Anfang an als mithelfende Arbeitskraft mitten hineingestellt ist.

In allemdem empfinde ich bei Vogeler Wertvolles und Verwandtes mit dem Suchen nach neuer Gemeinschaft und neuer Erziehung, das unter uns rege ist, wenn mir auch die Sprech- und Denkweise bei Vogeler manchmal nicht einfach genug vorkommt und wenn auch ein bedeutender Unterschied in den innersten religiösen Anschauungen da ist, der Unterschied zwischen einer naturreligiösen und der christlichen Auffassung. Aber Gott steht mir selbst noch über und hinter Pantheisten und Atheisten, besonders wenn sie dem Christentum zum guten Teil nur durch ein veräusserlichstes und viel

Unwahres in sich schliessendes Kirchen- und Dogmentum entfremdet sind. Darum kann ich mich auch der Anregung und Hilfe freuen, die uns Gesinnungsgenossen wie Vogeler bieten, und mich über alle Unterschiede weg mit ihnen verbunden fühlen. Auch sie tragen Steine herbei zum neuen Tempelbau der Menschheit, zu einer brüderlichen Gemeinschaftsordnung.

Wenn bei solchem Bauen jemand meint, dass der Mensch selbst Baumeister sei, wo ich denke, dass ein höherer Bauherr, Architekt und Bauleiter ist, so ist das gewiss ein Unterschied, der nicht verwischt werden soll. Aber mir scheint manchmal, dass wir viel zu viel Angst für Gott haben. Er ist ja selbst auch noch da, und es wird sich schon erweisen, was Gustav Schüler in «Gottes Sturmflut» sagt:

«Herr, du meine Stärke,
Herr, du mein Licht,
Alle meine Werke
Sind meine nicht.

Dein ist, was ich machte,
Was ich gedacht, —
Grösser, als ichs dachte,
Hast du's gemacht!

Wer wollte dir entrinnen
Und vor sich selber sein?
Du fällst in sein Beginnen
Und holst dir alles ein!

A. Bietenholz-Gerhard

Zur Weltlage

Vom Schicksal der Demokratie.

1. Die demokratische Hochflut und die Ebbe.

Eine der offenkundigen Tatsachen der gegenwärtigen Entwicklungsphase der abendländischen Welt ist der Zusammenbruch der Demokratie. Das ist für viele unter uns eine wirkliche Ueberraschung, und zwar eine tief schmerzliche, ja tragische Ueberraschung. Nicht, dass wir Narren der Demokratie gewesen wären. Wir wussten, dass zu einer richtigen Demokratie auch ein Element von Aristokratie gehöre; wir sahen ein, dass im besondern die kommende soziale Demokratie auch einer neuen Art von Führerschaft und Autorität be-

dürfe. Aber wir erwarteten dieses aristokratische Element mehr von innen und von oben her; wir dachten es uns, rein soziologisch gesprochen, als aus der Demokratie selbst mit innerer Notwendigkeit hervorwachsend. Jedenfalls hofften wir zunächst auf ein Anschwellen der demokratischen Welle. Ein demokratischer Enthusiasmus erfasste während des Krieges und nachher die Völker. «Durch zur Demokratie!» lautete der Titel eines bekannten Buches, das aus dieser Strömung entstanden ist; es war die grosse politische Parole der Zeit. Wilson war ihr Wortführer für die Völkergemeinschaft. Der Völkerbund ist seiner Idee nach eine Frucht dieser Bewegung. Ebenso der Gedanke des Rätesystems (von dem immer wieder erklärt werden muss, dass es nicht eine bolschewistische Schöpfung ist) in allen seinen Formen. Auch er ist ja nicht nur Gedanke geblieben; die deutschen und österreichischen Betriebsräte — um nur diese zu nennen — sind trotz all ihren Mängeln keine kleine Errungenschaft. Das Frauenstimmrecht gehört auf die gleiche Linie. Ebenso alle neuen Organisationen im Schulleben und in der kulturellen Arbeit überhaupt, die auf Genossenschaft, Gemeinschaft, Mitspracherecht aller Beteiligten abstellen, bis zur kommunistischen Siedelung hin.

Ganz unfruchtbar und unwirksam ist also die demokratische Flut nicht gewesen. Sie hat ein Stück alte Welt weggerissen und ein Stück neue Welt geschaffen; sie hat eine Fülle von lebendigen Keimen und von gutem Erdreich für neues Leben zurückgelassen.

Aber sie selbst ist zurückgewichen. Und an ihre Stelle ist eine ganz deutliche, immer stärker werdende, immer mehr auch die Massen mit fortreissende antidemokratische Bewegung getreten. Changement de décoration! Auf einmal, wie durch einen Zauber, und zwar keinen guten, steht ein ganz anderes Bild vor uns als das einer demokratischen, sich immer mehr demokratisierenden Welt. Für diesmal sollen nur zwei ihrer hervorstechendsten Züge hervorgehoben werden.

2. Die neuen Herren der Erde.

Friedrich Nietzsche, der sich auch in politischen Dingen mehr, als man im allgemeinen ahnt, als Seher erwiesen hat (jedenfalls mehr als ein Rudolf Steiner, den Rittelmeyer in seiner Verblendung Nietzsche, den er einmal während dessen letzter Krankheit besucht, als die Erfüllung des Uebermenschen gegenüberstellt und der sich doch

in Bezug auf die nächsten Ereignisse gröblich getäuscht hat), erörtert in seinem letzten, fragmentarisch gebliebenen Werke «Der Wille zur Macht», immer wieder das Problem, wie die demokratische Strömung, die für sein Urteil Niedergang und — wenn sie endgültig siegte — den Tod der Menschheit bedeutete, durch eine andere, entgegengesetzte abgelöst werden könnte und auch abgelöst werde. Er redet von den neuen «Herren der Erde» folgendermassen:

«Eine Frage kommt uns immer wieder, eine verführerische und schlimme Frage vielleicht: sie sei denen ins Ohr gesagt, welche ein Recht auf solche fragwürdige Fragen haben, den stärksten Seelen von heute, welche sich selbst auch am besten in der Gewalt haben: wäre es nicht an der Zeit je mehr der Typus «Herdentier» jetzt in Europa entwickelt wird, mit einer grundsätzlichen, künstlichen und bewussten Züchtung des entgegengesetzten Typus und seiner Tugenden zu beginnen? Und wäre es für die demokratische Bewegung nicht selber erst eine Art Ziel, Erlösung und Rechtfertigung, wenn jemand käme, der sich ihrer bediente, — dadurch, dass vielleicht sich zu ihrer neuen und sublimen Ausgestaltung der Sklaverei (das muss die europäische Demokratie an ihrem Ende sein) jene höhere Art herrschaftlicher und zäsarischer Geister hinzufände, welche sich auf sie stellte, sich an ihr hielte, sich durch sie emporhöbe? Zu neuen, bisher unmöglichen, zu ihren Fernsichten? Zu ihren Aufgaben.»

«Der Anblick des jetzigen Europäers gibt mir viele Hoffnung: es bildet sich da eine verwegene herrschende Rasse, auf der Breite einer äusserst intelligenten Herden-Masse. Es steht vor der Tür, dass die Bewegungen zur Bildung der letzteren nicht mehr allein im Vordergrund stehen.»

«Dieselben Bedingungen, welche die Entwicklung der Herdentiers vorwärts treiben, treiben auch die Entwicklung des Führer-Tiers.»

«Es naht sich, unabweisbar, zögernd, furchtbar das Schicksal, die grosse Aufgabe und Frage: wie soll die Erde als Ganzes verwaltet werden?»

«Ich schreibe für eine Gattung Menschen, welche noch nicht vorhanden ist, für die «Herren der Erde».

«Im Theages Platos steht geschrieben: «Jeder von uns möchte Herr womöglich aller Menschen sein, am liebsten Gott.» Diese Gattung muss wieder da sein.»

«Die Urwald-Vegetation «Mensch» erscheint immer, wo der Kampf um die Macht am längsten geführt worden ist. Die grossen Menschen. Urwald-Tiere die Römer.»

«Es wird von nun an günstige Bedingungen für umfängliche Herrschafts-Gebilde geben, deren Gleichen es noch nicht gegeben hat. Und dies ist noch nicht das Wichtigste; es ist die Entstehung von internatio-

nalen Geschlechtsverbänden möglich gemacht, welche sich zur Aufgabe setzen, eine Herren-Rasse heraufzuzüchten, die zukünftigen «Herren der Erde», — eine neue, ungeheure, auf der härtesten Selbstgesetzgebung aufgebaute Aristokratie, in der dem Willen philosophischer Gewaltmenschen und Künstler-Tyrannen Dauer über Jahrtausende gegeben wird: — eine höhere Art Menschen, die sich, dank ihrem Uebergewicht an Wollen, Wissen, Reichtum und Einfluss, des demokratischen Europas bedienen als ihres gefügigsten und beweglichsten Werkzeugs, um die Schicksale der Erde in die Hand zu bekommen, um am «Menschen» selbst als Künstler zu gestalten. Genug, die Zeit kommt, wo man über Politik umlernen wird.»

So Nietzsche in den Achtzigerjahren. Und nun, ist nicht seine Hoffnung und Weissagung erfüllt? Stehen sie nicht vor uns, steigen sie nicht von allen Seiten auf, die neuen «Herren der Erde»? Werden wir nicht regiert (und immer mehr regiert werden) von einer ganzen Rasse von Gewaltmenschen aller Art? Zuerst kommen die grossen Trust-Herren aller Kaliber und Temperamente: die Rockefeller, Ford, Stinnes, Krupp, Creuzot, Castaglione und so fort, die mit ihnen verbundenen Bankmagnaten: die Morgan, Vanderbilt, Rotschild, Zacharoff und ihre zahllosen grossen und kleinen Genossen. Dann folgen die politischen Diktatoren, die sozialistischen und die bürgerlichen oder die Bastarde aus Sozialismus und Reaktion: die Lenin, Mussolini, Horthy, Stambuliski, auch sie mit einer Coda von kleinen Gesinnungsgenossen und Nachahmern. Ihnen verwandt sind die grossen Zeitungskönige, die Hearst, Northcliffe (nun gewesen), Hugenberg. Als vierte Reihe erscheinen die militärischen Herren der Erde: von einem Foch, Ludendorff, Trotzky bis herab zu einem (gewesenen) Sonderegger. Aber wir sind noch nicht fertig. Es kommen die Spengler, Steiner, Scheeler, Gabriele d'Annunzio, die zäsarischen Naturen im Reiche der Geisteskultur, die Menschen, die durch virtuose Benützung der heutigen Kultur-Mittel die Massen geistig unterjochen. Denn auf diesem Gebiete gelten ganz die gleichen Gesetze wie in der Politik und im Wirtschaftsleben. — Am Schlusse endlich kommen die grossen Flieger, Fussball-Spieler und Boxer.

Das sind zunächst die neuen «Herren der Erde». Ob Nietzsche an ihnen ungeteilte Freude hätte? Ob er von diesem Fortschritt übermässig beglückt wäre? Ob es wirklich ein Fortschritt ist, wenn jetzt Stinnes regiert statt Wilhelm dem Kleinen? Wir Republikaner freuten uns sehr über den Sturz der Königstrone in den

Jahren 1917 und 1918, es schien vielen eine berauschend grosse Sache, dass so viele Königskronen «über die Strasse rollten». Aber, ob es nun schöner ist, nun, da Börsenmagnaten und Industriedespoten auf diesen Tronen sitzen? Gewiss, es ist ein «Fortschritt» da. Diese Leute sind solider. Sie arbeiten Tag und Nacht. Sie sind oft in ihren Lebenansprüchen viel bescheidener als dieser oder jener sozialistische Führer. Neben ihren Millionen und Milliarden führen sie oft ein fast asketisches Leben. Dieser Kaiser Wilhelm in seiner Kürassieruniform, an der Spitze seiner Garden, dieser ganze Glanz und Prunk des Hofes, dieses byzantinische Zeremoniell, das die Trone umgab, diese Herrschermajestät (wenn sie auch mehr theatralisch war), und diese Ehrfurcht, ja Angst davor — und daneben dieser Stinnes, der vielleicht, ohne dass dus weisst, neben dir im Eisenbahnwagen sitzt, dem du nichts Besonderes ansiehst, der in einem bescheidenen Hotelzimmer logiert: welch ein Gegensatz! Aber wer ist gefährlicher? Was tat uns eigentlich dieser Wilhelm mit all seinem Theaterprunk? Aber dieser Stinnes regiert uns. Diesem Stinnes zahlen wir täglich einen Tribut. Dieser Stinnes macht auch Krieg und Frieden, viel mehr als Wilhelm. Und was ist ästhetischer, der König oder der Geldsack-Mann? Was ist geistiger, tiefer, menschlicher, die Herrschaft eines Geburts-Adels, die doch aus einer gewissen Mystik entsprang, oder die nackte Gewalt des Mammons? Jene andere Art hatte doch noch etwas Persönliches, Menschliches, diese ist anonym, sachenhaft, ganz dem Zeitalter der Technik entsprechend.

Es scheint uns wahrhaftig kein Fortschritt. Aber da sind sie, diese Herren der Erde. Und es droht uns von ihnen her eine neue Knechtschaft, eine Knechtschaft, furchtbarer, als die Welt sie je gesehen hat. Wir werden auf der einen Seite die miteinander verbundenen Kräfte dieser Herren haben und auf der andern Seite die von ihnen abhängige Masse. Sie beherrschen durch das Geld, durch die Presse, durch die Militärgewalt, durch die von ihnen ebenfalls abhängige Wissenschaft, Religion und Kunst die Welt. Wer wird gegen sie aufkommen? Sie züchten sich einen rührigen Stab von Angestellten ersten, zweiten, dritten Ranges. Sie sorgen für Brot, für Ordnung, für «Spiele», so fällt auch die übrige grosse Masse ihnen anheim.

Trotzdem — wie ist es möglich, dass mitten in den scheinbaren

Hochschwung der Demokratie diese neue Despotie tritt? Eines der seltsamsten Geschichtsrätsel wird das immer bleiben. Einige Erklärungsgründe freilich liegen auf der Hand. Die Menschen sind des Chaos müde und sehnen sich nach Ordnung. Sie sind des Hungers müde und sehnen sich nach Brot. Sie sind der Freiheit müde und sehnen sich nach Autorität. Sie sind der Gleichheit müde und sehnen sich nach Verehrung. Sie sind der Schwäche müde und sehnen sich nich Kraft. Sie sind der Maschinen müde und sehnen sich nach Menschen. Sie sind der Demagogen müde und sehnen sich nach Führern. Sie sind der Pfuscher müde und sehnen sich nach Meistern. Darum jubeln sie diesen neuen Kraft-Menschen zu. Darum ist auch die sozialistische Arbeiterschaft gegen Leute wie Stinnes, Krupp, Thyssen innerlich wehrlos; denn sie bewundert sie in der Stille.

Kurz: eine Sehnsucht nach Knechtschaft hat die Menschen ergriffen. Uns droht in dem Augenblick, wo wir eine Erfüllung der Demokratie erwarteten, das Versinken in eine neue Sklaverei, die schlimmste von allen bisherigen, weil sie die freiwillige Sklaverei eines Geschlechtes ist, das Besseres hätte haben können, das die Sklaverei der Freiheit vorzog — die schlimmste von allen, weil die glänzendste, gleissendste, im Grunde auch unmenschlichste von allen.

Der Komplex dieser Tatsachen muss von denen bedacht werden, die eine demokratische und sozialistische Zukunft wollen. Er ist noch wichtiger als die Frage der Reparationen; diese wird von ihr verschlungen, geht in sie über.

3. Der Fascismus.

In diesen Zusammenhang gehört auch der Fascismus. Man darf diesen nicht bloss als eine Form der bürgerlichen Reaktion betrachten. Das ist er zweifellos auch, aber er ist noch etwas Anderes und in diesem Andern liegt seine *grösste* Gefahr. Man bedenke die Tatsache, dass Mussolini ein ehemaliger Sozialist ist, dass ihm ein sehr grosser Teil der Arbeiterschaft zugefallen ist, und dass sich in deutschen Landen der Fascismus «Nationalsozialismus» nennt; man bedenke, dass seine Anhänger diesen Mussolini als ihren «Duce», das heisst: «Herzog» verehren und bejubeln. Gerade dieser Umstand zeigt uns deutlich, was die innerste Triebkraft dieser scheinbar

so rätselhaften Bewegung ist: es ist der Hunger nach Führerschaft, nach «Heldenverehrung»! Man ist des Chaos, der Demagogie, der Phrase satt, man ist erlöst, wieder einmal einen «Kerl» zu haben, der einem nicht nur die saure Aufgabe, sich selbst zu regieren, abnimmt, sondern auch die Erquickung gewährt, die im Anblick eines starken menschlichen Willens liegt.

Der Fascismus ist, wie das neue Herrenmenschentum, eine Reaktion auf die Auflösung der Menschenwelt in eine amorphe Masse. Er ist ein wilder, unartikulierter Schrei nach der Persönlichkeit. Da die Masse das persönliche Wesen verloren hat — durch die «Zivilisation», die moderne Herrschaft der Technik, den Industrialismus, die Grosstadt-Unkultur zertreten und zerrieben, zum «Herdentier» geworden — so atmet sie auf, wenn ihr an einem wirklichen oder scheinbaren Kraftmenschen diese Persönlichkeit entgegentritt. Ja, sie empfindet sogar eine tragische Freude daran, tyrannisiert, vergewaltigt zu werden. Wenn nur wieder einmal befohlen wird!

Aus solchen und ähnlichen Motiven erklärt sich, warum das Wort von der Diktatur sogar auf die Massen des sozialistischen Proletariates einen solchen Zauber ausüben konnte. Mussolini ist in der Tat nur der, freilich unbedeutendere, Stiefbruder Lenins. Es ist ja auch bezeichnend, dass der italienische Fascismus zunächst die Antwort auf den Bolschewismus ist, der den italienischen Sozialismus zu seinem Verderben solange beherrscht hat. Wenn man ein bisschen näher zusieht, wird sofort deutlich, dass es sich bei Bolschewismus und Fascismus um zwei geistig fast bis zur Identität verwandte Gebilde handelt. Auf beiden Seiten die gleiche Herrschaft autoritärer Personen, der gleiche Zentralismus, der gleiche Kultus der Gewalt, die gleiche Verachtung von Liberalismus und Demokratie. Der Unterschied besteht wirklich bloss in dem schwarzen Anstrich auf der einen und dem roten auf der andern Seite. Es ist beidemale Z ä s a r i s m u s. Man könnte vielleicht sagen, der Bolschewismus sei p r o l e t a r i s c h e r und der Fascismus p ö b e l h a f t e r Zäsarismus.

Denn eine pöbelhafte Erscheinung ist der Fascismus allerdings. Daran ändert der Umstand nichts, dass auch Leute wie Ludendorff mit ihm in Verbindung stehen und dass Könige sich vor ihm beugen. Auch der alte Zäsarismus hat den Pöbel zum Piedestal gehabt. Julius Cäsar hat als dunkler Demagog begonnen. Der moderne Fascismus be-

ruht auf der Tatsache, dass es heute eine ungeheure Masse von Pöbel gibt, von dem Pöbel, der zu vielen Zehntausenden einem Boxerkampf zuströmt. Nur unter akademischem und Bräuhauspöbel kann ein Mensch wie Hitler Massen mit fortreissen.

Weil der Fascismus diese angehäuften Vorbedingungen in unseren Zuständen besitzt, ist er eine so grosse Gefahr. Ich bin überzeugt, dass er sogar in der Schweiz die Massen gewänne, auch die proletarischen, wenn der richtige, der gerade für uns passende «Mussolini» käme. Es ist überall alles für ihn gerüstet, zum mindesten in unserem aufgelösten und geistverlassenen Abendland. Wo einer Knechtschaft anbietet, politische, soziale, religiöse, da laufen ihm die Menschen in Scharen zu.

4. Die Aussichten der Freiheit.

Welches sind im Angesicht dieser Sachlage die Aussichten der Freiheit und damit der Demokratie in der heutigen Welt? Müssen wir an ihr verzweifeln?

Dass die Lage schwer ist, dürfen wir uns nicht verhehlen. Wir Sprösslinge aus demokratischem Stamme und Liebhaber der Freiheit überhaupt sind, scheinbar wenigstens, in ein böses Zeitalter gefallen. Gibt es noch eine Rettung von der nicht nur drohenden, sondern zum Teil schon wirklichen neuen Sklaverei?

Zweierlei muss uns klar sein.

Der Niedergang der Freiheit in unserer Welt hat vor allem *geistige* Ursachen. Es fehlt den heutigen Menschen an der Voraussetzung und Grundlage aller Freiheit, an einer geistigen Welt, von der jeder Einzelne seinen Adel, einen unendlichen und unbedingen persönlichen Wert erhält. Wo diese Quelle aller Freiheitsleidenschaft nicht fliesst, da ist der Mensch ziemlich bald bereit, sich unter irgend eine äussere Gewalt zu beugen, namentlich, wo diese ihm schliesslich wertvolle materielle Vorteile zu gewähren scheint.

Aber er hat auch *soziale* Ursachen. Sie sind schon angedeutet worden. Die moderne technische Zivilisation, die im Industrialismus, Mammonismus und Militarismus ausläuft, hat die Individualität, das Eigenleben und Eigenrecht jedes Einzelnen, den Stolz eigener Arbeit und selbständiger Gliedschaft an einem freien Gemeinschaftsleben,

zerrieben und vernichtet, damit die Wurzeln der Demokratie zerstört und dem Zäsarismus das Erdreich bereitet.

Die Rettung kann darum nur aus einer Doppelquelle kommen. Es müssen wieder die geistigen Voraussetzungen der Freiheit in einer geistig-sittlichen, den Persönlichkeitswert des Menschen verbürgenden Lebensauffassung hergestellt werden. Und es müssen soziale Verhältnisse geschaffen werden, die dem Menschen das Bewusstsein seines Eigenwertes zurückgeben, die, wie sie aus dem Glauben an die Seele stammen, so auch wieder das Recht der Seele und damit die Lust zur Freiheit stärken. Beides muss Hand in Hand gehen. Wir können diese Verhältnisse nur schaffen in dem Masse, als die seelischen Vorbedingungen dafür vorhanden sind, aber wir können auch umgekehrt kein neues geistiges Wesen bekommen, wenn das bisherige Lebenssystem, von dem das wirtschaftliche ein Teil ist, Geist und Seele, Individualität und Persönlichkeit mit eiserner Walze zermalmt. Geistige und soziale Erweckung müssen Hand in Hand gehen.

Wir können die Aufgabe auch so ausdrücken: aus dem Pöbel muss wieder Volk werden, aus den Herdentieren Menschen.

Dabei haben wir schon angedeutet, dass zur neuen Demokratie auch ein Element neuer Aristokratie gehört. Es muss eine neue Führerschaft kommen, die die Ueberdemagogen des Fascismus wie die neuen Herren der Erde verdrängt, weil sie den Anblick nicht bloss eines starken, sondern auch eines guten Willens gewährt. Der Fascismus wird nur durch einen neuen Sozialismus überwunden. Und wahrhaft grosse, sittlich grosse Menschen müssen kommen, um die Gewalt-Menschen zu enttronen: Menschen wie Gandhi, Tagore, Romain Rolland, Foerster. Die «Heiligen» werden die Erde regieren müssen, nachdem erst die Könige und dann die Tyrannen abgetreten sind.

Aber welches sind die Aussichten, dass Freiheit und Demokratie sich gegen die unerhörte Bedrohung, der sie durch die heutige Lage ausgesetzt sind, durchsetzen und sogar einen neuen Siegeszug antreten?

Ich halte die Lage trotz allem nicht für verzweifelt. Es handelt sich auch in diesem Punkte um eine jener Zuspitzungen, die ja überhaupt die heutige geschichtliche Stunde charakterisieren und ebensosehr eine Verheissung sind wie eine Bedrohung. Ich glaube, dass die heu-

tige antidemokratische Reaktion, wie die ganze Reaktion überhaupt, zum Teil eine Müdigkeitserscheinung ist. Diese Müdigkeit wird wieder weichen. Dann werden wir die Stinnes und Creuzot so gut abschütteln wie die Mussolini und Lenin und all die andern neuen «Herren der Erde». Die Sache der Freiheit steht heute in der Welt doch anders als zur Zeit des alten Zäsar. Denn inzwischen ist Christus dem Zäsar entgegengetreten. Ereignisse wie die Reformation und auch die englische und französische Revolution werden nicht aufgehoben. Freiheit und Demokratie, jetzt ob der Ermüdung der Seelen in die Tiefe gesunken, werden aus der Tiefe neugestärkt erstehen. Umwälzungsperioden sind immer durch rasche Stimmungsumschläge gekennzeichnet. Auf die Reformation folgte die Gegenreformation, auf Cromwell die Rückkehr der Stuarts und auf die französische Revolution Napoleon, die Bourbonen und die heilige Allianz. Aber die Reformation hat die neuere Geschichte beherrscht, Cromwell hat Recht behalten und nicht die Stuart, und die französische Revolution hat auch Napoleon und die Bourbonen wieder gestürzt. So werden Freiheit und Demokratie wiederkehren und siegen.

Es treten nun die Gegensätze mächtig auseinander, und das hat auch sein Gutes. Es soll, neben dem Gewaltprinzip im allgemeinen, besonders wohl dem M a m m o n Gelegenheit gegeben werden, in der äussersten Entfaltung seiner Herrschaft sein Prinzip zu offenbaren. Vielleicht ist es ein Hauptsinn der kommenden Periode, diese schlimmste der Gegenmächte Gottes und der Menschen zu stürzen und damit einer neuen Freiheit die Bahn zu schaffen. Ueberhaupt, ob nicht die ganze furchtbare Entfaltung der Welt des Zäsar, des n e u e n Zäsar, die Vorläuferin und der Anlass ist einer neuen Entfaltung der Welt Christi und damit einer neuen Welt der Freiheit?

Das dürfte vielleicht der tiefste und letzte Sinn dessen sein, was wir jetzt erleben. L. R.

22. Juni 1923.

Stimmen

Aus Frankreich.

Die unterzeichneten Vereinigungen gewahren mit Schmerz, wie Frankreich sich mehr und mehr in ein Unternehmen verwickelt und festlegt, das ihm weder Ehre noch Gewinn einbringen kann.

Sie verlangen durchaus nicht, dass Deutschland von der Bezahlung der Entschädigungen befreit werde, die es den Bevölkerungen der von ihm verwüsteten Gebiete schuldet. Sie sind der Meinung, dass Deutschland bis auf diesen Tag nicht die Anstrengungen gemacht habe, die es hätte machen müssen.

Aber sie glauben, dass ebenso, wie für die Eintreibung der privaten Schulden der körperliche Zwang abgeschafft ist, so auch für die Eintreibung internationaler Schulden die Einziehung manu militari durch das Völkerrecht nicht mehr erlaubt werden dürfe, und dass diese, was man auch darüber sage, durch den Text des Vertrages von Versailles nirgends vorgesehen sei.

Sie wissen, dass jede militärische Besetzung vor allem in einem feindlichen Land mit Notwendigkeit Akte der Bedrückung und der Gewalt nach sich zieht: Unterdrückung aller Freiheit der Presse, Verurteilungen, Ausweisungen, Verfolgungen, Festnahme von Geiseln, Tötung von Menschen und alle andern Massregeln, die täglich in unsern Zeitungen veröffentlicht werden und deren Lektüre die traurigsten Tage des Krieges wieder aufleben lässt.

Sie wissen, dass ausser den Vorkommnissen, die von den französischen Zeitungen zugestanden werden, noch viele andere geschehen, die in den fremden Zeitungen veröffentlicht werden, und die, auch wenn sie übertrieben sein sollten, nichtsdestoweniger zur Folge haben, dass sie den Ruf Frankreichs schädigen.

Sie sind der Meinung, dass vom finanziellen Gesichtspunkt aus die Bezeihnung «verhängnisvoll», die Herr Bonar Law auf das Ruhrunternehmen anwendete, sich mehr und mehr bestätige, aber auch sogar für den Fall, dass diese Art von Pression, wie unsere Regierung sich ausdrückt, Deutschland einige Millionen entrisse, dieses Unternehmen nichtsdestoweniger «verhängnisvoll» wäre vom moralischen Gesichtspunkt aus, indem sie den deutschen Hass vermehrt und dadurch Frankreich verpflichtet, ewig am Rhein Wache zu halten und sich gegen einen Revanchekrieg zu verteidigen, den unvermeidlich zu machen es sich selbst alle Mühe zu geben scheint, und indem es mehr und mehr die Sympathien des Auslandes entfremdet, die ohnehin schon geschädigt sind.

Sie sprechen den Wunsch aus, dass die Frage so schnell als möglich vor den Völkerbund gebracht werde. Obschon sie sich über die Macht des gegenwärtigen Völkerbundes durchaus keine Illusionen machen, so erblicken

sie in ihm doch das am besten geeignete Organ für die Lösung der Reparationsfrage, die mit der der internationalen Schulden verbunden ist.

Sie bedauern, dass die französische Regierung entschlossen ist, die Zulassung Deutschlands zum Völkerbund von der Verplichtung abhängig zu machen, dass im Gegenteil die vorgängige Teilnahme Deutschlands das beste Mittel, um die Regelung zu sichern, gewesen wäre und immer noch wäre.

Union populaire pour la Paix Universelle.
Section Française de la Ligue Internationale de Femmes pour la Paix et la Liberté.
Section Française de la Réconciliation.
Mouvement Pacifique Chrétien.
Ligue Néo-Pacifiste pour la Société des Peuples.

Rundschau

Zur Schnapsabstimmung. Was sollen wir zu der Abstimmung vom 3. Juni sagen? Um ein richtiges Urteil darüber zu haben, was sie in Bezug auf den moralischen Zustand unseres Volkes bedeutet, müsste man die letzten Wochen viel im Land herum gekommen sein, müsste, durch eine Tarnkappe verborgen, den Gesprächen im Eisenbahnwagen, in den Werkstätten und vor allem im Wirtshaus zugehört haben. Wer nicht in dieser Lage war, ist auf Vermutungen angewiesen.

Eine Vorbemerkung: Ich habe für das vorgeschlagene Gesetz nur eine sehr bescheidene Begeisterung aufgebracht. Einem Werk Musys, bei dem wohl einige der Mächte Gevatter gestanden, von denen wir nichts Gutes zu empfangen gewohnt sind, kann ich nur mit Misstrauen begegnen. An die hochmoralischen Absichten Musys zu glauben, fehlt mir der Schwung. Wie die Annahme des Gesetzes noch keine moralische Tat gewesen wäre, so hätte seine Ablehnung an sich noch kein schlimmes Zeichen bedeutet. Aber etwas anderes ist diese Ablehnung an sich und etwas anderes ihre Motive. Welches sind diese Motive?

Man kann den Sinn dieses Tages auf zweierlei Art beurteilen. Das pessimistische Urteil liegt näher. Es ist ein Offenbarwerden aller bösen Triebe in unserem Volke, ein Triumph des krassen Bauern-Egoismus, ein Sieg des Wirtshauses, eine Selbstbehauptung gemeiner Gier.

Ist es wirklich das, nur das? Könnte es nicht auch eine Auflehnung gegen alle staatliche Reglementiererei, ein Misstrauensvotum gegen das regierende System und die politische und geistliche Führerschaft sein, und müssten wir dann nicht Freude daran haben?

Oder sollen wir eine Mischung dieser bösen und guten Motive annehmen?

Leider erscheint die optimistische Auslegung wenig wahrscheinlich. Unser Volk zeigt immer wieder, dass es sich von seinen «Führern» schon leiten lässt, wenn sie ihm das sagen, was ihm passt, das heisst: was seiner Eitelkeit, seinem Egoismus und Mammonismus, seiner Geistes- und Herzensengigkeit entspricht. Das hat man bei Anlass der Vermögensabgabe und der Zollinitiative gesehen und sieht man auch sonst reichlich. Es lehnt sich auch gegen den Etatismus nicht grundsätzlich auf. Dieser ist ihm in Gestalt der unbedingten Vollmachten, der Einfuhrverbote, des Sub-

ventionenwesens, des Militarismus, der Diktatur Schulthess, Laur, Musy u. Cie. und dazu seiner vielen grösseren und kleineren Untermagnaten, gerade recht. Nein, es entspricht den Tatsachen besser, wenn wir in dem Ergebnis des 3. Juni die Frucht all der Demoralisation erblicken, die seit langer Zeit auf unser Volk wirkt. Wenn an der Spitze eines Volkes schon so lange ein Mann steht, der als die Blüte seiner Weisheit den Grundsatz verkündigt hat, «die Menschen zu nehmen, wie sie sind und nicht, wie sie sein sollen», das heisst in seinem Munde, sie als egoistisch, habgierig und schlecht zu nehmen («Jeder nimmt, so viel er kann») und darnach die Politik zu gestalten, und ihm ein anderer Allmächtiger zur Seite steht, der seinen Leuten einredet, dass sie, wenn sie rücksichtslos für sich selber sorgen, die Träger der Frömmigkeit und guten Sitte und die Eckpfeiler des Vaterlandes seien, so lange ein offizieller und inoffizieller Pressapparat wie ein Automat auf jede Abstimmung hin, wo Parteifragen im Spiele sind, das ganze Land mit der gröbsten Lügen-Demagogie überschüttet, solange darf man sich nicht wundern, wenn es reissend schnell bergab in den Abgrund allgemeiner moralischer Auflösung geht. Wir sind auf diesem Wege dazu gelangt, dass der abstimmende Schweizer in Flammen nur noch gerät für das Portemonnaie, die Alkoholflasche und allfällig das Maschinengewehr, zu allem andern aber ein entrüstetes Nein scheit.

Es sei zugegeben: etwas Freiheitsdrang wird auch dabei gewesen sein; aber es ist ein Freiheitsdrang übelster Sorte: der Drang, «sich nichts befehlen zu lassen», aber eben nur, wenn jene soeben genannten Heiligtümer in Frage kommen. Es ist bloss ein kindischer, bubenhafter Freiheitssinn, nicht der wahre Freiheitsgeist eines demokratischen Volkes.

E i n e Wahrheit hebt sich aus diesem Sonntag über alle andern hinaus: d i e ö f f e n t l i c h e M e i n u n g d e r S c h w e i z w i r d i m W i r t s h a u s g e m a c h t. Sie ist auch darnach! U n s e r e w a h r e n g e i s t i g e n F ü h r e r s i n d d i e W i r t e. Darum geht es auch so schön vorwärts!

Und noch eins: Wir lesen in den Zeitungen, dass an diesem Abstimmungstage 18,000 Menschen zu dem in Basel stattfindenden deutschschweizerischen «Ländermatch» geströmt seien. Ja, das gehört auch zum Bilde!

Und was nun? Sollen wir an der Schweiz verzweifeln?

Ein Zugeständnis muss ich machen. Unsere Freude über das Ergebnis der Abstimmung über die Lex Häberlin war zu gross. Die blosse Lust am Neinsagen, jener f a l s c h e Freiheitssinn, hat dabei wohl eine wichtigere Rolle gespielt, als man wissen konnte.

Trotzdem — zum Verzweifeln ists nicht. Wer weiss, ob wir nicht einen solchen Sonntag nötig hatten, der den Lügenschleier vom Bilde unseres Volkes riss, mit dem unser Patriotismus es immer wieder bedeckt hat? Es könnte doch sein, dass ein solches Erlebnis zu einem Sichaufraffen aller guten Kräfte, die noch in unserem Volk vorhanden sind, führte, dass es eine neue Selbstbesinnung einleitete. Dann wäre es sogar ein Segen gewesen. Ich denke doch, dass d i e s der Sinn dieses schwarzen Sonntags sei.

Dabei darf man vielleicht noch eins bedenken: Steckt hinter der Wut, sich im Branntwein oder verwandten Dingen zu betäuben, nicht Verzweiflung? Anklage des bessern Ich? Haben nicht auch schlechte weltliche und geistliche «Führer» diese gänzliche Demoralisation verschuldet? Steckt hinter der Verzweiflung nicht etwas wie ein Sehnen nach etwas Besserem, nach Busse, nach wirklichen, nicht bloss erlogenen Idealen?

Vielleicht haben auch hier die Dinge einen ganz andern Sinn, als sie zu haben scheinen. L. R.

Das neueste Wunder. Das neueste Wunder ist die plötzliche Bekehrung des Bundesrates zum Antimilitarismus und zwar grad zu seiner radikalsten Form. Wir lesen in der Antwort des Bundesrates an Sowiet-Russland, bei Anlass der Ermordung Worowskys: «Er verurteilt es [sc. das Verbrechen Konradis], weil nach seiner Auffassung nichts die Vernichtung eines Menschenlebens rechtfertigen kann.» Es ist das eine wahrhaft klassische Formel für die Verurteilung des Krieges, zu der man dem Bundesrat nur Glück wünschen kann. Wir hören denn auch — es kann nach einer solchen Erklärung auch nicht mehr verwundern — dass Herr Scheurer noch während der Herbstsession der Bundesversammlung die Abschaffung der Armee und die vollständige Ersetzung des Militärdienstes durch den Zivildienst beantragen werde. Die Dienstverweigerer sollen einen besonderen Ehrenkranz erhalten. Aus den Kasernen will man Wohnungen erstellen, alkoholfreie Wirtschaften machen. Die Ausgaben des Militärbudgets sollen dem Kampf gegen Alkoholismus und Tuberkulose und dazu der Alters- und Invalidenversicherung zugewendet werden.

Offen gestanden, dünkt uns dieses Tempo fast etwas zu rasch, und wir möchten die Bundesräte, unsere lieben Genossen, zu einem etwas gemässigteren, etwas mehr dem österreichischen Landsturm angepassten Vorgehen ermahnen. Bedauern muss man, dass ihnen für das Geschäft der Abrüstung solche Kräfte wie Wille und Sonderegger nicht mehr zur «Verfügung» stehen. Sonderegger soll ja — und das ist die Lösung dieses psychologischen Rätsels — darum demissioniert haben, weil es ihm zu langsam gegangen sei. Der Mann war immer ein genialer Draufgänger, zuerst im Militarismus und nun im Antimilitarismus. Wir aber sagen: «Gemach, gemach, ihr Herren, dass die Schweiz nicht allen andern Völkern zu weit voraus schiesse!» L. R.

Sondereggers Ende. Er war eine Neuauflage Willes, etwas weniger Fleisch, vielleicht auch noch weniger Geist, jedenfalls aber ebensogrosse martialische Dummheit in bürgerlichen Dingen. Wir haben vor einiger Zeit einen Auszug aus der Rede gebracht, die er in Zürich gegen den Zivildienst gehalten. Etwas so Rohes und Geistloses ist doch auch in diesen entarteten Zeiten nicht oft aus dem Munde eines Mannes gekommen, der eine solche Stellung im öffentlichen Leben bekleidete. Und von einem solchen Manne wurde bei seinem Rücktritt, vor der moralischen Guillotinierung im Nationalrat, gefabelt, was für ein geistvoller Kopf er sei. Vielleicht hat «geistvoll» beim Militär einen andern Sinn als beim Zivil!

Dieser Mann verdankte den Ruhm, den er bei einem grossen Teil des schweizerischen Bürgertums genoss, dem Umstand, dass er im Herbst 1918, als Kommandant der Zürcher Besatzungstruppen, die Rolle eines Retters des Vaterlandes spielte. In Wirklichkeit liegen ja die Dinge so, dass er durch sein ganz unbegründetes, aus einem vom Stahlhelm gehemmten Gehirn hervorgegangenes Verbot einer Arbeiterversammlung auf dem Fraumünsterplatz und die daraus folgende Schiesserei den Landesstreik mit all seinen Folgen erst hervorgerufen hat. Aber die Geschichtslüge will es nun einmal umgekehrt. In jenen Tagen hat der Oberst Sonderegger der Oeffentlichkeit vor allem drei Dinge offenbart: ein massloses militärisches Selbstbewusstsein, eine entsprechende «Schneidigkeit» des Auftretens und eine völlige Abwesenheit jeglichen Verständnisses für politische und soziale Dinge. Es ist schwer auszudenken,

was bei diesem Geist eines mit solcher Macht ausgestatteten Mannes hätte geschehen können, wenn nicht die Arbeiterschaft eine so grosse Disziplin an den Tag gelegt hätte und wenn nicht gerade solche Kräfte sich beruhigend und warnend eingesetzt hätten, die eine der genannten analoge Geschichtslüge des Gegenteils bezichtigt.

De mortuis nil nisi bene! Ja, wenn es sich bloss um einen Privatmann handelte. Den Privatmann Sonderegger lassen wir selbstverständlich unangefochten. Aber es gilt, ein noch herrschendes System in seinen Trägern zu entlarven. Und da muss doch noch hinzugefügt werden, dass die Art und Weise, wie dieser Mann, zum Teil wegen hohlen Prestigefragen, vom Generalstab der schweizerischen Armee in ein grosskapitalistisches Filmgeschäft übergegangen ist, auf den «Patriotismus» solcher Retter des Vaterlandes ein bedeutsames Licht wirft.

Ob etwas Besseres nachkommt, wissen wir freilich nicht. Es scheint, dass dieses System, so wie es heute ist, keine andern Menschen mehr hervorbringen kann. Die Zeit eines Generals Dufour ist für immer vorbei, die Zeit eines Generals Wille und Sonderegger ist da, die l e t z t e Zeit des Militarismus. L. R.

Ein Jubiläum. Die Waadtländer haben in diesen Wochen den 150. Erinnerungstag an das Martyrium ihres Nationalhelden, des Majors D a v e l, gefeiert. Diesen Major Davel haben damals die gestrengen Herren von Bern mit Hilfe der servilen Herren von Lausanne aufs Schaffot gebracht, weil er versucht hatte, durch eine harmlose Revolte sein Waadtländervolk frei zu machen. Er hat eine Feier warhaftig verdient. Aber nun feiert ihn ausgesprochen der Kanton, den man heute — trotz der vielen ausgezeichneten Kämpfer für Recht und Freiheit im Namen Gottes, die er auch heute unter seinen Bürgern zählt — als die rechte Hochburg der schweizerischen Reaktion, als das schweizerische Bayern bezeichnen muss. Und keinem Menschen — abgesehen wohl von den obgenannten — ist dieser haarsträubende Widerspruch eingefallen. Und doch liegt es auf der Hand, dass die grosse Mehrheit dieser Feiernden einen Mann, der heute etwas Aehnliches versuchte, wie seinerzeit Davel, wenn nicht gerade aufs Schaffot schickte, so doch so tief als nur möglich ins Zuchthaus steckte, vielleicht auch standrechtlich erschiessen liesse. Und nun kommt ein Mann wie Benjamin Valloton und findet die Nachfolge Davels darin, dass die Waadtländer besonders freudig bereit waren — nach Zürich zu ziehen und dort eine neue Freiheitsbewegung des Volkes zu unterdrücken! Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der einstigen Propheten Gräber schmücket, während eure Väter sie getötet haben und ihr sie wieder töten würdet!

Wann kommt einmal der grosse schweizerische Satiriker, der den Nebel der Lüge zerreisst, an dem wir zu ersticken drohen? L. R.

Aus Oesterreich.[1]) I. Völkerbundsliga. In der letzten Juniwoche findet in Wien die 7. Vollversammlung der Union der Völkerbundsligen statt. Warum gerade in Wien? Bloss der Abwechslung halber? Dies wäre ein fadenscheiniger Grund, ein Höflichkeitsakt. Der Grund liegt tiefer. Die österreichische Völkerbundsliga bedeutet ein Spezialinstrument

---

[1]) Wir freuen uns, wieder eine Aeusserung über österreichische Dinge bringen zu dürfen und zwar eine aus der Feder eines Mannes, der schon zu Beginn des Weltkrieges (wie der Schreiber dieser Zeilen durch eine persönliche Begegnung weiss), so gedacht hat, wie der Artikel ihn zeigt. Das Problem des Verhältnisses zwischen Oesterreich und dem Völkerbund ist besonders wichtig. Vielleicht erhalten wir darüber einmal eine Aeusserung

in dem grossen Orchester. Sie entstand im Februar 1919, also ein Jahr bevor der Staat Oesterreich selbst in dem Völkerbund Aufnahme fand. Ebenso wie der Staat ausserhalb des Bundes, stand die österreichische Liga ausserhalb der Union der übrigen Ligen.

Die österreichische Liga hatte zunächst die Aufgabe, unsere Bevölkerung trotz mancher uns befremdender Schritte des Völkerbundes für den Eintritt in denselben zu gewinnen. Ein Jahr nach ihrer Gründung im Februar 1920 konnte sie mit einem greifbaren, weit ersichtlichen Erfolge auftreten. Es war zwar ein trauriger Anlass, die Gedenkfeier für ihren Ehrenpräsidenten Dr. Heinrich Lammasch, aber es war zugleich erfreulich, dass dem Rufe der Liga, die Festreden zu halten, sowohl der sozialdemokratische, damals aktive, Staatskanzler Renner, als auch der christlich-soziale jetzige Staatskanzler Seipel folgten, und dass für die bürgerlichen Parteien der letzte Finanzminister der Monarchie, Prof. Redlich, und der Rektor der Universität Scharnd als Redner auftraten. Das Zusammenwirken sämtlicher Parteien, der Bürgerlich-liberalen, Bäuerlichen, der Deutsch-Nationalen und der Sozialdemokraten, vertreten durch anerkannte Parteiführer und promminente Persönlichkeiten, bewies der Welt, dass das österreichische Volk den versöhnenden Grundsätzen zustimme.

Ein verstümmeltes, ins Elend gestossenes Volk, dem man soeben so viel Schönes genommen, es vom Meer und seinen schönsten Bergen und von seinen Volkgenossen abgeschnitten hatte, konnte allerdings leicht von dem Gefühle ungebändigter Rachsucht erfasst werden; ein Vernichtungswille konnte erzeugt werden, der bei jeder neuen Weltkatastrophe nur zu gewinnen hofft, weil ja dieses damals buchstäblich halb verhungerte Land wenig zu verlieren hatte.

Es ist ein Beweis für die auch in verstümmelter Form noch immer mächtige Idee des Völkerbundes, dass sie so rasch grade in Oesterreich Eingang fand, und es ist ein Verdienst der Liga, dass sie die

---

von entschieden sozialistischer Seite. Nicht unterlassen möchte ich die Bemerkung, dass die Abtrennung des deutschen Südtirol vom übrigen Oesterreich mir, der ich einmal in schönen Ferientagen dieses deutscheste der Länder durchwandern durfte, immer als eine der grössten Schändlichkeiten des Friedensvertrages erschienen ist. Sollte nicht ein *wirklicher* Völkerbund ein solches Unrecht noch einmal gutmachen?

Was im übrigen das Verhältnis des Völkerbundes zu Oesterreich betrifft, so wäre einmal von ganz unabhängiger Seite festzustellen, ob jener dort hier wirklich als eine reaktionäre Macht wirkt. Ist es wirklich bloss Reaktion und weiter nichts, wenn ein Land aus äusserster Not heraus gerettet und wieder auf die Füsse gestellt wird? Wenn *Otto Bauer*, dessen Kampf gegen den Bolschewismus von grösstem Werte war, auf dem Hamburger Kongress den Völkerbund als ein Gefahrenzentrum bezeichnete, so fürchte ich, es habe ihn dabei das sozialdemokratische Vorurteil geleitet, das unbedingt den Anschluss Oesterreichs an das deutsche Reich begehrt, während viele von uns diesen aus guten Gründen für ein Unglück hielten und gerade im *Prinzip* des Völkerbundes, wenn auch nicht in seiner jetzigen Form, für Oesterreich den Weg zu einer neuen, schönen Zukunft erblicken.

Dass Finanzleute, wie sie der Völkerbund jetzt — doch wohl notgedrungen — nach Oesterreich schickt, nicht revolutionär wirken, ist von vornherein anzunehmen. Aber werden solche Gefahren des Völkerbundes nicht am ehesten überwunden, wenn der Sozialismus sich seiner kraftvoll annimmt, so wie die englische Partei tut? L. R.

völkerversöhnenden Prinzipien hier trotz Niederlage und Zwangsfriede erfolgreich progagierte.

II. Die zweite wichtige Bedeutung grade der österreichischen Völkerbundliga und ihrer Vorkämpfer liegt jedoch in folgendem: Der seit 1920 vollzogene Eintritt der kleinen Republik Oesterreich in den Völkerbund k a n n für diesen selbst von grösserem Nutzen sein, als es der Grösse und Volkszahl des Staates entspricht.

Dass man grade uns seinerzeit bei den Friedensverhandlungen in Paris nicht ordentlich angehört hat, uns als Objekte behandelte, anstatt mit uns zu verhandeln, erweist sich hinterher als ein Unglück nicht bloss für uns, sondern auch für die andern. Denn das Problem des europäischen Osten wurde erledigt von Menschen, die dessen Schwierigkeiten kaum ahnten. Grade wir waren es, die dieses Problem in seiner Gänze und in jedem Detail kennen, weil wir seit Jahrhunderten mit ihm ringen mussten. Wir konnten und können noch jeden Rat geben, dessen die Ratlosigkeit der Neugestalter Europas so sehr bedürfte.

Seit genau 1000 Jahren lebte Oesterreich an dem Treffpunkte von zehn durch Sprache, Religion und Kultur getrennten Nationen; es war eine Schweiz im grossen, ein Europa im kleinen Stile. Alle Probleme nationaler Symbiose, welche die Schweiz relativ glücklich zu lösen vermochte, wurden hier unter grösseren Schwierigkeiten durchgekämpft. Sie mussten daher noch tiefer erfasst, im Wege des immer wiederholten Experimentes durchprobiert werden. Oesterreich hat die grössten Fehler zu Zeiten gemacht; aber naturgemäss auch an diesen Fehlern gelernt. Die Stufenfolge seiner Versuche ist äusserst interessant. Zuerst hat es die Nationen als solche überhaupt nicht anerkannt; es wollte aus dem Völkergemenge eine national farblose Staatsnation züchten — ein vergebliches Beginnen; die Mischehe behagte keinem, und statt sich zu vereinigen, trennten sich die Gemüter; als man die nationalen Geister einschläfern wollte, erwachten sie erst recht zum Selbstbewusstsein. Dann versuchte man es, einer Nation — der deutschen — die Führung zu übertragen; sie erwies sich dafür zu schwach und empörte alle gegen sich. Ein dritter Weg wurde betreten, indem man die Rolle, die für einen Schauspieler zu gross war, teilte und auf zwei gleichstarke übertrug (Dualismus von Oesterreich-Ungan), und als auch dies missglückte, zog jede der beiden Genannten einen Helfer heran (die Deutschen versuchten es mit den Polen, die Magyaren mit den Kroaten). Endlich versuchte man in Oesterreich ein wechselseitiges Ausspielen, einmal der Starken gegen die Schwachen, das andere Mal umgekehrt. Und erst als alle diese Lösungsversuche trotz gelegentlicher Gewaltanwendung misslangen, entwickelte sich langsam eine grosse Idee: Keine Nation darf aufgesogen, nullifiziert und entnationalisiert werden; selbst die kleinste Nation ist heilig. Daher darf es überhaupt keine Opfertiere mehr geben, und so bereiteten sich langsam Ausgleiche und Kompromisse vor, die dem Gedanken der Selbstbestimmung in weit verfeinerter Form Ausdruck gaben, als er uns im Weltkriege als Novität unbeholfen und unausgegohren vorgesetzt wurde.

III. Der Pariser Friede hat auf dem Gebiete des national gemischten Altösterreich eine Reihe neuer Staaten geschaffen, die von den Siegern ausdrücklich sogenannten «Nationalstaaten». Aber mit Ausnahme von Deutsch-Oesterreich sind fast alle national ähnlich gemischt, wie es der alte Staat war. Sie müssen alle Probleme, an denen die Vergangenheit so schwer litt, noch einmal durchmachen, förmlich wiederkäuen, und tatsächlich sehen wir sie in den Anfangsstadien jener Experimente, welche das alte Reich einst

so schwer erschütterten. Ist es da nicht ein Jammer, nicht nur für diese Staaten selbst, sondern für ganz Europa, dass die Lehren, welche das verstorbene Versuchskaninchen an den Tag gebracht hat, ungenützt bleiben sollen?

Hieraus ergibt sich die besondere Stellung gerade der österreichischen Völkerbundsliga im Konzerte der Weltligen; hieraus ergibt sich auch die besondere Bedeutung ihres Zusammentrittes in Wien. In corpore vili kann hier demonstriert werden. dass die Vorarbeiten für eine Symbiose der Nationen bereits praktisch gemacht wurden, wo die Fehlerquellen liegen, und wie sie zu vermeiden sind. Die österreichische Völkerbundliga hat sich von ihrem Beginne an die Aufgabe gestellt, zu verhindern, dass jene grossen Vorarbeiten verloren gehen. Wenigstens kann sie die Aufmerksamkeit sowohl auf die Ergebnisse wie auf die Fehler eines bisher nicht genügend gewürdigten Experimentes lenken und dadurch verhindern, dass diese Fehler wiederholt werden.

Karl Brockhausen

Zur Ruhrfrage. Die Ruhrfrage ist vielleicht durch das neue deutsche Angebot in das entscheidende Stadium getreten. Nach meinem Urteil ist die französische Regierung unbedingt verpflichtet, nun auf Verhandlungen einzutreten. Es geht auch einfach nicht weiter so, ohne dass nicht nur in den besetzten Gebieten, sondern in ganz Deutschland und von dort aus in der ganzen Welt die schwersten Katastrophen entstehen. Der französische Gewaltakt hat die Demoralisation der Welt genügend gefördert und die Arbeit der Erneuerung genügend erschwert. Von Deutschland als Vorbedingung der Verhandlungen einfach Kapitulation zu fordern, wäre Hybris, deren Fluch vor allem auf Frankreich zurückfiele. Es ist sehr zu hoffen, dass die neue englische Regierung nun wirklich einmal stark und charaktervoll sei und Englands Pflicht nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen die Welt erfülle. Noch ist England, trotz der französischen Militär-Uebermacht, dazu stark genug.

Dass Robert Cecil, der grosse Vorkämpfer des Völkerbundes, in der neuen Regierung sitzt, ist ein Lichtstrahl im Dunkel. Wenn es möglich wäre, die Reparationsfrage vor das Tribunal des Völkerbundes zu bringen, so wäre das etwas Grosses.

2. Ueber den Wert der passiven Resistenz an der Ruhr ist neuerdings in der «Menschheit» (vor allem durch Foerster) und dann auch im «Aufbau» viel verhandelt worden. Gewiss ist ein Eintreten der Arbeiterschaft für die deutschen Industriemagnaten keine Sache, die uns begeistern könnte. Aber ich glaube doch, dass das nicht der Sinn des Verhaltens der westphälischen Arbeiterschaft ist. Diese will doch in ihrem besten Teil dem Militarismus widerstehen und zwar nun halt dem französischen. Dass sie damit scheinbar und wirklich die Verbündete von Krupp und Stinnes wird, ist nicht ihre Schuld. Im weiteren steht diese ganze passive Resistenz auch in ihren edleren Formen gewiss nicht auf der Höhe der Bergpredigt. Aber daran sollte man sie m. E. auch nicht messen, sondern vielmehr an der Tatsache, dass hier unter Umständen, die früher unbedingt zu kriegerischen Zusammenstössen geführt hätten, aller «Entwaffnung» zum Trotz, der Versuch gemacht wird, die Kriegmaschine leer laufen zu lassen und den militärischen Ehrbegriff aufzugeben. Das ist in meinen Augen etwas, falls es bis zuletzt dabei bleibt; es bedeutet dann eine grosse sittliche Errungenschaft und einen Sieg über den Krieg, auch wenn noch so viel Falsches sich einmischt und Poincaré zuletzt noch einen «Triumph» ernten oder zu ernten scheinen sollte.

3. Im übrigen gestehe ich, dass sich mein Urteil über die ganze Ruhrfrage insofern etwas verändert hat, als mir die Rolle der

deutschen Grossindustriellen und Grossagrarier gegenüber Frankreich und ihrem eigenen Volk immer bedenklicher vorkommt. Wenn man ein wenig deutlicher deren Treiben und Wollen erkennt, dann bekommt Frankreichs Vorgehen ein gewisses Recht. Gewiss soll damit die französische Ruhr-Aktion und ganze Politik nicht etwa gerechtfertigt werden; es fehlt ihr an europäischem Sinn, an Weisheit und höchster Orientierung. Aber begreifen kann man, dass Frankreich sich nicht einfach an der Nase herumführen und von einer zu neuer Uebermacht gelangten deutschen Industriegewalt, die bei der heutigen Art der Kriegführung sofort auch militärische Uebermacht würde, erdrücken lassen will. Von dieser Lage der Dinge haben wenige Deutsche eine Ahnung.

Wie gesagt, folgt daraus keine Billigung der französischen Politik. Aber es folgt daraus: 1. Es muss ein Zustand gefunden werden, der Frankreich die so sehr begehrte Sicherheit gewährt. 2. Die Macht der deutschen Industrie- und Agrarmagnaten muss gebrochen werden. 3. Der Kampf an der Ruhr verwandelt sich zuletzt in einen Kampf gegen die Gewalt des internationalen Finanzkapitals. Denn dass dessen Vertreter sich auf dem Rücken und hinter dem Rücken der betrogenen, durch die nationalistischen Parolen aufgepeitschten Völker die Hand reichen, ist totsicher. Schon jetzt teilen sich Stinnes und Creuzot-Schneider brüderlich in die kapitalistische Ausplünderung Oesterreichs. Hier wartet der eigentliche und letzte Kampf. Wir dürfen das nie vergessen. L. R.

Die neue sozialistische Internationale. In Hamburg ist nun also die Verschmelzung der zweiten Internationale mit der Wiener Arbeitsgemeinschaft zustande gekommen. Ganz gewiss nicht unter begeisternden Umständen. Ich muss gestehen, dass mir daran namentlich zwei Punkte missfallen.

Einmal der Geist des Zentralismus. Die nationalen Parteien sollen nach der neuen Organisation gewissen Beschlüssen einer Zentralinstanz gegenüber zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sein. Ist das nicht Ueberparlamentarismus? und im Grunde Imperialismus? Glaubt man im Ernste, mit einer straffen internationalistischen Organisation die Fehler von 1914 vermeiden zu können? Stammten diese nicht umgekehrt gerade aus dieser Quelle: dass man dem Arbeiter einen Aberglauben an die Wirksamkeit der Organisation (und dazu der «Entwicklung», die alles von selber macht), eingepflanzt und damit zu einem Handeln aus einer selbständigen Ueberzeugung heraus unfähig gemacht hatte? Dass der Sozialismus aus einer Gesinnung, einer Gewissenssache eine Wissenssache und dogmatische Theorie geworden war? Glaubt man, wenn die nationalen Parteien den Geist nicht hätten, der zu einem richtigen sozialistischen Handeln im richtigen Augenblick nötig ist, dass dann ein irgendwo in einem bürokratischen Zentral-Spinngewebe sitzendes Komitee ihn hätte? Will man überhaupt durch Organisation den Geist ersetzen, also wieder das tun, was man vor 1914 so lange getan?

Noch fast schlimmer scheint mir die Beibehaltung der Parole vom Klassenkampf in dem epigonenhaft marxistischen Sinn, den der Begriff nun einmal angenommen hat. Auch dies ist alte Leier. Gewiss hat das Proletariat seinen weltgeschichtlich bedeutsamen Kampf zu kämpfen. Wenn man Klassenkampf so verstände! Aber es steht hinter dieser Lösung jener Geschichtsmaterialismus, der ja vor und nach 1914 seine ganze Unfruchtbarkeit so tragisch erwiesen hat und der sowohl durch die Philosophie und Wissenschaft als durch die praktische Erfahrung — beson-

ders durch das bolschewistische Experiment und den Verlauf der deutschen Revolution — für jeden Menschen, dessen Kopf nicht mit sieben Brettern vernagelt ist, deutlich genug widerlegt ist. Nein, damit kommen wir nicht weiter — wir kommen nicht weiter durch Auffrischung alter Dogmen, sondern nur durch neuen sozialilistischen Geist und Glauben, durch eine geistige Erneuerung des Sozialismus selbst.

Davon aber, von Selbstgericht und Erneuerung von innen her, hat man in den Berichten über Hamburg und offenbar auch in Hamburg selbst wenig gespürt. Darum ist auch wenig von Hamburg zu erwarten. Das hat sich, um nur dies e i n e Beispiel zu nennen, am deutlichsten darin gezeigt, dass das einzige wirksame Mittel gegen den Krieg: der unbedingte Kriegs- und Militärstreik, nicht angeführt wird. **Also genau wie vor 1914!**

Bin ich deswegen gegen die Vereinigung der beiden Internationalen? Keineswegs! Sie musste wohl kommen und ist trotz allem recht. Sie hätte aus einem ganz anderen Geiste kommen sollen, aber auch so ist sie zu begrüssen. Denn es ist damit ein inhaltlos gewordenes Problem beseitigt. Aber Positives ist damit nichts geleistet. Die Arbeit beginnt erst: eben die Erneuerung des Sozialismus von innen her, der ihm dann auch die Kraft nach aussen hin geben wird. L. R.

Unrecht im Recht. Von den schwedischen Bischöfen aus ist ein Protest gegen die Besetzung der Ruhr an verschiedene Regierungen Europas und an den Präsidenten Harding ergangen. Dieser Protest hat von Frankreich aus eine abweisende offizielle Antwort erfahren (deren Verfasser aber nicht etwa W i l f r e d M o n o d ist, wie man da und dort anzunehmen scheint), während andere Kreise sich entgegenkommender äusserten.

Diese ganze Angelegenheit hat viel zu reden gegeben. Sie ist ganz typisch für die Art und Weise, wie in diesen Dingen sich Recht und Unrecht vermischen. Auf den Umstand, dass der französische und englische Text eine verschiedene Fassung hatten und zwar so, dass in der französischen gewisse scharfe Ausdrücke fehlten, die sich in der englischen fanden, soll kein Gewicht gelegt werden, so peinlich er auch ist. Hier wird wohl eine ausführende Hand gegen den Willen der Urheber Unrat gestiftet haben. Dagegen ist ein Anderes klar genug: Diese schwedischen Kreise sind durchs Band leidenschaftliche Parteigänger des kaiserlichen Deutschland gewesen und geblieben. Darüber besteht für keinen Kundigen ein Zweifel. Diese Kreise haben gegen das, was in Belgien, Nordfrankreich und anderswo von deutscher Seite gesündigt worden ist, kein Wort gesagt. Die Annahme liegt daher nahe, dass ihr jetziger Protest nicht bloss durch die christliche Entrüstung, sondern auch durch die einseitige Sympathie für Deutschland und Antipathie für Frankreich eingegeben sei. Dadurch verliert er selbstverständlich viel von dem moralischen Gewicht, das ihm sonst vielleicht eignete.

Aber wie — soll denn eine einstige Unterlassung uns für immer daran verhindern, für das Rechte einzutreten?

Ich antworte: wenn man einmal, in entscheidungsvollen Augenblicken, das Rechte zu tun versäumt hat, und zwar darum, weil man, von Leidenschaft verblendet, das Rechte nicht erkannte, dann ist das tatsächlich nur sehr schwer mehr gutzumachen. Wenn man es aber gutmachen will, so nur dadurch, dass man den Fehler eingesteht. Wer seinerzeit geschwiegen, als von deutscher Seite Furchtbares geschah, hat kein Recht, nun gegen das aufzutreten, was Frankreich Entsprechendes tut, es sei denn, dass er jene Unterlassung gestehe und das Versäumte nachhole, soweit dies noch einen Sinn hat. Auch wird sich der ganze

Stil seiner Einsprache nach dem Umstand richten müssen, dass er einst durch Schweigen, wenn nicht gar durch Billigung, sich selbst zum Mitschuldigen an ähnlichen Dingen gemacht hat. Diesen Charakter hätte der schwedische Protest haben müssen. Dann wäre er eine sittliche Tat ersten Ranges gewesen, und wer weiss, ob dann die französische Antwort nicht ganz anders gelautet hätte?

Es mischt sich so viel Unwahrheit in die Wahrheit, so viel Unrecht in das Recht, dass oft Wahrheit zur Unwahrheit und Recht zum Unrecht wird. Nur was aus der reinen Wahrheit und dem lautern Recht stammt, ist von Gott und wirkt mit seiner Kraft. Dieses wird nie ohne den Durchgang durch Selbstgericht und Busse zustande kommen. L. R.

Mitkämpfer. I. Die «Friedenswarte», das Zentralorgan des Pazifismus für das Gebiet der deutschen Sprache, ist wieder erschienen, nachdem sie seit dem Tode ihres Begründers Alfred H. Fried eingegangen war. Rudolf Goldscheid hat die Leitung übernommen, der gleiche Goldscheid, der unserm Schweizer Bürgertum und Bauerntum bei Anlass des Kampfes um die Vermögensabgabe als eine Art Oberteufel des Bolschewismus an die Wand gemalt wurde. Dass er stets einer der entschiedensten und einflussreichsten Bekämpfer des Bolschewismus gewesen ist, brauchte die Journaille natürlich nicht zu wissen, und wenn sie es zufällig wusste, nicht zu sagen; denn sie ist doch nicht dazu da, die Wahrheit zu sagen!

Es war keine kleine Aufgabe, der Nachfolger Frieds zu werden. Dieser hatte besonders während des Krieges die «Friedenswarte» zu einer grossen Höhe erhoben. Sein «Kriegstagebuch» bildete wohl den besten in deutscher Sprache erscheinenden Kommentar zu den Ereignissen dieser furchtbaren Jahre. Aber die ersten Hefte beweisen, dass Goldscheid der rechte Mann ist, um das Werk fortzuführen. So ist z. B. sein Aufsatz über «Weltreaktion und Pazifismus» im Märzheft eine ganz ausgezeichnete Wegleitung für den ganzen Kampf, den wir alle heute zu führen haben. Als Mitherausgeber zeichnen Friedrich Hertz, Ludwig Quidde, Walter Schücking, Hans Wehberg. Unter den Mitarbeitern finden sich: Dikkinson, von Gerlach, Romain Rolland, Ewald u. a.

Als ganz besonders bedeutungsvoll möchten wir hervorheben, dass wie in der Person des Herausgebers, so auch in der ganzen Haltung der Zeitschrift der Pazifismus die Verbindung mit dem Sozialismus gefunden hat, die für beide Bewegungen so entscheidend wichtig ist.

Die «Friedenswarte» erscheint bei C. A. Schwetschke u. Sohn, Berlin W. 20 und kostet für die Schweiz 12 Fr. im Jahre.

II. Wenn der Pazifismus mit innerer Notwendigkeit in den Sozialismus einmündet, so umgekehrt mit ebenso grosser Notwendigkeit der Sozialismus in den Pazifismus. Ein Beweis dafür ist u. a. das Organ des «internationalen Gewerkschaftsbundes»: «Die internationale Gewerkschaftsbewegung», das in Amsterdam erscheint und neben einer umfassenden Orientierung über die Wirtschaftslage, die Gewerkschaftsbegung und die damit zusammenhängenden Probleme auch den grossen Kampf der Gewerkschaften gegen den Krieg sich zur besonderen Aufgabe gestellt hat. Eine sehr wertvolle Arbeit!

III. «Nie wieder Krieg!» Der «Weltfriedensbund der Jugend», zu dessen Gründung seinerzeit in den Neuen Wegen angeregt worden ist und der seither ein Stück Weges zurückgelegt hat, ist zur Gründung eines eigenen Kampforgans fortgeschritten. Es heisst in Anlehnung an die gleichnamige von England

ausgehende grosse Bewegung: «Nie wieder Krieg», kostet Fr. 2.50 im Jahr und ist beim Sekretariat des Weltfriedensbundes (W. F. B. J.), Susenbergstr. 198, Zürich 6, zu abonnieren. Die Redaktion besorgt Gerold Meyer in Verbindung mit jungen Freunden wie Hans Amberg u. a. Die ersten Nummern sind gut geraten. Sie sind lebendig und interessant, enthalten viele wertvolle Dokumente des Kampfes gegen den Moloch und bieten Waffen dafür. Dass schon in den ersten Nummern alles gesagt sei, kann man nicht verlangen. Dass der Pazifismus nur auf Grundlage des Glaubens an eine Welt des Geistes möglich ist und auch ohne eine wirtschaftliche Umgestaltung nicht Wirklichkeit werden kann, ist unsern jungen Freunden und Mitkämpfern wohl bewusst, und sie werden nicht unterlassen, diese Seite der Sache hervorzuheben, wenn dazu der Anlass kommt. Es ist in der Tat von äusserster Wichtigkeit, dass dieser ganze Zusammenhang und tiefe Grund dem Antimilitarismus nicht verloren gehe.

Die aufgehobene Schwurhand ob den Worten des Titels «Nie wieder Krieg!» wirkt wie eine Verheissung. Wenn auch nur eine entschlossene Minderheit der Jugend aller Länder sich unter dieser Parole zusammenfindet und daraus die Konsequenzen zieht, so ist der Krieg überwunden. Das Organ des W. F. B. J. bedarf natürlich der Unterstützung von Jung und Alt. Man lasse es in Haufen kommen und teile es aus, man abonniere es, kritisiere es, verbessere es — und es kann eine feine Waffe werden. L. R.

Ferienheim und Ferienkurse der Neuwerkgemeinde Bern (Bernische Volkshochschulgemeinde). Von Anfang Juli bis Mitte August unterhält die Neuwerkgemeinde Bern im Turbachtal bei Gstaad (Berner Oberland) ein Ferienheim. Dasselbe ist für jedermann offen, besonders aber ist es für jüngere Menschen (nicht unter 17 Jahren) gedacht, die in gesunder Umgebung bei freier ungezwungener Geselligkeit ein paar Wochen verbringen möchten. Für geistig Suchende werden im Heim folgende Kurse durchgeführt:

8.—21. Juli: Dr. Fritz Kauffungen, St. Gallen: Was uns die modernen Naturwissenschaften über die Beziehung der drei Reiche (Mineral-, Pflanzen-, Tierreich) zu sagen haben.

Liz. jur. Hans Berlepsch-Valendas, Leiter der Neuwerkgemeinde Bern: Umschichtungen in der Europäischen Gesellschaft während der letzten 150 Jahre und deren wichtigste Aeusserungen in der Gegenwart.

22.—28. Juli: Mensch und Heimat. Vorträge und Exkursionen in die Umgegend von Gstaad und Einführung in das Verständnis soziologischer Grundtatsachen. Durchgeführt wesentlich von Lehrkräften der Gegend, u. a. Pfarrer O. Lauterburg von Saanen. Verbunden mit Aussprachen über Lebensfragen.

29. Juli bis 11. August: Herr S. Feiwel, Leiter der Gruppe für philosophische Arbeit der Neuwerkgemeinde Bern: Das Problem der Persönlichkeit.

Hans Berlepsch-Valendas: Persönlichkeit und Gemeinschaft im Spiegel moderner Dichtung.

12.—18. August: Pädagogische Woche. Unter Mithilfe von Dr. Hans Hegg, psychologischem Berater am Schularztamt Bern und eines weiteren Mitarbeiterkreises.

Die Kurse werden in der Form der Arbeitsgemeinschaft durchgeführt. Höhere Vorbildung wird nicht vorausgesetzt, lediglich ein offener Sinn und grundsätzliche Bereitwilligkeit aus eigener Erfahrung und eigenem Fragen heraus zu ihrer lebendigen Gestaltung beizutragen. Nicht Stoff wollen sie vermitteln, sondern den Blick erweitern, das Suchen vertiefen, den Willen vereinheitlichen. Ihre Durchführung wird so erfolgen, dass auch alles andere, was man von Ferien erwartet,

wie freie Geselligkeit, Spiel, Sport, Tanz, Kunst und Musik unbeschadet des Ernstes, den man von den Teilnehmern erwarten darf, zu seinem Recht kommt.

Das Kursgeld für den 14tägigen Kurs beträgt 60 Fr., für den 8tägigen Kurs 30 Fr. (Kurs, Quartier im Massenlager und Verpflegung). Das Verpflegungsgeld für Nichtkursteilnehmer beträgt 4 Fr. pro Tag. Eine Reisekasse, zu der Beiträge jederzeit willkommen sind, in besondern Fällen Aufenthaltsermässigung und womöglich Freiplätze, wollen auch entfernt Wohnenden den Besuch ermöglichen.

Wer sich für das Ferienheim bezw. für die Kurse interessiert, erhält alle nähere Auskunft durch die Geschäftsleitung der Neuwerkgemeinde Bern. Nur regelrecht Angemeldete können Berücksichtigung finden. Angestellte, Arbeiter, Ladendentöchter, die zum Zweck des Kursbesuches Ferien wünschen, können jederzeit einen Ausweis erhalten. Alle Anfragen sind zu richten unter Postfach Transit 48, Bern.

Ferienkurs für Fraueninteressen. Der fünfte Ferienkurs für Fraueninteressen, veranstaltet vom Schweizerischen Frauenstimmrechtsverband, findet statt vom 16. bis 21. Juli in S a l v a n (Wallis), Linie Martigny-Finhaut. Die bisherigen Kurse (in Château d'Oeux, Aeschi, Luzern und Heiden) haben in den schweizerischen Frauenkreisen so lebhaften Anklange gefunden und sich so reger Teilnahme erfreut, dass die Nützlichkeit und Wünschbarkeit einer F o r t s e t z u n g dieser Veranstaltung klar erwiesen ist. — Die Wahl von S a l v a n als Kursort wird besonders für diejenigen Deutschschweizerinnen von Wert sein, die die Gelegenheit benutzen wollen, das Wallis kennen zu lernen und ihre Kenntnisse der französischen Sprache in anregender Gesellschaft und gegenseitiger Aussprache aufzufrischen. — Der diesjährige Ferienkurs wird wiederum das Gefühl der Zusammengehörigkeit innerhalb der schweizerischen Frauenwelt beleben und Gelegenheit schaffen zum gegenseitigen Sichkennen-lernen und zum Knüpfen von wertvollen Bekanntschaften von West nach Ost unseres Landes.

Die Leitung der französischen Uebungen besorgt wie bisher Fräulein Gourd. Die Leitung des deutschen Teiles: Frl. Dr. Grütter, Bern.

Für Auskunft jeder Art und Programme wende man sich an Fräulein M a r t h a W y t t e n b a c h, Schwarztorstrasse 9, B e r n.

Freies Ferien- und Volksschulheim Misdroy (Ostsee) Bergstr. 7, ladet Freunde aller Nationen, Berufe, Lebensalter und Religionsbekenntnisse ein, ihre Ferien- und Freizeit bei uns an der herrlichen Ostsee zu verleben. Einfaches, natürliches Beisammensein, Vorträge und Ansprachen wollen mithelfen, dass die Gegensätze zwischen Klassen, Rassen und Völkern überbrückt werden. In der nächsten Zeit finden folgende Kurse statt:

5.—12. Mai: Jugendführerwoche.
14.—26. Mai: Religiöse Woche.
27. Mai bis 1. Juni: Ferienzeit mit Einzelvorträgen.
2.—9. Juni: Indische Woche (Tagore, Gandhi).
10.—16. Juni: Englische Woche: (Ruskin, Carlyle).
17.—23. Juni: Deutsche Woche (Goethes «Faust»).

Anfragen und Anmeldungen (Rückporto erbeten) an: G o t t h a r d E b e r l e i n, M i s d r o y, B e r g s t r a s s e 7.

Martin Bubers Besuch in der Schweiz ist uns ein geistiges Ereignis gewesen, das namentlich in Zürich tiefgehend gewirkt hat. Es ist ein Trost, und eine Stärkung in diesen Tagen der Auflösung und der neuen «Herren der Erde», dass auch solche geistesgrossen Träger und Verkündiger des Glaubens an das kommende Reich Gottes aufstehen. Wenn

ein solcher von Israel her uns die Hand reicht, so ist es eine besondere Verheissung. Und wenn er mitten aus der modernen Kultur, an der er mitarbeitet, aufsteht, so ist es ein Stück Wunder.

An unserer Volkshausversammlung, wo er über die Zukunft des Sozialismus redete, kam es statt zu einer gewissen Verständigung nur zu einem stärkeren Missverstehen zwischen uns und den mehr vom Politischen und Wirtschaftlichen her kommenden Sozialisten. Es scheint, dass Buber mit diesen wenig direkte Berührung hat und ihre Sprache noch fast weniger versteht als sie die seinige. Weil auch wir andern an jenem Abend die Verständigung herzustellen nicht Gelegenheit hatten oder auch nicht Geistesgegenwart genug dafür, so soll die Aussprache am 3. Juli nächsthin fortgesetzt werden und zwar so, dass der Hauptopponent des ersten Abends, Herr Oberrichter Otto Lang, das einleitende Votum hat. Der Abend kann wertvoll und interessant werden. Möge ein guter Stern über ihm walten. L. R.

Literarische Geburtshilfe. Die Verlagsbuchhandlung Ernst Bircher, Bubenbergplatz, Bern, schreibt uns:

«Der auch als Schriftsteller bekannte Kunstmaler U. W. Züricher (Verfasser der «Wandersprüche», Herausgeber der Familienbriefe Karl Stauffers und der nachgelassenen «Splitter» Rudolf Willys) hat seine Gedichte, die im Laufe seines Lebens entstanden sind, gesammelt und gesichtet und möchte sie nun unter dem Titel «Wegspuren» der Oeffentlichkeit übergeben. So sehr der Verlag ihm entgegenkommen möchte, ist es doch in der gegenwärtigen Zeit für uns unmöglich, das Risiko allein zu übernehmen. So sehen wir uns genötigt, den heute oft betretenen Weg der Subskription zu wählen. Die Gedichte erstrecken sich über einen Zeitraum von mehreren Jahrzehnten. Sie sind das Spiegelbild einer geistigen Entwicklung und halten naturgemäss die Stunden starker Erschütterungen fest, wie sie das Suchen nach Wahrheit und Schönheit, das Erleben von Liebe und Freundschaft, Trennung und Tod, von Einsamkeit und Gemeinschaft, von Natur und Kunst mit sich bringen.

Wir werden den Band im Laufe dieses Jahres drucken, falls sich genügend Subskribenten melden. Er wird ungefähr auf Fr. 4.— zu stehen kommen.»

Wir möchten diese Bitte des Verlags Bircher warm unterstützen. Es wäre schlimm, wenn die Stimme der Musen ob dem Rascheln des Papiergeldes, dem Lärm der Demagogen, dem Knallen der Champagnerpfropfen und dem Klagen und Schimpfen der Völker und Einzelnen gar nicht mehr gehört werden könnte. Ob unsere Verleger nicht etwas mehr Wagemut zeigen dürften, bleibe ununtersucht, sicher ist, dass unser Freund und Gegner Züricher auch als Dichter etwas zu zu sagen hat, was gehört zu werden verdient. L. R.

Von Büchern

Ein totgeschlagenes Buch — soll es tot bleiben?

Darf man, ohne dass sofort von allen Seiten gemurrt wird, von einem eigenen Buche etwas sagen? Vielleicht darf man es unter bestimmten Umständen doch. Ich denke aber nicht etwa an meine neuen Bücher, von denen, obschon sie vor mehr als einem Jahre erschienen sind, noch kein einziges im Text der Neuen Wege eine Besprechung oder auch nur Anzeige

gefunden hat, sondern an ein älteres, das ebenfalls in den Neuen Wegen (ich meine im Text) nie besprochen worden ist, meine Neue Schweiz.[1]) Von diesem Buch möchte ich mir erlauben, ein Wort zu sagen.

Warum komme ich gerade jetzt darauf? Darum, weil meine Gedanken, wie gewiss diejenigen Vieler von uns, in der letzten Zeit sich wieder besonders oft mit der Lage und Zukunft der Schweiz befasst haben und zwar besonders mit dem sittlichen Zustand unseres Volkes und der Perspektiven, die er eröffnet. Dabei bin ich wieder auf mein Buch gestossen, das ich selbst halb vergessen hatte. Ein Autor, der noch neue Bücher schreibt, vergisst die alten wohl leichter und völliger als seine Leser; nichts macht so vergesslich wie das Schaffen. Aber nun, da ich mir wieder neu die tragische Frage vorlegte, ob es für die Schweiz noch eine Zukunft gebe und auf welchen Wegen, ist mein Buch wieder vor mir aufgestiegen. Es ist ja aus einer ähnlichen Lage und Frage entstanden. Damals stand freilich die politische und soziale Gefahr noch mehr im Vordergrund, während es jetzt mehr die moralische ist, die uns bewegt. Damals umdrohten uns der Weltkrieg und der soziale Bürgerkrieg, jetzt die sittliche Versumpfung. Damals fragten wir uns, ob wohl die politische und wirtschaftliche Konstellation der heutigen Welt der Schweiz noch eine Zukunft erlaube; heute müssen wir uns fragen, ob unser Volk noch die sittliche Kraft habe oder aufbringen werde, um die Aufgaben, die ihm gestellt sind, zu lösen und das neue Existenzrecht, das ihm so unverdienter Weise angeboten worden ist und zum Teil immer noch angeboten wird, sich durch die entsprechende Tat anzueignen. Aber diese moralische Frage stand doch schon zu der Zeit, als mein Buch entstand, im Mittelpunkt. Das politische und soziale Problem war schon damals auch ein sittliches, ja religiöses. Es hat eine kleine Verschiebung des Bildes stattgefunden, aber die wesentlichen Züge sind sich gleichgeblieben.

Darum meine ich, das Buch sei noch keineswegs veraltet. Ich glaube, dass das nicht Eitelkeit sei und fordere einen Zweifler auf, es zur Hand zu nehmen und die Probe zu machen. Er lese z. B. das Kapitel «Der neue Puritanismus» und denke dabei an den 3. Juni! Gewiss würde ich heute das Buch wieder anders schreiben und zwar nicht nur in Bezug auf die literarische Form, die ich von Anfang an urwüchsiger, volkstümlicher und dazu gedrängter gewünscht hätte (ich habe eben nie Zeit gehabt, mir mit der Form meiner Bücher, Schriften und Aufsätze viel Mühe zu geben), sondern auch in Bezug auf die Verteilung der Akzente. Aber das heutige Bild wird sich auch wieder ändern und vielleicht stellt das Buch doch gerade in seiner jetzigen Gestalt etwas wie den Typus des schweizerischen Problems dar.

Nun hat das Buch ja seinerzeit einen unerwartet grossen äusseren Erfolg gehabt. Eine Zeitlang folgte eine Auflage der andern und es erhob

[1]) Die Neue Schweiz. Ein Programm für Schweizer und solche, die es werden wollen. 4. Aufl. W. Trösch, Olten. Geheftet 5 Fr. Geb. 7.50.

sich viel Kampf darum herum. Dann gab es fast plötzlich einen Stillstand. Daran mag allerlei schuld gewesen sein; es mag die grosse Ermüdung mitgewirkt haben, die Reaktion, der nervöse Wechsel der geistigen Mode. Aber ganz sicher ist ein Umstand vor allem auch im Spiel gewesen: das Kesseltreiben der Presse gegen mich, das in den Jahren seit dem Erscheinen der Neuen Schweiz im Grossen und Ganzen nur immer schlimmer geworden ist. Das Buch ist, wie sein Autor, wirklich totgeschlagen worden, soweit das irgend möglich war. Man hat beide so schlecht gemacht, dass der Durchschnittschweizer gewiss kaum den Mut mehr hat, es bei einem Buchhändler zu bestellen oder es in seiner Bibliothek zu halten. Besonders hat das stärkere Einsetzen der sozialen Kämpfe, in denen man mir eine Rolle anverleumdete, die ungefähr das Gegenteil der von mir wirklich gespielten war, mich in vielen Kreisen um den Kredit gebracht, den ich vorher dort genoss. Während ich dort als eine Art bolschewistischer Oberwühler galt (und zum Teil noch gelte), hat mein Kampf gegen den Bolschewismus und alles, was damit zusammenhing, mich der sozialistischen Welt entfremdet. Hier hat ein Buch von nationalem Charakter natürlich von vornherein nicht recht Eingang finden können, obschon darin weder der Sozialismus noch der Internationalismus verleugnet ist. Vollends bin ich unserer ganzen grossen Germanophilie ein Greuel. Und in diesem Fall mit Recht. Denn gegen die Macht dieses schweizerischen Alldeutschtums (nicht etwa Deutschtums!) ist das Buch zu einem Teil ausdrücklich gerichtet. In der katholischen Schweiz kommt unsereins ohnehin nicht leicht zu Lesern und in der welschen hat nach dem Herbst 1918, wo man mir eine ganz falsche Rolle in den sozialen Wirren zuschrieb, meine Beliebtheit rasch abgenommen.

So ist das Buch lahmgelegt worden. Ich spüre kaum, dass es noch lebt. Und doch meine ich, es dürfte und sollte leben und es hätte seine fortdauernde Mission. Noch einmal bitte ich, man mache die Probe, und nenne diesmal als Beispiel das Kapitel «Die neue Demokratie». Ich frage den, der dies liest: Ist das etwa veraltet? Ist das nicht so aktuell als je? Da nun aber das Buch totgeschlagen worden ist, bedarf es einer Auferstehung. Es muss da und dort daran erinnert werden. Solche, die mit mir der Meinung sind, dass es leben sollte, müssen sich seiner annehmen. Sollte es sich z. B. nicht sehr wohl als Grundlage zu einer Reihe von Besprechungen eignen? Man brauchte dabei ja keineswegs immer seiner Ansicht zu sein. Es ist vielleicht nur nötig, den Bann des Schweigens einmal zu brechen, um dem Buche wieder das Recht zu verschaffen, das es nach meinem Glauben besitzt.

Und nun frage ich: ist es falsch, dass ich auf diese Weise mein eigenes Kind empfehle? Ich glaube, es gerade darum tun zu dürfen, weil es mir inzwischen doch recht «objektiv» geworden ist. Und ich tue es wahrhaftig nicht aus Gründen des literarischen Renommees. Es ist mir um die Schweiz und die schweizerische Zukunft zu tun. Ich bin mir bewusst,

in diesem Buche ein Wort für unser Volk gesagt zu haben, das mir Gott gegeben hat — als Lohn langen, schweren und treuen Ringens — und das in unserem Volk ein Werk des Segens tun könnte, und meine, es sollte der Macht der Lüge und des Hasses nicht gelingen, es einfach zu ersticken. Freilich könnte ich es ja auch ganz Gott überlassen, ihm Wirkung zu verschaffen, so wie er es für recht hält, und das ist selbstverständlich auch meine letzte Instanz. Aber da Gott doch auch durch Menschen wirkt, so kann er sich vielleicht auch meines eigenen Antriebs bedienen, einmal ein Wort für dieses mein Buch zu sagen, das ich wie nur je eins mit meinem Herzblut geschrieben habe. L. Ragaz

Lebende Worte

1. Vom neuen Pfingstgeist.

(Aus einer Pfingstpredigt von Albert Bitzius vom Jahre 1871.)

Meine Ueberzeugung ist es, dass der Heilige Geist, wie man ihn gewöhnlich lehrt, unserem Volk etwas durchaus Fremdes, seinem Verständnis und deshalb auch seinem Gemüt Unnahbares ist. Was es unter dem Namen des Heiligen Geistes kennt, damit weiss es nichts anzufangen, und was wirklich vom heiligen Geist in ihm lebt, dem gibt es nicht diesen Namen. Allein die Zeit dieses traurigen Unverständnisses und daherigen Mangels an heiligem Geist naht ihrem Ende. Das Zeitalter, das schon von den ersten Kirchenvätern einzelne ahnend herbeigesehnt, kommt näher und immer näher; das Zeitalter des heiligen Geistes ward es von ihnen genannt. Längst schon hat man in gewissen Kreisen um eine neue Ausgiessung des heiligen Geistes gebetet und solche in nächster Nähe erwartet. Dieselbe wird sich zwar nicht in der äusserlichen und sinnlichen Weise machen, wie man sie erwartet, aber das ist gewiss, dass Gott soeben im Schosse der Christenheit eine Bewegung vorbereitet, welche an Allgemeinheit und Mächtigkeit wenig oder gar nicht hinter der Reformation zurücksteht und ganz neue Ströme von Licht, religiösem Feuer und christlichem Leben um sich verbreiten wird. Es hebt der heilige Geist seine Schwingen zu einem neuen Fluge und sein wird mehr werden auf Erden als bisher.

* * *

Die Kirche hat von früh an ein böses Gewissen gehabt, und das kündete sich je und je darin, dass sie sich vor dem Geiste fürchtete und so selten ihm vertraute. Misstrauisch mit zum Schlage aufgeho-

benem Arm stund sie da, so oft bei einzelnen oder ganzen Gemeinschaften ein neues, nicht aus ihr geschöpftes, ureigenes Geistesleben sich kündete, und wo sie sich nicht stark genug fühlte, um es zu unterdrücken, da klammerte sie sich ängstlich an den Arm der weltlichen Macht und rief diese zu Hilfe. Vermochte auch diese nichts, so erbebte sie in ihren Grundfesten, jammerte über hereinbrechendes Verderben, weissagte den Weltuntergang, konnte nicht glauben, dass das der Geist Christi sei und dass er zu neuen grösseren Offenbarungen hervorbreche.

* * *

Glaubt ihr im Ernst, es werde noch lange im alten Geleise, vielleicht für immer, fortgehen? Seid sicher, der Geist Christi duldet diesen Widerspruch, in dem seine Kirche zu ihm steht, nur kurze Zeit noch. Das Feuer, das oft und so lange bloss unter der Asche geglüht, lodert neu empor und mächtiger denn je. — Schmach über alle, welche so selbstzufrieden durch das Leben gehen, zufrieden mit sich selbst, mit Welt und Kirche, die in ihrer Seele kein Bild der Vollkommenheit tragen, kein Bild einer besseren Welt, eines Gottesreiches hier auf Erden, keinen Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, nicht das unstillbare Verlangen, doch an ihrem Teile, in engerm oder weiterm Kreise mitzuwirken, dass des Bösen auf Erden weniger, und des Segens mehr werde.

Und es muss der Geist Christi, der uns noch immer beherrschenden traurigen Menschenfurcht ein gründliches Ende machen. Wir sind Christen, aber wir sind keine ganzen Christen, wir glauben, und es ist unser Wille, gut zu handeln und gut zu sein, aber wir dürfen es nicht offen bekennen, nicht rücksichtslos durchhauen, nicht mit entschiedenem Beispiel voran, nicht durch Wort und Tat den uns beseelenden Geist Christi durchleuchten lassen, nicht ganz so handeln, wie wir denken. Es liegt wie ein Bann auf unserem Volk: Wir haben Christen, aber so furchtsame, so wenige, die ernst machen mit dem Geiste Christi.

2. Auch das Gute kommt, nicht nur das Böse.

...Darin begeht unsere Zeit einen grossen Fehler, dass sie um des willen, dass alles sich so verderbt und in den offenen Abgrund sich zu stürzen scheint, von Gott annehmen kann, er habe seine ursprünglichen Heilsgedanken über alle Völker aufgegeben und werde nun nur

noch Gerichte kommen lassen und dann ohne weiteres das Weltdrama damit abschliessen, dass er das Meiste in die höllische Verdammnis fallen lasse ... Gerichte werden wohl nicht ausbleiben, und sie werden auch einen zerstörenden Charakter haben wie noch keine seit der grossen Sündflut. Aber wie diese vorausgesagten Gerichte kommen, so muss auch das vorausgesagte Gute kommen, und zwar ungeschmälert, wie es Gott über alle Welt geredet hat ... Ist Gott treu und wahrhaftig im Halten seiner Drohungen, so ist er auch treu und wahrhaftig im Halten seiner Verheissungen.

J. Christoph Blumhardt, Vater

Briefkasten

An mehrere. Die Z i v i l d i e n s t - S a c h e soll so bald als möglich in den Neuen Wegen wieder drankommen. Eine vorläufige Schlussabrechnung nach rechts und links hin wird notwendig sein. Eine nach links hin ist längst gesetzt, hat aber immer wieder zurückgestellt werden müssen. Inzwischen ist der Bundesversammlung die Petition überreicht worden. Sie hat zirka 40,000 Unterschriften bekommen, darunter ein Viertel Frauen, in der deutschen Schweiz allein 1400 Lehrer und Lehrerinnen und etwa 800 Angehörige akademischer Berufe. Dazu haben wir eine ausführliche Erläuterung und Begründung der Petition gefügt, die später als Flugschrift herauskommen soll.

Wir hoffen, dass die Initiative in der nächsten Session der Bundesversammlung zur Sprache komme. Ueber das weitere Vorgehen haben wir letzthin im Kreise der Gesinnungsgenossen beraten und wir werden darüber soweit als möglich Bericht erstatten.

An **E. G.** Es handelt sich um eine jener gemeinen Verleumdungskampagnen, zu denen eine moralisch auf den Hund gekommene Presse, gelegentlich in Verbindung mit offiziellen Helfershelfern, greift, wo sie nicht weiss, wie sie sonst einen politischen Gegner meucheln könnte. Non parliamo di loro, ma guarda e passa.

An unsere Leser und Freunde

Die Neuen Wege treten mit dem nächsten Hefte in das zweite Semester dieses Jahrgangs ein. Bei diesem Anlass möchten wir die Bitte an unsere Leser und Freunde erneuern, sich der Verbreitung unserer Zeitschrift auf jede Weise anzunehmen. Wir gelangen nicht mit ungestümem Drängen an sie, aber wir haben ihre Unterstützung deswegen nicht weniger nötig. Es ist ganz selbstverständlich, dass unter

der Ungunst dieser Zeiten eine Zeitschrift wie die Neuen Wege einen schweren Kampf führt. Die Neuen Wege lebten von Anfang an von der Freiwilligkeit. Ohne die völlig unbezahlte, zum Teil mit bedeutenden Geldopfern verbundene Arbeit der Redaktoren, eine meistens ebenfalls ohne Honorar geleistete der Mitarbeiter und anderer Treue der Freunde hätten sie nicht bestehen können. Wir dürfen darum unser Werk als ein in jeder Beziehung gemeinschaftliches ansprechen und es den Freunden als ihre eigene Sache ans Herz legen.

Es sind ja inzwischen allerlei Organe entstanden, die uns einen Teil unserer Aufgaben, aber auch Leser, Interesse, Mitarbeit und Mittel abnehmen. Wir begrüssen und unterstützen sie, soweit wir in ihnen ein selbständiges Recht und einen lautern Willen erkennen können, aber einen Ersatz für die Neuen Wege haben wir bisher in keinem erblicken können, glauben vielmehr, dass eine Konzentration der Kräfte unserer ganzen Bewegung auf den Mittelpunkt und Ausgangspunkt eine von innen und aussen her gebotene Notwendigkeit sei.

Wir haben im letzten Halbjahr versucht, unser Programm, im Anschluss an die Zeitbewegung und die Zeitereignisse, weiterzuführen und hoffen, im zweiten ein gutes Stück vorwärts zu kommen. Es öffnet sich viel neues Land; wir müssen bloss um Geduld bitten. Das Vordringen auf neuen Wegen ist schwerer, als viele wohl ahnen.

Es sind trotz allen Dunkelheiten der Zeit gute Aussichten, dass wir bald wieder ins Freie, zu neuer Kraft und Jugend gelangen. Helft uns noch ein Stück weit mit aller Kraft und Treue in unserm Kampf.

Die Redaktion

Redaktionelles

Da wir vielleicht das Juli- und das Augustheft zusammenziehen werden, so bitten wir die Leser um Geduld, falls das nächste Heft allfällig Ende Juli noch nicht in ihrer Hand sein sollte.

Die Aufsatzreihe von Ewald soll im nächsten Heft fortgeführt werden.

Da dieses Heft bedeutend umfangreicher ist, als unsere Normen es erlauben, werden wir ein andermal abziehen. Wir wollen nirgends die Schablone!

Gebt die Hefte der Neuen Wege zum Lesen weiter und werbet neue Leser.

Die Schmach Christi

Text: Durch den Glauben wollte Moses, da er gross ward, nicht mehr ein Sohn heissen der Tochter Pharaos und erwählte viel lieber, mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben und achtete die Schmach Christi für grössern Reichtum denn die Schätze Aegyptens; denn er sah an die Belohnung. Hebr. 11, 24—26.

Liebe Zuhörer!

Auf die Schätze Aegyptens ist man bei uns in den letzten Wochen neuerdings aufmerksam geworden durch die Entdeckung neuer Pharaonengräber bei Luksor. Es bestand in Aegypten die Sitte, einem verstorbenen König alle seine Schmuck- und Gebrauchsgegenstände mit ins Grab zu geben, und es sind dort Werke ägyptischer Kunstfertigkeit ans Licht gekommen, die nicht nur um ihres hohen Alters willen von ungewöhnlichem Werte sind. Es hätte aber dessen nicht bedurft, um unser Augenmerk auf die Erzeugnisse dieses merkwürdigen Volkes und Landes zu richten. Man braucht sich nur etwa den berühmten Scribe vom Louvre zu vergegenwärtigen, wie er mit unterschlagenen Beinen aufrecht dasitzt, die Papyrusrolle liegt auf den Knien, die Rechte ist bereit zum Schreiben, aufleuchtende Intelligenz und durchdringendes Verständnis liegen auf seinem hellen Gesicht. Wenn die zu den sieben Weltwundern gehörende Bibliothek von Alexandrien, von solchen «Schreibern» angelegt, gehütet und benützt worden ist, dann hat es dort so etwas wie eine Wissenschaft gegeben und man begreift die hohe Ehre, die in jenem Lande jedem Schreiber gezollt wurde. Auch darf nicht vergessen werden, was Aegypten für die Entwicklung der Religionen bedeutet. Wenn man nämlich die ägyptische Religion nicht anhand ihrer mythologischen Aussenseite, sondern ihrer innern geistigen Linie betrachtet, wie auch Katholizismus und Protestantismus anhand von Thomas und Luther und nicht von Alban Stolz und Hilty beurteilt zu werden wünschen, so kommt ein unverkennbar monotheistischer Zug zum Vorschein. Welche Reife der Gotteserkenntnis spricht aus einem Hymnus an Ra im Totenbuch, welcher lautet:

Du bist der Eine, der Gott aus den Uranfängen der Zeit,
Der Erbe der Ewigkeit, selbstgezeugt und selbstgeboren,
Du schufest die Erde, du machtest die Menschen.

Ich glaube, das Alte Testament könnte kaum würdiger von Gott reden.

Das waren, den Monotheismus eingeschlossen, die Schätze Aegyptens, welche Moses dahingab, um mit seinem Volke Ungemach zu leiden. Zwar steht es nicht ausdrücklich so im Text und es ist keineswegs ausgeschlossen, dass noch andere, menschlichere Gelüste ihn angefochten haben. Er hätte am ägyptischen Hof den Grand seigneur spielen, als Vertrauter des Fürstenhauses ähnlich einem russischen Grossfürsten das Leben eines fabelhaft reichen, vornehmen und doch gänzlich der Verantwortung enthobenen Hofmannes führen können, dessen Nimbus durch die Tatsache seiner etwas dunklen Herkunft und wunderbaren Rettung erhöht worden wäre. Der Geschichtsschreiber Josephus erzählt geradezu, der damalige Pharao habe keine männlichen Nachkommen gehabt, und darum habe ihn die Tochter des Königs im eigentlichen Wortsinne als Sohn angenommen. Er wäre damit ein Anwärter des Trones geworden und hätte Gelegenheit bekommen, der Welt zu zeigen, wie sich mit dem Glanz des Königtums ein hohes persönliches Verantwortungsgefühl des Landesherrn vereinigen lässt. Er hätte in dieser Stellung eine sittliche Mission erfüllen können; denn gewiss hätte ein Moses keinen üblen Pharao abgegeben.

Aber abgesehen davon, dass des Josephus Nachricht sonst nirgends bestätigt wird, liegt es nahe, zu vermuten, dass die eigentliche Versuchung für Moses nicht in dieser, sondern in einer andern Richtung lag. Aegypten war ein Land von hoher und alter Kultur. Er kannte sie, es heisst in der Apostelgeschichte, dass er in aller Weisheit der Aegypter erzogen worden sei. Diese Weisheit hatte er begierig eingesogen, an ihr seinen Verstand geschärft, mit ihrer Hilfe seinen Blick geweitet. Respekt vor wissenschaftlichen Leistungen verband sich mit dem Gefühl tiefer Dankbarkeit den Lehrern gegenüber, die ihn innerlich gefördert hatten. Kunst, Wissenschaft und Religion in höchster Vollendung ausgeprägt und zusammentreffend mit einem Mann von so seltenen Geistesgaben wie Moses: wie tief musste dieser Mann von ihnen ergriffen, wie völlig musste er be-

strickt werden, da diese drei Mächte nie ihre faszinierende Kraft verleugnen, wo sie in eines Menschen Herz eindringen. Das alles hat Moses dahintengelassen, um sich zu einem Volk zu gesellen, das zwar dem Blute nach sein Volk, dem Geiste nach ihm aber völlig fremd, dazu ungebildet und launisch war. Bei diesem durch lange Knechtschaft entnervten Volke sollte er die undankbare, aussichtslose Rolle des Befreiers spielen, sollte ein Leben voll äusserer Annehmlichkeit, innerer Harmonie und Grosszügigkeit fahren lassen für ein Dasein voller kleinlicher Scherereien, Risiken und Mühen. Er, der Geistesaristokrat, mag sich unter seinen steinschleppenden, keuchenden Brüdern ungefähr vorgekommen sein, wie ein im letzten Semester stehender, mit der Doktordissertation beschäftigter Student der Philosophie, der durch den Tod seines Vaters genötigt worden ist, seine Studien abzubrechen, die Hauptstadt zu verlassen, und der nun in einer übelriechenden Schulstube der Provinz schmutzigen Bauernkindern das Einmaleins beibringt.

Aber der eben gebrauchte Vergleich hinkt in seinem wichtigsten Teil, weil ja kein Schicksalsschlag und auch kein Mensch den Moses gezwungen hat, den ungünstigen Tausch einzugehen. Auch hören wir nirgends, dass er sich wie ein Dulder vorgekommen sei und seiner neuen Umgebung gelegentlich unter die Nase gerieben habe, wie hoch er über ihr stehe. Freiwillig sehen wir ihn so handeln, freiwillig und freudig sehen wir ihn eine Karriere ergreifen, in der sicher keine Lorbeeren zu ernten, aber wahrscheinlich gehörige Blamagen zu holen waren. Einer Zukunft ging er entgegen, die noch aus einem weitern Grunde völlig ungewiss war. Denn die Sache des Judentums, mit der er jetzt, die Brücken hinter sich abbrechend, sein Schicksal verknüpfte, war von Anfang an, wo sie in die Welt trat, etwas Anrüchiges und Verachtetes. Diese Sache des Judentums sagt zwar dem Verstandes- und Herzensbedürfnis aller Menschen in unvergleichlicher Weise zu, fasst das Beste und Tiefste aller Erkenntnis klar und einfach zusammen, trägt die Spuren höherer Abkunft unverkennbar an sich und wird bestätigt durch freudige Zustimmung aller Zeiten und Völker, in allen Sprachen und aus allen Religionen. Aber diese Sache ist, offenbar durch eine besondere Veranstaltung Gottes, so gefasst, dass sie niemals dem herrschenden Geschmack gefallen, eine allgemeine Weltsache werden kann. Sie hat ihre Eigentümlichkeit viel-

mehr darin, dass sie in jedem Jahrhundert, in jedem Land, ja in der Familie und in jedem Menschenherz mit dem Bestehenden in einen notwendigen Widerspruch tritt und sich selbst vernichtete, wenn sie diesen Gegensatz aufgäbe. Nichts natürlicher darum, als dass das Bestehende, die Welt, sich gegen das Göttliche, das sie nicht zu fassen vermag und von dem sie sich ihrerseits stets beunruhigt, bedroht und gestraft fühlt, zur Wehr setzt! Nichts natürlicher, als dass sie es mit Schmach und Verachtung zu treffen sucht, da sie es nicht vertilgen kann!

Diese Sache des Judentums, der sich Moses zur Verfügung stellte, kann man bezeichnen als die Botschaft von der Heiligkeit Gottes. Das kannten die andern Völker jener Zeit, kennen die Heiden aller Zeiten nicht, das ist ihnen ein überflüssiger Doppelausdruck. Die andern kannten heilige Tiere, Sachen, Handlungen, Menschen, Zeiten und damit verbunden keineswegs einwandfreie Götter, oder dann umgekehrt mit einer niederschmetternden Heiligkeit ausgestattete Gottheiten und damit verbunden keineswegs einwandfreie Menschen, Handlungen, Einrichtungen. Die Heiligkeit Gottes, diese in der Tat seltsame Wortzusammenstellung, die entweder gar keinen oder einen überaus reichen Inhalt bezeichnet, war das Kleinod, das dem israelitischen Volk übergeben wurde, und zu dem es Sorge tragen sollte. Aber darauf lässt sich schlechterdings keine Existenz gründen, das ist keine Parole, die man ausgeben, keine Sache, die man zuerst uneigennützig propagieren und nachher zum Vehikel für eigenes Fortkommen machen kann. Denn die Heiligkeit Gottes ist das, was die Welt nicht will, was sie empört und belästigt; aus ihr gehen alle Beunruhigungen, Revolutionen und Reformationen hervor und sind unverständlich und unglaublich ohne sie. Die Welt kann wohl an einen Gott glauben, der eins ist mit der Natur, oder sie kann erlauben, dass die höchsten Geistesgaben von ihren Trägern erlöst und personifiziert werden, aber an einen Gott, der die Liebe ist, der in demütiger und heiliger Liebe aus der Unendlichkeit seines Wesens, in der er alles und nichts ist, herauskommt und mit dem Endlichen in Beziehung tritt, mit dem sterblichen und vielfach belasteten Menschen sich abgibt, um ihn aus seiner Erniedrigung aufzurichten, ihn neu herzustellen und ihm seine eigene Hoheit mitzuteilen, einen solchen will die Welt nicht und fasst sie nicht. So sehr sie sich heute jedes Mal in

der Weihnachtszeit wichtig macht und ihre Freude bezeugt, im Grunde ist ihr das Weihnachtswunder, Gottes Heiligkeit unter den Menschen, nicht weniger ärgerlich als das Kreuz auf Golgatha. Das Wissen um die Heiligkeit Gottes war von Anbeginn das Unterscheidende und Auszeichnende an den Israeliten, alle übrigen Offenbarungen waren nur da um dieser einen Offenbarung willen, alle Wunder nur da um dieses einen Wunders willen, wogegen nicht anderes überhaupt ein Wunder ist; ja alle Offenbarungen und Wunder hatten ihrerseits nur insofern Sinn und Wert, als sie mit diesem einen in Verbindung gebracht werden konnten als vorbereitende und nachwirkende Bestandteile eines Ganzen. Und weil dort, wo von der Heiligkeit Gottes die Rede ist, der «Heilige Gottes», der Christus, seinen Platz einnimmt, an dem der Glaube sich entzündet und vollendet, so trug von Anfange jeder, der sich in der Welt zur Sache Gottes bekannte und die damit verbundene Schande über sich ergehen liess, die Schmach Christi, wenn er auch von Jesus keine geschichtliche Kenntnis hatte. Bei Moses und den nach ihm kommenden erleuchteten Israeliten wird es immer klarer, dass es die von ihnen gehütete Kunde von der Heiligkeit Gottes war, welche die Ursache für allen Hass und alle Verachtung der Welt bildete. Und als es ihnen nun immer weniger genügte, diese kostbare Kunde zu besitzen und sie ihr Herz mit zunehmender Leidenschaft an die Darstellung dieser Heiligkeit im Christus auf der Erde hängten, als ihr bloss geistiger Besitz mehr Körperlichkeit annahm und sich fortbildete zu der bestimmten Erwartung, diese Heiligkeit vor aller Augen einmal realisiert zu sehen, zu sehen und zu schmecken das aufgerichtete Königreich des heiligen Gottes auf Erden, da wurden sie erst recht als Träumende und Toren geschmäht und trugen die Schmach Christi in einem neuen Sinn, nämlich als die Schmach der Christus-Hoffnung, wo doch nichts zu hoffen war. Auch heute noch ist übrigens die Erwartung des Christus die Seele der Religion jedes frommen Juden, und wenn er von antisemitischer Propaganda geschädigt oder durch ein Progrom am Leben bedroht und für seine Standhaftigkeit in solchem Ungemach noch ausgelacht wird, so trägt auch er auf seine Weise die Schmach Christi, obschon er nicht weiss oder nicht glaubt, dass Jesus der Christus ist, was Moses auch nicht wusste. Er trägt sie auf Grund eines tragikomischen Missverständnisses.

Das war, meine Zuhörer, die Schmach Christi, welche Moses erwählte und die er viel lieber leiden wollte, als alle Schätze Aegyptens sein eigen zu nennen. Aber nun haben wir es hier nicht mit Moses und alten und neuen Juden, sondern mit uns Christen zu tun. Wir scheinen es mit der Schmach Christi bedeutend schwerer zu haben als Moses, weil unterdessen die Sache des Judentums trotz der angewendeten Vorsichtsmassregeln zur allgemeinen Weltsache geworden ist. In derjenigen Gestalt, nach der sie von Anfang an hinzielte, hat sie gesiegt und beherrscht die Welt. Christliches Leben und christliches Bewusstsein sind bei den ausschlaggebenden Völkern der Erde und in den massgebenden Kreisen der Gesellschaft allgemein geworden. Wenn einer nicht schon das als ein Tragen der Schmach Christi betrachten will, dass er trotz etwelcher scheeler Blicke von Kameraden am Sonntag vormittag mit dem Gesangbuch unterm Arm nach dem Gotteshaus pilgert, so ist es wirklich nicht leicht, unter gegenwärtigen Verhältnissen eine Situation herzustellen, über die mit Fug und Recht von einem Tragen der Schmach Christi geredet werden könnte. Und wenn wir so etwas in Szene setzen, ein Opfer bringen oder ein Odium auf uns nehmen wollten, käme es wahrscheinlich am Ende doch wieder so heraus, dass sich die beabsichtigte Schmach in eine Ehre, der Tadel der Welt in ein Kompliment verwandelte.

Aber trotz allem gibt es auch inmitten einer Gesellschaft, wo christliches Denken und Leben zur anerkannten, normalen und sogar staatlich geförderten Sache geworden sind, Gelegenheit, in die Nähe des Ortes zu kommen, wo von jener besondern Schmach geredet werden kann. Ein Lehrling weist unbillige Zumutungen seines Meisters, z. B., die Aufforderung, den Angeber zu machen (oder Streikbrecherdienste zu leisten), zurück, ein Beamter gefährdet seine Stellung, indem er sich seinem Vorgesetzten gegenüber die Offenheit und nicht die Vorsicht zur ersten Pflicht macht, und beide stehen vor der Welt als naive Leute da, die mit ihrer Dummheit ihr Unglück selber verschuldet haben und darum kein Mitleid verdienen. Auch ein Mann der Wissenschaft kann unversehens an Moses' Seite gerückt und zum Träger der Schmach Christi gemacht werden. Die Rücksicht auf die in Christus erschienene Wahrheit, die allerdings jeden Augenblick aus dem Hintergrund hervorkommen und alle Wissenschaft ver-

ändern oder überflüssig machen kann, verlangt zwar nicht, dass das Forschen und Erkenntnis-Bemühen als mindere Sache abgetan werde. Moses hat gewiss die Schätze Aegyptens nicht dahingegeben, weil sie für ihn gar keine Schätze waren, wie etwa ein Sektenprediger sich aller weltlichen Wissenschaft und Kultur kurzerhand schämt, weil er keine hat, sondern er hat diese Schätze gesehen, sie wahrscheinlich auch mit saurem Gehirnschweiss erworben und geliebt. Vielleicht hat er sie nach der Wendung in seinem Leben noch mehr geliebt als vorher. Denn es ist nicht gesagt, dass unter der ungewohnten Beleuchtung von der letzten Wahrheit her andere Dinge vor unsern Augen auftauchen und Wichtigkeit gewinnen als vorher, sondern die gleichen Dinge können in einem andern Sinne oder Masse wichtig werden. «Du erkennest, liebst und brauchst,» sagt Meister Eckhardt, «nicht andere Dinge in und ausser Gott, in der Ewigkeit und in der Zeit, sondern du erkennst, liebest und brauchst die gleichen Dinge anders. Liessest du die Kreaturen da, wo sie zerteilt, zersplittert, unvollendet und in Zwietracht sind, so findest du sie wieder da, wo sie geeint und vollendet sind». Demzufolge wird der Wissenschaftler alles dankbar annehmen und geniessen, was ihm seine Forschung an hellen und weiten Aussichten bietet, aber er wird immer bereit sein, sich in seinem Genuss stören, ja aus seiner ganzen Betätigung hinauswerfen zu lassen. Er wird immer mit einem halben Ohr über seine Bücher, auch die liebsten und die selbstverfassten, hinweglauschen auf einen andern, noch unbekannten Ton. Aber — ist das nicht gefährlich? Heisst das nicht den wissenschaftlichen Ernst preisgeben? Muss man nicht, wenn man einmal der hohen Wissenschaft dient, ihr ganz dienen und sich für sie ins Zeug legen? Ist in der Wissenschaft mit einem stets zur Ablenkung bereiten Intellekt und einem halben Herzen etwas auszurichten? Heisst das nicht dem Dilettantismus und der Leichtfertigkeit anheimfallen, demjenigen Fluch, den alle solide Wissenschaft ärger scheuen muss als die Pest? Es mag sein, aber warum soll der Wissenschaftler nicht auch zu seinem Teil mittragen an der Schmach Christi, die doch gewiss eine Schmach ist, wenn man bedenkt, in wie vielen Fällen es wirklich auf nichts anderes als auf diese Leichtfertigkeit hinauskommt.

Es kann einem Menschen noch in einem andern Sinne zugemutet

werden, die Schmach Christi zu tragen, es kann eine noch schwerere Forderung an ihn herantreten als die, sein äusserlich gesichertes Leben oder seine geliebte wissenschaftliche Betätigung aufzugeben ... Wir haben alle seinerzeit gewisse geistige Güter von unsern Eltern übernommen: Lebensregeln, moralische Grundsätze, Gedanken über die unsichtbare Welt, religiöse Ueberzeugungen. Wir haben durch diese geistigen Güter einen Halt, eine feste Richtung für unser Leben bekommen, das ist unsere auf bestimmten Grundsätzen ruhende Lebensführung. Aber nun machen wir die Erfahrung, dass uns hie und da auch diese, dieses Sicherste vom Sichern, unsicher wird, dass auch unsere besten Grundsätze ins Wanken kommen. Immer gerade dann, wenn wir glaubten, einen Punkt erreicht, eine Eigenschaft erworben zu haben und auf sie uns zurückziehen wollten wie in ein Schneckenhaus, oder wenn wir uns eine bestimmte Ueberzeugung erkämpft, z. B. einen kräftigen christlichen Glauben erworben und daraus eine Festung gemacht hatten, in der man sich vor allen verwirrenden Einflüssen geborgen weiss, tauchte in uns die Ahnung von der Ungewissheit auch des Besten und Tiefsten in uns auf. Immer gerade dann, wenn wir glaubten, am Ende zu sein und es zu haben, fühlten wir, dass wir es nicht haben. Nach dem Neuen Testament kann übrigens nur der ein Gottsucher genannt werden, der gerade auf diese Weise sich der Unsicherheit auch des besten inneren Gutes bewusst bleibt. Ein Christ muss mitten in seinen festesten moralischen Grundsätzen bereit sein, sich aus ihnen vertreiben, aus seiner ihm zusagenden Art von Christlichkeit verdrängen zu lassen. Leben aus Gott fängt erst da an, wo einer bereit ist, sogar seine ganze Frömmigkeit dem schneidenden Zugwind auszusetzen, der von der letzten Wahrheit unablässig zu uns herweht und sich nur auf das zu stützen, was im Ungewissen und im Zukünftigen liegt. «Es ist aber der Glaube an eine gewisse Zuversicht des, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht». Die Unsicherheit seines Gegenstandes ist nicht der schwache Punkt am Glauben, sondern gerade seine Stärke. Es wäre ja weit bequemer, wenn wir mit unserm Glauben nicht da hindurch müssten, wenn wir einen direkten Weg zu Gott hätten, ihn mit unsern Gefühlen erreichten, mit unsern Gedanken herbeizwingen könnten. Es mag uns oft schwer aufs Herz fallen, dass wir in Christus nur eines unsichtbaren Gottes gewiss werden.

Dass alle Gotteserkenntnis im Anfang hübsch bescheiden sein und sich mit einem verborgenen Gott begnügen muss, das versteht sich von selbst, aber es will uns oft nur schwer eingehen, dass wir hier immer in den Anfängen stecken bleiben sollen, ja dass auf der höchsten Stufe der Erkenntnis das Gefühl der Distanz zwischen dem Menschen als dem erkennenden und Gott als dem erkannten Geiste nur umso stärker wird. Wie schön wäre es, wenn wir uns Goethes Wort aneignen könnten: Im Grenzenlosen sich zu finden, wird gern der Einzelne verschwinden. Aber einer solchen abenteuerlichen Mystik gegenüber gilt, dass, wenn ein Einzelner wirklich einmal im Absoluten verschwände, er nicht mehr zum Vorschein käme und er offenbar nicht ganz verschwunden war, wenn er sich wieder fand. Wir gestehen es beschämt, dass uns Gott ein unsichtbarer Gott ist und wenn wir religiös reden, haben wir keine andere Wahl, als diese schmähliche Armut in die Welt hinauszurufen.

Aber warum sollten wir es nicht tun? Wenn wir schwiegen, würden die Steine schreien. Oder wollen wir es den Juden oder den Weltkindern überlassen, die Schmach Christi zu tragen? Bei dem französischen Maler Vincent van Gogh bildete die religiöse Kunst den tragischen Mittelpunkt seiner Existenz. Zeitlebens kämpfte in ihm der Mönch mit dem Künstler. Anfangs wollte er sich einem Leben der Aufopferung im Dienste des christlichen Glaubens weihen, er war Mennonitenprediger und nur langsam fand er den Weg auf das Feld, das für ihn bestimmt war und wo er trotz seiner Hingabe an die Sinnlichkeit nie die Beunruhigung vom Geiste her los wurde. Er bezeugte als Künstler: Ich bin eine Art Gläubiger in meinem Unglauben. Die Kunst war nun das Ventil, durch welches seine innere Ergriffenheit sich Luft verschaffte. Er klammerte sich mit ganzer Seele an die Natur, die er wie die andern wiederzugeben glaubte, während er bereits seine tiefe Erregtheit in sie hineinlegte. Jede Form, jeder Farbenton wurde ihm zur Gebärde seiner nach Gott schreienden Seele. Nichts rührender, kein ergreifenderes Zeichen der tiefen Gewissenhaftigkeit dieses Mannes als die Tatsache, dass er sich grösstenteils auf die Landschaftsmalerei beschränkte, Gott nur in der Natur zu suchen und zu loben wagte. Der einstige Prediger, dessen Gedanken so oft um die Gestalt des Heilandes gekreist hatten, hat wohl einige wenige religiöse Bilder geschaffen, aber sich niemals

unterfangen, das Bild Christi zu malen. Wie zwerghaft nimmt sich daneben die ahnungslose Verwegenheit des Christusmalers Burnand aus! Er fühlte, dass die Zeit noch nicht gekommen sei, den Christus neu einzusetzen oder zu enttronen. In spätern Jahren äusserte er in einem Brief: «Hätte ich die Kraft gehabt, fortzufahren, so hätte ich Bilder von heiligen Männern und Frauen nach der Natur gemalt (nach welcher Natur?), die das Gesicht unseres Jahrhunderts trugen, das waren Bürger von heute und trotzdem hatten sie Beziehungen zu den ersten Christen. Die Erregung, die mir das verursachte, ist indessen zu stark gewesen, als dass ich dabei bleiben konnte, aber ich will nicht sagen, dass ich nicht später einmal, viel später, zu der Aufgabe zurückkehre.» Später einmal, viel später, sagte er. Unterdessen beschäftigte er sich mit anderem. Er, der Lust, Fähigkeiten und Befugnis zu grossen religiösen Kompositionen gehabt hätte, malte — provenzalische Kornfelder.

Doch kehren wir zu Moses zurück. Wer die menschliche Natur kennt, dem muss das imponieren, was er tat. Er hat um der Sache des Judentums willen die sichern Schätze Aegyptens ausgeschlagen. Er hat es getan zu einer Zeit, wo für das spätere Gelingen dieser Sache noch keinerlei Anzeichen vorlagen, wo es von all den Hülfen, Gerichten und Gnadenbezeugungen, mit denen Gott in der Folgzeit seine Sache ausstattete, noch fast nichts gab. Auf die religiöse Erfahrung des Menschengeschlechts, die uns etwa als Fundament für unsern Glauben angepriesen wird, konnte sich Moses nicht stützen, als er sich aufmachte, an seinen Gott zu glauben. Weil nun sein Glaube ein gar so merkwürdiges Ding ist und zu befürchten steht, wir könnten ihn für unwahrscheinlich halten, wird er am Schluss des Textes noch mit ein paar Worten verständlich gemacht, die aber leider zugleich seiner Tat auch den Schimmer des Heldenhaften abwischen. Es heisst zuletzt: «Er sahe an die Belohnung.» Wir horchen auf: Aha, Belohnung! Es wollte uns doch bedünken, so etwas müsste auch mitgespielt haben! In diesem Fall ist es uns sicher nicht mehr so unbegreiflich!

Immerhin eine sonderbare Belohnung, die zwei Zeilen vorher als unendliches zeitliches Ungemach und das Tragen einer welthistorischen Schande bezeichnet worden ist. Dass hier von der Belohnung die Rede ist, kann nicht den Sinn haben, dass Moses auf einen ev.

zeitlichen oder andern Gewinn spekuliert hätte; wir hörten ja auch, dass er es «durch den Glauben» getan habe. Er tat es durch den gleichen Glauben, durch den nach dem Hebräer Brief Abel Gott ein besseres Opfer darbrachte als sein Bruder Kain, durch den Henoch von der Erde hinweggenommen wurde, dass er den Tod nicht sähe, durch den Abraham auszog aus dem Lande seiner Väter und ein Fremdling hiess in Kanaan, durch den der gleiche Abraham seinen lieben Knaben Isaak zu opfern bereit war, durch den Joseph sterbend geredet hatte vom Auszug der Kinder Israels aus Aegypten und hatte Befehl gegeben wegen seiner Gebeine, und durch den er selbst, Moses, nach seiner Geburt von seiner Mutter versteckt und so am Leben geblieben war. Zu diesem Glauben gehört nebstdem, dass Gott ist und heilig ist auch das, dass er ein Belohner ist derer, die ihn suchen. In diesem Glauben konnte Moses seine Seele wappnen gegen die zu erwartenden Leiden, konnte das Unsichtbare-Sichtbare, gegen die zu erwartenden Leiden, konnte das unsichtbare Sichtbare, das Gott ihm verheissen und zum Lohn bereitet hatte, hochschätzen über alles, was die Welt ihm bot, und die *fröhliche* Schmach auf sich nehmen, die ihm aufgetragen war. Er konnte es, er konnte es können, er wusste ja, was er tat. Und wenn wir ihn, falls er unter uns wäre, darauf aufmerksam machten, dass in diesem Falle seine Tat gar keine so grosse Heldentat gewesen sei, würde er sich zur Verwunderung etlicher Christen und unter dem Beifall aller an der Weisheit Brüsten genährten Männer einverstanden erklären. Denn diese Letzteren wussten es zu allen Zeiten, dass der Glaube keine Heldentat, sondern eine Himmelsgabe ist. Ernst Hubacher

Replik an Herrn U. W. Züricher
oder:
Von Glauben, Sein und Tun[1]
(Schluss)

Ich will es so versuchen, dass ich wieder an unsern Ausgangspunkt denke. Wir wollen ja nicht abstrakte, sog. akademische Fragen mit einander verhandeln. Unser Problem ist, wie sich unser gegenseitiges Glauben, das heisst, unsere Stellung zu den letzten Dingen, zu unserem praktischen Streben verhalte. Fassen wir denn zunächst bei

[1]) Vergl. das Juniheft.

dieser konkreten Frage an; wir werden dann von selbst ins Allgemeine kommen, soweit dies nötig oder wünschenswert ist.

Da möchte ich denn einen vierten Satz aufstellen. Es ist eigentlich ein Doppelsatz:

4. Es gibt im letzten Grunde nur zwei Glaubensmöglichkeiten, die heidnische und die christliche; unserem gemeinsamen praktischen Streben aber entspricht nur die recht verstandene christliche, die ich aus bestimmten Gründen die biblische nenne.

Was ist denn unser gemeinsames praktisches Streben? Darf ich es etwa so ausdrücken: wir hoffen auf eine von Grund aus sittlich, politisch und sozial erneute Welt. Wir blicken, in diesem Sinne, auf die Weltrevolution aus, die Weltrevolution des Geistes — so darf ich doch auch in Ihrem Namen sagen? Und nun frage ich: auf Grund welcher Voraussetzungen hegen wir diese Hoffnung? Diese Hoffnung, nicht wahr, ruht auf einem Glauben. Gewiss geben Sie das ohne weiteres zu. Dann frage ich weiter: Welches ist dieser Glaube? Und ich antworte: es ist einzig und allein der Glaube der Bibel an den Einen, lebendigen Gott und sein Reich, dessen Offenbarung sich in Christus vollendet.

Ja, so ist es. Es gibt nämlich, wenn man bis zu den letzten Gründen fortgeht, nur zwei Glaubensmöglichkeiten, nur zwei Deutungen des obersten Sinnes der Allwirklichkeit, nur zwei Arten des Vertrauens: wir nennen sie, mit freilich arg belasteten und verbrauchten Namen, Christentum und Heidentum. Jede tiefere Geschichtsbetrachtung, die auch wirklich etwas Rechtes von dem Sinn der Bibel und des Christentums versteht, wird immer wieder dabei anlangen. Ich füge hinzu, dass der Gegensatz von Reich Gottes und Religion auf das Gleiche hinauskommt. Und nun will ich anzudeuten versuchen, was ich meine und was freilich nur eine ganze Religionsphilosophie gründlich ins Licht setzen könnte.

Das Wesen des Heidentums besteht darin, dass es irgendwie, seis in gröberer, seis in feinerer und allerfeinster Form, Gott und Welt («Natur») gleichsetzt. Daraus erwächst mit innerer Notwendigkeit eine ganze «Weltanschauung». Aus der Gleichsetzung von Gott und Welt folgt, dass die Welt, so wie sie ist, irgendwie gut, weil göttlich ist, dass eine Veränderung unnötig oder unmöglich ist.

Die Welt ist eine ruhende, wie Gott ruhend ist. Eine wirkliche Geschichte gibt es auf diesem Boden nicht. Zeit und Raum werden zum Schein. Es gibt kein wirkliches Werden, das immer nur ein Neuwerden sein kann. Es gibt darum auch keine schöpferische Freiheit; zum Pantheismus (in den alles Heidentum ausläuft) gehört der Determinismus. Es gibt hier auch keine völlige innere Freiheit. Denn es gibt kein wirkliches Hinauskommen über die Welt, da doch Gott selbst nicht wesensmässig von der Welt geschieden, keine wirkliche Ueberwelt vorhanden ist. Und selbstverständlich gibt es keine Weltrevolution und Welterneuerung; woher sollte dafür die Kraft kommen, die doch mehr als die Welt, anders als die Welt sein müsste? Es gibt nur Traum und Dichtung («Mythos») davon. Ueber der heidnischen Welt, auch der modernen, lastet das Fatum. Sie schwankt zwischen ästhetisch-orgiastischer Weltverherrlichung und pessimistisch-asketischer Weltverneinung; Welterlösung durch Welterneuerung kennt sie nicht.

Ganz anders, wenn wir den Boden der Bibel betreten. Hier stossen wir sofort — es ist tief bedeutsam, dass damit die Bibel beginnt — auf den schöpferischen Gott. Dieser ist mehr als die Welt, ist anders als sie, er kann sie daher bewegen, verändern. Wie er sie geschaffen hat, so kann er sie umschaffen. Wie er sie richten kann, so kann er sie erlösen. Hier gibt es darum eine Geschichte. Denn hier gibt es ein wirkliches Werden, ein Neuwerden, eben von diesem schaffenden Gott her, der der lebendige heisst, weil er gerade in einem steten Werden, das seine Tat ist, sich kundtut. Hier gibt es Freiheit. Denn dieser Gott ist nicht ein grobes oder feines Fatum; er ist die schöpferische Freiheit selbst, die Gottes und des Menschen.

An dieser Stelle muss ich ein wenig halt machen und ein persönlich Wort an Sie richten, lieber Herr Züricher. Verzeihen Sie, wenn es freundschaftlich geradezu ist. Es ist erstaunlich, wie wenig Sie vom Sinn und Geist der Bibel, und besonders ihres Gottesglaubens, erfasst haben. Kein Hauch eines wirklichen Verständnisses scheint Sie berührt zu haben. Von all dem, was die besonders an den Namen von Wellhausen anknüpfende neue Erklärung des Alten Testamentes, die in der «Entdeckung des Prophetismus» gipfelt, uns zu sagen weiss, haben Sie offenbar nie etwas gehört. Sie würden sich für ihn schämen,

wenn jemand die Veden und die Upanischaden — ich muss jetzt ein hartes Wort brauchen — so oberflächlich beurteilte wie Sie (ganz gegen Ihre Art) die Bibel. Sie stehen in diesen Dingen auf dem Boden der gewöhnlichen Freidenker. Allen fremden Religionen widmen Sie die grösste Ehrfucht, suchen Tiefe und Wahrheit darin, nur für die Bibel haben Sie bloss Hohn und Zorn und längst überlebte Aufklärungs-Kritik. Wie muss man Sie einst damit geplagt haben! Sie tun mir wahrhaft leid darob! Dürfte ich Ihnen nicht raten, all das, was man in Bezug auf die Bibel an Ihnen gesündigt hat, einmal zu vergessen und diese Bibel neu zu lesen, etwa anhand des Leitfadens, den die beiden Aufsätze von Gerber: «Das Reich Gottes im Alten Testament» und von Lejeune: «Das Reich Gottes im Neuen Testament» bieten? Sie lassen sich doch, um Geringeres zu nennen, Shakespeare und Goethe auch nicht durch geistlose Schulmeister entleiden. So viel Recht darf man denen, die an uns gesündigt, nicht einräumen.

Wenn Sie nun noch weiter lesen mögen, so will ich versuchen, Ihnen zu beweisen, wie wenig Sie der Bibel, und damit dem Christentum gerecht werden. Beim Punkt der Freiheit habe ich schon begonnen. Es ist oberflächlich — diesen Vorwurf kann ich Ihnen wieder nicht ersparen — wenn Sie die alte Behauptung wiederholen, dass Gottes «Allmacht» die Freiheit des Menschen ausschliesse. So meinten es auch die Reformatoren nicht. Es könnte Sie, bei einiger Bibelkenntnis (man kann auch die Bibel nicht verstehen, ohne sie zu kennen!) schon der Umstand stutzig machen, dass ausgerechnet Paulus, auf den ja die, von Ihnen missverstandene, Lehre von der Prädestination sich vor allem stützt, den Menschen (speziell den Apostel) zum Mitarbeiter Gottes macht. (Vgl. 1. Kor. 3,9). Gott, der Gott, der die Aufhebung des Fatums ist, ermöglicht erst Freiheit. Und darum ist es, mit Verlaub, lieber Herr Züricher, nicht Griechenland, das die höchste «innere Freiheit» geschaffen hat. Darum gerungen haben die Griechen freilich, aber völlig ermöglicht wird sie erst da, wo dem Menschen der Weg über die ganze Bindung der Welt hinaus gezeigt wird. Das kann aber der Natur der Dinge nach niemals auf dem Boden des Heidentums geschehen. Mich wundert Ihre Berufung auf Jakob Burckhardt. Lesen wir nicht gerade bei ihm jene herzbeklemmenden Schilderungen, die uns zeigen, wie sehr der Grieche an

seine Polis, modern ausgedrückt: an Staat und Gesellchaft gebunden war? Davon befreit hat erst völlig jene Wahrheit, aus der heraus das Wort gesprochen worden ist: «Wer ist meine Mutter und mein Bruder? . . . Wer den Willen Gottes tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter (vgl. Markus 3, 31—35). Nur da, wo man sich über die Welt erhebt, wo Gott der Heilige, das heisst: völlig Welterhabene ist, kann die völlige Befreiung des Menschen stattfinden. Darum wieder mit Verlaub, Herr Züricher, ist der Mensch, der freie Mensch, die Schöpfung Israels, nicht Griechenlands. Es hilft nichts, gegen mich — entschuldigen Sie wieder die Grobheit — den alten klassischen Ladenhüter der Geschichtsphilosophie anzuführen, wonach das freie, individuelle Menschentum in erster Linie ein Geschenk Griechenlands an die Menschheit wäre. Ich bestreite eben diese Geschichtsphilosophie mit Berufung auf gewaltige Tatsachen. Eine solche Tatsache ist — wieder mit Verlaub, Herr Züricher —, dass die ganze antike Welt nicht den Begriff der Persönlichkeit kennt, worin doch die sittliche Individualität erst zu sich selbst kommt. Ich sage damit nur etwas allgemein Bekanntes. Die antike Welt, überhaupt die heidnische Welt, kann diesen Begriff nicht kennen; denn er ist nur auf dem Boden des Monotheismus möglich. Persönlichkeit gibt es nur da, wo man sagen kann: «Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne, litte aber Schaden an seiner Seele.» Persönlichkeit bedeutet ein Ueberweltlich-Heiliges, das dem Menschen seinen letzten Wert gibt. Persönlichkeit des Menschen ist nur denkbar, verstehbar als Abglanz der überweltlichen Persönlichkeit Gottes; sie ist ein Ausdruck jener Absolutheit, die der Monotheismus behauptet.

Noch bei einem andern Punkt, der Ihnen — mit Recht — so wichtig ist, will ich einsetzen. Sie verstehen die Allmacht Gottes so, dass alles, was sei, von Gott stamme, dass Gott also auch diese ganze Welt «voll Qual und Not» geschaffen habe, was dann für Sie einen Einwand gegen die Allmacht wie gegen Gott ergibt — wieder mit Recht, falls Ihre Auffassung vom Verhältnis zwischen Gott und Welt richtig wäre. Aber ich fasse mich an den Kopf und frage: Wie ist es nur möglich — so viele Jahre bemühen wir uns, zu zeigen, dass nach dem biblischen Gottes- und Weltverständnis die Welt, so wie sie ist, mit nichten Werk, Wille und Schöpfung Gottes, sondern

eine Frucht des Abfalls von ihm sei, und ein Mann, wie Züricher, der von Anfang an mit uns in Verbindung stand, redet, als ob er von dieser Auffassung nie etwas gehört hätte, als ob die seinige die ganz selbstverständliche sei! In Wirklichkeit ist es gerade das Charakteristische der Bibel, dass sie die Erde «voll Qual und Not» nicht als Gottes Werk und Willen anerkennt, sondern einen «neuen Himmel und eine neue Erde» erwartet. Die ganze Reichsgotteshoffnung hat ja diesen Sinn. Die Allmacht Gottes bedeutet ja, ich wiederhole es, nicht ein Fatum, sie erlaubt, fordert Freiheit des Menschen. All-Macht ist nicht All-Zwang. Wir müssen uns wirklich vor allzu obenaufliegenden Gedanken über Gottes Wesen hüten.

Und nun lassen Sie mich noch, soweit es in Kürze geht, die ganze Masse ihrer übrigen Argumente beleuchten. Weil Gott wirklich Gott und nicht bloss ein anderes Wort für «Welt» ist, das heisst, weil er heilig, welterhaben ist, weil er anders ist als die Welt, kann er die Welt umschaffen. Er kann, wie ich sage, das Reich Gottes auf Erden schaffen. Dazu ein besonderes Wort. Dass das Reich Gottes auf die Erde komme, die Erde eine Gottesherrschaft werde, in diesem Glauben besteht die Eigenart der Bibel. Alles Heidentum vergöttert zwar auf der einen Seite die Welt, flieht aber dann, der Welt satt, in ein weltfernes Jenseits. Das tut auch die Theosophie. Dass ihr Schwerpunkt im Jenseits liegt, dass sie wesentlich Führerin ins Jenseits ist, kann doch im Ernst niemand leugnen. Mag sie daneben auch Diesseits-Aufgaben kennen, so richtet sie doch die zentrale Energie der Seele auf das Jenseits. Und nun ist es nicht gleichgültig, ob man das tue oder nicht. Wir glauben doch — wohl auch Sie, Herr Züricher —, dass der grosse Abfall des Christentums von Christus gerade auch in dieser Verleugnung der Hoffnung für die Welt in ein Jenseits bestanden habe. Dadurch vor allem wurde die von Christus ausgehende Kraft der Welterlösung gehemmt. Es ist auch hierin unendlich wichtig, was man glaubt. Wer die Weltrevolution durch Gott (und seinen Mitarbeiter, den Menschen) erwartet, der muss mit Gott vorwärts schauen; sonst fehlt Grund und Kraft zu jenem. Dass das nicht eine Beschränkung aufs Diesseits bedeutet, anerkennen Sie selbst. Es bedeutet ja im Gegenteil ein Hereinbrechen des Jenseits ins Diesseits. Und selbstverständlich geht der Weg in die Unendlichkeit und Ewig-

keit hinein, über *allen* Tod und *alle* Schranken hinaus. Aber es bleibt damit jener *Realismus* gewahrt, in dem ich ein Merkmal und einen Vorzug der biblischen Welt erblicke, jener Realismus, der die ganze Welt, die materielle und die geistige, vor der Verflüchtigung, der Auflösung in Schatten und Schein bewahrt.

Lieber Herr Züricher! Auch mit diesem Gedanken, der nach meiner Ansicht der Tiefe und Originalität nicht entbehrt, sind Sie zu schnell fertig gewesen; Sie haben sich zu sehr darüber geärgert, statt ihn zu überlegen. Dass ich, nebenbei bemerkt, die vergänglichen Dinge als *Sinnbilder* für ewige gelten lasse, versteht sich von selbst; ich müsste ja sonst die Gleichnisse Jesu bestreiten. Aber ich sage: sie können Sinnbilder nur sein, wenn sie selbst etwas *sind*, etwas für sich sind, nicht wenn sich Stein, Baum und Tier auf Steinerschem Weg in Geister-Phantasmen auflösen. Und jenes allein ist zweifellos auch Goethes (des von Ihnen zu Unrecht zum Theosophen gemachten) Meinung. Da ändert auch ein Fidus nichts daran. Er ist schliesslich auch Erbe einer nicht theosophischen Welt. Was ein Dichter unter deren einseitigem Einfluss werden kann, zeigt zum Erschrecken ein Albert Steffen. Wenn Griechenland Kunst und Wissenschaft hat, dann nur so lange, als es nicht, wie im Neuplatonismus, der Theosophie verfällt. Es *ist* ihr aber verfallen! Das letzte Wort alles Heidentums war und ist — das Nichts, das heisst: das Ineinanderfliessen und Zerfliessen der Dinge in dem unterschiedslos Einen. Darum wurde und wird die Welt gerettet durch diesen Realismus des Schöpfungsglaubens und Monotheismus, der Gott, Welt und Mensch ein bestimmtes Sein verleiht, der ihnen innere Unendlichkeit gibt und ihnen doch Grenzen zieht. Der Gott der Bibel ist aber *nicht* eine «kosmische Macht». Er ist *anders* als der Kosmus, ist *mehr* als er. Er baut in der Menschenwelt sein Reich; er wird Mensch. Auch hier sage ich: statt sich sofort zu entrüsten und an Unsinn oder Mangel an Horizont zu denken, sollten Sie, lieber Herr Züricher, ein wenig überlegen, ob darin nicht höchste, wundervollste Wahrheit liege. Eingebildet muss uns diese nicht machen, denn Gottes Kommen zu den Menschen bedeutet auch Gericht. Aber warum sollte der Mensch im Zusammenhang des göttlichen Planes nicht etwas Grosses, ja, in gewissem Sinne, das Grösste sein? Ist die Kleinheit und Unbedeutendheit des Menschen

nicht auch ein Vorurteil der «Aufklärung»? Könnte der Mensch nicht klein — u n d gross sein und darin dies höchste Wunder, die oberste Paradoxie der Offenbarung Gottes bestehen? Gott wird Mensch und Gott wird b e k a n n t. Er bleibt nicht der «unbekannte Gott» alles Heidentums und mehr oder weniger auch aller Theosophie. Das bedeutet aber für Welt und Menschheit unendlich viel. Der «unbekannte Gott» ist ein dunkler Despot, wie das Fatum. Frei werden kann der Mensch nur mit dem Heraustreten Gottes. Die Menschwerdung des Menschen kann nur Schritt für Schritt mit der Menschwerdung Gottes, das heisst: dem Bekanntwerden Gottes, geschehen. Das ist auch ein Teil des Sinns, der in der Aussage von der «Gottheit Christi» liegt, an der Sie sich — wieder auf etwas zu alltägliche Weise — so so sehr stossen. Verstehen Sie mich wohl: zur «Gottheit» gehört die «Menschheit». Jesus ist «Gottessohn», nur weil er auch «Menschensohn» ist. Aber es ist für die Befreiung und Erlösung der Menschen von entscheidender Bedeutung, dass wir glauben können, in diesem Menschen sei auch die volle Wahrheit Gottes erschienen. Hier vollendet sich auch in anderer Beziehung der biblische Realismus. Es heisst von diesem Jesus Christus, in ihm sei das Wort F l e i s c h geworden. Das bleibt für mich der Schlüssel der Religionsgeschichte. Die Religionen träumen, dichten, schaffen Mythen, die Philosophen erschauen die göttliche Idee, aber in Israel, das sich in Jesus vollendet, tritt Gott als konkrete, schaffende, unermesslich reale Macht mitten in die Welt ein, göttlich-menschlich, fassbar, sichtbar — als der Sprengstoff der Welt, als die grösste Revolution der Welt. Und zwar als das Letzte, Absolute. Nur d i e s e s sprengt die Welt. Da ist nicht mehr Mythus und Idee, sondern weltverändernde Wirklichkeit; da ist nicht mehr Religion, sondern Reich Gottes, da ist nicht mehr die Relativität der Religionsgeschichte, sondern das Absolute; da ist nicht mehr e i n e Wahrheit, sondern d i e Wahrheit.

Damit will ich hier abbrechen. Lassen Sie uns wieder bedenken, was wir mit unserer Auseinandersetzung wollen. Ich wollte zeigen, dass es e i n e Wahrheit gebe, einen Glauben, der der w a h r e sei, das heisst, der allein die Grundlage für unsere Hoffnung auf eine erneuerte Welt zu bieten vermöge und dass unser praktisches Streben nur auf Grund d i e s e r Voraussetzung einen Sinn habe. Darf ich nun denken, dass Sie trotz des bloss Andeutenden meiner Ausführungen be-

greifen, dass zu meinem politischen und sozialen Wollen diese Glaubensvoraussetzungen gehören? Dass Sie diese letzteren nun nicht mehr bloss als Eierschale oder wunderlichen Anhang zu meinem sonstigen Wesen und Wollen betrachten? Ich sage Ihnen noch einmal: Ich könnte nicht so stehen, wie ich stehe, könnte nicht das tun, was ich tue, könnte nicht hoffen, was ich hoffe, wenn ich nicht auf dem Glauben an jene Welt stünde, die sich in Christus vollendet, wenn ich nicht an den in ihm erschienenen Sieg Gottes über Welt, Sünde und Tod glaubte. Gerade das Revolutionärste in mir (und meinen Geistesgenossen) hat zur Voraussetzung jene Glaubensparadoxie, an der Sie so sehr Anstoss nehmen. Mein ganzer furchtbar schwerer Kampf gegen «Religion», Kirche, Theologie, mein ganzer, ebenso schwerer praktischer Weg hat auf diesem Boden allein Sinn und Verheissung. Meinen Sie, das praktisch Paradoxe könne auf einem Glauben ruhen, den jeder Philister ruhig annehmen möchte? Ich will es einmal so zuspitzen: Ich könnte nicht Antimilitarist sein, wenn ich nicht an die Auferstehung Christi glaubte; ich könnte nicht Sozialist sein, wenn ich nicht das Wunder für möglich hielte. Meinen Sie nicht, dass sich da Zusammenhänge auftun, die zu überlegen besser wäre, als als sich darüber zu erzürnen?

Dabei lassen Sie mich eins nochmals sagen: d i e G e i s t e s f r e i h e i t i s t d a d u r c h n i c h t b e d r o h t. Ganz abgesehen davon, dass sie gerade zu unserem Glauben gehört, ein Stück unseres «Programms» ist, legen wir auf Formeln und Credos keinen Wert. Wir wissen, dass Gott grösser ist als alle Theorien und dass der Menschen Wege mannigfaltig sein müssen. Wir trauen unserm Gott zu, dass er allerlei Menschen und Gedanken für sein Reich brauchen könne. Ich glaube an die e i n e Wahrheit und erkenne diese in dem, was missverständlich Christentum heisst, mit bessern Worten: in dem Gotte, von dem die Bibel zeugt und der in dem Menschen Jesus, dem Christus, sein Wesen entschleiert; aber diese Wahrheit ist auch für mich nichts Abgeschlossenes, Fertiges, alle Zukunftshorizonte Verschliessendes, sondern etwas Lebendiges, in Bewegung Befindliches, stets Neues. Sie ist ihrem innersten Sinn und Wesen nach hervorgetreten, aber einer unendlichen Entfaltung fähig und bedürftig. Das Reich Gottes ist zugleich schon gekommen und ewig im Kommen und darum immer neue Offenbarung zu erwarten.

Auch ist in dieser ganzen Auffassung keine engherzige Beurteilung anderer Denkweisen, besonders alles Heidentums, eingeschlossen. Es bewahrheitet sich vielmehr jener Satz, dass Bestimmtheit sehr wohl mit Geistesfreiheit und Herzensweite verbunden sein kann. Man kann, auch wenn man Christus für d i e Wahrheit hält, ja dann vielleicht erst recht, einen ganz offenen Blick für alles Recht, das im Heidentum liegt, und alle Herrlichkeit seiner Leistungen haben. Man kann Griechenlands Kunst, Philosophie und Wissenschaft, Indiens und Chinas Weisheit nur erst recht schätzen und vielleicht sogar dem Imperium Romanum für den Aufbau des Reiches Gottes eine wertvolle Bedeutung zuschreiben. Ich bin mir persönlich bewusst, dass bei mir wenigstens in dem Masse, als in mir der Glaube wuchs, den ich nun bekenne, auch mein Interesse an allen Völkern, ihren Kulturen und Religionen wuchs, und nicht nur mein Interesse, sondern meine Liebe, meine Sehnsucht, darin etwas von der Wahrheit des Reiches Gottes zu finden. Christus ist «das Licht der Welt», in dem alle Dinge ihren göttlichen Sinn zeigen; er ist nicht die grosse Verdunkelung der Welt, worin sie in die Finsternis des Irrtums versänken. Es kann unsereinem auch nie einfallen, dem Heidentum machtvolle «Persönlichkeiten» abzusprechen. Die Behauptung, dass das Heidentum den «Persönlichkeitsbegriff» von sich aus nicht kenne, bedeutet nicht, dass es keine starken Menschen hervorgebracht habe. Ebenso wenig wird unsereins leugnen, dass aus heidnischen Seelen je und je «heilige Glut» emporgebrochen sei. Nach unserem Glauben sind a l l e Seelen gottgeschaffen und von Gottes Geist berührt. Das alles ist uns wirklich selbstverständlich.

Aber wenn das und alles, was dazu gehört, zugestanden ist, dann bleibe ich dabei: d i e Wahrheit ist erst die Welt, die in der Bibel erschienen ist, das Reich des lebendigen Gottes, der unser Vater ist. Es ist d i e Wahrheit, die in letzter Instanz, rein prinzipiell betrachtet, doch allein die Hoffnung auf eine Welterneuerung, wie wir sie hegen, zu tragen vermag. Diese stammt auch allein aus ihr; nirgends ist sie im Heidentum eine geschichtsbildende Kraft geworden. Diese Wahrheit ist die ewige Revolution der abendländischen Welt. Aus ihr stammen Demokratie und Sozialismus und viel Grösseres noch als sie. Ohne diese ganze Wirklichkeit der Welt des lebendigen Gottes und seines Christus müsste ich angesichts der Widerstände, die ihr

im Wege stehen, die Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde als Traum und Torheit betrachten; auf ihrem Boden allein wird sie mir zur Gewissheit. Wer diese neue Welt, die Welt der Seele, der Persönlichkeit, der Freiheit, des Menschen, der Liebe will, der bekennt sich im Grunde auch zu jenem Glauben, ohne den sie nicht sein kann.

Aber nun entsteht zum Schluss noch eine Frage, der ich nicht ausweichen kann und will: Wie kann denn die Wirklichkeit jener Welt b e w i e s e n werden?

Ich antworte mit meinem letzten Satz:

5. **Die Wahrheit in bezug auf die letzten Dinge wird durch Glauben erwiesen, nicht durch Wissen. Die Gewissheit des Glaubens ruht in sich selbst.**

Und nun soll ich noch eine kleine Abhandlung über Glauben und Wissen schreiben? Ich kann fast nur einige Irrtümer auf die Seite räumen, die sich in Ihrer Argumentation finden.

Einmal vergessen Sie ganz, dass ich in meinen Ausführungen gegen die Theosophie nirgends die Wahrheit des Christentums, oder besser, die Wahrheit der von mir vertretenen Anschauung b e w e i s e n wollte. Mein Ziel war ganz allein die Gegenüberstellung von Theosophie und Reich Gottes. Ich versuchte zu zeigen, dass die Theosophie das sei, was die Bibel besonders scharf ablehne, aber ich versuchte nicht zu zeigen, warum ich an die Wahrheit des Reiches Gottes glaube.

Aber freilich, ich g l a u b e daran. Es ist ein Glauben, den sich diese Wahrheit kundtut, nicht ein Wissen. Aber nun möchte ich doch gern erfahren, ob Sie im Ernste meinen, die letzten Wahrheiten seien dem Wissen erreichbar. Um e x a k t e s Wissen kann es sich dabei auf keinen Fall handeln; die Flachheit, anzunehmen, Gott und die göttliche Welt seien dem exakten Wissen zugänglich, kann ich einem Mann wie Sie, der sich noch dazu gelegentlich auf Kant beruft, nicht zutrauen. Es wäre auf alle Fälle wohl ein h ö h e r e s Wissen, die Intuition. Aber Intuition ist eine sehr s u b j e k t i v e Sache und wäre nicht weit weg von dem Glauben, den Sie so sehr verabscheuen und heruntermachen. Es ist der grobe Irrtum Steiners, dass er Intuition und exaktes Wissen verwechset, Intuition zu exaktem Wissen machen

möchte. Oder sollen wir statt Intuition Hellseherei sagen? Dann gelten alle meine Einwände gegen diese: Sie wäre im besten Fall etwas Problematisches. Sie bliebe eine sehr ungewisse Sache. Und sie führte uns nicht zu Gott, sondern zu einem Gegenstand der Wissenschaft. Sie wäre nur wenigen zugänglich. Aller Demokratie wäre die Wurzel abgeschnitten. Denn wo in dieser Hauptsache ein so grosser Unterschied gesetzt ist, da pflanzt er sich durch alle Gebiete des Lebens fort. Zur Theosophie gehört die Kaste. Aber im Reiche Gottes herrscht Demokratie im höchsten Stile. Es ist nämlich, mit Verlaub, nicht so, dass auch ich Eingeweihte und nicht Eingeweihte, Esoteriker und Exoteriker unterscheide. Da verwechseln Sie zwei völlig verschiedene Dinge. Der theosophische Weg ist seiner Natur nach nur für bestimmte Menschen gangbar und der ungeheuren Mehrheit der Menschen verschlossen. Dagegen ist nach biblischer Anschauung Gotteserkenntnis jedem gleich zugänglich. «Da wird nicht Einer zum andern sagen: Erkenne den Herrn, sondern sie werden ihn alle erkennen, Klein und Gross.» (Vergl. Jeremia 31, 31—34.) Es bedarf nur des Einen: des Willens, Gott zu suchen, des Gehorsams, der Herzensreinheit, die im Wesentlichen eben tiefste Aufrichtigkeit ist. Jedem ist die Erleuchtung durch Gottes Geist (den heiligen Geist) gleich zugänglich. Das ist eine völlig andere Art als die der Theosophie; es sind zwei verschiedene Welten.

Aber wenn auch der Weg gangbarer wäre, er führte nicht zu einer religiösen Gewissheit. Was das Wissen behauptet, kann das Wissen umstossen. Wer sich auf Wissen verlassen muss — und gar auf Hellseherei — der gelangt nie zu einer Gewissheit, jedenfalls nicht zu der absoluten Gewissheit, aus der allein man leben kann. Zu ihr führt allein der Glaube. Das Wissen ist das Ungewisseste, was es gibt.

Auf keinen Fall führte das Wissen zu Gott. Ein Gott, den man in der Weise des Wissens weiss, ist nicht Gott. Er ist ein «Weltgrund», eine «Idee», ein «absolutes Sein», aber nicht der Gott, den allein der Mensch doch meint, wenn er im Ernste Gott sagt. Zu ihm kann der Mensch nie das sachliche, objektiv-kühle Verhältnis haben, wie es die Wissenschaft voraussetzt. Ein Gott, den das Wissen feststellte, bewiese, beschriebe, wäre ein Stück Welt, nicht der Unend-

liche, auch alle Begriffe Uebersteigende, der allein Gott ist und den nur das Bildnis und Gleichnis nennen kann.

Also das Credo quia absurdum? Ja, wenn Sie von der Zuspitzung absehen wollen. Was dem Verstandesphilister ein Unsinn und ein Greuel ist, das ist in Wirklichkeit tiefster Sinn. Gott ist dem Verstand das Absurde, nicht immer vielleicht, aber oft, und gerade da, wo es auf Entscheidungen ankommt. Gottlob, dass es so ist! Was wäre ein Gott, der dem gesunden Menschenverstand oder auch dem Hochmut des philosophischen Intellekts einleuchtete! Er wäre der Protegé dieses gesunden Menschenverstandes oder philosophischen Intellektes. Gottlob ist aber der w i r k l i c h e Gott dessen R i c h t e r.

An dieser Stelle wird auch der Zusammenhang meines praktischen Wollens mit meinem Glauben wieder klar. Wie könnte ich an eine Weltrevolution durch Gott glauben, wenn ich nicht einen Gott kennte, der grösser ist als die Welt — das heisst: auch grösser als die Verstandeskategorien der Menschen? Wer an das Reich Gottes für die Erde glaubt, der glaubt an das Absurde, an das, was dem Philister und dem Wissenschafter als eine Verrücktheit erscheint. Es gibt aber eine «Torheit des Evangeliums». Der wollen alle Intellektualisten entgehen. Es ist die e i n e Art, die Schmach Christi zu vermeiden. Das ist auch ein Stück der Zugkraft der Theosophie. Wollen Sie, lieber Herr Züricher, wirklich auch diese «Torheit des Evangeliums» vermeiden? Wollen Sie der Welt die letzte Tiefe, die Tiefe des Irrationellen, nehmen? Ein bewiesener, der Welt rationell verständlicher Gott wird stets die Welt verklären, erklären, weihen, nie sie richten, verändern, erneuern.

Das ist der letzte Grund unserer Ablehnung des Rationalismus. Sie legen ihr ganz falsche Gründe unter und treiben dabei eine grobe, intolerante Psychologie. Weil wir etwas glauben, erklären Sie, was wir nicht beweisen können, was vielleicht vor unserem wissenschaftlichen Gewissen nicht bestehen kann, so bringen wir das sacrificio dell' intelletto und dieses Opfer bindet uns dann an das, was wir auf diese Weise für wahr erklärt haben. Wir haben so viel Mühe und Qual daran gesetzt, etwas für wahr zu halten, was wir im Grunde doch nicht ganz als wahr erkennen, dass wir davon erst recht nicht lassen können. So argumentieren Sie und ein Mann, dem das, was andern heilig ist, auf solche Weise «psychologisch» erklärt, wirft

diesen dann Intoleranz vor! In Wirklichkeit reden Sie da, lieber Herr Züricher, wie der Blinde von der Farbe. Sie haben keine Ahnung davon, was uns Glaube ist. Verzeihen Sie wieder meine Grobheit, aber es ist halt nicht recht, dass ein Mann, wie Sie, mit einem Begriffe, wie der Glaube einer ist, worin ungefähr die tiefsten Geister des Abendlandes ihr grösstes geistiges Erleben niedergelegt haben, so verächtlich umspringt wie Sie. Oder muss ich wieder, um Sie zu begreifen, annehmen, dass man Sie einst mit einem falschen Glauben schwer gequält habe? Sie tun, als ob es sich um lauter Gefühlsduselei und feinen oder groben Selbstbetrug handle. Sie verwechseln namentlich immer wieder Glauben mit Wissen, oder besser mit Wähnen, als ob er eine Art Wissen dritten Ranges, eine Art Wissensersatz wäre, während er doch aus einer ganz andern Sphäre stammt. Er ist nicht eine objektive Konstatierung von Tatsachen, sondern der Akt eines ganz persönlichen Vertrauens, ein Jasagen zu dem, was ihm als «Offenbarung» entgegentritt, etwas, was sich so wenig als einen Ersatz für das Wissen versteht, dass es vielmehr an Gewissheitsstärke alles Wissen weit hinter sich lässt. Sie irren sich sehr, wenn Sie meinen, dass diese Glaubensgewissheit bei unsereinem eine Sache schwerer Mühsal, eine Frucht des sacrificio dell' intelletto sei. Es ist vielmehr die spontanste, freieste und freudigste Regung der Seele. Sie irren sich ebenso, wenn Sie meinen, es sei eine Flucht vor dem Denken. Erst wenn das Denken sein ganzes Werk getan hat, erhebt der Glaube seine Flügel. Er selbst ist es, der allen Ernst und alle Solidität des Denkens fordert. Und auf ihm ruht zuletzt alles Denken.

Aber kann der Glaube sich nicht täuschen? Hat er sich nicht tatsächlich oft getäuscht?

Ich frage zurück: Hat das Wissen sich nicht ebenso oft getäuscht? Täuscht es sich nicht noch öfter? Und ist nicht so ziemlich alles, was die Geschichte von Grossem und Grösstem gesehen hat, sogar die grossen Durchbruchstaten des Wissens, aus dem Glauben hervorgegangen? Wenn dieser Glaube überzeugt ist, dass er sich mit Gott selbst berühre, so treten Sie immerhin ein paar Schritte zurück — aus Ehrfurcht! Denn tatsächlich ist solcher Glaube das Heiligste, was es gibt, und die tiefste Quelle aller Wahrheit gewesen bis auf den

heutigen Tag. Wir leben in jeder Beziehung durchaus aus dem Glauben. Er ist das Fundament aller Gewissheit.

Auch das der Freiheit. Das soll zum Schluss wieder hervorgehoben werden. Weil «Glaube» immer noch mit einem dogmatischen Credo verwechselt wird, hinter dem sich vielleicht ein Scheiterhaufen erhebt, so fürchten viele, dass die Freiheit bedroht werde, wo man stark das Glauben betont und ihm sogar den Vorrang vor dem Wissen zuspricht. Sie wittern sofort Inquisition und Pfaffentum. Das genaue Gegenteil entspricht der Wahrheit. Jenes dogmatische Credo, hinter dem der Inquisitor stand, war gar kein Glauben, sondern ein Wissen in der Maske des Glaubens. Der wirkliche Glaube, das Merkmal der Propheten und Ketzer, war immer die gewaltige Waffe der Freiheit. Das Wissen ist objektiv, mit ihm kann man zwingen, logisch und gesetzlich; der Glaube im echten Sinn ist subjektiv, ist das Persönlichste, Individuellste, was es gibt. Darum ist die katholische Kirche intellektualistisch. Das Dogma ist auf dem Boden der griechischen Rationalismus gewachsen. Kant, der das Wissen zugunsten des Gewissens enttront, wird von der Kirche aufs schärfste befehdet; aber das grosse Wort der Freiheitsbewegung der Reformation ist der Glaube, der mit dem Gewissen aufs innigste verbündet ist. So wird es bleiben: der Glaube, als Erhebung zum Unendlichen über alles Endliche hinaus ist der ewige grosse Durchbruchsweg der Freiheit. Nur er ist das Tor zu einer neuen Welt.

Darum aber zwingt er eben nicht. Darum will er nicht beweisen, sondern bloss darlegen. Darin bin ich schliesslich völlig mit Ihnen einig. Der Glaube legt in freiem Zeugnis seinen Inhalt dar. Wer seine Wahrheit erkennt, fällt ihm zu, wer nicht, geht seinen Weg weiter. Wo man Künste der Ueberredung anwendet, oder gar wo man zu irgend einer Form von Gewalt und Vergewaltigung greift, da ist das ein unfehlbares Zeichen, dass es an Glauben fehlt. Glaube macht weit und duldsam, bereitwillig zur Verständigung. Und dazu demütig. Stolz vor der Macht der Welt, demütig vor Gott. Nur wo Glaube sich mit Wissen verwechselt, bläht er auf, wie — nach des Apostels tiefem Wort — das Wissen für sich immer aufbläht.

Ehre dem Wissen — dessen Recht ich natürlich nicht antaste —; aber zu Gott selbst und damit zum Reiche Gottes, zur Zuversicht auf den Sieg Gottes, führt nur der Glaube.

Verehrter Gegner und Freund! Ich bin bei weitem ausführlicher geworden, als ich mir vorgenommen hatte. Verwunderlich ists nicht, denn Sie haben so ungefähr alle tiefsten und schwersten Menschenfragen aufgeworfen oder doch berührt. Ich weiss nicht, ob die Geduld vieler Leser uns bis zum Ende folgen mochte. Wichtig genug wäre das Thema sicherlich. Und es wäre schon recht, wenn wir jetzt, wo wir in unserm praktischen Kampf bis zu einem gewissen Punkt gekommen sind, diese Dinge gründlich verhandelten und uns mehr darauf konzentrierten. Denn, wie gesagt, ein blosses intellektuelles Spiel würden sie für uns nicht; sie gehören zu unserm schweren praktischen Kampf.

Lassen Sie uns nochmals an den Ausgangspunkt zurückdenken. Wir stellten uns vor die Tatsache, dass sich um die Sache der Neuen Wege zwei Gruppen sammeln, eine, die vom Glauben an Christus zur Eroberung der Welt für Christus fortschreiten und eine, die von dem Kampf um eine neue Welt zu dessen letzten Voraussetzungen vordringen möchte. Diese beiden Gruppen sollten durch unsern Mund zu Worte kommen. Wie steht es nun? Begreifen wir einander besser? Sind wir einander näher gekommen? Oder ist gar das Tafeltuch zwischen uns zerschnitten?

Lieber Herr Züricher! Ich weiss ganz genau, dass meine Ausführungen Sie so wenig bekehren werden, als die Ihrigen mich bekehrt haben. Wir sind jeder zu lange auf seinem Wege gegangen, als dass er so leicht zu einer Umkehr bewogen werden könnte; unsere Denkweise ist zu stark mit unserem Wesen und Leben verwebt, als dass eine Argumentation uns so schnell zu einer andern hinüber bringen könnte. Aber Eines wäre doch wohl möglich: dass wir diese Dinge neu überlegten. Darf ich anmasslich, scheinbar wenigstens, reden? Ich glaube nämlich, dass ich die durch Sie vertretene Art viel überlegt habe. Ich bin von ihr ausgegangen, kann sie innerlich verstehen; dagegen meine ich, dass Sie unsereins von vorneherein zu sehr in kirchliche, christlich-theologische Schablonen stecken und nicht genug bedenken, dass es sich vielleicht doch um eine n e u e Art handeln könnte. Wollen Sie das nicht überlegen? Und verzeihen Sie, wenn ich da und dort etwas burschikos geredet. Ich habe es im Vertrauen auf Ihre Freundschaft und Ihren Humor getan und Ihnen selbst ähnliche Töne ja nicht übel genommen. Wie hoch ich Sie schätze, zeigt die

Ausführlichkeit und verhältnismässige Gründlichkeit meiner Antwort. Ich stehe trotz dieser Kontroverse, ja erst recht, zu Ihnen genau so wie vorher. Ein wenig Waffenkreuzen trennt nicht. Aber es kommt mir nicht nur auf Sie an. Ich hoffe doch, dass mancher von denen, die von «links» kommen, nun besser versteht, wie wir von «rechts» alles meinen. (Zwar komme ich selbst sowohl von links als von rechts; denn ich bin einst von «links» ausgegangen.) Wir alle müssen tiefer in das Suchen der letzten Wahrheit hinein. Auch unser praktisches Streben wird davon neue Kraft gewinnen.

Von Herzen stets Ihr L. Ragaz

Zur Weltlage

Ueber die Welt hin.

Es dürfte vielleicht wieder einmal angebracht sein, einen Blick auf die ganze weltpolitische Konstellation zu werfen und nach ihrem Sinn zu fragen. Wenn ich darüber Einiges sagen möchte, so ist wohl auch notwendig, wieder einmal zu betonen, wie das allein gemeint sein kann. Ich bin ferne davon, den Anspruch zu erheben, dass ich hinter die Kulissen des weltpolitischen Geschehens, die menschlichen oder die göttlichen, gesehen habe. Zweifellos ist alles ein wenig anders, als wir meinen und zwar schon in Bezug auf die Tatsachen, während vollends ihr letzter Sinn und Zusammenhang nur ganz wenigen, mit einem Stück prophetischen Sehens begabten Zeitgenossen sich erschliessen wird. Es kommt uns in diesen Versuchen einer zusammenfassenden Betrachtung immer bloss darauf an, über allzuenge Horizonte hinaus zu gelangen, an die Stelle der Froschperspektive wenn möglich die Vogelperspektive zu setzen, die wahren Probleme herauszufinden und, um das Höchste zu sagen, den Wegen Gottes in der Geschichte der Zeit forschend und spähend nachzugehen. Ich füge noch hinzu, dass es sich diesmal zwar wieder mehr um den politischen Aspekt der Dinge handelt, damit aber nicht gesagt sein soll, dass dies der richtigste und wichtigste sei.

1. Der europäische Gegensatz.

Wir gehen, wie billig, von dem Ruhrkonflikt aus. Darin stossen Frankreich und Deutschland, man ist fast versucht, zu

sagen: Kelten und Germanen, aufeinander. In der Tat berührt es ganz seltsam, wenn man etwa, den heutigen Riesenkampf am Rhein vor Augen, Julius Cäsars Beschreibung seines gallischen Kriegs, dieses im Grunde tieftragische Dokument imperialistischer Unterwerfung eines freien Volkstums, das unsern jungen Republikanern seit wer weiss wie lange als Lehrbuch des Lateinischen dient, zur Hand nimmt und schon darin sofort den gleichen Kampf antrifft. Aber wie in diesem heutigen Kampf am Rheine s o z i a l e Tatsachen hervortreten, deren Bedeutsamkeit weit darüber hinaus weist (ich denke an das Ringen der vertrusteten nationalen Grossindustrien mit einander und um einander), so ist das Gleiche auch in politischer Beziehung der Fall. Was Frankreich vor allem will, auch wenn es dies manchmal selber nicht wissen sollte, ist Sicherheit. Diesem Ziele dient aber seine g a n z e Politik. Zu seiner Sicherheit kettet es die neugeschaffenen «Randstaaten» des Ostens, vor allem Polen und die Kleine Entente, möglichst enge an sich und bringt dieser Politik viele Opfer. Nur eine kleine klerikale und royalistische Minderheit versucht es immer wieder mit einer Unschädlichmachung des, wie sie sagen, hohenzollerschen und protestantischen deutschen Reiches durch Verlegung des deutschen Schwerpunktes nach Wien oder München, wo ein Wittelsbacher oder Habsburger den neu aufgerichteten Tron erstiege. Jene Front ist also gegen Deutschland, aber auch gegen Russland gerichtet.

Denn D e u t s c h l a n d und R u s s l a n d trachten sich zusammenzuschliessen. Das ist eine der fundamentalen Tatsachen der europäischen Politik, die man, wenn man die Gegenwart verstehen und für die Zukunft arbeiten will, keinen Augenblick vergessen darf. In diesem Zusammenhang bekommt der Vertrag von Rapallo seine verhängnisvolle Bedeutung. Vielerlei treibt zu dieser Allianz. Einmal des gemeinsame Gefühl des Unterdrücktseins durch den Westen, des Unterlegenseins ihm gegenüber (denn das gilt auch von Russland), und der gemeinsame Hass gegen ihn. Dieser hat zwar nicht ganz die gleichen Ursachen. Der nationalistische Deutsche hasst den Westen mehr aus politischen, der russische Bolschewist mehr aus sozialen Gründen. Er hasst zwar Frankreich, vor allem auch, weil es seine Gegner im Osten schützt und den Bolschewismus vor Warschau besiegt hat, aber er hasst noch mehr England, weil es in seinen Augen das

stärkste Hemmnis der von ihm gewünschten Weltrevolution ist. Auf der alldeutschen Seite spekuliert man darauf, in Russland und durch Russland die durch den Krieg verloren gegangene «Weltgeltung» reichlich wieder einholen zu können. Man denkt sich ein Vorstürmen mit den Russen gegen den Rhein, wo man Frankreich gründlich und für immer «erledigte», dann ein Vorstossen nach Asien, wo England «erledigt» würde, und anderes mehr. Der alldeutsche Reiter schwänge sich auf das russische Pferd, von dem der bolschewistische Reiter herabgestossen oder durch das Pferd selbst abgeworfen würde. Der deutsche Kommunist freilich hofft dabei, in Deutschland die Sowjetrepublik aufrichten zu können und für den russischen Bolschewisten wäre das Ziel einer solchen Aktion seine Weltrevolution. Die gleiche Hoffnung hegen so ungefähr all ihre Gesinnungsgenossen in der ganzen Welt. Daher ihr gemeinsamer Hass gegen die Entente. Russland ist ihr Vaterland, noch mehr als Rom das der Ultramontanen. Bei den deutschen und andern Intellektuellen wird diese politische Bewegung sekundiert durch eine mit Verachtung gegen die westliche verbundene Verherrlichung der russischen Kultur. Alles, was in der ganzen Welt mehr oder weniger «germanophil» ist, auch ein gewisser pazifistischer Radikalismus, drängt sich an diese Front. Es scheint Revolution gegen Reaktion zu stehen; es scheint die Erhebung der Proletarier unter den Völkern gegen die Bourgeois unter ihnen zu gelten; es scheint den grossen Sklavenaufstand und Befreiungskrieg des Ostens gegen den Westen nötig. Eine Wolke von Romantik umgibt diesen Ausblick; er berauscht.

Fügen wir noch hinzu, dass im Osten auch Ungarn, Bulgarien und die Türkei zu dieser Front stossen, so dass bis zu einem gewissen Grade die des Weltkriegs sich wieder herstellt.

2. Russland und England.

Indem wir die Türkei nennen, sind wir bereits über Europa hinaus. In der Tat breitet sich dieser europäische Gegensatz über die ganze Welt aus. Er wird dann vor allem einer zwischen Russland und England. Dieser aber übertrifft an Bedeutung so stark den zwischen Frankreich und Deutschland, dass deren Streit nur als ein Teilstück davon erscheint. Der Gegensatz zwischen Russland und England ist bekanntlich alt. Früher hatte er einen rein nationalen, jetzt auf Seite

Russlands, wie schon gezeigt, einen sozialen Ausgangspunkt. England erscheint als das stärkste Bollwerk gegen die bolschewistische Weltrevolution. Nun versucht der Bolschewismus, nachdem in Europa vorläufig seine Hoffnung gescheitert ist, England in Asien (und anderwärts) zu treffen. Er wiegelt besonders Indien und den Islam gegen es auf und entfaltet in ganz Asien und Afrika eine durch ungeheure Mittel gespeiste Propaganda. Er unterhält für diese besondere Schulen; seine Agenten sind in aller Welt zu finden. Und es fehlt ihm nicht an Erfolg. Denn Asien und Afrika sind in gewaltiger Gärung. Die Selbstzerfleischung des Westens auf der einen und die Freiheitslosungen des Weltkrieges auf der andern Seite, dazu die Mehrung des Selbstgefühls der «Kolonialvölker» durch die ihren «Herrn» geleistete Hilfe kommt diesen Bestrebungen mächtig entgegen. Kommunistische Gedanken finden in Asien und Afrika noch viel verbreiteteren Boden als bei uns. Und wie bei uns verklärt sich der Bolschewismus in idealistischen Köpfen und Herzen zu einem Evangelium. So wird Englands Weltstellung auf eine Weise bedroht, die alles bisherige weit hinter sich lässt. Kein Wunder, dass Lord Curzon bis zur Kriegsdrohung fortschreitet. Wenn man aber bedenkt, dass gerade der Krieg Englands Machtstellung auf den Gipfel gebracht zu haben schien, so wird diese Wendung eine gewaltige Illustration des Irrtümlichen aller Menschenmeinung, des Truges aller Gewalt und der Ironie Gottes über den Gedanken der Menschen.

3. Der Islam.

In diesem Ringen spielt der Islam als ein Hauptfaktor eine Rolle, die man vor zehn Jahren noch kaum geahnt hätte. Indien ist zum Teil, Arabien, Syrien, Mesopotamien, Aegypten, der ganze Norden und die ganze Mitte von Afrika fast ausschliesslich mohammedanisch. Wenn es gelänge, den Islam ganz gegen England (und dann vielleicht auch gegen Frankreich) zu einigen, so könnte das eine ungeheure Welterschütterung geben.

Als Brennpunkt und Hauptquartier dieser islamitischen Erhebung kann die heutige, von den Jungtürken regierte Türkei in Betracht kommen. In der Tat spielt aber der geschilderte Weltgegensatz in die ganze türkische Frage mächtig hinein. Man versteht deren oft bizarre und oft tragische Wendungen nicht, wenn man sie nicht in die-

sen Gesamtzusammenhang hineinstellt. Russland benützt die Türkei als Prellbock gegen England. England versucht, die Türkei durch Griechenland niederzuschlagen und büsst seine Halbheit durch eine schwere Niederlage. Es wird dann auf einmal türkenfreundlich, um die Türkei von Russland zu trennen. Frankreich unterstützt die Türkei, um damit gegen England einen wichtigen Trumpf in der Hand zu haben, und macht erst Kehrt, wie es sich von den Jungtürken an der Nase herum geführt sieht.

Die Folgen dieses Spiels dämonischer Mächte sind furchtbar: das brennende Smyrna, die zu vielen Zehntausenden geschändeten, geschlachteten, vertriebenen Griechen von Kleinasien und Thrazien, vor allem der Verrat an Armenien, dieser gemeine Wortbruch der Allierten, die damit alles Recht, sich noch über den von Deutschland zerrissenen «Chiffon de papier» zu entrüsten, hundertmal verloren haben, diese Schändlichkeit, die ihresgleichen in der schlimmen Geschichte der Diplomatie sucht. Aber dieser ganze Hintergrund ist überhaupt schuld daran, dass die Türkei eine Macht bleiben und sogar Konstantinopel behalten durfte. Denn gegen die Absicht, sie auf Kleinasien zu beschränken und ihr auch dort nur eine stark beschnittenes Gebiet zu lassen, erhob sich drohend der Islam Indiens. O Fluch der Gewaltpolitik! Womit im übrigen all jene Schändlichkeiten nicht etwa entschuldigt werden sollen — ein sittlicher Wille in der Politik hätte das alles anders wenden können.

4. Aethiopien.

Im Hintergrund dieses Bildes erhebt sich die riesige dunkle Masse der eigentlichen «Kolonialvölker», der «Schwarzen», wozu man noch die Marokkaner und Berber, Malayen und auch einen Teil de Mongolen rechnen muss. Dort wartet vielleicht ein besonders furchtbarer Akt der Geschichte seiner Aufführung. Was Europa an diesen Völkern gesündigt, schreit längst gegen uns zum Himmel. Die Anklage, die Tagore, von Indien aus sehend, gegen den Westen richtet, gilt auch, und vor allem, von diesem Teil der Menschheit. Nun haben wir früher schon von dem neuen Leben und Selbstbewusstsein berichtet, das sich infolge des Vordringens europäischer Gedanken darin regt. Der Weltkrieg hat auch in diesen Menschen einerseits Zweifel an der sittlichen Ueberlegenheit der Europäer geweckt, anderseits infolge

der den Alliierten geleisteten Hilfe ihr Selbstbewusstsein gemehrt. Diese Hilfe muss unter Umständen noch teuer bezahlt werden. Besonders könnte Frankreich aus seiner kolonialen Heeresmacht noch einmal das Verhängnis kommen. Ob ihm von dort aus nicht grössere Gefahr droht als von dem Deutschland her, das es mit seinen «Schwarzen» drangsaliert? Die Frage ist gewiss nicht töricht. Aber Weitsichtigkeit war selten eine Eigenschaft französischer Politik.

Der Zusammenhang dieses Gedankenganges mit unserm Hauptthema besteht darin, dass jene ungeheure Menschenmasse, durch eine mit der bolschewistischen verbundene panislamitische Propaganda bis auf den Grund aufgewühlt und in den neuen Weltbrand hineingezogen werden könne, vor dessen Schrecken der vergangene verblassen würde.

5. Amerika und Japan.

Und die «gelbe Gefahr»?

Wir gelangen auf unserm Wege sozusagen von selbst zu dem andern grossen Weltgegensatz, dem zwischen der «christlichen» Welt und dem chinesisch-japanischen Kulturkreis. Ohne Zweifel dauert die Spannung zwischen den Vereinigten Staaten und Japan fort. Man rüstet stetsfort gegen einander. Die Annahme ist erlaubt, dass die Rüstungen der Vereinigten Staaten in erster Linie gegen Japan gehen. Man darf nicht vergessen, dass es in den Vereinigten Staaten ein starkes, populäres Empfinden gegen die im Westen vordringenden, durch ihre Bedürfnislosigkeit und zähe Energie den Weissen gefährliche Konkurrenz machenden «Gelben» gibt. Dass Japan anderseits darauf verzichtet habe, in Ostasien die führende, ja herrschende Macht zu sein, ist wenig wahrscheinlich. Auch hat es einen Volksüberfluss, der in seinem verhältnismässig kleinen Mutterland nicht Raum findet. So scheint es, dass aus dem pazifischen (= friedlichen) Ozean sich der Vulkan eines Weltkrieges erheben könnte.

Aber sind die Rüstungen der Vereinigten Staaten nur gegen Jpaan gerichtet?

Damit kommen wir auf einen letzten Faktor, der in den Neuen Wegen auch schon oft genannt worden ist und der diesmal nur angedeutet werden soll.

6. Kohle und Petroleum.

Die Weltpolitik wird sehr stark durch den Kampf um die Rohstoffe bestimmt, einen riesenhaften, leidenschaftlichen Kampf, geführt von den Ungeheuern der wirtschaftlichen Machtorganisationen, die die Regierungen zu ihren Werkzeugen machen. Hinter dem Ruhrkonflikt steht vor allem auch die Kohle, hinter dem türkischen Problem und dem russisch-englischen Gegensatz das vorderasiatische Petroleum. Ruhr und Mosul — sind Mittelpunkte und zugleich Symbole dieses Krieges, dessen Schlachtfelder weniger sichtbar sind als die des Weltkrieges, aber deswegen nicht weniger wirklich. Da tut sich auch der Gegensatz zwischen England und den Vereinigten Staaten auf. Und da stehen wir vor der ganz ungeahnten Schändlichkeit, dass auch die Vereinigten Staaten, die durch den Mund Wilsons Armenien besonders feierliche Versprechen gegeben, es verraten und in erster Linie verraten um die Silberlinge des Judas — um Petroleumquellen.

Damit sind wir wieder beim sozialen Ausgangspunkt des Weltgegensatzes angekommen und es schliesst sich der Ring.

7. Beurteilung.

Und nun, was ist zu dieser ganzen Lage zu sagen? Prüfen wir einmal, so gut wir können, den Sachverhalt.

Zuerst das Bündnis von Deutschland und Russland, die Bildung des östlichen Blockes gegen den westlichen. Wie steht es damit? Steht dahinter ein klarer und wertvoller politicher Gedanke? Das erscheint mir stetsfort zweifelhaft. Einmal gehen die Absichten, die man von beiden Seiten verfolgt, zu stark auseinander. Der Bund der Alldeutschen und Bolschewisten ist, trotz einer starken Aehnlichkeit ihrer Art und Denkweise (sie sind vor allem beide gewaltgläubig und imperialistisch) der zweier Raubtiere, die im Sinne haben, nachdem die Beute gemacht worden, über einander herzufallen. Die Lüge einer solchen Allianz müsste furchtbare Wirkungen haben. Es ist auch anzunehmen, dass ganz grosse deutsche Kreise, wenn es gälte, diesen Traum aus dem Gebiet der Romantik in die Wirklichkeit zu versetzen, sich besinnen würden. Andere realpolitische Erwägungen kommen dazu. Die «Randstaaten», Polen und die Kleine Entente, sind keine quantité negligeable und dürften sich nicht so leicht überrennen las-

sen. Im Bunde mit dem Westen dürften diese ungefähr 100 Millionen zählenden Völker eine Mauer bedeuten, an der mancher romantische Kopf sich Löcher holen könnte. Und noch mehr: Ist der Westen, ist vor allem England, Vorkämpfer der Reaktion? Mag dies bei Frankreich *heute* zutreffen, wird es *morgen* zutreffen? Und ist England nicht immerfort der Hort der Freiheit? Steht es einer *wirklichen* sozialen Umwälzung nicht näher als Russland? Ich bleibe dabei, dass die ganze Mode, die den zukünftigen Osten gegen den absterbenden Westen ausspielt, alles Realismus entbehrt. Es steigt aus dem Westen so ebenso viel Zukunft auf wie aus dem Osten. Er ist auch wahrhaftig nicht älter. Darum wäre es auch eine unrealistische Spekulation, wenn Deutschland sich einseitig an den Osten hängen wollte. Das wäre nur eine neue Art von weltpolitischer Phantastik. Es ginge in dem neuen Weltbrand, der durch die Bildung der zwei Blocks vorbereitet würde, wahrscheinlich ganz unter. Wir alle übrigens mit ihm! Denn ein neuer Weltkrieg ist nach menschlicher Voraussicht Weltuntergang. Deutschlands Zukunft, Mission und Grösse besteht in einer richtigen Synthese östlichen und westlichen Wesens.

Rücken wir weiter gegen Osten vor. Was ist vom Gegensatz von England und Russland zu halten? Dass dem Bolschewismus in der Aufwiegelung der asiatischen und afrikanischen Welt Erfolge beschieden sein werden, ist wahrscheinlich. Sie sind auch schon vorhanden. Aber auch hier stellen sich Schranken entgegen. Auch hier spielt eine grosse Unwahrheit hinein. Der Bolschewismus, der seiner Natur nach international sein muss, der sich mit seinem Internationalismus brüstet (man bedenke sein Geschrei gegen die «Sozialpatrioten»), stachelt den Nationalismus auf. Was kann dabei herauskommen als Verwirrung, Chaos, in dem aber nicht der Linksbolschewismus, sondern der Rechtsbolschewismus das letzte Wort behielte. Auch haben besonders die Asiaten eine so ganz andere Art, dass alle Propaganda sie nicht zu Lenins Jüngern machen kann. Man denke bloss an eine Erscheinung wie Gandhi! Und endlich schiene es mir auch gar nicht wünschenswert, dass Englands Welteinfluss nur so einfach zerstört und gar durch den bolschewistischen ersetzt würde. England hat noch eine vorbereitende, erzieherische Rolle zu spielen. Gewiss sollen *alle* Völker frei werden, und die Unabhängigkeitsbewegung Asiens wie Afrikas geniesst unsere herzliche Sympathie. Aber diese Bewegung darf

nicht Chaos und Weltbrand werden. Wir stellen sie uns lieber so vor, dass das englische Weltreich von selbst zu einem Bund freier Völker werde. Diese Entwicklung hebt sich deutlich genug ab. Die bolschewistische Agitation mag zu ihrer Beschleunigung dienen und so ihr Gutes haben. Eine Gefahr bleibt sie daneben. Ein Mensch wie Karl Radek, der Hauptträger dieser nach Westen gerichteten Verbindung des Bolschewismus mit dem Nationalismus, anders ausgedrückt, des Linksbolschewismus mit dem Rechtsbolschewismus, dieser dunkelste aller politischen Ehrenmänner, ist wohl ein besonders auserwähltes Organ des bösen Geistes.

Ganz besonders verhängnisvoll müsste eine blutige panislamitische Erhebung werden. Aber auch hier sind Gegenmächte vorhanden. Der Islam ist keine so einheitliche Grösse, wie man von ferne meinen möchte. Araber und Türken sind sich feind, die Jungtürken, als aufgeklärte Ungläubige, keineswegs zur Führung einer religiösen Bewegung geeignet. Dazu sind im Islam immerhin auch friedliche Kreise vorhanden.[1])

Aehnliches gilt von Aethiopien. Wir dürfen bloss seine Befreiung wünschen, nicht seine kriegerische Erhebung. Dieser wirkt seine Zerstreuung entgegen, dazu doch auch geistige Mächte, zu denen die Mission als ernsthafter Faktor zu rechnen ist.

Und was nun endlich Japan und Amerika betrifft, so ist in beiden Nationen mit ganz starken pazifistischen Kräften zu rechnen. Besonders in Amerika. Auch ist das Washingtoner Abkommen durchaus nicht fruchtlos geblieben.[2])

[1]) Vgl. zum Thema Islam das Buch L'Islam, son passé, son présent et son avenir, von S. M. Zwemer und R. Warnery, über das einmal ausführlicher berichtet werden soll.

[2]) Darüber berichtet Foerster in Nr. 22 der «Menschheit» folgendes: «Als Ende des Jahres 1917 die Tatsache der gewaltigen amerikanischen Rüstungen in Deutschland nicht länger abgestritten werden konnte, da hatte man sofort eine Deutung bereit, die typisch war für die Unfähigkeit des deutschen Militärgedankens, sich auch nur vorzustellen, dass vitale Völkerkonflikte anders als durch kriegerische Kraftmessung entschieden werden könnten: «Die Rüstung gegen Deutschland ist nur Bluff, in Wahrheit rüstet man zur Abrechnung mit Japan!» Dass Amerika dasjenige Land ist, das die meisten Schiedsgerichtsverträge mit andern Völkern abgeschlossen hat und dessen öffentliche Meinung die stärkste Stütze des Haager

8. Der bessere Weg.

Welches ist nun letzlich das Bild der Weltlage, zu dem wir durch diese Ueberzeugungen gelangt sind? Und welche Leitlinien für unser Tun ergeben sich daraus?

Es ist ein Bild voll riesiger neuer Probleme, auch voll riesiger Gefahren. Die Rassenfrage, die Kolonialfrage und die soziale Frage im

Gedankens war, nicht nur aus weltwirtschaftlichen Rücksichten, sondern auch aus der besondern Traditon des amerikanischen Christentums heraus — davon wusste man nichts. Nun hat sich seit der Washingtoner Abrüstungskonferenz ganz in der Stille ein Arrangement um den Stillen Ozean herum vollzogen, das dem alternden Europa zum Vorbild dienen könnte und das jedenfalls zeigt, mit welchem Weitblick sich die ganz besondere organisatorische Kraft Amerikas (nicht eine *militärisch* zusammenfassende, sondern eine *utilitarische*, an «reason und goodwill» appellierende Kraft) auf ein friedliches Arrangement der dort konkurrierenden Interessen konzentriert hat. Dies war nur möglich, weil Amerika in Hughes einen echt amerikanischen Staatsmann des objektiven, nach Synthese suchenden Rechtswillens hat, der nicht etwa sagte: «Amerika über Alles», sondern von Anfang an programmatisch feststellte: «Wir wollen nicht vergessen, dass das Problem des Stillen Ozeans nur gelöst werden kann, wenn dabei Japans Standpunkt genau so berücksichtigt wird wie der unsrige.» Zweitens war ein solches Arrangement nur möglich, weil nach dem Urteil eines frühern Times-Vertreters in Tokio die Japaner dazu erzogen sind, «den Kompromiss als natürliche Lösung eines jeden Konfliktes zu erwarten. In alle Zwiste und Kontroversen tragen sie einen Geist der Nachgiebigkeit hinein. Deshalb findet der Beobachter sowohl im Lebenslauf des Einzelnen als auch in ihrer nationalen Geschichte nur wenige Beispiele jener starren, unerbittlichen Anmassung, welche eine Ueberzeugung so oft beim Europäer entstehen lässt.» Das Resultat ist, dass Sibirien bis auf die nördliche Hälfte von Sachalin von den Japanern evakuiert, die Halbinsel Schantung an China zurückerstattet, die Garnison aus Hankon im Herzen Chinas zurückgezogen wurde. Das japanisch-englische Bündnis ist durch einen Viermächte-Vertrag ersetzt worden, der das Pazifik-Problem im pazifistischen Sinne arrangiert hat. Durch diese Art der Lösung, deren Ouvertüre die Ablehnung einer amerikanischen Flottenstation an der kalifornischen Küste durch das Repräsentantenhaus in Washington war, hat Amerika der Militarisierung Ostasiens entscheidend vorgebaut und sich dadurch ein ganz unermessliches Verdienst um die Sache der menschlichen Gesittung erworben. Zugleich haben Japan und die Vereinigten Staaten damit Europa gezeigt, welche Art von Mentalität nötig ist, um selbst ohne obligatorisches Schiedsgericht vitale Streitfragen grosser Völker in friedlichem Geiste beizulegen.»

engeren Sinn verbinden sich mit der nationalen. Dass aus dieser Lage gewaltige Kämpfe erwachsen werden, ist wohl ziemlich selbstverständlich. Aber es ist kein Fatum, dass daraus ein neuer Weltbrand entstehe. Alles kommt darauf an, dass ein Weg gefunden und gegangen wird, der zu einer neuen Menschheit, statt zu einer neuen Offenbarung der Bestialität, führt. Ich will versuchen, diesen Weg noch in Kürze anzudeuten.

Wer an die Menschheit denkt, statt imperialistische Träume und Rachegedanken, seis reaktionärer, seis revolutionärer Färbung, zu hegen, wer es mit Deutschland wie auch mit Russland gut meint, der verhindere auf *allen* Wegen, den politischen, sozialen, kulturellen, die Bildung des «Ostblockes» gegen den Westen. Wenn ein guter Genius die französische und überhaupt die Ententepolitik geleitet hätte, dann hätte das stets eines ihrer Hauptziele sein müssen. Wenn aber die Politik ihre Wege der Verblendung geht, dann müssen ihr bessere Kräfte entgegengestellt werden. *Wir müssen die Orientierung nach dem Westen hin kräftig festhalten und nur immer enger gestalten.* Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass eine durch die Arbeiterpartei geleitete englische Politik das Zentrum einer neuen Weltpolitik wird. Die allmählich zum Sieg gelangenden demokratischen, pazifistischen, sozialistischen Kräfte des übrigen Westens von Europa, wie die Amerikas, werden mithelfen, ebenso die der kleinen Völker. Es ist in dieser Hinsicht bedeutsam, dass die neue sozialistische Internationale ihren Sitz nach London verlegt hat. Auch unser deutsch-schweizerischer Sozialismus wird, wenn er nicht ewig die Erbschaft des Bolschewismus mitschleppen will, von seinem Ententehass abkommen und die Augen für das öffnen müssen, was der Westen für den Sozialismus bedeutet. Es hat lange genug gebraucht, bis ihm darüber ein wenig Licht aufging.

Von diesem Westen kommt der *Völkerbund*. Er ist durchaus ein Kind angelsächsischen Geistes. Wer das verkennt, ist durch Hass verblendet oder unwissend. Diesen Völkerbund muss (wie auch anderwärts in diesem Heft gezeigt wird) ein *Sozialismus* unterstützen, der nicht die Geschäfte der Reaktion oder des Bolschewismus besorgen will. Die neu erwachte und zum Siege gelangte Demokratie wird diesen Völkerbund umgestalten und mit ihrem Geiste

erfüllen. Ein Völkerbund, in dem der Osten und Westen Europas vertreten sind, statt der Trennung Europas (und der Welt) in einen Ost- und Westblock ist Rettung aus schwerster Gefahr.

Damit ist auch dem «Osten» am besten gedient. Ich möchte die Losung: «Orientierung nach dem Westen!» nun ergänzen. Selbstverständlich wollen wir die Verbindung mit Deutschland und der slavischen Kultur — die, nebenbei gesagt, in Gestalt der neuhussistischen Tschechentums uns Schweizern so nahe steht — nicht vernachlässigen oder geringschätzen. Die Macht der Verhältnisse sorgt dafür, dass sie erhalten bleibt und in gewisser Beziehung noch zunimmt. Es gilt bloss, die aus Jahrhunderte alten törichtesten Vorurteilen und Tendenzlügen aufgebaute Mauer, die uns den freien Blick gegen den Westen hin versperrte, niederzulegen und ein vertrauensvolles und ehrfürchtiges Ineinanderströmen von westlichem und östlichem Wesen einzuleiten. Für die Schweiz ist dies eine Lebensnotwendigkeit ersten Ranges. Wenn Europa (und die Welt) in einen Ost- und Westblock zerfällt, so geht der Riss mitten durch unser Volk und es ist fertig mit uns. Aber nicht viel anders steht es, wie schon bemerkt worden ist, mit Deutschland. Der Gedanke, dass es auf dem Rücken des Slaventums zu einer neuen Weltherrschaft gelangen könnte, entbehrt allen Realismus. Das Slaventum ist so gross und so jugendstark, dass es immer weniger bloss als Material für die Macht und Herrschaft anderer «Rassen» dienen wird. Das slavische Pferd dürfte den deutschen Reiter übel abwerfen. Deutschland wird seine eigenartige Aufgabe ganz für sich haben. Ich glaube, dass es einerseits auf dem Gebiete des höhern Geisteslebens, anderseits auf dem der sozialen Lebensgestaltung seine neue Grösse finden wird, während es im Jagen nach einer neuen machtpolitischen «Weltgeltung» bloss sich selbst endgültig verlöre. Darum wird ihm der Völkerbund gerade das gewähren, was es braucht: Schutz gegen Vergewaltigung und Mitspracherecht bei der neuen politischen Ordnung und Regierung der Welt.

Von Russland ist gewiss, wenn dort wieder einmal neues Leben aus dem Tode erwachsen ist, Grosses zu erwarten. Wem — um nur ihn zu nennen — ein Tolstoi so viel ist, wie uns, kann nicht in Verdacht kommen, das, was Russland der Welt bedeutet und bedeuten wird, gering zu schätzen. Es mag Allergrösstes gerade noch

von dorther kommen. Aber auch dieses könnte durch den «Ostblock», d. h. durch eine imperialistische Gestaltung der Politik, nur verdorben werden, während es durch eine Völkerbundspolitik gefördert und geschützt würde.

Wenn wir nun weiter nach dem Osten — und dazu nach dem Süden — blicken und die grosse, halb offene, halb latente Aufstandsbewegung der Unterdrückten und Ausgebeuteten ins Auge fassen, so sei nochmals betont, dass wir dieser Bewegung von ganzem Herzen völligen Erfolg wünschen. Sie entspricht durchaus einer der stärksten Hoffnung unseres Lebens: der auf die Auferstehung der Völker von den Toten, ich meine, das Erwachen und die Neubelebung namentlich aller gesunkenen und aufgegebenen Völker. Dass in die Hölle der asiatischen und besonders der afrikanischen Völkerwelt das Licht der Erlösung breche, war und ist ein besonders wertvolles Stück unseres Glaubens an das Kommen des Reiches. Nun ist die Stunde erschienen. Mit der Kolonialpolitik geht es zu Ende. All diese Völker tauchen in das Licht einer freien Menschheitsgemeinschaft auf. Die Totengebeine regen sich; Geist Gottes fährt in sie; sie fügen sich zusammen zu neuen Gebilden. Das soll nun aber nicht durch Blut und Feuer geschehen. Wenn der Bolschewismus dieser Bewegung den bösen Geist des Nationalismus oder gar des religiösen Fanatismus einhaucht, so ist das, wie gesagt, ein satanisches Werk. Die Erhebung soll in erster Linie geistiger Natur sein, im Sinne etwa eines Tagore, Gandhi, Utschimura, Washington Booker. Mit einer blossen Vertreibung der Engländer wäre dieser chaotischen und politisch ganz ungeschulten Völkerwelt wenig gedient. Auch hier hilft allein der Völkerbundsgedanke. Diese Völker müssen alle in den Rat der Nationen als Gleichberechtigte einrücken und darin zu ihrem Recht und ihrer Ehre kommen. Das Mandatswesen ist dafür ein Anfang, allerdings bloss ein Anfang. Dass ich dabei unter Völkerbund nicht bloss die politische Organisation, sondern etwas viel Umfassenderes, eine Idee, meine, möchte ich zu betonen nicht unterlassen.[1]) Ganz besonders muss das Rassenproblem, das dem Gegensatz von Amerika und Japan zugrunde liegt, auf diesem Wege ge-

[1]) Man vergleiche hiezu meinen Aufsatz über den Völkerbund im Aprilheft.

löst werden. Die Zusammenarbeit von Chinesen, Japanern, Persern, Indiern, Negern mit den Weissen im Völkerbund, mag sie bis jetzt noch so ungenügend sein, ist doch etwas ganz Grosses. Sie ist der einzige Weg, der uns vor ungeheuren Katastrophen bewahren kann.

Aehnliches wäre vom Islam zu sagen. Was wir dem Islam — und freilich nicht nur ihm, auch dem Indiertum und Chinesentum — geben müssen, ist ein neues Verständnis und eine neue Ehrfurcht. Wie furchtbar haben wir es daran fehlen lassen! Hier eröffnet sich ein grosses Feld für etwas, das mit der Mission verwandt und doch in mancher Beziehung ihr Gegenteil ist: die neue Auseinandersetzung der Religionen in gegenseitiger Anerkennung und Freundschaft und gemeinsamem Vordringen zum Reich Gottes.

Damit haben wir auch den Gipfel dieser ganzen Erörterung erreicht. Mein Glaube ist, dass hinter der politischen Weltbewegung eine religiöse wartet. Sie allein wird die Welt retten können. Der Osten besonders, statt in den Flammen des von den Bolschewisten gewollten und von den westlichen Unterdrückern reichlich vorbereiteten Weltbrandes aufzulodern, wird eine gewaltige Erneuerung von innen her erleben und uns für all das Böse, das wir ihm angetan, durch unendlich Gutes belohnen.

Und aus dieser Erneuerung wird die soziale letztlich kommen. Diese wird Kohle und Erdöl aus einem Zankapfel der Völker zu einem Gut für alle machen. In dieser bessern Verteilung der Güter der Erde fliesst der Sozialismus mit dem Besten der Völkerbundsidee zusammen. Ein rechter Sozialismus — das ist der Weg. Aber er selbst ist das Geschenk einer noch tieferen Bewegung.

Das, scheint mir, ist der Sinn der Weltlage und das der rechte Weg.

12. Juli 1923. L. R.

Der Mensch ist so gross, dass seine Grösse sogar darin hervortritt, dass er sich erbärmlich vorkommt. Ein Baum wird sich nicht erbärmlich vorkommen. Gewiss, es ist erbärmlich, sich erbärmlich vorzukommen; aber es ist auch gross, zu erkennen, dass man erbärmlich ist. Daher beweist all sein Elend seine Grösse. Es ist Elend eines grossen Herrn, Elend eines enttronten Königs.

(Pascal, geb. 19. Juni 1623.)

Rundschau

Vom Völkerbund. 1. Die Diskussion über den Völkerbund im Nationalrat mag das Gute gehabt haben, dass überhaupt einmal eine ausgiebige Diskussion über «Aussenpolitik» im Schosse dieser Versammlung stattfand. Aber welch tiefes Niveau! Nach den Zeitungsberichten scheint allerdings Bundesrat Motta gefunden zu haben, die Debatte habe sich auf einem hohen Niveau bewegt. Dann ist er wirklich nicht verwöhnt. Ich habe in diesen Reden, soweit ich sie aus den Berichten kennen gelernt, auch nicht einen Gedanken entdeckt, der sich über den Standard der üblichen Wirtshaus- und Zeitungspolitikasterei erhoben und von einer höheren, originaleren Betrachtungsweise Zeugnis abgelegt hätte. Vor allem dieser Roman Abt mit seinen Bajazzereien! Es ist bezeichnend für den moralischen und intellektuellen Zustand unseres Geschlechtes, dass der Spassmacher sein Mann ist, mag er auch sonst sein, was er will. Dieser Roman Abt gibt sich als «enttäuschten Freund» des Völkerbundes. Ich fürchte, das sei so die Methode, die wir reichlich kennen. Wenn man sich für einen perfiden Angriff einen guten Ausgangspunkt schaffen will, dann erklärt man zunächst: «Ich war einmal... sein Anhänger oder sein Freund.» Ein wirklicher Freund redet anders; er übt Kritik, gewiss, aber anders. Kommt schon in dieser ganzen Haltung ein Zug der Heuchelei zum Vorschein, so ist vollends zu sagen, dass daran fast alle Völkerbundskritik unter uns krankt. Dieser Roman Abt, wird der wohl für eine schweizerische Abrüstung stimmen? Wird er auch nur für den Zivildienst sein? Und jener Oberrichter Müller? Und all unsere in Wirtshäusern und Eisenbahnen schimpfenden Völkerbundsgegner?

Eine grosse Heuchelei, weiter nichts. Eine Heuchelei, weil hinter dieser Gegnerschaft nicht von ferne irgend ein Idealismus steht, dem der Völkerbund nur nicht genügte, sondern bloss die durch die Zeitungshetze und jene sattsam bekannte Propaganda geschürte Wut gegen die Sieger im Weltkrieg. Kein «Idealismus»? Doch, doch — und das ist die andere Form der Heuchelei — jener Idealismus, der der spezifisch schweizerische geworden ist, jener Idealismus nämlich, den andere haben sollen, den selbst zu haben wir uns aber bedanken. Wenn es wirklich zu einer Bewegung für den Austritt aus dem Völkerbund käme, dann wäre sie nichts als eine riesige Lüge. Denn am wenigsten von allen Völkern will gerade unser Volk etwas tun, was dem Geiste eines echten Völkerbundes entspräche.

2. Ob es zu einer solchen Bewegung kommt, bleibt abzuwarten. Sie könnte schon so ziemlich das Ende der Schweiz bedeuten. Denn der Riss, der durch unser Volk geht, würde dann unheilbar. Es ist durchaus nicht abzusehen, was dann aus der Schweiz würde. Freude daran haben könnten nur alle bösen Geister. Auch wenn der Völkerbund, wie wir nun genugsam wissen, nicht der Messias ist, zu dem ihn bezeichnender Weise gerade die machen, die im Grunde nur darauf aus sind, ihn zu diskreditieren, so kann doch im Ernste kein Mensch behaupten, dass die Zugehörigkeit zu ihm der Schweiz irgend einen Nachteil gebracht hätte, während das Gegenteil leicht zu beweisen ist. Aber es gibt halt unter uns drei Richtungen, die ihren politischen Schwerpunkt nicht in der Schweiz selber haben: die Einen schauen nach Rom, die Andern nach Moskau und die Dritten nach Potsdam. Dabei mögen sie wohl meinen, gerade das sei gutes Schweizertum. Dass aber Leute, auf deren schwei-

zerischem Bürgerbrief die Tinte noch nicht getrocknet ist, es wagen, in einer Sache, die für unser Volk von so ungeheurer Tragweite ist, die Initiative zu ergreifen, ist etwas, was in keinem andern Volk der Welt möglich wäre, was nur der Schweizer Patriotismus, dieses wunderliche Truggebilde, erträgt.

Dass unser Bundesrat durch seine Haltung in der Ruhrsache diese ganze Lage, die er durch Charakter und Weisheit hätte vermeiden oder ändern können, erst recht geschaffen hat, liegt auf der Hand. Es ist das um so schlimmer, als es ihm an Warnern nicht gefehlt hat.

3. Besonders traurig bleibt immer die Haltung eines Teils der deutsch-schweizerischen Sozialdemokraten gegenüber dem Völkerbund. Zwar im Nationalrat hat besonders Grimm merkwürdig zuückhaltend geredet. Auch ist der welsch-schweizerische Sozialismus in diesen, wie in manchen andern Dingen, viel freier und grösser.[1] Aber unsere deutsch-schweizerischen Genossen berichten schmunzelnd über die Völkerbundsreden ausgerechnet dieses Roman Abt, der einer unserer schwärzesten Reaktionäre und der Führer im Kampf gegen den Achtstundentag ist. In unseren deutsch-schweizerischen Organen liest man immer wieder von der «Völkerbundskomödie», der «Abrüstungskomödie» des Völkerbundes. Zugegeben, es ist eine arme Sache. Aber wie steht es mit der Abrüstung des Sozialismus? Was hat er zustande gebracht? Und warum hat er so wenig zustande gebracht? Weil es ihm genau so an den höhern Kräften, an Glauben und sittlicher Energie fehlt, wie dem ganzen heutigen Geschlecht überhaupt. Wie soll denn in einem solchen Geschlecht auf einmal ein idealer Völkerbund gewagt? Soll man deshalb etwa auch erheben wollte, statt zunächst einzustehen? Hat man in Hamburg auch nur den unbedingten Militär- und Kriegsstreik zu proklamieren von der «Komödie des Sozialismus» reden? Wenn doch nicht der Kessel sich immer wieder über die Pfanne mal seinen eigenen Russ abzuputzen. Wie steht es denn mit dem Antimilitarismus der schweizerischen Genossen? Davon wissen die Sammler der Unterschriften für den Zivildienst zu berichten. Wenn dieser von der Masse der Genossen kalt und höhnisch zurückgewiesen worden ist, so nicht etwa deswegen, weil er ihnen nicht radikal genug wäre, sondern, weil sie selbst noch von Gewaltglauben und militaristischem Denken erfüllt sind.

Also gemach und zunächst lieber vor der eigenen Türe gekehrt. Wir haben wahrhaftig andere Dinge zu bekämpfen als den Völkerbund. Unsere Sozialdemokraten sollten sich doch daran erinnern, dass die Feindschaft gegen den Völkerbund eine Erbschaft aus der Bolschewismuszeit ist. Alle demokratischen Sozialisten sind für ihn. Es wäre Zeit, auch bei uns jene Erbschaft endlich einmal zu liquidieren, und dies um so mehr, als ja die neue Internationale sich ausdrücklich zum Völkerbund bekennt. Moskau lebt vom Weltchaos, es hasst darum jeden Versuch, dieses zu hemmen; wir aber treiben das Geschäft des Teufels, wenn wir unaufhörlich über eine Sache höhnen, die nun einmal doch einem grossen Gedanken, der auch ein sozialistischer Gedanke ist, zu dienen bestimmt ist. Damit pflegen und mehren wir nur jenen Geist des Unglaubens gegenüber allen Zukunftsgedanken, der sich in erster Linie zerstörend gegen uns selber wenden wird. Hören wir doch einmal mit dieser unwürdigen und heillosen Taktik auf, die nur uns selbst schädigt. Kritik am vorhandenen Völkerbund, gewiss, aber aufbauende, nicht bloss zerstörende!

4. Wie der Sozialismus sich, wenn

[1] Vgl. z. B. Le Droit du Peuple vom 27. Juni.

er sich selbst richtig verstünde, zum Völkerbund stellen müsste, zeigt die sozialistisch geleitete «Friedenswarte» in ihrem neuesten Hefte, das vorwiegend der Frage gewidmet ist, ob Deutschland in den Völkerbund eintreten solle oder nicht. Diese Frage wird fast einstimmig mit Ja beantwortet und bei aller Kritik doch der Völkerbund kräftig bejaht, und zwar nicht bloss seine Idee, sondern auch seine jetzige Form. L. R.

Aus der «Krämernation». 1. Bekanntlich haben die Engländer wie die Amerikaner das Geld über alles lieb, während die Schweizer (und Reichsdeutschen) es über alles hassen. Einen Beweis dafür liefert folgende Geschichte, deren Wahrheit verbürgt scheint: Der jetzige englische Premier Baldwin ist ein grosser Geschäftsmann. Als solcher hat er während des Krieges, wie viele andere anderwärts, gewaltige Gewinne gemacht. Als aber der Krieg vorüber war, setzte er sich hin, berechnete die Summe — eine Riesensumme — die er als Kriegsgewinn betrachten musste, ging hin und übergab sie der Staatskasse. Das ist doch gewiss ein Zeichen, wie hoch der Engländer das Geld schätzt! Bei uns kommt so etwas nicht vor. Denn bei uns wird das Geld so verachtet, dass man sich schämen würde, so etwas dem Staate anzubieten.

2. Der gleiche Premier Baldwin nimmt zum Motto seiner Mitarbeit an dem Wiederaufbau Europas die vier Worte: faith, love, hope, work (Glaube, Liebe, Hoffnung, Arbeit).[1] Das Motto unserer «Premiers» lautet: Absoluter Unglaube gegen die Kräfte des Guten; verbissene Wut und höhnische Rücksichtslosigkeit für die Gegner; Skepsis gegenüber allen Zukunftsgedanken und ideallose Betriebsamkeit statt schöpferischen Wirkens. Das kommt daher, dass wir nicht «Krämer», sondern «Helden» sind!

3. Und noch ein drittes Beispiel, wie tief die politische Moral des englischen Volke steht. Viscount Milner, ein Politiker ersten Ranges, einer, der unter anderem als Gouverneur von Süd-Afrika ungeheuer schwierige Probleme gelöst, also ein praktischer Mann, ein Mann, den niemand als Utopisten oder als «weltfremden Idealisten» zu bezeichnen wagte, schreibt in der konservativen Zeitschrift «The Observer» unter dem Titel «Dem sozialen Frieden entgegen» eine Reihe von Aufsätzen, in denen er ganz weitgehend für die Forderungen der Arbeiterbewegung eintritt, das kapitalistische System einer scharfen Kritik unterzieht und das notwendige, wenn auch bloss allmählige Heraufkommen eines neuen, d. h. des sozialistischen, behauptet. Ich betone: das tut ein hochstehender konservativer Politiker in einem konservativen Blatte und — entsteht da wohl ein grosser Entrüstungslärm gegen ihn? Nein, der Mann erhält aus den Kreisen seiner Parteigenossen eine Fülle von Zustimmung.

Wie ginge es bei uns, wenn ein Mann solcher Art etwa in den «Basler Nachrichten» oder im «Journal de Genève» folgende Sätze verträte (vorausgesetzt, dass sie so etwas aufnähmen): «Statt dass das Kapital die Arbeiterschaft in Dienst nimmt, sollte die Arbeiterschaft das Kapital in Dienst nehmen.» «In der gegenwärtigen Trennung der grossen Masse der Produzenten von Eigentum

[1]) Er sagt: «Die englische Sprache ist die reichste in der Welt an einsilbigen Wörtern und aus einer Silbe bestehende Worte enthalten die Rettung für unser Land und die Welt. Sie heissen: Glaube, Hoffnung, Liebe, Arbeit [Faith, Hope, Love, Work — in englischer Aussprache einsilbig]. Keine Regierung wird unser Land und die Welt bessern Zeiten entgegenführen ohne Glauben an das Volk, Hoffnung für die Zukunft, Liebe zum Mitmenschen und Willen zur Arbeit.

und Kontrolle der Produktionsmittel liegt nichts Sakrosanktes.» «Es ist unvernünftig, von dem Arbeiter, der die völlige politische Gleichberechtigung erlangt hat, zu erwarten, dass er sich für immer in der Stellung einer vollständigen industriellen Abhängigkeit beruhige.» «Es ist durchaus in jeder Beziehung wünschenswert, dass die Leute, die gegenwärtig in irgend einer Industrie tätig sind, ihre eigenen Kapitalisten seien, oder, falls sie den Beistand fremden Kapitals nötig hätten, für dessen Gebrauch zahlen sollten, ohne deswegen von seinen Besitzern abhängig zu werden.» «Dass das Gebiet des öffentlichen Eigentums an den Mitteln und Werkzeugen der Produktion sich ausdehnen muss, darf man, menschlich gesprochen, als sicher betrachten.» Wie ginge es, wenn ein solcher Mann sich für das Genossenschaftswesen, den Gilden- (Gewerkschaften) Sozialismus für Betriebsräte (genauer: Industrial Councils), ein paritätisches Wirtschaftsparlament und Aehnliches einsetzte?

Aber mehr noch als diese einzelnen Sätze und Stellungnahmen ist der ganze Geist und Stil dieser Aufsätze für den, der in der schweizerischen Atmosphäre, im «Land der Freiheit», lebt, ein reines Mirakel. Wie ganz anders würde die Luft bei uns, wenn solche Männer bei uns ihre Stimme erhöben und Verständnis fänden! Die ganze Traurigkeit unserer Zustände wird einem durch eine solche Vergleichung erst recht scharf bewusst.

Doch ich vergass ja ganz — es ist halt ein Volk der Krämer, nicht der Helden und nicht — der Philister! Ich vergass es ganz! L. R.

Vom Mordgeist. Man liest etwa in unseren Zeitungen von der Mord-Atmosphäre, die in Deutschland herrsche, und der Nebengedanke ist dabei natürlich, dass es so etwas bei uns selbstverständlich nicht gebe. Selbstbetrug, wie immer! Wir haben das Gleiche, oder noch Schlimmeres, bei uns. Man schiesst bei uns den politischen Gegner nicht grad nieder (wenigstens jetzt noch nicht), aber das geschieht nicht, weil wir weniger wild und brutal hassten, sondern weil wir auch zum Bösen, wie zum Guten, zu feig sind und weil der Bürgerkrieg bei uns noch nicht so weit gediehen ist. Wir meucheln vorläufig so gut wir können. Da wir nicht den Leib morden dürfen, ohne Gefahr (vorläufig wenigstens), mit dem Zuchthaus bekannt zu werden, so morden wir die S e e l e, indem wir den Gegner an seiner Ehre, seinem Ideal, seiner Mission durch Bosheit, Lüge und Verleumdung zu treffen suchen. Ist nun so ein anonymer Schuft, der hinter dem Zeitungsbusch hervor auf einen politischen Gegner die Geschosse der wohlberechneten Gemeinheit sendet, wirklich besser, als Einer, der offen oder heimlich seinen Leib totschlägt? Ich meine, doch eher noch schlimmer. Denn der andere braucht doch etwas mehr Mut und läuft immerhin eine etwas grössere Gefahr, aber Mordgeist und wilder Hass ist in beiden Fällen der gleiche. Wer hasst wie so ein anonymer, oder meinetwegen auch nicht anonymer Bösewicht, der ist ein Totschläger. An die Bergpredigt (Matth. 5, 21 ff.) braucht man dabei noch nicht einmal zu erinnern.

D i e s e Mordatmosphäre haben wir auch bei uns, werden sie, wenn es so weiter geht, immer mehr und in immer roherer Form bekommen. Betrügen wir uns doch nicht! L. R.

Der Jugendtag in Brütten,[1]) der über die Pfingsttage stattfand, hat, wohl nach dem allgemeinen Urteil, einen fast über Hoffen und Erwarten guten Verlauf genommen. Von der Zürcher «Freischar» einberufen, war er von etwa 180 bis 200 jungen und auch einigen ältern Leuten aus der ganzen Schweiz besucht. Anhand der Themen: «Pazi-

[1]) Aus Versehen in der letzten Nummer weggeblieben.

fismus — Sozialismus — Christentum»; «Der Kampf der Jugend gegen den Militarismus» wurde die ganze Lage und Aufgabe der Zeit und im besondern der Jugendbewegung erörtert. Die frohe Ueberraschung dieser Tage war, dass nach all der Ermüdung und trüben Gährung, all der Verirrung in die Sackgassen religiöser, sozialer und anderer Sonderbewegungen, all der Verflachung und Entartung auch der Jugendbewegung eine neue Einheit des Geistes, eine neue Lust, die einfachen, grossen und deutlichen Aufgaben der Zeit anzufassen, bei dieser Jugend sich kundtat. Es ist eine grosse Klärung und Reifung eingetreten; die schweizerische Jugendbewegung steht vor einem neuen Ausgangspunkt. Jener Enthusiasmus, der im besondern die Anfänge der «Freischaar» kennzeichnete, kehrt wieder, geläutert, vertieft, an jugendgemässen, aber ernsten und grossen Aufgaben sich nährend.

Möge der Geist, der in den Brüttener Pfingsttagen sich regte, wachsen, sich ausbreiten und nach und nach die Elite unserer Jugend erfassen. Gewiss bedarf er fortwährender Vertiefung und Reinigung, aber gerade die Erfahrung, dass eine solche diese Jahre her trotz alledem stattgefunden hat, gibt uns die Zuversicht, dass dies Werk weitergehen wird.

Veni, Creator Spiritus! L. R.

Freigeld und theologische Fakultäten. Der Schweizerische Freiland-Freigeld-Bund hat den seltsamen Einfall gehabt, sich an die schweizerischen theologischen Fakultäten (ob nur an die protestantischen oder auch an die katholischen, weiss ich nicht) mit der Bitte um ein Gutachten über die Vereinbarkeit des Zinsnehmens mit den Grundsätzen der christlichen Ethik, speziell dem Worte Jesu Luk. 6, 34: «Und wenn ihr an solche leihet, von denen er zu nehmen hoffet, welches wird euer Lohn sein?» zu wenden. Ein seltsamer Einfall und seltsame Leute, diese Freiland-Freigeld-Leute! Sie wollen Realpolitiker sein, übertrumpfen die Marxisten durch «Geschichtsmaterialismus» (vergleiche ihre Stellung zum Zivildienst!), stellen die religiösen Sozialisten als Ideologen und Utopisten hin, aber die Theologieprofessoren, das sind auf einmal die Männer, «das heute wichtigste Problem der Sozialethik zu klären und zu lösen». Es steckt in diesem Vorgehen ein Autoritätsbegriff, der an vergangene Jahrhunderte erinnert. Als ob heute sozial-ethische Probleme durch jeweilige Gutachten der in Betracht kommenden Fakultät gelöst würden! Als ob ein Theologieprofessor über das Verhältnis des Zinsnehmens zum Geiste Jesu etwas Gescheiteres, Richtigeres, Massgebenderes wüsste als irgend ein nachdenkender Strassenkehrer! Viel eher ist zu erwarten, dass der Strassenkehrer in einer solchen Sache der Wahrheit näher sei. Das wissen schliesslich die Freigeldleute auch. Pfarrer Burri schreibt: «G o t t l o b i s t d i e s n i c h t e i n R e s e r v a t r e c h t d e r T h e o l o g e n.» Aber warum denn den Schriftgelehrten auf einmal eine solche besondere Kompetenz einräumen? Und welche Naivität sodann, zu meinen, irgendeine Fakultät werde a l s s o l c h e (einzeln Glieder mögen anders stehen, stehen w i r k l i c h anders) etwas L e b e n d i g e s behandeln! Eine Fakultät wird sich auf das lebhafteste um den Zins der Fakultätsgelder interessieren, sich aber an der Frage der C h r i s t l i c h k e i t des Zinsnehmens gänzlich desinteressieren.

Die Antwort ist denn auch so ausgefallen, wie jeder nicht allzu Naive hätte erwarten können. Man durfte von den theologischen Fakultäten freilich kein Urteil über die Freigeldtheorie des Zinses verlangen und tat das auch nicht. Aber die ganze Zinsfrage ist in der christlichen Geschichte ein grosses Pro-

blem gewesen. Sie beschäftigt die sog. mosaische Gesetzgebung, die Kirchenlehrer, die Reformatoren aufs stärkste und zwar so, dass meistens die Unchristlichkeit des Zinsnehmens behauptet wird. Hinter der heutigen Zinsfrage steht vor allem die des **arbeitslosen Einkommens**, also ein christlich-ethisches Problem ersten Ranges. Es wäre schon etwas gewesen, wenn die Theologischen Fakultäten den Mut gefunden hätten, zu erklären: Arbeitsloses Einkommen (im kapitalistischen Sinne, wohlverstanden) ist nach den Grundsätzen des Christentums als Gottes Ordnungen widersprechend zu beurteilen.» Aber wer wird von einer Fakultät so etwas erwarten? Die theologischen Fakultäten sind Organe des heutigen Staates und der heutigen Gesellschaft. Ganz sicher wäre, wenn sie jene Erklärung abgegeben hätten, die sich auf christlichem Boden durchaus von selbst versteht, sofort ein Antrag auf ihre Aufhebung gekommen. Die theologischen Fakultäten hätten wirklich eine schöne und ganz unverdiente Gelegenheit bekommen, Ehre (in gutem Sinn) zu erwerben, aktuell zu werden; aber ihr ganzer Charakter als Hüter der «Wissenschaft» und «reinen Religion» musste ihnen verbieten, sie zu ergreifen. Wir wissen, dass in diesen Fakultäten einige Männer sind, die anders denken, aber sie sind in grosser Minderheit; man braucht nicht die Finger beider Hände, um sie aufzuzählen.

Aber so sehr man diese ausweichende Haltung der Fakultäten falsch finden muss, so sehr muss das Falsche in der Anfrage selbst betont werden. Wenn diese den Satz enthält: «Es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Durchführung des **einzigen** Grundsatzes für das Wirtschaftsleben, den uns Jesus gegeben hat» (gemeint ist eben das Wort Luk. 6, 34), dann ist das ein ganz merkwürdiger Rückfall in längst überwundene Denkweisen. Wir haben es doch längst aufgegeben, in der Bibel und speziell im Evangelium nach einzelnen Sätzen zu suchen, auf die entweder die Verurteilung oder die Begründung eines Wirtschaftssystems gebaut werden könnte. Ob jenes zitierte Jesuswort auch nur den Sinn hat, den die Eingabe ihm beilegt, ist wirklich zweifelhaft; ganz sicher aber ist, dass Bibel und Evangelium mit **jedem** Wort, d. h. ihrem ganzen Sinn und Geist nach, jegliches System wirtschaftlicher Ausbeutung verurteilen. Es ist eine Ablenkung von dieser grossen, sonnenhellen Hauptsache und liefert dem Gegner wohlfeile Waffen, wenn man statt auf alle Worte bloss auf eins, statt auf das Ganze bloss auf ein Stück (die Zinsfrage) abstellt.

Vielleicht wäre dieser Fehler vermieden worden, wenn die Verfasser der Eingabe sich etwas mehr um das bekümmerten, was andere Leute in Bezug auf diese Probleme gearbeitet und gekämpft haben. Es ist geschichtlich falsch, wenn Pfarrer Burri erklärt, dass durch diese Eingabe «die Theologie zum ersten Male seit mehr als hundert Jahren aus ihrem Mauerblümchendasein herausgezogen und in den Kontakt mit dem wirklichen Leben gebracht werden sollte». Wahr kann dieser Satz nur sein, wenn er sich auf die theologischen Fakultäten als offizielle Institutionen bezieht; sollte aber unter «Theologen» das **religiöse Denken** gemeint sein, so wäre damit die ganze gewaltige Arbeit eines Jahrhunderts, die der Beziehung zwischen dem Christentum und dem sozialen Probleme galt, ignoriert. Sollte dem so sein, so würde sich darin eine Neigung verraten, nur sein eigenes Tun für der Rede wert zu halten, was der Bewegung zum Verhängnis werden müsste. Ich nehme darum an, es sei nur eine falsche Formulierung, wie sie uns allen oft genug begegnet.[1])

[1]) Pfarrer **Burris** Begleitschreiben, das unter dem Titel: «**Christentum und Zins**» erschienen ist, soll noch besonders besprochen werden.

Moral: Lassen wir in unserem Kampf um eine religiös und sozial neu orientierte Welt die Fakultäten und die Zünfte aller Art aus dem Spiel. L. R.

Papsttum und Reparationsfrage. Dem Schritt des Papstes in der Reparationsfrage kann man eine grosse Wichtigkeit nicht absprechen und zwar weniger um seiner zu erwartenden direkten Folgen, als um seiner symptomatischen Bedeutung willen. Er ist eine Aeusserung der Tendenz, die mit ziemlicher Sicherheit die Taktik der katholischen Kirche in den kommenden Zeiten charakterisieren wird: gewisse moderne Ideen, wie Pazifismus, Demokratie, Sozialismus, aufzugreifen und in den Dienst des katholischen Ideals zu stellen. Damit wird der Protestantismus völlig erdrückt werden, wenn er nicht rasch und entschieden vom Reiche Gottes aus vollbringt, was die katholische Hierarchie von der Kirche aus tut, wobei übrigens auch mit ganz von innen kommenden katholischen Erneuerungsbewegungen nach jener Richtung hin gerechnet werden muss. Dass der Völkerbund von Genf nicht gewagt hat, zu tun, was der von Rom getan hat, ist ein Memento ersten Ranges.

Inzwischen ist auch der «Schweizerische Kirchenbund» wieder beisammen gewesen. Es heisst (vgl. Semaine Religieuse, 7. Juli): «Man berührte auch die Frage des Zivildienstes, aber in Anbetracht der Meinungsverschiedenheiten, die sie erregt hat, hat das Komitee beschlossen, von jedem Schritt in Bezug auf diesen Gegenstand abzusehen.» Es gab also, wie es scheint (oder scheint es nur so?) sogar im Schosse des Kirchenbundes eine andere Meinung. Aber was hilft das? Solange der offizielle Protestantismus bloss «Schritte tut», wo alles schon einverstanden ist, wird er weder sich selbst noch die Welt retten. Aus dem Protest des Gewissens entstanden, wird er vergehen, wenn anstelle des Gewissens die Angst getreten ist. L. R.

Für den Zivildienst. An einer Lausanner Versammlung unserer Freunde hat Pfarrer Maurice Vuilleumier eine Rede gehalten, die unter dem Titel: «Ils ne méritent pas la prison» («Sie verdienen nicht Gefängnis»), Conscience chrétienne et service militaire (Christliches Gewissen und Militärdienst) in den Editions Forum, Neuchâtel, erschienen ist. Sie hat gleichsam zum Text das wundervolle Wort des Major Davel: «Gott, der die allgemeinen Gesetze geschaffen hat, kann in besondern Fällen gewisse einzelne Menschen davon dispensieren, wo seine Weisheit es für nötig hält und wo es im höheren Interesse der Herrschenden selbst geschieht.» Diese Rede, welche Besonnenheit und geistige Tiefe mit tapferem Bekennermut vereinigt, kann uns in unserem Kampfe grosse Dienste leisten. Man sieht, dass der Geist Davels im Waadtlande doch nicht ausgestorben ist. Wenn man unserem Freunde Vuilleumier, dessen Auftreten eine Tat war, von theologischer Seite einen Vorwurf machte, dass er an der Seite von Ungläubigen und Sozialisten auf der Plattform erschienen sei, so illustriert das allerdings das «andere» Waadtland, aber es genügt, dass das Waadtland Davels und Vinets auch noch vorhanden ist. L. R.

Reichenauer Konferenz. Sonntag den 12. und Montag den 13. August findet in Reichenau (Graubünden) die Konferenz der religiösen Sozialisten statt (Beginn Sonntag nachmittag 4 Uhr). Sonntags findet eine Aussprache über die Zukunft des Sozialismus, sowie über die Zivildienstfrage statt, Montags eine Aussprache über die Frage: «Was bedeutet uns die Bibel.»

Bitte

Die furchtbare Schwere der Zeiten mag es rechtfertigen, nicht bloss entschuldigen, wenn abermals eine Bitte um finanzielle Hilfe an die Leser der Neuen Wege und gesinnungsverwandte Menschen ergeht. Es handelt sich diesmal um einen auswärtigen Freund, der mit unserer ganzen Sache seit langem aufs tiefste verbunden ist, ihr grosse Dienste schon geleistet hat und noch grössere wird leisten können, wenn seine Gesundheit und Arbeitskraft wieder hergestellt wird. Dies liegt nun durchaus im Bereiche des Möglichen, ja Wahrscheinlichen, sofern er, wozu der Arzt dringend rät, einen halbjährlichen Urlaub zu einer Kur im Hochgebirge benützen kann. Dafür fehlen ihm aber bei der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage solcher Kreise ganz und gar die Mittel. Wenn wir nun etwa die Summe von 600 Franken aufbrächten, so glauben wir die Sache durchführen zu können. Wir denken etwa an ein Pfarrhaus in Graubünden oder etwas Aehnliches und wären für Angebote sehr dankbar. Es handelt sich, da für 2—3 Monate schon gesorgt ist, nur noch um 3—4 andere. Der Mensch, der in Frage steht, besitzt so wertvolle Eigenschaften, dass er jedem Hause zum Segen und zur Freude würde. Seine Rettung vor dem Versinken in unheilbares Siechtum ist gewiss ein Werk Gottes.

Gaben nimmt gerne in Empfang und Auskunft erteilt bereitwillig

L. Ragaz

Briefkasten

An L. M. Die Schrift von Max Huber über «Evangelium und Staatenpolitik» wird auf eine durch und durch unwahrhaftige Weise gegen uns ausgenützt. Ausgerechnet Prof. Huber hat vor einigen Jahren schon zusammen mit Prof. Haffter und dem damaligen Chef des Generalstabs und des Militärdepartements, Herrn v. Sprecher und Herrn Decoppet, einen Entwurf für einen Zivildienst ausgearbeitet, der nach Aussage eines der Beteiligten dem unsrigen sehr ähnlich sieht.

Wir werden sowohl auf die Schrift selbst, die im Wesentlichen sehr gut ist, als auf ihre illoyale Ausbeutung durch Theologen und andere noch zu sprechen kommen.

Rabbi Bär von Radoschitz bat einst den Lubliner, seinen Lehrer: «Weiset mir einen Weg zum Dienste Gottes!» Er antwortete: «Es geht nicht an, den Menschen zu sagen, welchen Weg sie gehen sollen, denn da ist ein Weg, Gott zu dienen durch Lehre, und da, durch Gebet, da, durch Fasten und da, durch Essen. Jedermann soll wohl achten, zu welchem Weg ihn sein Herz zieht, und dann soll er sich diesen mit ganzer Kraft erwählen.» (Buber: Der grosse Magid)

Die Heilung des Bessesenen

Und sie kamen jenseits des Meeres in die Gegend des Gadarener. Und als er aus dem Schiff trat, lief ihm alsbald entgegen aus den Gräbern ein besessener Mensch mit einem unsaubern Geist, der seine Wohnung in den Gräbern hatte. Und niemand konnte ihn binden, auch nicht mit Ketten; denn er war oft mit Fesseln und Ketten gebunden gewesen und hatte die Ketten abgerissen und die Fesseln zerrieben, und niemand konnte ihn zähmen. Und er war allezeit, Tag und Nacht, auf den Bergen und in den Gräbern, schrie und schlug sich mit Steinen. Da er aber Jesum sah von ferne, lief er zu ihm und fiel vor ihm nieder, schrie laut und sprach: «Was habe ich mit dir zu tun, o Jesu, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten? Ich beschwöre dich bei Gott, dass du mich nicht quälest!» Denn er sprach zu ihm: «Fahre aus, du unsauberer Geist, von dem Menschen!» Und er fragte ihn: «Wie heissest du?» Und er antwortete und sprach: «Legion heisse ich; denn wir sind unser viele.» Und er bat ihn sehr, dass er sie nicht aus der Gegend triebe. Und es war daselbst an den Bergen eine grosse Herde Säue auf der Weide. Und die Teufel baten ihn alle und sprachen: «Lass uns in die Säue fahren!» Und alsbald erlaubte es ihnen Jesus. Da fuhren die unsauberen Geister aus und fuhren in die Säue; und die Herde stürzte sich von dem Abhang ins Meer (ihrer waren aber bei zweitausend) und ersoffen im Meer. Und die Sauhirten flohen und verkündigten das in der Stadt und auf dem Lande. Und sie gingen hinaus, zu sehen, was da geschehen war, und kamen zu Jesu und sahen den, der von den Teufeln besessen war, dass er sass und war bekleidet und vernünftig, und fürchteten sich. Und die es gesehen hatten, sagten ihnen, was dem Besessenen widerfahren war, und von den Säuen. Und sie fingen an und baten ihn, dass er aus ihrer Gegend zöge. Und da er in das Schiff trat, bat ihn der Besessene, dass er möchte bei ihm sein. Aber Jesus liess es nicht zu, sondern sprach zu ihm: «Gehe hin in

dein Haus und zu den Deinen und verkündige ihnen, wie grosse Wohltat dir der Herr getan und sich deiner erbarmt hat. Und er ging hin und fing an auszurufen in den Zehn-Städten, wie grosse Wohltat ihm Jesus getan hatte; und jedermann verwunderte sich. Markus 5, 1—20.

Das ist für unsere Ohren eine gar sonderbare, ja fast anstössige Geschichte, und manche werden sie vielleicht als eine etwas starke Zumutung empfinden. Ich kann das verstehen, — bin ich doch selber lange Zeit dieser Geschichte scheu aus dem Wege gegangen. Aber wenn diese Begebenheit im Wirken Jesu einst etwas Grosses bedeutete — und die Evangelisten messen ihr alle eine solche Bedeutung bei — sollte sie da nicht auch für uns noch bedeutsam sein? Gilt nicht auch da jenes «heute derselbe wie gestern»? In der Tat hat diese Geschichte gerade uns manches zu sagen.

Zunächst tun wir mit dieser Geschichte einen furchtbaren Blick in die Finsternis, die über dem Menschengeschlecht liegt. Das ist nicht mehr der Mensch, wie er aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen ist; das ist vielmehr der Mensch, der fremden, gottwidrigen Mächten untertan ist und in solcher Gebundenheit gerade sein Menschliches verloren hat. Besessen von finsteren Gewalten ist er zum Unmenschen geworden, durch den die ganze Gegend unsicher wird und dem alle scheu aus dem Wege gehen. Er selber fühlt den ganzen Jammer, der in solchem Dasein liegt, — sein eigenes Leben ist ihm unerträglich geworden. Ruhelos umhergetrieben von den Geistern, die ihn beherrschen, hat er seine Wohnung in den Gräbern; «er war allezeit, Tag und Nacht, auf den Bergen und in den Gräbern, schrie und schlug sich mit Steinen.» Ein furchtbares Bild menschlicher Entartung und menschlichen Elendes, angesichts dessen es einem so recht zum Bewusstsein kommt, dass der Mensch unter einem Fluche steht.

Aber, ist uns dieses Bild denn etwa ganz fremd geworden? Birgt das Menschenleben heute nicht dieselben Abgründe in sich? Könnten uns unsere Irrenhäuser nicht Aehnliches enthüllen? Und steht denn unser Leben nicht auch sonst unter der Herrschaft solcher Mächte und Gewalten, wie sie an dem besessenen Gadarener ihr Wesen trieben? Wahrlich, wir leben heute noch in jener Welt der

Besessenheit von unsauberen Geistern, welche uns unsere Geschichte vor Augen stellt! Und heute noch heisst der unsaubere Geist, der die Menschheit beherrscht, Legion, — denn ihrer sind viele!

Da ist z. B. der unsaubere Geist des Alkohols, auf dessen Macht über unser Volk uns ja gerade Erfahrungen der letzten Zeiten wieder besonders aufmerksam gemacht haben. Unter der Herrschaft dieses Geistes verliert der Mensch — ganz wie jener Gadarener — sein Menschliches, wird für seine Mitmenschen eine Gefahr und bringt sich selber in Erniedrigung und Verzweiflung. Wir brauchen nur daran zu denken, wie sich diese Besessenheit tagtäglich unter uns äussert, und die unheimliche Schilderung unserer Geschichte erscheint von erschütterndem Realismus. Oder da ist der unsaubere Geist des Mammons, der eine ungeheure Herrschaft auf Erden errichtet hat. Auch da tritt uns eine eigentliche Besessenheit des Menschen vor Augen und auch sie bewirkt eine Zerstörung des wahren Menschentums und eine grosse Unsicherheit des ganzen Lebens. Oder da ist, um noch ein Beispiel zu nennen, der Geist des Nationalismus, der sich besonders im Weltkrieg als furchtbare Besessenheit offenbarte. In dieser Besessenheit gebärdeten sich ja die Menschen derart, dass man unwillkürlich an jenen Gadarener erinnert wird, der all seine Ketten abgerissen und seine Fesseln zerrieben hatte und den niemand zu zähmen vermochte. Ja, haben nicht auch diese armen Besessenen gleich dem Gadarener die menschlichen Wohnungen verlassen, um jahrelang, Tag und Nacht, auf den Bergen und in jenen Gräben, die immer mehr zu Gräbern wurden, zu hausen?

Freilich, man würde nicht zugeben, dass in all dem eine furchtbare Besessenheit liegt. In einer Welt, in der Alkohol, Mammon, Nation — und wie diese unsauberen Geister alle heissen — allgemein als Herrscher anerkannt werden, wird man sich gar nicht mehr bewusst, welche Besessenheit in solcher Anerkennung und solchem Dienste liegt. Vielmehr werden da diejenigen als Besessene gelten, die frei von solcher Gebundenheit sind: da sagt man von dem Nüchternen, wie einst von Johannes dem Täufer, er habe den Teufel; da steckt man den Friedfertigen, der sich, frei vom Rausch des Nationalismus, nicht als willenloses Werkzeug des Hasses und Krieges missbrauchen lässt, in die Irrenhäuser und Gefängnisse, und den, der frei

ist von Geiz und Habsucht — und drum neben anderem z. B. seine Steuern ehrlich zahlt — betrachtet man als Dummkopf. So sind wir besessen und merken es gar nicht. Dabei wird unser Leben unter den Wirkungen dieser Besessenheit immer unsicherer und unheimlicher und gerät in immer bedenklichere Nähe jener Gräber, die der besessene Gadarener als Behausung wählte. Im Tode endet ja der Genusstaumel unseres Geschlechtes; mannigfache Zerstörung geht von unserem Mammonismus aus und die nationalistische Besessenheit hat Europa zu einer eigentlichen Gräberstätte gemacht. Die schauerliche Welt des Gadareners — sie tritt uns also aus unserem eigenen Leben entgegen!

* * *

Doch nicht einfach dieses düstere Bild menschlicher Gebundenheit und Besessenheit will uns unsere Geschichte vor Augen stellen. Vielmehr will sie uns zeigen, dass all dieser Gebundenheit und Besessenheit ein *Erlöser* und *Befreier* entgegentritt. *Das* ist die frohe Botschaft dieser Geschichte: *Christus hat Macht über die unsauberen Geister.* Diese Macht erkannte auch der Besessene. Als er Jesus von ferne sah, lief er auf ihn zu, — wohl wie rasend und um sich auf ihn zu stürzen, wie auf jeden andern. Aber, bei ihm angelangt, fiel er plötzlich vor ihm nieder! Er spürte das Neue, das Befreiende, das in diesem Menschen ihm entgegentrat. Er spürte die Kraft des Sohnes Gottes, diese Kraft des Allerhöchsten, der über allen Mächten und Gewalten der Finsternis steht. Der unsaubere Geist merkte, dass seine Stunde geschlagen, — drum schrie es aus dem Besessenen: «Was habe ich mit dir zu tun, o Jesu, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten? Ich beschwöre dich bei Gott, dass du mich nicht quälest!»

Das ist ja eben das Kennzeichen aller Besessenheit: der besessene Mensch will nur noch das, was die fremden Gewalten wollen, die ihn beherrschen. So will er nicht einmal seine eigene Befreiung, sondern fleht vielmehr den, der ihn befreien will, an: quäle mich doch nicht! Und erleben wir denn nicht genau dasselbe bei der Besessenheit, die wir unter uns finden? Als es sich vor kurzem darum handelte, der überhandnehmenden Schnapsseuche in unserem Volke zu steuern, hat sich da unser Volk nicht leidenschaftlich gegen den leisesten Versuch einer solchen Befreiung gewehrt? Und empfindet

unser Geschlecht nicht jede Bestrebung, die irgendwie die bestehende Geldherrschaft, diese furchtbare Menschenknechtschaft, erschüttern könnte, als einen Angriff auf sein Allerheiligstes? Und sträuben sich die Völker nicht aufs heftigste gegen die Forderung der Abrüstung, gegen die Abkehr von den Gewaltmethoden, überhaupt gegen alles, was sie aus der nationalistischen und militaristischen Besessenheit befreien und dem Frieden entgegenführen könnte? All diese unsauberen Geister spüren zwar gar wohl das Erlösende und Befreiende, das ihnen entgegentritt, aber sie wollen keine Erlösung und Befreiung: sie lieben die Finsternis mehr als das Licht! Aus dieser Welt der Gebundenheit und Besessenheit tönt es immer wieder allem Erlöserwillen entgegen: «Was habe ich mit dir zu tun, o Jesu, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten? Ich beschwöre dich, dass du mich nicht quälest!»

Doch Christus sieht nur den armen, gebundenen Menschen und kehrt sich nicht an das Gezeter seiner Beherrscher. Gerade diese Macht und Herrschaft zu brechen, ist er ja auf Erden gekommen! Drum befiehlt er dem unsauberen Geist aus jener Kraft des Allerhöchsten: «Fahre aus von dem Menschen!» Und die unsauberen Geister fuhren aus. Und als nach einer Weile Leute aus der Stadt kamen, «da sahen sie den, der von den Teufeln besessen war, dass er sass und war bekleidet und vernünftig.» Er hat sein Menschliches wiedergefunden. Ja wahrlich, dieser gebietet mit Gewalt den unsauberen Geistern und sie gehorchen ihm!

Und heute noch horchen wir auf bei dieser Botschaft und erkennen es froh: Christus hat Macht über die unsauberen Geister, — in ihm ist eine Kraft der Erlösung für alle Besessenheit! Das lässt uns auch der heutigen Besessenheit ganz anders gegenüberstehen. Angesichts all dieser Besessenheit müssen wir doch sagen: so sehr diese Menschen jetzt besessen sind von unsauberen Geistern, — wenn Christus ihnen begegnen wird, dann kommts noch zu einer Befreiung! So sehr unser Volk jetzt den Mächten Alkohol, Mammon und Nation untertan ist — wenn Christus in ihm mächtig wird, dann wird auch es frei werden; dann wird es nicht mehr in der Schnapsflasche, im Geldbeutel und in der Kanone seine Heiligtümer sehen, sondern es wird, erlöst von diesem Bann, dasitzen «bekleidet und vernünftig». Trotz aller Machtsteigerung dieser unsauberen Geister

dürfen wir darum nicht vor ihnen kapitulieren: es gibt einen Helfer und Befreier, der mit Gewalt den unsauberen Geistern gebietet. Stellen wir uns wirklich unter seine Macht, dann müssen jene finsteren Gewalten ihre Macht über uns verlieren. Lassen wir wirklich ihn in uns leben, dann werden Kräfte der Befreiung auch von uns ausgehen. Treten wir unserer Welt der Besessenheit derart im Glauben an ihn entgegen, sodass Er hervortritt mit seiner Reinheit und seinem Erbarmen und den Besessenen begegnet mit seiner Kraft, dann müssen heute noch die unsauberen Geister vor ihm weichen!

* * *

Freilich, die unsauberen Geister mögen auch dann, wenn sie weichen müssen, noch allerlei anrichten unter uns. Unsere Geschichte berichtet uns ja gerade im Zusammenhang mit der Austreibung der unsauberen Geister gar unheimliche Dinge. «Da fuhren die unsauberen Geister aus und fuhren in die Säue; und die Herde stürzte sich von dem Abhang ins Meer und sie ersoffen im Meer.» Ich weiss wohl, dass dieser Teil unserer Geschichte dem heutigen Denken am alleranstössigsten ist und ich möchte mir auch gar nicht anmassen, diese Anstössigkeit mit irgend einer glatten Erklärung zu beseitigen. Nur darauf möchte ich hinweisen, dass gerade in dem Zusammenhang, der durch unsere Geschichte zwischen der Heilung des Besessenen und der Vernichtung der Schweineherde hergestellt wird, ein tiefer Sinn liegt. Die unsauberen Geister, die so lange über die Menschen geherrscht haben, ziehen sich nicht einfach ruhig zurück. Das Reich der Finsternis, das unter der Herrschaft dieser Geister gedeihen und sich festigen konnte, lässt sich nicht so ohne weiteres beiseite schieben. Es sind gar ernste Worte in unserer Geschichte: «Und die Teufel baten ihn alle und sprachen: lass uns in die Säue fahren! Und alsbald erlaubte es ihnen Jesus.» Auch bei uns wird Jesus den weichenden Geistern wohl manches erlauben, darob wir uns entsetzen werden! Er nimmt eben nur die Heilung des armen Besessenen wichtig, während die weidende Schweineherde ihm daneben gar unwichtig erscheint. Wenn es nur wieder menschlich zugehen darf auf Erden — mögen da auch Hunderte von Säuen im Meere ersaufen! Merken wir, welche Bedrohung darin liegt für so manches, das bei uns geweidet, gepflegt und gemästet wird, wäh-

rend dicht daneben die Besessenen sich selbst überlassen bleiben? Wie, wenn die unsauberen Geister, wenn sie aus diesen armen Menschen werden weichen müssen, Lust bekommen, in all jene sorgsam gepflegten Gebilde zu fahren, die ein raffinierter Genussgeist geschaffen hat, oder dort ihr Vernichtungswerk zu treiben, wo die einzigen Reichtümer und Werte unseres Geschlechtes liegen, oder das zu zerstören, was den Stolz der Völker ausmacht? «Und alsbald erlaubte es ihnen Jesus!» Denken wir daran, dass Jesus keine Ehrfurcht hat vor wohlgepflegten Schweineherden, dass ihm vielmehr nur das e i n e am Herzen liegt, dass der Mensch wieder Mensch werde, frei von der Herrschaft fremder Mächte und Gewalten, gebunden einzig an Gott im Geiste echter Kindschaft.

Doch, wie schwer verstehen die Menschen gewöhnlich das. Was bedeutet ihnen denn wiedergewonnenes Menschentum, wenn dafür Besitztümer zugrunde gehen. Nein, einen s o l c h e n Erlöser wollen sie nicht. «Und sie fingen an und baten ihn, dass er aus ihrer Gegend zöge.» Das war für Jesus gewiss das Schmerzlichste: er kam, um den Menschen seine Hilfe zu bringen, um der ursprünglichen, gottgewollten Ordnung unter ihnen zum Durchbruch zu verhelfen — und sie bitten ihn, ihre Gegend zu verlassen! Gerade hier zeigt es sich, wie über a l l e eine Besessenheit gekommen ist: auch diese «normalen» Bewohner der Gegend sind besessen, besessen vom Geiste dieser Welt, drum verbitten sie sich selbst das Heil des Gottesreiches und weisen dessen Bringer höflich, aber bestimmt aus ihrer Gegend. Und drängt sich uns nicht auch hier die Verwandtschaft unseres Geschlechtes mit diesen Gadarenern auf? Wer will denn unter uns eine Rettung verlorenen Menschentums, wenn dafür materielle Interessen geschädigt werden? Hat es nicht der 3. Juni mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit gezeigt, dass breite Schichten unseres Volkes keine Bekämpfung des Alkoholismus, keine Rettung der Opfer dieser Besessenheit wollen, weil dadurch die eigenen Profite vielleicht hätten geschmälert werden können? Und lässt uns nicht der 3. Dezember, an dem unser Volk mit beispielloser Wucht ein Opfer des Besitzes zugunsten der Darbenden von sich gewiesen hat, ahnen, mit welcher Leidenschaft es sich dagegen wehren würde, dass durch eine soziale Neuordnung, die natürlich die heutigen Eigentumsverhältnisse gründlich ändern müsste, der Fluch

des Mammonismus von uns genommen würde? Lasst unser Volk sich nur auch noch aussprechen über die Abrüstung, den Zivildienst oder sonst ein Stück energischer Friedensarbeit, und wir werden es auch noch erleben, wie der nationale Egoismus es nicht dulden wird, dass die Welt vom Fluche des Nationalismus und Militarismus erlöst werde. Ach, auch bei uns müsste es Jesu erleben, dass jede seiner Heilandstaten, mit der er den Menschen erlösen will von der Herrschaft der Mächte dieser Welt, nur die Antwort fände: Ziehe fort aus dieser Gegend!

Wo man derart nichts wissen will von Christus und seinem Reiche, da muss er sich einstweilen mit seiner Hilfe zurückziehen. Und doch will er auch eine solche Gegend nicht preisgeben, — auch im Lande der Gadarener soll die frohe Botschaft verkündet werden. Drum liess es Jesus nicht zu, dass der Geheilte mit ihm das Schiff bestieg, um bei ihm zu bleiben. Als ein Zeuge des verschmähten Heiles soll er unter den Gadarenern bleiben: «Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen und verkündige ihnen, wie grosse Wohltat dir der Herr getan und sich deiner erbarmt hat. Und er ging und fing an auszurufen in den Zehn-Städten, wie grosse Wohltat ihm Jesus getan hatte; und jedermann verwunderte sich.» Sie verwunderten sich, dass durch Jesus die Fesseln des Gebundenen gelöst und dieses arme Menschenkind von den unsauberen Geistern befreit worden war. Sie verwunderten sich aber gewiss auch darüber, dass ihnen in dem Geheilten eine Freiheit begegnete, die sie selber gar nicht kannten. Und wird diese Verwunderung nicht bei manchem schliesslich zu der Erkenntnis geführt haben, dass diese herrliche Freiheit eines Gotteskindes, die ihnen in dem Geheilten entgegentrat, unendlich wertvoller ist als alle Besitztümer und Reichtümer, mit denen die Menschen sich umgeben? Ja, dieser Geheilte verkündet es machtvoll mit seinem ganzen erneuerten Leben: ihr verblendeten Gadarener, lasset doch eure Herden vernichtet und euer Besitztum geschädigt sein, — wenn wir Menschen dafür wieder Menschen, freie Gotteskinder werden dürfen, dann ist uns aller Schaden lauter Gewinn geworden! Auch von den Schädigungen, die jeder Sieg des Gottesreiches für die Reiche dieser Welt bedeutet, gilt das Wort des Paulus, «dass dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sind, die an uns soll offenbar werden!»

Auch heute dürfen wir nicht mit Jesus das Schiff besteigen und dem Gadarenerland den Rücken kehren, wenn wir etwas erfahren haben von der befreienden Kraft Christi mitten in unserer Welt der Gebundenheit und Besessenheit. Christus will vielmehr gerade an solchem Orte seine Zeugen haben, dass sie die Wohltat verkünden, die an ihnen geschehen ist und der gebundenen Welt die herrliche Freiheit der Kinder Gottes zeigen. So dürfen auch wir mitwirken bei dem grossen Erlösungswerke und etwas dazu beitragen, dass es doch noch zu einem Tag der Befreiung komme für alle Gebundenen und Besessenen. Was einst an dem *einen* Besessenen geschehen ist, das soll ja noch an *allen* geschehen, *denn Gott will, dass* **allen** *Menschen geholfen werde.* R. Lejeune

Freidenkertum und Religion[1]

2. Freidenkertum contra Religion.

Unsere erste Betrachtung hat uns gezeigt, dass wir dem Freidenkertum niemals gerecht werden, wenn wir es als eine Theorie oder als einen Inbegriff von Theorien fassen; einerlei, ob wir uns dabei von seinen Anhängern oder seinen Widersachern beraten lassen. Um es aus der Tiefe zu begreifen und ihm gerecht zu werden, müssen wir es als eine lebendige Praxis verstehen wie die Religion, der es sich entgegensetzt.

Wir bringen den Gegensatz wohl auf seine knappste und ausdrucksvollste Formel, indem wir sagen, dass die Religion den Schwerpunkt in die *Erlösung*, das Freidenkertum ihn in die *Befreiung* verlegt. Ich darf weiter vorwegnehmen, dass es uns darauf ankommen wird, die Unzertrennlichkeit, ja, Einheit der beiden Prinzipien darzulegen. In der parteihaften Einseitigkeit, in der sie uns zunächst erscheinen, nötigen sie uns indessen, gerade demjenigen nachzugehen, was sie voneinander trennt und wider einander streiten lässt.

Nun muss zunächst festgestellt werden, dass um den Begriff der Erlösung ein Hauch von Jenseitigkeit weht, während Befreiung mehr und mehr nach dem Diesseits gerichtet ist. Wer erlöst sein will, der

[1]) Die Fortsetzung dieses Aufsatzes ist durch Krankheit des Verfassers verzögert worden. Die Red.

möchte sich lösen, sich ablösen; er kehrt sich in der Regel von der Welt ab. Umgekehrt lehrt die innere Erfahrung stets deutlicher, dass Freiheit kein ruhender Zustand, sondern ein schöpferisches Tun ist, man ist, mit Nietzsche gesprochen, nicht von etwas, sondern für etwas frei. In diesem so verschiedenen Verhalten zum Stoffe der Welt ist es bedingt, dass Erlösung das Leitmotiv des Ostens, Befreiung das des Westens ist.

Klarer noch wird uns dies, wenn wir neben den Begriff der Freiheit den so nahe verwandten, wo nicht gar identischen der Selbstbestimmung stellen. Frei ist man in dem Masse, in dem man sein eigenes Schicksal bestimmt, die Führung über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens in der Hand behält; dahingegen Unfreiheit eben den Mangel an Selbstbestimmung, die Abhängigkeit von Mächten bedeutet, über die man keine Lenkung hat; mögen sie auch, wie die Leidenschaften, in unserem Innern ihren Ursprung und Sitz haben. Die ganze Bewegung der Aufklärung und des Freidenkertums versteht man am besten aus dem Gesichtspunkte fortschreitender Selbstbestimmung, die sich nach und nach der persönlichen, religiösen, der politischen, nationalen und sozialen Sphäre bemächtigt. Damit steht aber in Verbindung, dass ein ganz anderer Bedeutungsakzent der diesseitigen Wirklichkeit beigelegt wurde als früher. «Du musst Herr und Meister deines Geschickes und Daseins werden, Mensch,» so hören wir den Freidenker sprechen, «und darum musst du mit allem aufräumen, was dies verhindert. Du musst dich in den Mittelpunkt der Welt, deiner Welt stellen. Der Gottesglaube ist dein zähester und ältester Irrtum. Die Kräfte, die du in ihn hineinlegst, hast du unwiderruflich und unwiederbringlich dem diesseitigen Leben entzogen.»

Das Freidenkertum huldigt also einerseits einem Grundsatze, den man als den des Aktivismus bezeichnen kann. Er ist darin enthalten, dass die Menschheit ihren eigenen Prozess zielbewusst und zielstrebig in Angriff zu nehmen habe. Bisher ist sie den Naturgesetzen kaum anders unterworfen gewesen als Tier, Pflanze und Stein. Jetzt soll sie durch Erforschung der Naturgesetze in die Lage kommen, sie im richtigen Sinne für die Zwecke der Zivilisation und der Kultur zu verwerten. Davon sind wir noch weit entfernt; derzeit spielt sich bloss ein ganz ge-

ringer Bruchteil dessen, was wir tun, ob wir nun als Individuen, als Klasse, als Gesellschaft, Staat oder Nation auf den Schauplatz treten, in der Form bewusster Zweckmässigkeit ab; weitaus das Meiste ist der Willkür des Zufalls oder, sagen wir, dem Zusammenwirken blinder Naturelemente anheimgestellt.

Das Freidenkertum huldigt anderseits dem Grundsatze der Weltlichkeit, der Diesseitigkeit, — in philosophischer Ausdrucksweise — dem der Phänomenalität. Der Mensch, heisst es, muss sich, um den Aufgaben dieser Welt wirklich, in verantwortungsvoller, schöpferischer Weise gerecht zu werden, ganz auf sie einschränken, er darf sich nicht in die trügerische Ferne des Jenseits verliern. Dadurch nämlich versäumt er es, sich in der Sinnenwelt zurechtzufinden und so betrügt er sich um die Möglichkeit einer fruchtbringenden Betätigung in ihr. Man weist hier zur Bekräftigung dieses Satzes auf die kulturelle Rückständigkeit des Orientes hin, in dem die Macht der Religiosität sich am reinsten erhalten habe; sodann auf die Fortschritte, die der Aufklärung zu verdanken seien. — Wir wollen uns jetzt mit beiden Grundsätzen beschäftigen.

Bewusst in den eigenen Prozess eingreifen: das ist in der Tat die unabweisbare Forderung der Zeit geworden, und bloss derjenige, der sie erfasst hat, darf ein gegenwärtiger Mensch genannt werden. In den grössten Dimensionen ist sie uns durch den Weltkrieg nahegebracht worden. Den tiefsten Punkt unseres Widerstandes gegen das Furchtbare, das er bedeutete, bezeichnen wir noch nicht einmal, indem wir seine Unmenschlichkeit brandmarken, sondern indem wir die zerstückten, zerfetzten Menschenleiber als Symbol der grausamen Verstümmelung nehmen, die der Körper der Menschheit durch ihn erfuhr; einer umso grausameren Verstümmelung, als dieser Körper erst in Bildung begriffen und noch gar nicht zur Welt geboren war. Aber er lebte dennoch schon, er lebt und er wird leben! Doch wird er erst wahrhaft leben, wenn er die Macht über seine einzelnen Glieder und durch sie die volle Freiheit der Bewegung hat. Das ist der Sinn des Völkerbundes, der erst dann seine Bestimmung erfüllen wird, wenn er mehr ist als ein Bund der Völker: nämlich der sie verkörpernde Organismus und das denselben durchseelende Bewusstsein. Gesagt ist damit, dass die Menschheit keine Abstraktion und kein Phantom, sondern eine Individua-

lität ist, die sich selbst zu bestimmen hat. Und in entsprechend verkürzten Dimensionen gilt dies auch für das soziale Problem, das seinem tiefsten Wesen nach Ueberwindung des Chaos durch den Kosmos, der durch den Kapitalismus heraufbeschworenen wirtschaftlichen Anarchie durch eine planmässig geregelte Produktion sein soll; auch hier also Selbstbestimmung anstelle von Fremdherrschaft. Ja, wenn wir den Kreis noch enger ziehen, wir kommen zu keinem andern Ergebnis. Das einzelne Individuum fühlt nicht minder die Notwendigkeit der Orientierung über sich, des Zurechtkommens mit all seinen Trieben, Impulsen und Bedürftigkeiten; es will nicht mehr ziellos im Dunkel des Unbewussten herumgetrieben werden; es will hineinleuchten in seine Tiefen oder sie zum Lichte emporheben, um solchermassen den Schwerpunkt seines Lebens und Schicksals in den bewussten, zwecksetzenden Willen zu verlegen. Das ist die Bedeutung der Psychologie und des ausserordentlichen Einflusses, den sie heute erlangt hat; es handelt sich ihr doch um mehr als um ein blosses Aufspüren interessanter Beziehungen und Gesetze: nämlich um den Weg zu einer neuen und vollkommeneren seelischen Praxis, einer besseren Beherrschung und Meisterung des eigenen Wesens, also, kurz gesagt, um Ethik. In der Tat, wir sehen hier bei genauer Betrachtung, wie die weiteren und weitesten Kreise konzentrisch um den engsten gruppiert sind. Der Krieg, diese Kundgebung des Chaos, was ist er schliesslich anderes als ein Hervorbrechen des riesenhaft aufgestauten Unbewusstseins der Menschheit? — Hier tut nun das Freidenkertun jenen weitern Schritt, dessen bereits Erwähnung geschehen ist. Es nimmt das Prinzip des bewussten Lebens in einem ausschliesslich verstandeshaften Sinne, es verengt dasselbe zum Prinzip der wissenschaftlichen Intellektualität, das sich seinen Typus in der Naturwissenschaft geprägt hat. Alles soll wo möglich auf eine mathematische Formel gebracht werden; ehe es sich dieser Forderung nicht gefügt hat, erwirkt es kein Heimatrecht in der Wirklichkeit. Man denke, wie hier namentlich der Monismus am Werke ist, eine solche alles erklärende und in sich begreifende Formel aufzustellen. Damit verbindet sich eine gewaltsame Intellektualisierung und Rationalisierung der Welt, die keine verschlossene Pforte dulden mag, in jedem Geheimnis ein Bollwerk der Finsternis wittert. Befreiung, heisst es, ist bloss durch

Erkenntnis möglich; und Erkenntnis ist restlose Klarheit, Durchdringung und Voraussicht; eine solche gibt es aber nicht ausserhalb der Wissenschaft. Diese ist also die wahre Lehrmeisterin der Menschheit, von ihr hängt alle kulturelle und sittliche Entwicklung ab. Der Wert einer Sache ist demnach bedingt durch den Grad ihrer wissenschaftlichen Erkennbarkeit: das ist schon die Ueberzeugung der Aufklärung gewesen, deren Erbe Freidenkertum und Monismus angetreten haben. Hier ist kein Raum für Metaphysik, für Mystik irgendwelcher Art, noch weniger für Religion; und so ergibt sich die Wendung des Freidenkertums zur ausschliesslichen Weltlichkeit und Diesseitigkeit.

Das Prinzip der Selbstbestimmung und das Prinzip der Wissenschaftlichkeit oder der Weltlichkeit sind also die beiden Brennpunkte des Freidenkertums. Wir werden sehen — und das wird die Richtung unserer weiteren Betrachtungen bestimmen — dass die genannten Prinzipien ganz und gar nicht so sehr mit einander verwachsen sind, wie behauptet wird. Wir müssen sie deswegen gesondert vornehmen. Das Prinzip der Selbstbestimmung haben wir als ein positives erkannt; zudem als ein solches, zu dem die Menschheitsbewegung mit innerster Notwendigkeit drängt. Es ist auch richtig, dass eine bestimmte Art von Religiosität sich seiner Entfaltung hemmend entgegenstellt. Das ist jene Religiosität, die das persönliche Leben aufhebt, das Individuum ganz ins All, in die Gotteswesenheit — ins Brahman und Nirwana auflösen möchte: die Religiosität Indiens, Chinas, des fernen Ostens. Es ist ja offenbar, dass bloss dort, wo ein Ich ist, es eine Freiheit, bloss dort, wo ein Selbst ist, es eine Selbstbestimmung geben kann. Der Fernorientale lebt nicht eigentlich in sich, sondern in jener allumfassenden, kosmischen Urmacht, in die seine eigene Existenz eingebettet ist, aus der sie entstammt und in die sie wiederum spurlos zurücksinkt; daher sein geringes Freiheitsbedürfnis, die Gleichgültigkeit seinem Schicksal und allem Irdischen gegenüber, sein Hang zum Fatalismus. Es soll auch nicht geleugnet werden, dass deutliche Elemente dieser Geistesverfassung in die abendländischen Religionen, zumal ins Christentum, eingedrungen sind. Namentlich durch die Kirche wurden sie in hohem Masse begünstigt; ihr einseitig dogmatischer und autoritärer Charakter hat dahin gewirkt. Sie nahm dem Menschen die drückende

Last des Gewissens ab, erleichterte sie ihm jedenfalls; aber sie verlangte dafür unbedingte Unterordnung, Hingabe des persönlichen Wollens. Diese Auffassung wirkte sich auch politisch aus: in der Lehre vom Gottesgnadentum, von der schrankenlosen Macht der Obrigkeit, vom leidenden Gehorsam. So musste die Aufklärung die Souveränität des Volkes und des Einzelmenschen in einem heftigen Kampfe gegen die herrschende Kirche durchsetzen, der sich schliesslich zum Kampfe gegen die Religion verallgemeinerte. Doch mit Unrecht; denn es ist nicht wahr, dass Religion als solche der Selbstbestimmung feindlich ist. Wenigstens kann das von der Bibel nicht behauptet werden, die dem Menschen unablässig die grösste Entscheidung abfordert; denn seine Aufgabe ist es, das Reich Gottes auf Erden zu verwirklichen. Durch Christus ist uns schliesslich erst die Tatsache und der Sinn unserer Individualität, ihr unendlicher Wert offenbar geworden. Das Ich wurde durch ihn befreit und erlöst, sich selber geschenkt, da es bisher in anderen, unpersönlichen Wesenheiten gefangen war. So geht denn im Grunde auch jede wahre Freiheitsbestrebung — auf welcher Ebene sie sich immer äussere — auf Christus zurück. Immer ist es das Aufbäumen des seiner Würde und Heiligkeit sich bewussten Ich gegen Misshandlung, Vergewaltigung und Entheiligung. Was in den grossen Revolutionen gesiegt hat, war nicht Gewalt und Terror, sondern das sie durchwaltende Bewusstsein des bedrohten Menschheitswertes. So entdecken wir die merkwürdige Paradoxie, dass eben von denjenigen, die Christus verleugnet haben, in Wahrheit Christus bezeugt wurde; freilich nicht durch Handlungen der Gewalt, wohl aber durch den Glauben an die sittliche Berufung unseres Geschlechtes.

Wie steht es nun aber mit dem zweiten Grundsatz des Freidenkertums, dem der Diesseitigkeit, ohne den es auch keine Selbstbestimmung geben soll? Eine Religion, die sich ganz auf das Irdische, auf die Erscheinung, beschränkt, ist ein Widersinn, sie verschrumpft dermassen zur puren Moralität und hört auf, Religion zu sein. Man kann ihr den persönlichen Gottesbegriff nehmen, nicht aber die Sphäre des Uebersinnlichen. Aber was haben wir dann auf den Vorwurf des Freidenkers zu antworten, dass die Hinwendung zum Uebersinnlichen eine Abkehr von der Sinnenwelt bedinge und umgekehrt? Wie, kann man denn zugleich mit dem Rücken

gegen die letztere stehn und in sie tätig hineinwirken? Die Antwort auf diese Frage wird von entscheidender Bedeutung sein. Sie wird den Irrtum zu beseitigen haben, als ob Religion, als ob Metaphysik überhaupt notwendig eine Rückenstellung gegen die Erscheinungswelt bedeute. Wir werden jetzt der Religion das Wort erteilen und sie ebenso zum Angriff gegen die Positionen des Freidenkertums übergehen lassen, wie sie sich bis jetzt auf Abwehr und Verteidigung eingerichtet hatte. Es wird zu zeigen sein, dass gerade der Anspruch des Freidenkertums, die diesseitige Welt durch Verzicht auf die jenseitige einzurichten, unerfüllbar ist und dass wahre Selbstbestimmung und Freiheit, schöpferische Weltdurchdringung und Weltgestaltung, weit entfernt, mit Religion unvereinbar zu sein, einzig und allein auf dem Boden der Religion möglich sind.

(Fortsetzung folgt.) Oskar Ewald

Dein Reich komme[1]

Erschreckend ist es, wie wenig wirklicher Friedenswille die Völker beherrscht, wie endgültig alles nur der Faust des Stärkern überlassen ist und — über kurz oder lang — wieder zum grauenvollen Entscheid kommen muss. Und doch geht gerade in diesen Zeiten ein tiefes Sehnen durch die Menschheit — aber in wie vielen Fällen nur ein halb sentimentales, halb opportunistisches Wünschen nach Frieden, Ruhe, ohne dass der Einzelne gewissenhaft zu kämpfen beginnt bei sich selbst, ohne dass der Einzelne sich Gott auftut.

Es fehlt an der Geschlossenheit, der Einseitigkeit im Einzelleben, es fehlt vor allem an der Innerlichkeit einer einheitlichen Lebensgestaltung. «Was nützt uns die negative Erkenntnis,» rufen viele, «wenn kein Weg zur Besserung gezeigt wird?» Die so sprechen, mögen zusehen, dass sie nicht zu Spreu werden oder einem der vielen Heilsapostel verfallen, die nur Steine statt Brot zu geben haben. Ist es nicht fast schon ein Gemeinplatz, dass Gott für alle da ist? Hart und schwer aber ist der Weg, der zu ihm führt.

War der Krieg nicht ein einziges grosses Missverständnis? Anstatt Krieg dem Ich, Krieg dem Du? Wohl ist das Böse die Tafel, worauf das Gute seinen Namen schreibt. Liegt die Paradoxie darin, dass

[1]) Eine Stimme zur Diskussion Züricher-Ragaz.

beide Mächte zugleich nur sich potenzieren können? Was nützen Weltanschauungs- und Religionsdebatten? Furchtbar ist allein das Gottesleben des Einzelnen. Und das ist schlechterdings jeder Analyse, jeder Debatte entzogen. Will man Gott präpariert in Spiritus, katalogisiert und jedem Rationalisten einleuchtend? Jawohl: den Juden ein Aergernis, den Griechen eine Torheit!

Dem naiven, kindlichen, vor sich selbst aufrichtigen Menschen bleibt Gott allein das Fundament des Lebens und der Auferstehung. Wie müsste ein dem Verstande zugänglicher Gott aussehen? Man täusche sich nicht mit religionsgeschichtlichen Streifzügen! Wie fern steht eine religionsphilosophische Betrachtung dem lebendigen Glauben! Andere Religionen mögen unsere Achtung erzwingen, unsere Bewunderung erregen: sie bleiben doch letzten Endes tot für uns! Gibt es Vergleiche, und dann eine Vernunft-Entscheidung? Vielleicht! Aber es gibt kein tiefes Leiden ohne Gottes-Sehnsucht, es gibt vor allem keine Ueberwindung ohne Gott-Erleben.

Immer waren es die subjektiven Menschen, die aus innerem Reichtum, aus stetem Leiden und Kampf heraus fruchtbar für andere gewesen sind. Was heisst Wissenschaft? Sie wird zum Fluche des Menschengeschlechts, wenn nicht neben ihr Innerlichkeit und Glaube wächst. Nein, nicht neben ihr. Das Wissenschaftliche ist vielen ein notwendiges Durchgangsstadium, ein Suchen, bis sie erkennen, worauf es schliesslich ankommt und sich darnach ihre Ziele setzen. Dass manche dabei über das Suchen nicht hinausgekommen sind, will gar nichts heissen in Bezug auf Gott, d. h. es will wohl soviel heissen, dass das Suchen nicht tief genug war, dass der jugendliche Impetus auf der bequemen Strasse sich zur Ruhe begab.

Halten wir fest: gross ist die Not der Zeit. Tief klaffen die Risse in der jetzigen Gestalt des Christentums. In unerreichbar weiter Ferne liegt das Ziel. Jedem Einzelnen sind höchste Aufgaben gestellt. Vollbringen aber können wir sie nur dann, wenn wir im Sinne dessen wandeln, der gesagt hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Die lebendige Kraft dazu strömt einzig und allein aus jener Quelle, die wir uns täglich neu erkämpfen müssen: aus dem Glauben an Gott!

E. Wiesendanger

Zur Weltlage

Nochmals in der Welt herum.

Ich habe das letzte Mal unter dem Titel: «In der Welt herum» versucht, etwas wie eine Weltkarte der Fragen, Aufgaben, Gruppierungen zu zeichnen, um die und in denen sich der politische Kampf unserer Zeit vollzieht. Dabei habe ich zu bemerken nicht vergessen, dass der politische Gesichtspunkt nicht der einzige und nicht der tiefste sei und auf diesen wenigstens hingewiesen. Wenn ich diesmal, nachdem ich inzwischen leiblich und geistig selbst wieder ein schönes Stück «in der Welt herum» gekommen bin, einiges von dem Geschauten und Erlebten zu berichten versuche, mag das als eine Ergänzung dazu aufgefasst werden. Denn es zeigt, welche tieferen, edleren Kräfte unter der zum grossen Teil so wüsten Oberfläche der Zeit am Werke sind.

1. Nyborg.

Die Weltkonferenz des «Versöhnungsbundes» (Fellowship of the Reconciliation) fand dieses Jahr am Strande der Ostsee statt. Dort liegt, am Südende von Fünen, einer der grossen Inseln, aus denen sich Dänemark mehr als man gewöhnlich bedenkt zusammensetzt, das Städtchen Nyborg und zwanzig Minuten davon entfernt Nyborg-Strand, eine kleine Kolonie von Landhäusern am Meeresufer. Seinen Mittelpunkt bildet ein grosser, von der «Innern Mission» errichteter Gebäudekomplex, der in erster Linie allerlei religiösen Versammlungen dienen soll, mit vielen, oft zellenartig kleinen, mit den Namen der Stifter getauften, durch Bibelsprüche gezierten Schlafzimmern, grossen Versammlungsräumen und entsprechendem Speisesaal, dazu Lesezimmer, Restaurant und so fort und einem herrlichen Park zum Lustwandeln und Disputieren — alles einfach, sauber, traulich und mit dem freien Blick auf das unendliche Meer, dessen mächtiges Atmen immer wieder alles Geräusch menschlicher Worte übertönt und alle Kleinheit und Enge menschlicher Gedanken beschämt. An dieser wundervollen Stätte haben wir eine Woche verlebt, die wohl für die allermeisten einen Höhepunkt ihres Lebens bedeuten wird und die wir nie mehr vergessen werden.

Wir haben sie als Geschenk empfunden, denn viele von uns gingen wohl nicht ohne einige Zweifel und Befürchtungen hin. Das Programm

war uns zu weit und zu unbestimmt. Der Gesichtspunkt der «Versöhnung» schien einigen von uns zu einseitig — und scheint uns übrigens auch jetzt noch so, wovon nachher noch ein Wort zu sagen ist. Als wir dann in Nyborg ankamen, wollten wir etwas erschrecken ob der allzugrossen Zahl der Besucher. (Es waren ihrer etwa zweihundert, darunter ein gutes Dutzend aus der Schweiz.) Wir wollten ja nicht an einen Kongress, sondern an die Zusammenkunft einer Familie, einer Bruderschaft. Es war denn auch wirklich über den Verhandlungen der ersten Tage etwas wie Kongressluft. Auch schien die geistige Zusammensetzung zu buntfarbig: neben dem höchstens an der Grenze des Sozialismus stehenden «Bürgerlichen» der radikale Kommunist, neben dem überzeugten Christen der Agnostiker oder entschiedene Atheist, neben dem auf Tat und Arbeit ausgehenden, sich demokratisch einer Gemeinschaft einordnenden Angelsachsen der spintisierende Deutsche, der sich aufs Absolute dogmatisch versteifende Russe, der steckköpfig individualistische Holländer, um von den weniger wichtigen Unterschieden des Standes, der Rasse, der Bildung, der Sprache zu schweigen. Wo war der Hut, der all diese Köpfe deckte? War hier nicht ein verwirrendes und beschämendes Babylon zu befürchten?

Aber da ist nun etwas geschehen, was wir still und dankbar als etwas wie ein Wunder empfunden haben. Es war doch Ein Geist, der da wehte und alle andern beherrschte. Es war etwas Grosses da, in dem alle Unterschiede der Meinungen untergingen, wie im Meer, im unendlichen, alles kleine, wirre menschliche Wesen immer wieder untergeht und nur die grosse Einheit übrig bleibt. Auch etwas wie das Pfingstwunder der Zungen wurde erlebt, indem diese grosse Schwierigkeit der verschiedenen Sprachen (etwa ein gutes Dutzend solcher mochten vertreten sein), wenn sie auch immer noch empfindlich war, doch unwesentlich wurde, weil durch alles die Eine Geistessprache ging, in der alle einander verstanden. Mit jedem Tage mehr machte dieser Eine Geist sich geltend und mit jedem Tage mehr spürte man eine wirkliche Bruderschaft, die alle die Vereinigten verband, mochten sie sich im übrigen kennen oder nicht. Man wurde sich dieser eigenartigen und wunderbaren Atmosphäre eigentlich erst ganz bewusst, als man wieder in eine andere übergegangen war.

Was war denn, etwas konkreter gesagt, dieser Geist und was das Grundthema der ganzen Konferenz? Vielleicht treffen wir am ehesten das Richtige, wenn wir sagen: es war der Glaube an die kommende neue Welt, die Welt Christi, die Welt des Menschen und Bruders, es waren die Fragen, Aufgaben, Nöte und Kämpfe dieser kommenden neuen Welt, ja, es war diese Welt selbst, die in allen diesen Menschen doch schon eine, wenn auch noch so unvollkommene, Wirklichkeit ist. Wir erhielten durch die Vertreter der verschiedenen Länder, Völker, Erdteile, Rassen ein Bild der heutigen Weltlage, ihrer Dunkelheiten und des aufsteigenden neuen Lichtes. Wir erörterten das soziale Problem, das Kriegs- und Friedensproblem, die Gerechtigkeit im Völkerleben, den Völkerbund, das Problem des Christentums («christliche Revolution»), das Problem der Nachfolge Christi (besonders der freiwilligen Armut), der erlösenden Liebe, alles unter diesem Einen Gesichtspunkt. Ihnen gesellten sich die besonders aktuellen Fragen des heutigen Tages: vor allem die Ruhrfrage und die dadurch symbolisierten französisch-deutschen Beziehungen überhaupt; die Schuldfrage; Armenien; Russland; dazu die damit im Zusammenhang stehenden Aufgaben der Erziehung und des persönlichen Lebens. Es blieb in alledem manches noch ungeklärt, und nicht überall wurde volle Einstimmigkeit erzielt. Doch stellte sich auch in den Ansichten, nicht bloss im Geiste, eine breite Basis der gemeinsamen Ueberzeugung her. Die Versammlung bekennt sich zum Sozialismus, ohne sich auf eine seiner Formen festzulegen, sie bekennt sich ebenso zum Antimilitarismus, bis zur Dienstverweigerung. Sie glaubt, dass all die sozialen, politischen und kulturellen Probleme nur auf dem Boden einer geistigen Lebensauffassung, auf der Grundlage der Freiheit und Bruderschaft, gelöst werden können. Sie erblickt in ihrer grossen Mehrheit die Bürgschaft dafür in einem neuverstandenen Glauben an Christus und sein kommendes Reich und erhofft als Erfüllung und Aufhebung aller sonstigen Revolutionen eine neue Nachfolge Christi. Unterschiede bestehen noch in Bezug auf die Taktik: wie weit man sich in Politik, überhaupt ins Relative einlassen dürfe, wie weit die Ablehnung aller Gewalt gehen könne und solle, ob auch bis zur Ablehnung aller Gewalt in der sozialen Auseinandersetzung; dazu in Bezug auf das bewusste Bekenntnis zu Christus und den Glauben an den persönlichen Gott. Es

sind nur kleine, wenn auch wertvolle Gruppen, die hier von der Linie der allgemeinen Ueberzeugung abweichen und ich wiederhole, dass diese Abweichung mehr eine der Ansichten, als eine des Geistes, mehr eine der Theorien, als eine der Gesinnung ist. Auch ist im Grunde gar nicht zu bedauern, dass diese Unterschiede vorhanden sind. Sie wirken als Salz; gar zu grosse und selbstverständliche Uebereinstimmung müsste etwas fade werden. Die innere Einheit der Bewegung braucht dadurch nicht verstört zu werden. Wir haben uns mit Vertretern einer von der unsrigen etwas abweichenden Auffassung nicht weniger verbunden gefühlt als mit den andern. Und was endlich den Gesichtspunkt der Versöhnung betrifft, so zeigte sich, dass er nicht auf falsche Weise angewendet wird. Es handelt sich nicht um sentimentale Allerwelts-Verbrüderung; die Liebe wird nicht von der Wahrheit und der Gerechtigkeit getrennt, der notwendige Kampf und seine Schärfe nicht verkannt oder unterlassen. Der Name «Versöhnungsbund» ist eben ein Name, etwas zufällig entstanden und vielleicht nicht endgültig. Er darf jedenfalls niemanden schrecken.

Man sieht: es ist im Grunde einfach die «religiös-soziale» Bewegung, die hier unter dem Namen des «Versöhnungsbundes» erscheint. Es sind genau unsere alten und neuen Gedanken und Probleme. Darum haben sich so viele Vertreter unserer Sache in allen Ländern ganz ohne weiteres mit den Leuten des Versöhnungsbundes zusammengeschlossen. Was sollte uns denn von diesen Menschen trennen, von einem Ayles, Dryer, Beskow, Thyssel, Wegelius, Olden, Revoyre, einer Mathilde Wrede, Lilian Stevenson, Kirsten Svelmoe-Thomsen, um auf Geratewohl nur diese paar Namen zu nennen? Ist das nicht Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut? Ist nicht ihr Ziel das kommende Reich Gottes? Ist nicht ihr besonderes Glauben und Mühen, dass Christus auch die politische und soziale Erlösung werde, dass Gottes Reich zu uns komme, in die Welt einziehe, Gott der Herr aller Wirklichkeit sei?

Freilich kommt nun bei dieser Form unserer Bewegung Neues in dreierlei Gestalt hinzu. Es strömt das Quäkerelement ein mit seiner eigenartigen Auffassung der Sache Christi und besonders mit seinem Gottesdienst in weltlicher Form, seinem «Sakrament des Lebens». Aber ist das nicht zum grossen Teil auch unsere Linie?

Und umgekehrt: drängt nicht das Quäkertum heute zu einer neuen Entfaltung aus seinem ursprünglichen Sinn heraus? — Das zweite aber ist die Laienhaftigkeit der neuen Form. Auch diese ist ein Glück. Denn die Theologen haben die frühere Bewegung fast getötet. Auch jetzt sind Pfarrer dabei, aber es sind keine Theologen, das heisst, keine sich im Spiel der Gedanken verlierenden und im Grunde sich um sich selbst drehenden geistlichen Intellektuellen, wie sie unsere Sache fast zerstört haben. — Dazu kommt als dazu gehöriges Drittes, dass die Bewegung mehr praktisch wird — praktisch nicht im Sinne irgend einer Vielgeschäftigkeit oder irgend eines Moralismus, sondern in dem Sinne, dass sie aus einer glänzenden Theorie ein vielleicht recht schlichtes Leben wird. Das alles freilich nur, wenn und soweit Gott weiterhin seinen Geist gibt, aber das darf bei diesem Anlass schon gesagt werden: sehr täuschen sich, die meinen, die religiös-soziale Bewegung sei zu Ende. Sie mag in gewissen theologisch-intellektuellen Formen erstarrt, mag unter Umständen in gewissen dem geistigen Todesschlaf verfallenden Völkern zum Stillstand verurteilt sein, aber aufs Ganze gesehen ist sie in mächtigem Aufsteigen. Das Bisherige war bloss ein Vorstadium, eine erste Welle, das Grosse und Eigentliche kommt erst und wird die Zukunft sein.

Es war daneben in Nyborg, wie schon angedeutet worden, keineswegs alles vollkommen; im Gegenteil. Das Programm war überladen; wer alles oder, da dies nicht möglich war, doch das Meiste mitmachte, wurde zu sehr ermüdet. Es blieb nicht Zeit für eine rechte Besinnung und vor allem nicht für jene reichliche Aussprache zwischen Einzelnen und kleinen Gruppen, die mindestens so wichtig wäre wie die allgemeinen Verhandlungen. Diese selbst waren zu wenig Aussprache, zu sehr bloss Anhören von Referaten, die ihrerseits doch im Verhältnis zur Grösse des Gegenstandes zu kurz waren. Hier muss eine grosse Vereinfachung stattfinden, der Kongresscharakter abgestreift, kongenialere Formen gefunden werden. Dann scheint mir des äusseren Gottesdienstes zu viel zu sein; entspricht es doch dem Wesen dieser Sache, dass alle Verhandlungen, alles Zusammensein Gottesdienst sei. Ein paar Bibelworte dürften jeweilen als Einleitung der Verhandlungen genügen. (Gelegentlich dürften es auch andere Worte sein). Dazu das Lied, aber ein «neues Lied», nicht

solche zum Geist des Ganzen so wenig passende und besonders die Jugend abstossende, wie sie gelegentlich in Nyborg gesungen wurden. Neuer Wein in neue Schläuche! Auch die an sich so tiefe und zarte Uebung des «schweigenden Gottesdienstes» darf nicht übertrieben werden, gerade weil sie so tief und zart ist. Ueberhaupt leidet die Konferenz ein wenig daran, dass sie sozusagen eine Quäkerkonferenz ohne Quäker ist. Die Uebung, Beschlüsse nur mit Einstimmigkeit zu fassen, hat gewiss in einem vom echten Geist der «Freunde» erfüllten Kreise einen guten Sinn, wo man lange überlegt, dem Geiste stets offen ist, auf Einem Boden steht, immer wieder zusammenkommt und das Rechte sucht; sie verliert diesen aber in einer solchen einmaligen, etwas bunten Versammlung, wo vielleicht Ein starrer Individualist aus purem dogmatischem Eigensinn zweihundertneunundneunzig Andere verhindern kann, ihrer Einstimmigkeit durch einen Beschluss Ausdruck zu geben. Doch sind alle diese Dinge Nebensache gegenüber der Einen grossen Schwierigkeit, die schon berührt worden ist: der Frage nach der gemeinsamen Glaubensgrundlage. Die Teilnehmer zerfallen in zwei Gruppen: die einen, zweifellos die grosse Mehrheit, wollen vom Glauben an Christus aus an die Aufgaben der neuen Welt gehen und sich zu dieser Grundlage auch formell bekennen; die andern, hauptsächlich aus deutschen Kommunisten und westlichen Radikalen bestehend, möchten die Bewegung, ohne den Glauben der andern anzufechten, auf eine rein menschliche Grundlage, auf den Glauben an die Bruderschaft aller Menschen stellen. Zum Teil gehören dazu Freunde, die ihrerseits wohl sich zu Christus bekennen, aber nicht Menschen, die das bisher nicht tun konnten: Juden, Agnostiker und andere, von der Bewegung abhalten wollen. Die Auseinandersetzung zwischen diesen zwei Richtungen hat besonders im Schosse des «Rates» zu einem langen geistigen Ringen geführt, das nach meinem Urteil die völlige Einheit des Geistes, die uns verbindet, klar gezeigt, aber noch nicht zu einer Einheit in Bezug auf die Form geführt hat. Man sieht, es ist das Problem, das auch uns bewegt und in der Auseinandersetzung zwischen Züricher und mir den Mittelpunkt bildet. Wie in den Neuen Wegen, so habe ich auch in Nyborg die Synthese von Freiheit und Bestimmtheit vertreten: wir können nicht anders als auf einem bestimmten Glauben stehen, sonst zerflösse die Bewe-

gung in ein paar Jahren ins Nichts; aber unser Glaube an Christus muss grösste und weltumfassende Freiheit bedeuten, er wird besser durch Taten als durch Worte bekannt und kann durch Formulierungen leicht gelähmt werden. Ich bin fest überzeugt, dass der Geist, der in Nyborg waltete, wenn er weiter bei uns bleibt, ja noch stärker wird, uns von selbst in der Freiheit zu der Einheit führt, die notwendig ist.

Nyborg war trotz allen Mängeln, ja, merkwürdigerweise gerade durch sie, ein Ereignis. Was mich am tiefsten berührt und bewegt hat, war die Beobachtung, dass Wahrheiten, Hoffnungen, die mir die höchsten und liebsten sind, die einst auch vor der Welt aufleuchteten, dann aber entweder durch Karrikatur in den Staub gezogen wurden oder einfach wieder versanken, doch lebendig sind, dass ihre Aussprache in den Herzen von Menschen aller Art das freudigste Echo findet und dass da und dort in der Welt schon Menschen auf solchen Wegen wandeln, die in unserer eigenen Umgebung als purer Unsinn gelten. Diese neue, aus der «Revolution Christi» entstehende Welt Gottes hob sich da und dort sichtbar ab. Was für ein Wunder ist doch eine Frau wie Mathilde Wrede, die, Abkömmling uralten Hochadels, dazu erfüllt von einer Frömmigkeit von der Kraft und Innigkeit des besten Pietismus, sich zu den «Roten» bekennt, aber zu der Erkenntnis kommt, auch den «Weissen» ihr grosses Herz nicht verschliessen zu dürfen, diese herrliche Frau voll wirklicher — nicht bloss phantasierter — wunderbarer Liebe, eine königliche Gestalt, die inmitten eines zum geistigen Pygmäentum entarteten Geschlechtes an die Grösse des Menschen glauben lässt. Was uns diese Frau von der erlösenden Kraft der Liebe erzählte, war wie ein Evangelium, und das eben, weil so gar keine Sentimentalität dabei war. Noch nie habe ich höchste Tapferkeit und höchste Liebe so verbunden gesehen. So war sie wie die Verkörperung dessen, was den letzten Sinn von «Nyborg» bedeutet, was wir meinten, wenn wir «Bilthoven» sagten. Aber auch ein Mann wie der Franzose Revoyre, der aus einem katholischen Priester ein protestantischer Pfarrer geworden ist, aber dann den Pfarrer endgültig ausgezogen hat und nun, hart mit des Lebens Not kämpfend, Christus inmitten des kommunistischen Arbeitervolkes bekennt, noch von einem, wie ich glaube, falschen kommunistischen Gedanken be-

fangen, und doch was für ein Jünger Christi, was für ein Vertreter des Absoluten durch die Tat, einer Mathilde Wrede doch innerlich verwandt — er gehört mit zum Bilde von Nyborg. Und zwischen ihnen, neben ihnen, wie viele andere, junge und alte Vertreter neuen Lebens — jenen zarten, durchgeistigten jungen Oesterreicher nicht zu vergessen, den eine Erkrankung so rasch aus unserer Mitte nahm!

2. Ryslinge und Liselund.

Als ich im letzten Dezember, von Schweden und Norwegen herkommend, für einige Tage in Kopenhagen weilte, war es mir aus Zeitmangel unmöglich, zu etwas in nähere Beziehung zu treten, was mir im heutigen Dänemark ganz besonders wichtig ist: zu den dänischen Volkshochschulen. Ganz unerwartet rasch bot sich Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Eine Einladung zu der Sommer-Möde (Möde = Meeting, Zusammenkunft) von Liselund vereinigte sich mit der Notwendigkeit, einmal zu einer «Bilthovener» Konferenz zu gehen, und ein dritter Anlass gesellte sich dazu, um mir schon wieder die grosse Reise nach dem Norden möglich zu machen. Wieder durfte ich — noch mehr als im Winter, wenn auch in grösster Kürze — Kopenhagens Herrlichkeit geniessen, diesmal seine sommerliche Herrlichkeit, dazu die einzigartigen Schätze seiner Museen. Es erschloss sich mir diesmal auch ein gutes Stück des dänischen Landes. Es ist ein wundervolles Land, in seiner Art so schön und grossartig wie die Schweiz, nur bei weitem weniger durch «Fremdenindustrie» und sonstigen Zivilisationswust verheert, so viel weniger «kultiviert», so viel weiter, einsamer. Es ist, wie ich schon bemerkt habe, viel mehr, als man anzunehmen geneigt ist, bis man es etwas genauer kennen lernt, ein Inselland — vom Meer umflutet und vom Meer durchrauscht. Vom Meere her fahren die frischen Winde über das Land, vom Meere her brausen gewaltige Stürme. Es ist, abgesehen von seiner mächtigen Hauptstadt und einigen kleinen städtischen Orten, die aber wenig bedeuten, ein Bauernland. Diese Gliederung Dänemarks in eine übergrosse (an eine Million Einwohner, bei drei Millionen dänischen Einwohnern überhaupt, heranreichende) Hauptstadt und ein fast kompaktes Bauernland ist ganz einzigartig. Sie mag ihre Nachteile haben, besitzt aber auch den Vor-

teil, dass Stadt und Land, besonders dieses, sich in ihrer Eigenart ausprägen konnten. Nur so war wohl die dänische Bauernhochschule und die ganze klassische Lösung des Bauernploblems, wie Dänemark sie bietet, möglich. Inmitten der weiten Getreidefelder und ausgedehnten Viehweiden mit grasenden oder ruhenden Herden von rothaarigen Kühen, dazu Schafen und Pferden, liegen einzeln die weissen, niedrigen Bauernhöfe aus Riegelbau mit der Flucht heller Fenster, daneben der wohlgepflegte Garten und der Ententeich, alles umgeben von hohen Bäumen. Aus den einfachen Höfen heben sich da und dort die Herrenhöfe (Herregaards) hervor, mit bescheidenem aber geschmacksvollem Herrschaftshaus und grossem Park, oft mit langer Zufahrtsallee, inwendig ein ganzes kleines Reich, oft stolz eine Anhöhe besetzend. Geschlossene Bauerndörfer gibt es kaum, nur «Stationsdörfer» an der Eisenbahn. In ganz kleinen Städtchen kann man einen herrlichen Stadtpark antreffen. Dazu überall viel delikate, zurückhaltende Eleganz in Baustil, Einrichtung und Gartenschmuck.

Das Festland und die Inseln bilden im Wesentlichen eine grosse Ebene. Aber es ist, soweit ich das Land gesehen habe, doch nicht Flachland, sondern durch Hügellinien, die mit Wald gekrönt sind, reich und fest gegliedert — es ist wie ein von grossem, ruhigem Wellenschlag bewegtes Meer. Auf den Anhöhen regen Windmühlen ihre Arme; da und dort ragt ein Kirchtum, als Mittelpunkt und Wahrzeichen eines Kirchdorfes, darüber der weite Himmel und in der Ferne das Meer, das grosse, leuchtende, in die Weite weisende. Auch in die feierlich hohen Buchenwälder mit den einsamen Seen grüsst diese weite Ebene, leuchtet dieser hohe Himmel, blickt silbern oder tiefblau dieses heilige Meer. Und über allem grosse Stille. O du dänisches Land, du Land Kierkegaards und Grundtvigs, wie habe ich in diesen schönen Wochen dich lieb gewonnen für immer! Wie bist du mir fast Heimat geworden! Nie hätte ich es für möglich gehalten, dass ich lange in der reinen Ebene, ohne Berge in Sicht, leben könnte, — ich meinte, darin ersticken zu müssen. Und nun weiss ich: auch hier, ja auch in der norddeutschen Ebene mit ihren stillen, breiten Flüssen und hohen Kieferwäldern unter dem weiten Himmel könnte ich leben und Gottes Herrlichkeit loben. Denn überall ist s e i n e Erde gross und schön. Aber die Dänemarks ist be-

sonders herrlich und der dänische Geist so sehr dem Besten des unsrigen verwandt.

Von diesem Geiste wollte ich reden. Ich habe von Nyborg weg ein paar Tage nach Ryslinge gehen dürfen, der Schöpfung Alfred Povlsens, der uns freundlich eingeladen hatte. Die Volkshochschule von Ryslinge, auf dem freien Land, aber in unmittelbarer Nähe eines Stationsdorfes gelegen, ist in der Anlage etwas wie ein ins Vornehme hinausgewachsener dänischer Bauernhof, nur dass anstelle von Scheune und Stall die Gebäude für den Lehrbetrieb und was damit zusammenhängt, dazu die Wohnräume für die Zöglinge treten. Das Wohnhaus des Leiters lehnt an eine alte Kirche (was kein blosser Zufall ist) und der Park fliesst mit einem Friedhof zusammen. Den Mittelpunkt bildet wohl der grosse, einfache Hörsaal, wo die Vorträge gehalten werden, diese Vorträge, die noch immer das Herz der dänischen Volkshochschulen bilden. Von ganz auserlesener, reicher und zarter Schönheit ist der Park, aus dem man ins weite, freie Land und über wogende Erntefelder hinweg zu stillen Wäldern blickt. Eine halbe Stunde weiter weg steht das einfache Bauernhaus, worin einst Kirsten Kold, Grundtvigs und Kierkegaards Schüler, das Werk der Volkshochschulen in grosser Dürftigkeit begonnen (ein Trost für jeden, der ob kleinen und schweren Anfängen einer Sache erschrecken möchte!) und neben der heutigen Volkshochschule sein von den dänischen Frauen gesetztes Denkmal.

Ueber die dänischen Volkshochschulen ist unter uns von Berufeneren so viel geschrieben worden, dass es mir nicht einfallen kann, darüber mehr als ein paar Gedanken zu äussern. Ich habe ja auch zu wenig selber gesehen, als dass ich mich nun als Kenner aufspielen dürfte. Im Sommer pflegen übrigens nur die Mädchen in den Volkhochschulen zu weilen, für etwa drei Monate, während die Burschen im Winter einen etwa sechsmonatigen Kurs haben. Aber einige starke Eindrücke habe ich doch gehabt. Ich habe im grossen Saal zu Ryslinge einen der Vorträge von Povlsen gehört. Von dem Vortrag selber verstand ich nicht genug; denn ich hatte zu wenig Zeit gehabt, mich mit dem Dänischen so zu beschäftigen, wie es sich gehört hätte. Er schloss einen Kursus über neuere Geschichte ab, indem er zeigte, wie ihre Linien auf Demokratie, Brüderlichkeit und Frieden hinausliefen. Was mich aber im tiefsten bewegte und mir,

dem Bauernsohn, wieder wie ein Wunder vorkam, waren diese hundertundsechzig Bauerntöchter, die ernst und gesammelt, mit sichtlichem innern Verständnis, teilweise, wegen des nahen Abschieds, mit Tränen in den Augen, einen derartigen Vortrag hörten. Dieses Wunder wiederholte sich im Körperlichen, als die gleichen Mädchen, wenn nun auch bloss eine Auswahl, am Abend Turnübungen und gymnastische Spiele aufführten, die ganz erstaunlich zeigten, wie die erwachte seelische Lebendigkeit sich in leibliche umgesetzt hatte. Man konnte an diesen beiden Proben trefflich jene grosse Erweckung anschauen, die durch die dänische Volkshochschule einem ganzen Volke, dem dänischen Bauernvolke, zuteil geworden, eine Erwekkung, die in ihrer Art einzig dasteht und mit der das, was unsere Volksschule leistet, nicht zu vergleichen ist — nicht durch Schuld unserer Lehrer übrigens! Gespräche mit dem bedeutenden und ehrwürdigen Manne, der nach Grundtvig und Kold einer der Hauptbaumeister an dem Werk der Volkshochschule und durch den Anstoss, den er Schweizern, vor allem Fritz Wartenweiler, gegeben hat, auch einer der wichtigsten Anreger für unser Land geworden ist, vervollständigten und vertieften diese Eindrücke, die zu dem gehören werden, was mein Leben trägt.

Liselund (im Süden von Seeland, neben dem Städtchen Slagelse gelegen) ist in mehrerer Beziehung ganz anders als Ryslinge, wie denn die Volkshochschulen überhaupt sehr von einander verschieden sind und ihre ausgeprägte Eigenart haben. Es ist wieder ein grosser Bauernhof, aber alles einfacher, bauernmässiger. Um den weiten gepflasterten Hof die Wohngebäude, Ställe, Verwaltungsräume, alles niedrig, mit Riegelbau und strohbedecktem Dach, neu bloss Speisesaal und Versammlungssaal, auch diese einfach, aber stilvoll. Dazu ein weiter Park, auch weniger elegant als in Ryslinge, aber reich und mächtig, wieder aufs freie Land mündend, und in der Ferne, am Horizont, das grosse Meer. Ringsum das weite, fruchtbare Feld und nicht weit weg herrliche, stille Wälder und Seen.

Auch der innere Stil von Liselund ist anders als der von Ryslinge. Es kommen hierher auch alte Leute. Das Religiöse tritt auch formell in den Mittelpunkt. Während Povlsen doch mehr der Mann der Kultur ist, freilich einer durchaus religiös orientierten, ist Niels Dael, der Leiter von Liselund, ein ausgesprochener religiöser Volks-

mann von durchaus demokratischer Art, hoher Originalität und grosser religiöser Kraft. Er ist Pfarrer einer grundtvigschen «Wahlgemeinde», d. h. freien Gemeinde, und ihm steht in der Leitung des Ganzen ebenfalls ein grundtvigischer Pfarrer, M o r t e n L a r s e n, ein, wie man mir sagt, ebenfalls hochoriginaler und hochbedeutender Mensch, zur Seite.

Den Mittelpunkt des Lebens von Liselund bilden die beiden Möde, die im Winter und im Sommer stattfinden. Dazu strömen für vierzehn Tage aus ganz Dänemark und etwa auch von weiter her ehemalige Schüler und andere Freunde zusammen, viel einfaches Bauernvolk, dazu Lehrer, Pfarrer und ähnliche Leute. Diese Volkshochschulen sind eben nicht bloss Schulen, sondern Zentren geistigen Lebens. Und zwar jeweilen für das g a n z e Land. Denn sie haben nicht lokalen Charakter, sondern versammeln jeweilen aus ganz Dänemark diejenigen, die eben gerade durch den besondern Charakter einer dieser «Schulen» angezogen werden. Etwa vierhundert Männer und Frauen waren so in Liselund zusammengekommen, stille, ernste, einfache Menschen. Sie schliefen zum Teil in primitiven Schlafstellen unter dem Dach, assen dichtgedrängt in dem grossen Speisesaal oder in dem weiten Zelt, das im Hofe aufgeschlagen war, spazierten in der freien Zeit im Park und der Umgebung und hörten jeden Tag im Versammlungssaal etwa drei Vorträge über allerlei Fragen des geistigen und kulturellen Lebens, unter denen die von Niels Dael, an biblische Stellen anschliessenden hervorragten. Dazu wurde, wie überall in den Volkshochschulen, viel gesungen und zwar aus einem besondern Liederbuch, worin nach dem Sinn Grundtvigs das Nationale und das Religiöse eigenartig zusammenfliessen. Es war alles stiller, schwerer, zurückhaltender als in Nyborg, aber der Geist einer aus dem Tiefsten erwachsenen Gemeinschaft und Bruderschaft fehlte auch hier nicht. Besonders strahlt von Niels Dael eine Wärme und Herzlichkeit, verbunden mit einer Kraft des Glaubens, aus, die an Boll erinnerte. An Boll erinnerte überhaupt v i e l e s!

In Liselund konnte man besonders die Wirkung der Volkshochschule auf das ä l t e r e Volk beobachten. Dass sie gross ist, weiss man nun ja allgemein. Es ist hier eine eigenartige religiöse und kulturelle D e m o k r a t i e erwachsen. In das ganze Bauerntum ist Leben, Geist, Adel gekommen. Auch Gegner der Volkshochschulen

müssen zugeben, dass ihre Zöglinge durch geistige Lebendigkeit hervorragen. Das Wirtshaus spielt auf dem dänischen «Dorf» keine Rolle mehr. Dieser Bauer ist auch kein Reaktionär, sondern demokratisch gesinnt, der Idee geöffnet. Und das alles ist erreicht nicht durch Ausschüttung von allerlei «Wissenswertem» über ein neugieriges Volk oder durch Seenachtfeste, auch nicht durch Fachbildung und Bauernagitation, sondern durch eine Hebung ganz von innen her, durch eine seelische Erweckung, durch eine neue Kraft des Glaubens und durch Einführung in die Geschichte, worin Gott spricht und der Sinn eines Volkes klar wird, also durch Religion und Menschenbildung. Eine Utopie, die doch so realistische Wirkungen gehabt hat, während unser Realismus sich ins Nichts auflöst.

Man könnte wohl denken, dass diese nun schon sieben Jahrzehnte alte Bewegung an Lebensfrische verloren haben und einer gewissen Erstarrung verfallen sein müsse. Wenn dem so wäre, so dürfte man sich nicht wundern. Das Gesetz von Ebbe und Flut wird auch für diese Sache gelten. Sie mag Zeiten haben, wo sie durch Bedeutende Menschen einen Höhepunkt erreicht, und Zeiten, wo diese Menschen fehlen. Es wird denn auch behauptet, dass die Volkshochschulen vielfach der Hort konservativen Geistes geworden seien und nicht mehr auf der Höhe der Zeit stünden. Manches berührt den Südeuropäer auf den ersten Blick etwas seltsam, zum Beispiel die tägliche Verlesung des apostolischen Glaubensbekenntnisses. (Womit ich aber keine Kritik an dieser Sitte geübt haben möchte!) Eine gewisse Sattheit ob dem Erreichten mag da und dort wohl vorhanden sein.

Aber ich habe doch den Eindruck erhalten, dass die Bewegung ihre Lebenskraft durchaus nicht erschöpft habe, sondern möchte eher glauben, dass sie auch in Dänemark selbst vor neuen grossen Entwicklungen stehe. Bedeutende Menschen fehlen ihr auch heute nicht. Und ihre Methoden sind im Grunde das Neueste, das, was nach meiner Ueberzeugung, etwas modifiziert und immer im Fluss erhalten, dastehen wird, wenn das meiste von unseren psychologischen Klügeleien verwelkt und verfallen ist. Auch sind sie neuem Leben nicht verschlossen. Wenn man mich nach Liselund einlud, dass ich dort an der «Möde» über die religiös-soziale Bewegung rede, so geschah das ausdrücklich darum, weil man eine Beziehung der grundtvigschen Bewe-

gung zu unserem Glauben und Wollen herstellen wollte. Mit grösster Aufmerksamkeit horchte man auf die drei Vorträge, die ich darüber halten musste, und gross war das Interesse, das sich nachher zeigte. Besonders knüpfte es sich an das, was ich von Blumhardt berichtete. Und das alles trotz der grossen Sprachschwierigkeit. Man erfuhr, dass sich auch hier Menschen aller Art fanden, die «auf das Reich warten» und dass viele Herzen sich freudig für neue Horizonte auftun. Entwicklungen von grosser Verheissung sind im Gange.

Unsere Bewegung aber mündet ihrerseits bei aller Selbständigkeit zum Teil in die Formen ein, die eine geistige Erweckung einst in Dänemark gefunden. Sie wird eine laienhafte religiöse Volksbewegung, die sich ebenfalls in einer neuen Bildung einen Leib schafft. Pestalozzi wird durch Grundtvig ergänzt. Aus der Theokratie des reformierten Christentums wird eine neue religiöse Demokratie und aus dieser eine kulturelle. Alles ohne Nachahmung, auf schweizerischem Boden schweizerische Art annehmend. Besonders Ein Unterschied wird vorhanden sein: in Dänemark hat diese Erhebung, die durch das Werk der Volkshochschulen bezeichnet wird, beim Bauernvolk eingesetzt, das ihrer damals am meisten bedurfte, sollte sie heute und unter uns nicht beim A r b e i t e r v o l k einsetzen müssen? Muss nicht unser Arbeitervolk die geistige Auferstehung erfahren, die einst das dänische Bauernvolk erfahren hat?

Wird der schweizerische Boden diese Pflanze tragen, nähren können? Oder ist er dafür zu verbraucht, zu hart oder zu sumpfig geworden? Vielleicht wird es auf unsern G l a u b e n ankommen. Die dänischen Volkshochschulen sind jedenfalls eine V e r h e i s s u n g. Sie leuchten als solche aus dunkler Zeit in die hellere Zukunft hinein.

3. Auf einem Schlachtfeld.

Von Liselund fuhr ich, in Begleitung einer jungen Schweizerin, die in Liselund und Ryslinge meine Führerin und Dolmetscherin gewesen, nach Augustenborg, wohin mir meine Frau vorangegangen war. Dort fand in dem alten Herzogsschloss am Meer eine skandinavische Versammlung der «Frauenliga für Frieden und Freiheit» statt, der ich einige Tage beiwohnte. Davon will ich weiter nichts erzählen, als dass auch hier feine Menschen zu treffen waren, die mit uns im Glauben und Hoffen eins sind. Aber Einen Eindruck muss ich er-

wähnen, weil er von so grosser symbolischer Bedeutung ist. In der Nähe von Augustenborg ist das berühmte Schlachtfeld von Düppel mit den Düppeler Schanzen, die am 16. April 1864 von den Preussen nach leidenschaftlichem Kampf erstürmt wurden. Es war die Entscheidungsschlacht in jenem Kriege gegen Dänemark, worin es sich um das Schicksal Schleswig-Holsteins handelte. Augustenborg liegt nämlich in jenem Gebiet, das infolge des Weltkrieges wieder an Dänemark gekommen ist. Das konnte man auf allerlei interessante Weise spüren. Es ist eine gewisse Spannung in den Gemütern. Begreiflicherweise: das Joch der Preussen war hart und lastete lange, und was bedeutet bloss die eine Tatsache, dass sechstausend dieser Dänen, gegen ihre Ueberzeugung kämpfend, im Weltkriege gefallen sind!

Auf Schlachtfelder zu gehen mag nicht gerade Sache eines Antimilitaristen sein. Freilich, wie viel hatte ich gerade von diesem in meiner Jugend gelesen! Und am Berliner Zeughaus ist ja auch ein grosses Bild, das diesen Sieg einer mit überlegenen Waffen ausgestatteten Uebermacht gegen ein seine Scholle verteidigendes kleines Volk triumphierend darstellt, mit der üblichen Ausstaffierung durch Könige, Prinzen und Marschälle. Jedenfalls bereue ich es nicht, auf diesem Schlachtfeld gewesen zu sein. Denn einmal war es ein Erlebnis von ergreifender Gewalt. Eine mächtige, freilich weniger hohe als weit ausgedehnte Kuppe steigt das Feld vom Meere auf, von dessen zwei breiten Armen es umfangen wird, während gegenüber die Stadt Sönderborg liegt und die Insel Alsen sich ausdehnt. Ueber den Gipfel der Kuppe und an beiden Hängen bis hinunter zum Meer ziehen sich, noch wohlerhalten, die mächtigen und berühmten Düppeler Schanzen, die dem preussischen Heere den Uebergang über den Meeresarm nach Sönderborg wehren sollten. Es ist ein Bild von strahlender Herrlichkeit, dieser Blick von der Höhe aus über das blaue Meer in die Weite. Und nun zu wissen: hier, inmitten dieser Gottesherrlichkeit, fand an jenem Frühlingstag des Jahres 1864 ein wildes, blutiges Ringen statt; hier erwarteten hunderttausend junge Dänen, im Blick auf ihr herrliches Vaterland, den furchtbaren Feind; hier stürmte er, nachdem er sich wochenlang durch Laufgräben und Parallelen herangearbeitet, zum letzten Kampf an; hier wehrten sich, in den von einer überlegenen Artillerie zerschossenen Schanzen,

tapfere Herzen mit dem Mut der Verzweiflung und starben mit dem letzten Blick auf ihr besiegtes Land; hier floss das Blut in Rinnseln bis hinunter ins tiefere Land. Ich habe vor Jahren Briefe gelesen, von jungen dänischen Soldaten, die in dieser Schlacht gefallen sind, vorher an ihre Lieben geschrieben, und wie lebhaft konnte ich empfinden, was in diesen letzten furchtbaren Stunden ihre Seelen erfüllt haben muss. Es ist etwas Grosses um ein solches Schlachtfeld. Töricht wäre es, das zu leugnen. Und doch — könnte die Sinnlosigkeit des Krieges drastischer erläutert werden als gerade durch dieses? Denn nun ist ja das alles durchgestrichen! Jene Preussen, auch junge, lebensfrohe Menschen, sind umsonst gefallen und im Grunde diese Dänen auch. Denn ohne einen Tropfen Blut ist dieses dänische Land zu Dänemark zurückgekehrt. Jenes (übrigens grundhässliche) Denkmal, das die Preussen auf der Stätte ihres Sieges errichtet, ist nun eine furchtbare Ironie — eine einzigartige Ironie über das Trügerische aller Gewalt. Wahrhaftig, dieses Schlachtfeld predigt Antimilitarismus, predigt Vertrauen in eine Gerechtigkeit, die unendlich stärker und sicherer ist als das Recht des Schwertes.

Auf jenem Schlachtfeld stand ein paar Tage vorher ein preussischer Generalmajor von altem Adel, der auch den Weltkrieg mitgemacht hat und nun Pazifist geworden ist und zeigte den Frauen der Konferenz den Verlauf der Schlacht — er, der nun «Besiegte», den nunmehrigen «Siegern», er und sie über der Sphäre stehend, wo Schlachtensiege oder Schlachtenniederlagen etwas gelten. Ist das nicht auch etwas wie ein Wunder und ein Bild einer n e u e n Welt?

4. Lübeck, Hamburg, Weimar.

Wir fuhren durch Deutschland heim — dieses grosse, wundervolle Deutschland, das uns (ich habe es schon angedeutet) die Herrlichkeit seiner Natur besonders im höheren Norden neu offenbarte.

Von Deutschland war natürlich immer viel die Rede gewesen und man hatte aus dem Munde von Deutschen manches über seine Zustände erfahren können. Einstimmig war das Urteil, dass es vor dem Bürgerkrieg stehe. Darüber, ob er verhindert werden könne oder nicht, schwankten die Meinungen. Einstimmig war man bloss darin, dass die Ruhrbesetzung den Hauptfaktor bilde, der zu ihm hindränge. Wir

selbst erlebten das sinnverwirrende Stürzen des Markwertes und konnten an allerlei Dokumenten die furchtbare Propaganda des Hasses gegen die Franzosen erkennen.

Von alledem will ich aber heute nicht reden, sondern bloss von einigen Reiseeindrücken, die damit freilich in einem tieferen Zusammenhang stehen.

Wir machten einen kurzen Aufenthalt in Lübeck, der alten Hansastadt. Was für ein herrliches Denkmal des alten deutschen Geistes! Schon der Dom ist gross und eigenartig, aber erst die Marienkirche! Ich habe nun doch schon sehr viel des Grössten und Erhabensten dieser Erde gesehen, aber eine solche Verbindung von Kraft und Leichtigkeit, einen solchen steingewordenen Hymnus auf Gottes Herrlichkeit noch selten erlebt. Es ist eine einzigartige Schöpfung. Dazu in der ganzen Stadt so viele andere Zeugnisse alten deutschen Kunstverstandes, alter deutscher Seelentiefe und trotziger, aber nicht protziger Kraft. Wie anders alles als in Berlin, besonders im wilhelminischen Berlin!

Und dann Hamburg, auch eine alte Hansastadt, aber nun ganz in die neue Zeit übersetzt. Eine Fahrt durch den Hamburger Hafen ist ein Kursus in Weltgeschichte, wie man ihn gedrängter und eindrucksvoller nicht allzuoft erleben kann. Hier war der neudeutsche Geist tätig. Hier waltete der Dämon des Imperialismus. Dieser ist in der Neuzeit, wie meistens schon im Altertum, vor allem an das Meer gebunden. Es lockt ins Weite, es fordert zu Eroberung und Wettbewerb auf, es erweckt Macht- und Grössendrang. Nicht umsonst war Hamburg Naumanns Lieblingsstadt. Und nicht umsonst ragt über Hamburg Bismarcks Riesenstandbild. Freilich mehr als Symbol. Denn der wirkliche Bismarck war ein Landjunker, kein moderner Imperialist; das war Ballin noch eher. Aber nun, wie ist dieses Denkmal wieder durchgestrichen! Was ist denn aus Bismarcks besonderer Schöpfung geworden? Sie ist zerfallen und bleibt zerfallen; die Löcher, die man am Hamburger Rathaus noch sieht, von dem Einschlagen der Maschinengewehre her, die gegen die das Gebäude besetzt haltenden Kommunisten spielten, reden eine beredte Sprache. Bismarck, du warst ein schlechter Roland deines Volkes! Denn du hast bloss an Blut und Eisen geglaubt und Blut und Eisen haben es besiegt. Unwiderruflich ist dein Reich da-

hin und dein Denkmal ist wieder nur ein tragischer Hohn. Es wäre Mitleid, es zu entfernen!

Wir fuhren dann nach Weimar. Wieder, nach fünfunddreissig Jahren, ging ich durch die Strassen, wo ich einst als Jenenser Student im Jugendtraume schöne Tage verlebt. Vieles sieht mich mit fremden Augen an. Aber ganz vertraut sind mir sofort wieder die eigentlichen «heiligen Stätten» von Weimar — die Stätten, wo die Grossen Weimars gewandelt. Wieder stehe ich im Schillerhaus, diesem ergreifend einfachen Gefäss geistiger Grösse; wieder im Goethehaus mit seinem schlichten Arbeits- und Sterbezimmer; wieder in jenem stillen Gartenhaus im Park. Und nun spüre ichs stärker als einst, weil nun durch diese ganze Periode des Abfalls vom Geiste zur Materie gewandert: hier ist Geist, wirklicher Geist, Geist in seinem Adel, seiner Feinheit; hier ist Kultur, nicht bloss barbarische Zivilisation — hier ist menschliche Kultur. Sie leuchtet auch aus den andern Denkmälern jener Zeit; aus dem ganzen Stil des Schlosses, wo am Tische der Grossherzogin Anna Amalia die «Titanen» Weimars zusammenkamen, aus der Anlage des Parkes, aus den Porträten jenes Geschlechtes, aus der wirklich titanischen Geistesarbeit, in die das Goethehaus einen Einblick gewährt, und sie spricht endlich mit der Majestät des Todes aus der Fürstengruft, wo die Särge der weltlichen Fürsten versinken vor denen der Geistesfürsten, vor Goethes und Schillers Sarkophagen, die hier nebeneinander stehen.

Und nun — ist etwa Goethe, um nur ihn zu nennen und Bismarck gegenüberzustellen, auch erledigt? Die Herzöge und Herzoginnen sind ja verschwunden. Weimar ist Hauptstadt der sozialistischen Republik Grossthüringen. Passt Goethe darum nicht mehr hieher? Ist er widerlegt?

Mit nichten! Er ist so lebendig als je. Die neue sozialistische Welt hätte vielleicht nicht seinen ästhetischen, aber gewiss weitgehend seinen ethischen Beifall. Er widerspräche ihr nicht einfach, wie sie auch ihrerseits von ihm lernt. Nein, Bismarck ist durchgetan, Goethe steht aufrecht. Kiel liegt halb verödet, das kaiserliche Berlin ist ein Trümmerfeld, Hamburg muss sich neu orientieren, Weimar aber bleibt ein ewiges Licht — nicht das Licht, aber ein Licht. Die Gewalt vergeht, der Geist lebt. Deutschland wird, in neuen Formen, zum

Geiste zurückkehren, die verschütteten Tiefen seiner Seele werden sich reinigen und neue Wunder schaffen.

Aber auch die ganze Welt wird diesen Weg gehen. In Trümmerfall und Gärung steigt die neue Art empor, allüberall «in der Welt herum».

L. R.

Stimmen

Kanzel und Politik. [1])

Von einem Laien.

Die Redaktion der «Neuen Wege» hat in der letzten Nummer des Jahrgangs 1922 ihren Leserkreis aufgefordert, in Zukunft in vermehrtem Masse sich an der Mitarbeit zu betätigen, damit diese Zeitschrift sich zu einem eigentlichen Sprachorgan aller geistesverwandten Gemeindeglieder auswachse.

Ermutigt durch diese Aufforderung wollen wir nun versuchen, zur Klärung des in unserer Ueberschrift angedeuteten Themas dasjenige beizutragen, was uns der gesunde Menschenverstand beim Besuche des sonntäglichen Gottesdienstes in verschiedenen Landesteilen eingegeben hat.

Können die Pfarrherren an den Geschehnissen im Handel und Wandel des Alltags vorübergehen, ohne ihrer in den sonntäglichen Predigten vor der andächtigen Gemeinde Erwähnung zu tun? Das ist eine Frage, die gewiss nicht nur die Geistlichen in tiefster Seele beschäftigt, sondern auch in weitesten Kreisen des Volkes Beachtung findet. Sagen wir es gleich vorneweg: wir hatten stets den Eindruck, dass ein Kanzelwort, das aus den Geistestiefen des Evangeliums schöpft, aber zugleich eine Brücke zum Werden und Geschehen der Gegenwart zu schlagen versteht, auf die Zuhörer den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen hat.

Wenn ein Geistlicher die politischen und wirtschaftlichen Tagesfragen nur in kurzen Andeutungen mit der Verkündigung des Evangeliums verquickt, so erfüllt er unseres Erachtens seine Aufgabe nicht in befriedigendem Masse. Ein Seelsorger muss ein Streiter Gottes sein. In erster Linie hat er zu prüfen, ob eine öffentliche Angelegenheit dem Sinne des Evangeliums entspreche, oder ob sie den Satzungen der heiligen Schrift zuwiderlaufe; mit andern Worten, er hat von Fall zu Fall zu entscheiden zwischen Gut und Böse. Aber diesen beiden Begriffen dürfen natürlich nicht die weltlichen Erwägungen zugrunde gelegt werden: Was bringt den grösseren Gewinn? Wie kann sich das Volk das Leben angenehmer machen? Wie wird sich die Mehrheit des Volkes zu dieser oder jener Frage stellen? usw.

Wir geben ohne weiteres gerne zu, dass es gerade in der gegenwärtigen Zeit der scharfen wirtschaftlichen Krise unserer Geistlichkeit ziem-

[1]) Wir möchten diese „Laienstimme" gern mit der Einsendung über die Absetzung von Pfr. Schulthess in Beziehung gebracht wissen. Die Red.

lich schwer fällt, als aufrechter Streiter Christi einzig für das gut erkannte Recht einzustehen. Nachdem die Kirchen verstaatlicht worden sind, und der ganze kirchliche Apparat vom Fiskus und von der Kommune bestritten wird, ist die Geistlichkeit ganz selbstverständlich auch in ein geistiges Abhängigkeitsverhältnis zum Staat und zu der Gemeinde getreten. Noch viel schlimmer aber als dieses Abhängigkeitsverhältnis ist der Einfluss gewisser wirtschaftlicher Machthaber auf die Kirche, die eben der Geistlichkeit nur so lange gewogen sind, als diese in ihren Predigten und im öffentlichen Leben das wirtschaftliche und politische Leben ganz ignoriert, oder dann direkt im Geiste und für das Interesse der Ersteren einsteht. Es geht den Pfarrherren leider nicht viel besser als den Redaktoren an den politischen Tageszeitungen, die eben auch die Interessen ihrer Partei und ihrer Prinzipale verfechten müssen. Auch dort wird sozusagen jede persönliche Meinung, die nicht der Partei genehm ist, gewaltsam unterdrückt. Auf diese Weise wird eine Gewaltpolitik gross gezogen, die eines republikanischen oder, sagen wir, demokratischen Staatswesens unwürdig ist.

Welch schlimme Folgen eine solche Gewaltpolitik zeitigt, zeigen uns mit erschreckender Deutlichkeit die Ereignisse des Weltkrieges. Wären die Verkündiger des Evangeliums allein vom Geiste Christi beseelt gewesen und wären sie mit Bezug auf die Lehren der heiligen Schrift den Tagesereignissen mit ihrer ganzen Ueberzeugung und Beredtsamkeit entgegengetreten, dann hätte das unheilvolle Völkerdrama gar nicht züm Ausbruche kommen können. Fügen wir aber zu dieser Tatsache ergänzend noch bei, dass der deutsche Kaiser, wenn er d e r christliche Fürst gewesen wäre, als den er sich bei allen nur denkbaren Anlässen so gerne gerierte, am 1. August 1914 in das Gotteshaus und von seinen Herrgott hätte treten und ihn aus inbrünstiger Seele um Rat hätte fragen müssen. Hätte er dies getan, dann stünde ganz ausser Frage, dass er die Kriegserklärungen nach Westen und Osten nicht hätte schleudern können.

Aber gerade in diesen Zuständen liegt das Verhängnis unserer Zeit. Gar vielen regelmässigen Besuchern unserer Gottesdienste — ohne Unterschied der Konfession — ist ein tiefes religiöses Denken und Empfinden so weltenfern wie einem Blinden die Malerei. Diese Art Scheinreligiosität ist es, welche den tyrannischen Geist erzeugt, welche den Pfarrherren gleichsam einen Maulkratten umschnürt. Ist es doch in W., der grössten Gemeinde des Toggenburg, vorgekommen, dass man dem Pfarrherren in Zeitungsartikeln und durch persönliche Vorstellung gehörig den Kopf gewaschen hat, weil er in einer öffentlichen Versammlung — nicht etwa auf der Kanzel — sich über die Vermögensabgabe eine freimütige Aussprache erlaubte.

Aber trotz alledem sind wir der Ansicht, dass sich ein Pfarrherr als wirklicher Streiter Christi mit allen öffentlichen Tagesfragen beschäftigen und sie in geeigneter Weise als eigentliches Salz der Verkündigung des

Evangeliums beimischen soll. Nicht das Volk, oder, sagen wir, einige Volksgewaltige, Männer von grossem Einfluss auf das wirtschaftliche Leben des Volkes, sollen dem Bildungswesen in Schule und Kirche die Richtung geben, sondern die Lehrer und die Geistlichen. Der Geist der sonntäglichen Predigten darf nicht von weltlichen Einflüssen inspiriert werden; er muss seinen Urquell allein im Evangelium Christi haben.

Hat sich einmal diese Erkenntnis allgemein Bürgerrecht erworben, dann kann es nicht mehr vorkommen, dass die Geistlichkeit Waffen segnet und das verbrecherische Treiben des Krieges mit einem Glorienschein der Gottgefälligkeit umgibt.

Ganz abgesehen von menschlich entschuldbaren, allerdings krassen Entgleisungen einzelner Pfarrer — wir denken ganz speziell an den Fall Bolliger am Neumünster in Zürich — wird in absehbarer Zeit auch der Dienst der Feldprediger abgeschafft werden. Die st. gallische evangelische Synode hat bereits einen diesbezüglichen Anlauf genommen, der vorläufig allerdings noch negativ verlaufen ist. Aber mit dem Sinken der militärischen Gloriole hat auch der Feldprediger sein Daseinsrecht eingebüsst. Wir begrüssen dieses Faktum, da doch der Feldprediger die vom Staate auferlegte Pflicht hat, in seinen Feldpredigten zur Tapferkeit und zum Brudermorde anzuspornen, was doch ganz und gar dem Evangelium Christi widerspricht.

Europas Verschulden als Folge des Kriegswütens, die Wertlosigkeit des österreichischen und des deutschen Papiergeldes als Folge der grenzenlosen Misswirtschaft während und nach dem Kriege, die Wiedergutmachungsforderungen für die fast grenzenlose Kriegswüstenei, alle diese wichtigen Tagesfragen beschäftigen heute nicht nur die Männer am Webstuhl des Weltgeschehens, sondern jeden einigermassen aufrechten Erdenbürger. Denn von der Lösung der angedeuteten Probleme wird es abhängen, ob die allgemeine Wirtschaftslage in absehbarer Zeit wieder in ein gesundes Fahrwasser hineingerät. Aber die Lösung irgend einer dieser Fragen darf nicht allein vom Standpunkt der *eigenen* Interessen oder vom Standpunkt der Landesinteressen beurteilt werden, sondern von der höheren Warte des *Rechtes* für alle betroffenen Völkerschaften.

Ueber allem Geschehen auf unserer Erde und im wunderbaren Weltenbau waltet die unsichtbare Hand des weisen Lenkers aller Geschicke. Unsere Geistlichen aber sind Sachwalter des Evangeliums Jesu Christi, des Gottessohnes. Mögen sie den Kampf um Glauben und Religion mannhaft führen. Mögen sie niemals sich beugen unter die weltliche Macht, sondern allezeit richtunggebend wirken mit des Geistes Waffen der göttlichen Erleuchtung!

Frisch auf zur Tat, ihr Gottesstreiter,
Es lacht der Freiheit Morgenrot;
Christus ist ja der Begleiter,
Der uns befreit von Sünd' und Not!

Rud. Stänz

Rundschau

Der Fall Schulthess. Am 27. Mai dieses Jahres hat die reformierte Kirchgemeinde Schönenwerd ihren zweiten Pfarrer, Hermann Schulthess, bei der Wiederwahl nicht bestätigt. die Leser der Neuen Wege haben wahrscheinlich einzelnes über diesen bedauerlichen Vorfall schon erfahren, es sei uns gestattet, hier im Zusammenhang darüber zu berichten.

Die kirchlichen Verhältnisse von Schönenwerd sind eigenartig. Im Jahre 1846 kam nach dem katholischen Dorf Frau Bally-Rychner, die Frau des Begründers der Schuhfabrik, als erste Protestantin, und im Jahre 1899 war die Zahl der aus den reformierten Nachbarkantonen zugewanderten Arbeiter der Schuhindustrie so gross, dass eine eigene reformierte Kirchgemeinde gegründet werden musste. Industrielle Unternehmungen pflegen durch sie nötig gewordene kirchliche Gründungen sich nicht selten als Verdienst anzurechnen und auch unter ihre Fittige zu men, solange sie sich wenigstens dem allgemeinen Geschäftsinteresse unterordnen. So war es auch in Schönenwerd. Das Schuhgeschäft protegierte die Kirchgemeinde, führte ihr direkt oder indirekt die grössten Steuern zu und bei der Sammlung für die zu gründende Pensionskasse der solothurnischen protestantischen Pfarrer zeichnete Beiträge, die in die Tausende gingen. Es ist moderne Geschäftspraxis, dass eine grosse Firma sich an verwandten Unternehmung finanziell beteiligt, um dort im rechten Augenblick ihren Einfluss geltend zu machen. Warum sollte sie nicht auch einer Kirchgemeinde als einer verwandten Industrie Interesse entgegenbringen, besonders weil eine solche meistens naiv genung ist, die wirklichen Beweggründe dieses Intersesses zu verkennen und dafür gutmütig immer aufs neue zu danken?

Nach diesem Schönenwerd wurde nun im Jahre 1916 Hermann Schulthess als Vikar gewählt und ein Jahr später wurde das Vikariat in eine zweite Pfarrstelle umgewandelt. Mit Pfarrer Schulthess war nun ein Mann nach Schönenwerd gekommen, der durch das Studium der sozialen Probleme einen scharfen Blick bekommen hatte für die grossen Gefahren, welche der Evangeliumsverkündigung von der Geldmacht her drohen, dem es nicht genug war, dass eine Kirchgemeinde da sei, sondern der wollte, dass sie der Sache diene, um deretwillen sie gegründet worden war. So kamen bald Gegensätze zum Vorschein. Im Jahre 1917 wurde in Schönenwerd wie anderwärts die Hundertjahrfeier zum Gedächtnis der Reformation abgehalten, welche u. a. eine Demokratisierung der Religion bedeutet hatte; in Schönenwerd aber wurden für diesen Extragenuss den grossen Steuerzahlern besondere Plätze reserviert. Pfarrer Schulthess meinte, es sei eine gute Reformationsfeier, wenn er gegen solch undemokratisches Gebahren protestiere; aber es gab ein allgemeines Kopfschütteln über diese sonderbare Idee des jungen Pfarrers. Ein ungleich stärkerer Zusammenstoss fand im Jahre 1918, dem Jahre der grössten Lebensmittelknappheit, statt. Damals war glücklich, wer Verwandte auf dem Lande besass, und noch glücklicher, wer genügend bei Kasse war, um gleich ein Bauerngut zu erwerben. Die Firma kaufte denn damals auch nach dem Muster anderer schweizerischer Grossindustrieller in beträchtlicher Zahl Güter auf. In Lostorf, einer Aussengemeinde Schönenwerds, wurde durch einen solchen Kauf ein kinderreicher Pächter vertrieben, der in der

schlimmen Zeit nirgends mehr eine Pacht fand und deshalb zusehen musste, wie seine Familie aufgelöst wurde. Schulthess genierte sich nicht, den Fall zu beleuchten in einer Predigt, der er den Text Jesaja 5, 8. zugrunde legte: «Wehe denen, die ein Haus an das andere reihen und einen Acker zum andern bringen, bis kein Raum mehr ist und sie allein das Land besitzen.» — Die Predigt mag gesalzen und gepfeffert gewesen sein, sie war sicher nicht so scharf wie ihr Text und es ist gewiss nicht des Herrn Schulthess Schuld, dass dieser genau so in der Bibel steht, wie wir ihn aufgeschrieben haben. Aber nun war er ein erklärter Feind der Firma, und in einer Diskussion erklärte Herr Iwan Bally, dass er von nun an des Pfarrers geistliches Gewand nicht mehr schonen werde, ihm den Fehdehandschuh hinwerfe und ihn übrigens werde fühlen lassen, welche Macht er hier besitze. Weil er ausserdem mit dem Austritt aus der Kirchgemeinde gedroht hatte, versuchte diese den Pfarrer zum Stillschweigen über soziale Dinge zu verpflichten, dieser aber erklärte, tun zu müssen, was seines Amtes sei.

Trotzdem trat nun eine längere Kampfpause ein. Sie wurde dem Pfarrer durch eine Krankheit aufgedrungen, die ihn während der drei folgenden Jahre in der Arbeit stark lähmte und schliesslich einen Urlaub von drei Monaten notwendig machte. Es war dies die Zeit von 1919—1921, die Jahre der beginnenden politischen Reaktion, die auch an Schönenwerd nicht spurlos vorübergingen. Hatte die Firma Bally mit anderen schweizerischen Schuhfabriken während des Krieges auf Kosten der schweizerischen Volkswirtschaft Gewinne gemacht, die sogar vom Bundesrat öffentlich gebrandmarkt wurden, hatte man sich deswegen wie auch wegen der allgemeinen Sozialisierungsgelüste im Jahre 1918 einigermassen beunruhigt gefühlt, so sass man jetzt wieder fest im Sattel. Mit der Reaktion blühte in Schönenwerd auch der Byzantinismus neu auf; wiederum wurden mit dem Hinweis auf die Wohlfahrtseinrichtungen der Firma alle gewerkschaftlichen Bestrebungen ihrer Arbeiter unterdrückt; wiederum ergoss sich an jedem Neujahr ein wahrer Gratifikationensegen nicht nur über die Geschäftsangestellten, sondern auch über Behördemitglieder, Lehrer und Pfarrer des Dorfes und wiederum durften die Arbeiter das stolze Gefühl haben, nicht nur für den eigenen Unterhalt und das im Geschäft investierte Kapital, sondern auch für die Kultur zu arbeiten. Denn bekanntlich ist das Erträgnis der Schönenwerder Industrie nicht nur ein wirtschaftliches, sondern auch ein ideales. Das Schönenwerd der Bally weist eine Kulturstätte auf: das Ballymuseum, dieses naiv-geschmacklose Familienraritätenkabinet, wo unter anderem den staunenden Besuchern gezeigt wird, dass einmal eine Aarauerdame dem werbenden Schuhmächtigen das Jawort nicht mit Tinte, sondern mit Blut schrieb. Zu Zeiten redete man dem Schusterhandwerk nach, dass es für die Betätigung der lebendigen Geisteskräfte besonders günstiger Boden sei: es sei den schönen Künsten wie dem tiefschürfenden Denken förderlich, und man weist auf den Dichter Hans Sachs und auf den Philosophen Hans Böhme hin, die beide Schuhmacher waren. Die Industrialisierung scheint dem Schusterhandwerk nicht gut getan zu haben.

Im letzten Jahre entbrannte der Kampf zwischen Schulthess und Bally aufs neue; man wusste auf beiden Seiten, dass er wieder kommen würde. Als in einer Versammlung des Blaukreuzvereins ein Oltener Referent einige Bemerkungen zugunsten der Vermögensabgabe machte, wurde dies dem Pfarrer, als dem Vereinspräsidenten, zur Last gelegt. Als Pfarrer Schulthess

dermal abwesend war, erschien bei seiner Mutter eine offizielle Abordnung, um ihr mitzuteilen (wie feinfühlig!), der Rat werde bei der kommenden Wiederwahl ihren Sohn nicht mehr zum Vorschlag bringen. Schulthess, der sein Amt getreulich verwaltet zu haben glaubte, wünschte eine sachliche Auseinandersetzung mit seinen Gegnern und veranstaltete in Verbindung mit Trautvetter aus Höngg und Oettli aus Derendingen Vorträge und Diskussionen über das Verhältnis des Evangeliums Jesu Christi zu der sozialen Frage. Man glaubt sich ins zaristische Russland versetzt, wenn man hört, dass in dem grossen Schönenwerd für diese Vorträge kein Lokal zu haben war und dieselben in einer kleinen Aussengemeinde abgehalten werden mussten. Als dann in den nun folgenden Kirchgemeindeversammlungen die Gegner für des Pfarrers Abberufung Propaganda machten und er sich ihrer Kritik freiwillig stellte, war das Urteil über ihn schon gesprochen. Er war gestempelt als ein Unruhestifter und extremer Sozialist, der es gewagt hatte, im Königtum Bally, das im reformierten Kirchenrat ein willfähriges Kultusdepartement hatte, den ketzerischen Gedanken auszusprechen, dass in einem Betriebe die mit ihrer ganzen Existenz beteiligten Arbeiter nicht weniger Rechte haben sollten als die nur mit ihrem Geld beteiligten Aktionäre!

Es nahte der Abstimmungstag. Sogar hier musste sich Schulthess für sein nacktes Recht wehren. Die Abstimmung sollte in dem der Firma gehörenden Hotel Storchen und zu einer für die Aussengemeinden ungünstigen Abendstunde stattfinden. Der kirchlichen Behörde fiel es nicht ein, diesem Skandal zu steuern, da man einem Ketzer gegenüber bekanntlich den Anstand nicht zu wahren verpflichtet ist, und nur ein Gesuch der Protestanten der Aussengemeinden konnte bewirken, dass die Abstimmmung in gesetzlichen Formen vor sich ging und z. B. auch in den Pfarrer Schulthess zugeteilten Aussengemeinden Wahlurnen aufgestellt wurden. Der Abstimmungstag selbst brachte eine gewaltige Erregung. Ein Flugblatt mit ungerechtfertigten und höchst allgemeinen Klagen brachte die Leute auf die Beine und drei Automobile brachten diejenigen zur Urne, die ihre Beine nicht brauchen mochten. Eine Ungeschicklichkeit des Pfarrers kur vor der Wiederwahl, die ebensosehr für seine Lauterkeit wie für seine Unerschrockenheit zeugt, lieferte im letzten Augenblick erwünschtes Agitationsmaterial, und die Gegner gewannen. E. H.

Was ist zu erwarten? Dass in Deutschland der Bürgerkrieg vor der Türe stehe, war die allgemeine und selbstverständliche Ueberzeugung aller Deutschen, die wir auf unserer letzten Reise getroffen. Fraglich war für sie nur, ob er noch verhindert werden könne oder nicht. Man ist auf beiden Seiten, wenn auch nicht in gleichem Grade und auf gleiche Art, gerüstet; der Bürgerkrieg ist latent schon da, die Flamme schwelt unter der Asche. Inzwischen ist mit der Bildung der Regierung Stresemann der Versuch gemacht worden, die Katastrophe zu verhindern. Dass es *der letzte* ist und hinter seinem Misslingen die sichere Katastrophe steht, ist ebenfalls die ziemlich einstimmige Meinung der Urteilsfähigen. Wird er wohl gelingen?

Der Versuch musste jedenfalls gemacht werden. Und die Sozialdemokratie musste sich daran beteiligen; es war ihre sittliche Pflicht. Denn wenn heute die Katastrophe kommt, dann wird sie furchtbar und von unabsehbarer Tragweite sein. Beides auch für den Sozialismus. Denn nicht Sozialismus oder Kommunismus wird dann kommen, sondern zunächst ein blutiges Chaos. Dieses ist den Vabanque-Spielern,

die sich Kommunisten nennen — nicht allen, aber Leuten wie Radek und Genossen — gerade recht. Sie erhoffen davon *ihr* Reich und zwar ein Radek mit Recht; so Einer kommt immer obenauf, wenn es recht wüst zugeht. Alle andern, auch ernsthaftere und verantwortungsvollere Kommunisten, können nur mit Schrecken an Bürgerkrieg und Chaos denken. Es wäre auch eine europäische Katastrophe. Denn sicher würde sie nicht bei Deutschland Halt machen. Poincaré hätte ein Hauptverdienst daran. Vielleicht bekommt er, wenn der Gerichtstag anbricht, Gelegenheit, wenigstens einmal die Welt von einem erhöhten Standpunkt aus zu betrachten. Doch muss, wie gesagt, jede Anstrengung gemacht werden, *diesen* Verlauf der Dinge zu verhindern. Wenn er aber verhindert werden soll, dann muss die deutsche Sozialdemokratie mitwirken. Durch sie allein können, wenn überhaupt, jene Massregeln durchgesetzt werden, die die Katastrophe aufhalten oder zum mindesten soweit mildern, dass sie ertragen werden kann.

Ob der Rettungsversuch gelingt? Die Aussichten scheinen mir, offen gestanden, gering. Es sitzen zwar gewiss einige tüchtige und energische Männer in der neuen Regierung. Von einem *Hilferding* z. B. weiss man, dass er ein Kopf ersten Ranges ist. Aber wenn man auf die Geschichte der bisherigen Revolutionen blickt, so gewährt sie wenig Hoffnung. Es ist noch selten, wenn überhaupt einmal, gelungen, solche langvorbereiteten geschichtlichen Katastrophen im letzten Augenblick aufzuhalten. Auch die Kraft und Geschicklichkeit der tüchtigsten Menschen der alten Generation reichte dafür nicht aus. Nichts ermutigt uns zu der Annahme, dass Stresemann einer der Männer sei, die durch die mächtige und rücksichtslose *Tat* den «Causalnexus» der geschichtlichen Entwicklung aufzuheben vermögen. Gewiss, es gibt in letzter Instanz kein Fatum und die Geschichte *muss* sich nicht wiederholen, aber beides nur dann, wenn ein überlegener *Wille* das Rad der Notwendigkeit aufhält. Ob ein solcher vorhanden ist?

Aber auch wenn dieser Wille vorhanden ist, so ist die Frage, ob er ein *einmütiger* sei. Können Sozialismus und Kapitalismus im Bunde ein Stück jener Gesellschaft retten, die ja durch den Kapitalismus innerlich zerstört worden ist? Das Nächstliegende wäre eine Verbindung der beiden grossen Arbeiterparteien zur Nachholung dessen, was im Spätherbst 1918 versäumt wurde. Aber dafür fehlt vor allem auf der Linken, aber wohl auch zum Teil auf der Rechten der ehrliche Wille. So blieb wohl nichts übrig, als dass die Sozialdemokratie den Versuch machte, wenigstens das Schlimmste abzuwenden.

Für die Sozialdemokratie wird dadurch die Lage tragisch. Es ist zwar gewiss ein Zeichen, über das wir uns freuen dürfen, dass sie nun im Augenblick der höchsten Gefahr auf die Kommandobrücke, oder doch ans Steuerrad gestellt wird. Man sieht daraus, wie weit Deutschland in mancher Beziehung der Schweiz, wo die Arbeiterschaft gegenwärtig ungefähr nichts bedeutet, voraus ist. Aber gerade dadurch wird die Lage tragisch. Denn wenn der Versuch misslingt, dann wird sie in die Katastrophe mit hineingezogen. Ihre Verbindung mit den Leuten, die nun so manches Jahr das deutsche Volk ausgesogen und es dahin gebracht haben, wo es heute steht, bringt sie bei den Massen in einen Misskredit, den die Kommunisten eifrig genug ausbeuten, und wenn die Rettung doch misslingt, ist es mit ihr für lange, wenn nicht für immer vorbei.

Das Gelingen ist, wie gesagt, möglich, aber nur, wenn ganz ausserordentliche Kräfte ins Spiel treten. Denn gewaltig sind die Mächte,

die zur Katastrophe treiben: der ungesühnte Fluch des Krieges, der vielleicht noch schwerere der vampyrmässigen Aussaugung der grossen Massen des Volkes durch eine bestimmte Schicht von industriellen und agrarischen Besitzern, die noch nicht gestillten Dämonen der bisherigen Bürgerkriege, die Vergiftung der ganzen Volksseele durch Lug und Trug, Gewalt und Egoismus aller Art. Diese Mächte könnten nur durch ganz gewaltige Gegenmächte besiegt werden, vor allem durch ganz grosse Opfer. Aber wer hat dazu Lust und Willen?

Europa ist für den Zusammenbruch reif. Ueberall! Denn dass es bei uns, moralisch betrachtet, besser stehe als in Deutschland, können nur patriotische Illusionäre behaupten. Wir stehen alle unter der Herrschaft dämonischer Mächte, vor allem des Mammons, und geraten immer tiefer hinein. Der Wille zum Opfer aber, zum wirklichen Opfer, ist bei uns noch viel kleiner als anderswo. Darum muss der Zusammenbruch kommen. Er ist eine sittliche Notwendigkeit. Nur das Eine ist zu wünschen: dass er nicht in seiner schlimmsten Form komme, nicht zu plötzlich, nicht begleitet von den Höllenschrecken eines modernen Bürgerkrieges, sondern nach und nach, Stoss um Stoss, so dass die Menschen sich einigermassen darauf einstellen können. Aber kommen muss und wird er — gerade damit wir keine Hölle bekommen, die wir mit Sicherheit bekommen, wenn die heutigen Zustände sich weiter entwickelten. Wer diese mit offenen Augen sieht, nicht in dem Halbschlummer, der die Art der meisten Schweizer kennzeichnet, dem Halbschlummer, der ja nicht etwa aufgeweckt sein will; wer an eine sittliche Grundordnung der Welt glaubt, der weiss es: die Katastrophe muss mit ebensogrosser «naturgesetzlicher» Sicherheit kommen, wie Gewitterstürme kommen müssen, wenn die Luft lange genug mit Spannung geladen worden ist.

Zunächst wird nun Deutschland an die Reihe kommen, dann auch wir, trotz Kreuzwehr und Bürgerwehr und Hoftheologen des Mars und Mammon. Wer klug ist, der mache sich bereit — aber nicht mit einem Maschinengewehr! «Die Gestalt dieser Welt vergeht!» L. R.

Ein wichtiger Augenblick. Ob Deutschland, d. h. seine jetzige Regierung, sich entschliessen kann, das Gesuch um die Aufnahme in den Völkerbund zu stellen und zwar so zu stellen, dass nicht von vorneherein Misstimmung gegen es erzeugt wird, **das heisst: ohne** Bedingungen, unter der selbstverständlichen Voraussetzung, dass auch ihm keine gestellt werden? An dringendsten Aufforderungen von Seite vieler, die es mit ihm gut meinen, auch offiziellen Mahnungen von grösster Bedeutung, hat es nicht gefehlt. Wie wichtig der Schritt für Deutschland gerade im gegenwärtigen Augenblick wäre, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Möchten doch gute Geister die dafür verantwortlichen Männer der neuen Regierung bestimmen und allerlei allzu ängstliche oder allzu diplomatische Nebengedanken vertreiben! Jetzt muss es sein, nachher könnte es leicht zu spät sein. Und dann die rechten Männer nach Genf, ein Heinrich Ströbel, ein Friedrich Wilhelm Förster, ein Freiherr von Schönaich und einige ähnliche Menschen. Was wäre das für ein Sieg des guten Geistes in der Weltpolitik. Freilich, es wäre wohl zu schön, als dass wir in der heutigen Weltatmosphäre darauf hoffen dürften. Aber ein entscheidungsvoller Augenblick ists jedenfalls, und wer die Anliegen der Völkerwelt auf dem Herzen trägt, möge nicht vergessen, daran zu denken.

Inzwischen muss die Tatsache unterstrichen werden, dass es ausgerechnet die Sozialdemokratie ist,

die das Gesuch Deutschlands um Aufnahme in den Völkerbund zu einer der Bedingungen ihres Eintrittes in die Regierung gemacht hat. Welch ein Gegensatz zur Stellung unserer Sozialdemokratie! Die Tatsache ist für diese denn auch keine kleine Verlegenheit. Leider versucht sie immer wieder, sich mit Ausreden zu helfen, statt einmal ehrlich zu erklären: unsere Haltung gegenüber dem Völkerbund war falsch; sie muss geändert werden. Als ob man nicht in noch ganz andern Dingen seine Taktik geändert hätte! Als ob eine politische Partei sich auf die Stellungnahme eines Augenblicks inmitten einer stürmisch bewegten Zeit festlegen dürfte!

Ein Zeichen mehr, dass man in dieser Sache einzuschwenken beginnt, ist der Umstand, dass sogar die «Berner Tagwach», die aus Gründen besonderer Art den Völkerbund am grimmigsten bekämpfte, unserm Freunde Dr. Bernhard Lang die Spalten für eine Einsendung öffnet, worin ein anderer Standpunkt geltend gemacht wird. (Vgl. «Tagwacht» vom 9. August.) Der weitere Umstand, dass dieser durch ein Nachwort der Redaktion abgelehnt wird, hebt die symptomatische Bedeutung dieses Zwischenfalls nicht auf. Die «Tagwacht» wird denn auch von dem kommunistischen Basler «Vorwärts» heftig gerüffelt. Wir möchten aber dem «Vorwärts» Vorsicht anraten. Denn ein Gesuch Sowjet-Russlands um Aufnahme in den Völkerbund wäre noch weitaus nicht die grösste von dessen «Neuorientierungen». Jedenfalls ists gut, sich in der Politik wie anderwärts von der lebendigen Wahrheit der Dinge, nicht von zurechtgemachten Dogmen leiten zu lassen. L. R.

Der Verrat an Armenien. Die Konferenz von Lausanne hat ihre Arbeiten beendigt. Sie ist etwas vom Traurigsten, was die Geschichte der Diplomatie kennt. Aber das Traurigste des Traurigen ist der Verrat an Armenien, den sie besiegelt hat. Angesichts solcher Erfolge war eine Friedensrede von Bundesrat Scheurer (!) und das Läuten der «christlichen» Glocken von Lausanne zur Feier des Ereignisses gewiss höchst angebracht.

Statt aller weitern Bemerkungen übersetzen wir einen Artikel des «Eclair» von Paris zu der Angelegenheit der «Revue Mensuelle», Mai 1923, entnommen):

«Am 10. Februar 1919 hat Herr Poincaré, Präsident der [französischen] Republik, an seine Heiligkeit, Mgr. Paulus-Petrus XIII. Terzian, Patriarchen der katholischen Armenier von Zilizien, einen Brief gerichtet, dessen wichtigste Stelle lautet:

«Armenien hat nicht an Frankreich gezweifelt, wie Frankreich nicht an Armenien gezweifelt hat, und nachdem sie miteinander die gleichen Leiden für den Triumph des Rechtes und der Gerechtigkeit ertragen, können sich heute die beiden befreundeten Länder in der gleichen Freude und dem gleichen Stolz vereinigen. Die Regierung der Republik glaubt nicht, dass die Aufgabe, die ihr gegenüber der armenischen Bevölkerung obliegt, heute schon erfüllt sei. Sie weiss, welchen Beistand Armenien und speziell das edle zilizische Land von ihr erwarten, um in aller Sicherheit die Wohltaten des Friedens und der Freiheit zu geniessen, und ich kann Ihrer Heiligkeit versichern, dass Frankreich das Vertrauen, das Sie ihm in dieser Hinsicht bezeugt haben, rechtfertigen wird.»

Am 2. März 1922, bei Anlass der Konferenz für den Nahen Osten, zogen die Alliierten die Lage der Armenier in Betracht, «sowohl wegen der Verpflichtungen, die man gegen sie im Laufe des Krieges eingegangen, als wegen der von ihnen erduldeten Leiden» und sie «suchten die Unterstützung des Völkerbundes nach, damit ihrem

traditionellen Streben nach einer nationalen Heimstätte Genüge geschehe.»

Und das war nun nicht bloss die Meinung der Regierungen, sondern die der Parlamente, da am 6. April 1922 die Kommission der französischen Kammer für auswärtige Angelegenheiten einstimmig eine Motion annahm, durch die sie den Wunsch aussprach, «dass die Neugestaltung des Vertrags von Angora im allgemeinen Frieden den französischen Gesichtspunkt in Bezug auf den Schutz der Minderheiten und die Bildung einer nationalen Heimstätte für die Armenier innerhalb der von den alliierten Mächten vorgesehenen Grenzen bestätige.»

Der Völkerbund hat dem Appell der Alliierten entsprochen und am 22. September in seiner Generalversammlung folgende von seine sechsten Kommission empfohlene Resolution angenommen:

«Die Versammlung nimmt mit Dank Vormerk von den Beschlüssen des Rates in Bezug auf Armenien und spricht den Wunsch aus, dass man in den Verhandlungen mit der Türkei den Gesichtspunkt nicht aus den Augen verliere, für die Armenier eine nationale Heimstätte zu schaffen. Die Versammlung lädt den Rat ein, zu diesem Zwecke alle ihm nützlich erscheinenden Schritte zu tun.»

Und nun der Verrat von allen Seiten, auch von den Vereinigten Staaten. Die «Wohltaten des Friedens» bestehen in der erneuten Hinschlactung von Tausenden und Abertausenden von armenischen Männern, Frauen und Kindern und fast völliger Vertreibung der Reste des ärmsten der Völker aus seiner ursprünglichen Heimat — alles unter den Augen der «Mächte». Nach einen solchen Bruch des gegebenen Wortes und seinen entsetzlichen Folgen besitzt ein Poincaré den Mut, Deutschland gegenüber immer wieder auf die «sainteté des traités» zu pochen! Dass wir andere den Kampf für Armenien nicht aufgeben, sei noch einmal betont. Es wird auch hier ein Tag der Rettung kommen. L. R.

Ferienkurs in Flawil. Schon lange hegten unsere Gesinnungsgenossen in der Ostschweiz den Wunsch, einander etwas besser kennen zu lernen und sich miteinander über die gemeinsame Sache auszusprechen. Diesem Wunsche soll nun dadurch entsprochen werden, dass anfangs Oktober (wohl vom 6. bis 8. Oktober, also Samstag, Sonntag und Montag) in F l a w i l (St. Gallen) ein F e r i e n k u r s stattfindet. Als Themen sind dafür in Aussicht genommen:

1. U n s e r G l a u b e a n C h r i s t u s.
2. W a s w i l l d e r r e l i g i ö s e S o z i a l s m u s?
3. W i e u n d w a r u m g l a u b e n w i r a n d a s K o m m e n d e s R e i c h e s G o t t e s?
4. W a s s o l l e n w i r d e n n t u n? (Persönliche Lebensführung.)

Dazu vielleicht (für eine ö f f e n t l i c h e Versammlung): K l a s s e n k a m p f u n d K l a s s e n f r i e d e n.

Die R e f e r e n t e n werden später angegeben. Was die T h e m e n betrifft, so sind sie so gedacht, dass anhand davon eine Aussprache über all die Dinge, die gegenwärtig unsere und verwandte Kreise beschäftigen, zur Aussprache gelangen können. Es wird für diese, wie für ein freies Zusammensein, genügend Zeit geschafft werden müssen, entweder durch Verlängerung des Kursus um einen Tag oder Weglassung eines der Vorträge. Der Z e i t p u n k t endlich ist so gewählt, dass er in die Herbstferien fällt und möglichst vielen die Möglichkeit bietet, zu diesem Stelldichein von Freunden und Gesinnungsgenossen zu kommen.

Wir haben letztes Jahr zuerst auf dem Brunnersberg und dann in Zürich einen solchen «Ferienkurs» gehabt. Der für diesen Herbst

in Aussicht genommene wird einen etwas andern Charakter haben als diese beiden: er wird weniger still und intim sein als der auf dem Brunnersberg, aber stiller und intimer als der in Zürich. Flawil ist ein grosses Industriedorf, und solche liegen in seiner Nähe. Es handelt sich also um Verhältnisse, die für die Schweiz nicht weniger wichtig sind als die der grösseren Stadt. Dazu ist das rein bäuerliche Land dort doch auch wieder näher gerückt als in Aussersihl. So wird die Tagung in Flawil einen besondern Charakter haben und doch wieder allgemein genug sein, um Teilnehmer aus der ganzen Schweiz anzuziehen. Da Flawil hart am Toggenburg liegt, so bietet es auch landschaftliche Reize, die dazu einladen, den Besuch der Konferenz mit einem Ferienaufenthalt zu verbinden. Das benachbarte Degersheim beherbergt eine mit Recht berühmte Kuranstalt. Aber auch an andern und verhältnismässig wohlfeilen Gelegenheiten fehlt es hiefür nicht.

Das nächste, wie wir versprechen dürfen, frühzeitig erscheinende Heft der Neuen Wege wird das endgültige Programm bringen. Auskunft erteilt inzwischen gerne Frau A. Künzler-Giger, Flawil. Möchten recht viele sich entschliessen, zu dieser Herbstversammlung zu kommen und besonders für die Ostschweiz dadurch ein Anstoss zu neuer Bewegung und Sammlung der Geister gegeben werden.

Bern. Wiederbeginn der monatlichen Zusammenkünfte der Freunde der «Neuen Wege» und des Aufbau»: Sonntag den 23. September, abends 8 Uhr, im Volkshaus, Zimmer Nr. 9.

Kurze Orientierung über den Verlauf der Zivildienstaktion. Nachher Bericht von Herrn Pfr. v. Greyerz über die Konferenz des Internationalen Versöhnungsbundes (Bilthovener Bewegung) in Nyborg (Dänemark) vom Juli 1923.

Alle Leser der «Neuen Wege» werden herzlich eingeladen, an diesen Zusammenkünften teilzunehmen. Auch Gäste sind jederzeit herzlich willkommen. Der Ausschuss

Für unsern deutschen Freund sind folgende Gaben eingegangen: L. in Rh. Fr. 10.—; Ungen. Sch. 10.—; H. W. in A. 20.—; B. M. in Z. 100.—; K. in D. 20.—; M. L. in B. 50.—; E. M. und A. R. in R. 30.—; G. und A. L. B. 10.—; A. D. in G. 25.—; E. A. in B. 25.—; E. Ch. in N. 20.—; R. H. in O. 15.—; Ungen. B. 17.—; A. K. in F. 100.—; X. X. 20.—; Dr. L. in L. 20.—, Ungen. in Th. 20.—; G. G. in S. 10.—; E. W. in K. 5.—; M. G. in M. 100.—; Ungen in Th. 20.—; F. B. in B. 25.—, zusammen Fr. 672.—.

Wir danken von ganzem Herzen für diese hochherzige Hilfe. Es freut uns, mitteilen zu dürfen, dass die Ausführung unseres Planes durch ein besonders generöses Anerbieten vollends gesichert ist.

Von Büchern

Eine Schrift über die Siedelung.[1])

Als der Weltkrieg vorüber war, überströmte die Siedelungsbewegung die ganze Welt, besonders aber Zentraleuropa. Vorhanden war sie schon vorher, und da und dort schon zu herrlicher Blüte und Frucht gelangt. Ich erinnere bloss an die Settlement- (=Siedelungs) Bewegung der angelsächsischen Welt, die zum Schönsten gehört, was auf Erden gewachsen ist. Auch die landwirtschaftliche, die kommunistische Siedelung war schon

[1]) A. Bietenholz: Die Siedlung. Die Siedlungsbewegung und Siedlungspflege. Rotapfel-Verlag Erlenbach-Zürich.

vorhanden. Männer wie Krapotkin und Landauer — um nur diese zu nennen — hatten ihr Bahn gebrochen. Der Same war ausgestreut. Aber er lag grösstenteils trocken da, bis er auf dem durch Weltkrieg und Revolution getränkten Boden überall in die Höhe schoss. Zum Teil war daran die Not, zum Teil der Enthusiasmus für eine neue Erde, besonders der Drang nach Gemeinschaft und erlöster Arbeit schuld.

Von dieser ganzen Flora ist das Meiste wieder verdorrt. Es ist damit gegangen wie mit so vielen andern Blütenträumen dieser Zeit. Vieles war, bloss romantische Modeströmung gewesen, die dem Ernst eines solchen Werkes nicht standzuhalten vermochte. Oft auch fehlte es am Können und an den Mitteln. Vor allem aber erwiesen sich die heutigen Menschen im Grossen und Ganzen als für wirkliche Gemeinschaft ungeeignet, als zu egoistisch-verdorben, zu launisch, zu nervös, zu willkürlich und hochmütig. Nur ein recht kleiner Teil all dieser Siedelungsversuche ist am Leben geblieben.

Sollte damit die ganze Bewegung erledigt sein? Das kann nur die Schnellfertigkeit unseres hastenden Geschlechtes glauben. Einmal ist zu sagen, dass die Siedelungswelle immerhin mehr neues Leben geschafft hat, als man anzunehmen geneigt ist. Es ist doch eine ganz neue Welt ins Licht getreten. Vor allem aber ist der Siedelungsgedanke nicht gestorben. Er ist ähnlich dem Gewerkschafts- und Genossenschaftswesen eine der organisierenden Kräfte einer neuen Zeit. Die Bewegung wird sich von allerlei Jugendfehlern reinigen, sich klären und vertiefen müssen. Aber sie wird bleiben und eines Tages neue Vorstösse machen.

Die Siedelung ist wohl die idealste Form menschlicher Gemeinschaft. Wenigstens ist dies von der sog. kommunistischen Siedelung zu sagen. Sie will den Geist einer richtigen Familie über den Bezirk der natürlichen Familie hinaus verbreiten und Menschen, die sich nach Blut und Art fremd sind, zu einer familienhaften Gemeinschaft zusammenfassen. Man kann sie als das oberste Stockwerk eines Baues auffassen, dessen untere die Gewerkschaft und die Genossenschaft bilden. Sie will völlige G e m e i n s c h a f t, Gemeinschaft der Arbeit und des Besitzes, Bruderschaft in Arbeit und Besitz, und dieses wieder im Dienste der allgemeinen Menschengemeinschaft. Sie ist die edle Blüte der Bewegung auf neue soziale Lebensformen hin. Sie stellt das dar, worauf aller Sozialismus schliesslich hindrängt, worauf vor allem das Christentum als Gemeinschaftsleben abzielt. In ihr fliessen religiöse und soziale Bewegung zusammen.

Darum kann die Siedelungsidee nicht mehr verschwinden, muss die Bewegung weiter gehen. Es wirkt darin eine organische Notwendigkeit. Ein grosses Stück der Menschenzukunft wird Siedelung heissen.

Diese Ueberzeugung lebt in der Schrift unseres Freundes, die als erste jener «Flugschriften der Quelle» erschienen ist, worin das Problem der sozialen Gemeinschaft nach verschiedenen Seiten hin behandelt werden soll. Sie enthält in nuce ein ganzes «religiös-soziales» Programm. Neben

einer eingehenden Orientierung über das Siedelungsproblem im engern Sinne finden wir darin eine Erörterung fast all der Grundelemente des sozialen Problems überhaupt. Es wird das Thema der Gemeinschaft im allgemeinen behandelt, das Verhältnis von Stadt und Land, die Bodenreform, die Schule, die Kirche, die Kunst, das Evangelium, das Gesetz, die Ehe, die Fürsorge, die Sozialisierung, alles in organischem Zusammenhang mit der Siedelungsfrage. Man wird diese Schrift darum sehr gut als Grundlage zu einer Besprechung des ganzen sozialen Problems benützen können. Vor allem aber darf keiner, dem das Siedelungswesen am Herzen liegt, sie ungelesen lassen. Der bescheidene Umfang und Preis ermöglichen dies jedem. Sie muss in unseren Kreisen studiert und besprochen werden und vor allem Früchte tragen.

Dabei braucht man nicht immer einer Meinung mit dem Verfasser zu sein. Dieser erhebt keine Ansprüche. Er ist sich bewusst, dass vieles, wovon er redet, von der Siedelungserfahrung, die ihm fehlt, in ein anderes Licht gestellt werden mag. Das könnte — nur um einen wichtigen Punkt zu nennen — etwa bei der Frage der Leitung und Führerschaft der Fall sein. Aber man spürt, dass der Verfasser aus einem tiefen Gefühl der Notwendigkeit dieser neuen Lebensform und viel Erfahrung mit der alten redet. Auch sind ihm die Erfahrungen anderer mit der Siedelung, wie die Leser der Neuen Wege wissen, wohl bekannt.

Noch wertvoller als alle einzelnen, seis mehr prinzipiellen, seis mehr technischen Ausführungen ist der ganze Geist einer neuen Erde, der Geist des Glaubens, der Liebe und der Freiheit, der die Blätter dieser Schrift durchweht. Dabei handelt es sich aber um keine hyperidealistische Geistigkeit. Neben den Abschnitten über Schule, Gemeinschaft, Kirche finden sich solche über die Düngstoffe — und das gehört sich so, denn in der Vermählung von Geist und Materie besteht der innerste Sinn der Siedelung wie der sozialen Bewegung überhaupt. Was der Verfasser will, ist eine neue Menschengemeinschaft in Gestalt der Gemeinde (Kommune) — der gegliederten, konkreten Gemeinde, die Arbeitsgemeinschaft, Brotgemeinschaft, Kulturgemeinschaft, Erziehungsgemeinschaft, Fürsorgegegemeinschaft, religiöse Gemeinschaft zugleich ist. Das letzte Ziel ist die Durchdringung der ganzen desorganisierten, entseelten, atomistischen Menschenwelt mit dem Geist und den Formen dieser Gemeinschaft. «Gezeigt werden sollte, dass eine grosse Bewegung auf dem Marsche ist. Ob man sie nun nach der bodenwirtschaftlichen Grundlage Siedelungsbewegung nennt oder anders, ist unwichtig. Sie will den Menschen aus der Stadt ins Freie führen, aus dem Massenbetrieb in die Gemeinde, aus der zentralisierenden und mechanisierenden Gesetzlichkeit und Organisation in die Freiheitlichkeit, aus der babylonischen Zerrissenheit in die Gemeinschaft. Vor allem lag es mir daran, anzudeuten, wie die Linien dieser Bewegung eine innere Ordnung haben, gleich den Linien eines magnetischen Feldes. In der Schule zeigt man es wohl mit Hilfe eines Elektromagneten. Unsere heutige

Welt gleicht einer Schicht von wirr hingeworfenen Eisenspänchen, bevor der Strom eingeschaltet ist. Wenn nun der Strom kommt, so bildet seine geheimnisvolle Macht nicht e i n e Linie, sondern deren unzählige, aber es entsteht eine Harmonie, wie keine Menschenhand sie herzustellen vermöchte. So muss in der Welt eine unbegreifliche Kraft, Gotteskraft, einsetzen, um Harmonie und Ordnung zu schaffen, und Gott sei Dank, wir glauben und spüren sie am Werke.»

Gewiss ist es so. Und Gotteskraft braucht es schon, damit eine Siedelung leben kann. Auch ein so freier Mann wie Heinrich Vogeler ist ja zu dieser Erkenntnis gelangt. Eine kommunistische Siedelung bedeutet ungefähr das schwerste Werk, das heute Menschen tun können. Da genügt weder Romantik noch blosse Begeisterung, da muss ein starker innerer Zwang wirken. Da muss ein Berge versetzender Glaube walten und eine Liebe, die nicht aus Fleisch und Blut stammt,, — auch nicht aus dem Blüherschen Eros! Alle bösen Triebe der Menschenbrust: Herrschsucht, Eifersucht, Bosheit scheinen gerade dann erst recht lebendig zu werden, wenn sie einmal recht besiegt werden sollen. Aber ich kann mir für Menschen, die in tiefem Ernst und Lauterkeit der Gesinnung eine neue Erde suchen, auch nichts Schöneres denken, als an einem solchen Werke teilzunehmen. Es wird in unserm Kreise ein solcher Versuch gemacht. Er bedarf dringend solcher Menschen, die ihm zu einem Gelingen verhelfen könnten. Sollte es nicht genug solche unter uns geben? Wer hilft uns, die rechten Menschen dafür finden?

Möge auf alle Fälle die Bietenholzsche Schrift reichen Samen ausstreuen und dieser im Sinne des Gleichnisses vom Säemann aufgehen.

L. R.

Lebende Worte

Aus Pascal (geb. 19. Juni 1623).

Die wahre Beredtsamkeit spottet der Beredtsamkeit; die wahre Moral spottet der Moral.

Der Philosophie spotten, heisst wahrhaft philosophieren.

Die Vergangenheit darf uns nicht in Anspruch nehmen, weil wir in Bezug auf sie bloss unsere Fehler zu bereuen haben; aber die Zukunft darf uns noch weniger berühren, weil sie ganz und gar nicht unsere Sache ist und wir vielleicht nie dahin gelangen. Die Gegenwart ist die einzige Zeit, die wirklich uns gehört und die wir nach dem Willen Gottes brauchen sollen. Auf sie sollen sich unsere Gedanken hauptsächlich beziehen.

Dürfen wir noch an die Schweiz glauben?

Zum Bettag.

Dass es geistig schlecht steht mit unserer Schweiz, wissen wir — vielleicht wissen es doch ziemlich *viele*. Wir brauchen nicht zu wiederholen, was wir besonders im Laufe dieses Jahres, das uns so viele schlimme Offenbarungen unseres geistigen Zustandes gebracht, deutlich genug ausgesprochen haben.

Was uns bei den immer neuen Erfahrungen unseres sittlichen Tiefstandes besonders schmerzlich bewegt, ist die Tatsache, dass die Stunde so entscheidend ist und dass uns so wundervolle, unverdiente Gelegenheiten gegeben wären, die, einmal versäumt, wohl kaum mehr wiederkehren. Jetzt steht es noch so, dass die Schweiz, wenn sie diese Gelegenheiten ergriffe, Grosses für die Welt zu tun und damit selbst gross werden könnte. Noch sind die Augen der Welt stark auf sie gerichtet, wenn auch lange nicht mehr so wie einst. Sie könnte, wenn sie auf dem Weg, auf dem sich die Entwicklung einer neuen Zeit vollzieht, tapfer und entschlossen voranginge, aufs neue ein Mittelpunkt werden, ihr geistiges Existenzrecht für lange, lange sichern. Sie *ist* jetzt noch ein Mittelpunkt. Der bedeutsamste Ausdruck dafür ist — trotz allem — der Sitz des Völkerbundes in unserem Lande. Was könnte, sollte sich nicht alles daran anschliessen! Das internationale Leben wählt immer noch und sogar, im Zusammenhang mit dem Völkerbund, vorläufig immer mehr, die Schweiz als Stätte seiner Verhandlungen und Aktionen. Was für Möglichkeiten des Einflusses für uns, wenn wir dafür die Leute sind, wenn wir dafür die geistigen Kräfte haben? Und haben wir diese denn nicht? Fehlt es unter uns an Gedanken, die gross und weit genug wären, um uns zu solcher Mitarbeit an der Gestaltung einer neuen Welt zu befähigen? Nein, daran fehlt es uns nicht. Es gibt unter uns Gedanken für eine neue Gestaltung des Völkerlebens zu Gerechtigkeit und Frieden hin. Es gibt unter uns Gedanken für die Schaffung einer neuen Demokratie. Es gibt unter uns Gedanken für eine wirkliche, organische, geistgetriebene soziale Erneuerung. Es gibt unter uns Gedanken für eine neue Pädagogik und eine Wiedergeburt der Volksbildung. Es gibt unter uns Gedanken für ein neues Verständnis der letzten Wahrheit, aus der alle andere Erneuerung allein kommen kann. Diese Gedan-

ken sind schweizerisch. Sie sind, wenn auch nicht ohne starken befruchtenden Zustrom von aussen, auf unserem Boden gewachsen. Die Grundwahrheit, aus welcher die Schweiz entstanden ist, jene einst durch unsere schweizerische Reformation verkündigte Theokra- (Gottesherrschaft über alles Leben), aus der die Demokratie (Volksfreiheit und Volksherrschaft) floss, ist in unsern Tagen durch Gottes Schaffen unter uns wieder aufgeleuchtet, in neuer Form für die neue Zeit. Sie ist von vielen verstanden worden. Wir hätten daran das geistige Fundament für eine bis auf den Grund reichende Lösung des sozialen Problems, eine Lösung, die echt schweizerisch und doch vorbildlich für die ganze Welt wäre. Ein Zusammenfliessen der religiösen und sozialen Erneuerung, das wäre eine neue schweizerische Reformation, aus der frische schöpferische Kraft für eine ganze neue Epoche fliessen könnte. Von selbst würde daraus eine neue Demokratie mit der entsprechenden geistigen Kultur. Wir wagten von hier aus kühne Schritte auf dem Wege der Abrüstung. Wie herrlich wäre eine solche Schweiz! Wie leuchtete sie in die Welt hinein! Ja, sie wäre ein Mittelpunkt, eine Stadt, die auf dem Berge liegt![1])

Das alles bietet Gott uns an. Und das alles stossen wir zurück. Wir gehen nicht voran auf dem Wege der Abrüstung, sondern kommen allfällig weit hintendrein. Es fällt uns nicht ein, uns der neuen Aufgabe für die Welt zur Verfügung zu stellen, wir wollen ein Leben in egoistischer schweizerischer Enge führen und uns dem Ausland nur öffnen in Form der Fremdenindustrie, der Willigkeit, uns fremden kapitalistischen Lockungen zu verkaufen, der leidenschaftlichen Parteinahme für fremde Händel und der Schwärmerei für fremde Ideale. Statt unser Schweizertum darin zu bewähren, dass wir gerade als Schweizer mit eigenen Gedanken in die Welt hinein gehen, die gerade durch den Völkerbund, vor allem durch die Völkerbundsidee, unser grosses Vaterland geworden ist, machen wir es umgekehrt, bekommen ein Schweizertum, das sich um die Welt nicht kümmert und verfallen dabei mit Leib und Seele fremden Einflüssen. Wir verhöhnen den Völkerbund, der, politisch gesprochen, unsere Rettung und Grösse wäre; wir überlassen die Demokratie der Diktatur einer An-

[1]) Vielleicht darf ich bei diesem Anlass auf meinen Aufsatz «La démocratie nouvelle» verweisen, der zuerst im «Nouvel Essor» und dann als Broschüre in den Editions Forum (Genf) erschienen ist.

zahl Geldsack-, Macht- und Parteipolitikern. Wir lehnen müde, verdrossen, hochmütig und egoistisch das Vorangehen in der sozialen, pädagogischen und kulturellen Erneuerung ab und gehen an den grössten Wahrheiten, die unter uns vertreten werden, scheu und skeptisch vorüber, um uns irgend einer importierten, bequemen Modesache zu verkaufen. Kein neues Leben will bei uns gelingen; alles treue Mühen der Pioniere scheint umsonst; nur die Sumpfpflanzen scheinen gut zu gedeihen.

So lassen wir das angebotene Grosse aus lässigen Händen sinken; so weisen wir es mürrisch und verdrossen von vornherein ab. Inzwischen aber nehmen andere Völker den Auftrag an, den wir ablehnen, gehen andere Völker auf den Wegen voran, die in die Zukunft führen. Republik, Demokratie, Sozialismus, Pazifismus finden anderwärts viel frischere Verwirklichungen und Vorkämpfer. Es weht an vielen, vielen Orten der Welt ungleich stärker als bei uns die Luft der Freiheit und eines neuen Lebens. Wir werden immer mehr bloss das Hotel Europas, werden im Stillen belächelt und gering geschätzt als das Volk der klugen und feigen Geschäftemacher und Geldverdiener um jeden Preis. Der alte geistige Kredit ist in Bälde aufgebraucht. Die Schweiz stirbt, wenn es so weitergeht.

Was ist die letzte Ursache dieser Entwicklung nach unten? Ist es etwa so, dass wir Schweizer mit grössern Fehlern und Sünden behaftet wären als andere? Sind unter uns Genussucht, Mammonismus, Klassengegensätze stärker als anderswo? Sind wir ein Volk von heisseren Leidenschaften, schlimmeren Gefahren als andere? Nein, könnte man sagen, das genaue Gegenteil ist die wahre Sachlage und des Uebels Kern: wir sind das Volk der Mittelmässigkeit, das Volk des geheiligten Philistertums, das Volk des Kompromisses, das Volk der kleinen Dinge und des kleinen Sinnes. Ich will es aber lieber anders sagen: was uns lähmt, was uns zugrunde richten wird, was unser Tod sein wird, wenn wir es nicht abzuschütteln vermögen, das ist *unser kluger Egoismus*. Je länger ich beobachte, desto mehr erscheint mir dieser Zug für unser heutiges Schweizertum charakteristisch. Nicht das grobe Laster ist unsere Gefahr, sondern eher eine gewisse Bravheit, die sich aber in eine enge Schale der Selbstgerechtigkeit einschliesst und jeden Anspruch grösserer, tieferer Wahrheit ablehnt. Wir rechnen, rechnen, im ökonomischen,

aber auch im geistigen Leben. Wir verstehen uns auf unsern Vorteil. Es fehlt uns nicht bloss an der kindlich tiefen Art, die die slavischen Völker zu Grossem bestimmt, es fehlt uns auch an jener geistigen Leidenschaft, deren der romanische Mensch oder der, doch auch hochgebildete, Nordländer oder, wieder auf s e i n e Art, der Angelsachse, fähig ist. Wir können uns nicht ganz, gross und dauernd einer Sache hingeben. Einzelne können es auch bei uns, aber es ist nicht eine Atmosphäre, die bei uns vorhanden wäre, wie sie anderwärts doch vorhanden ist, auch wenn sie nicht herrscht. Wir lassen uns nicht gern auf etwas ein, was Konsequenzen hätte. Wir sind «nüchtern». Der sacro egoismo, über den wir uns so sehr aufregen — bei andern! — ist unsere selbstverständliche Religion.

Das scheint mir die eigentlich letzte Ursache zu sein, warum uns das Grosse entgeht, das sich uns anbietet, das der Grund, warum bei uns nichts Ganzes und Rechtes, nichts Neues und Kühnes gedeihen will. Es fehlt an der ganzen, grossen Hingabe, weil diese nur aus Seelen erstehen kann, in denen statt der «weltlichen Klugheit» das Element der «göttlichen Torheit» lebt. Diese Klugheit lebt schon in einem Teil unserer Jugend. Sie weiss sich, und dies besonders die Jugend der besitzenden Klasse, mit Aufwand von grossartiger und tiefsinniger Phrasologie um alles herumzudrücken, was ernst ist und ernsthafte Ansprüche stellt, um dafür jedem Schwindel anheimzufallen, besonders wenn er vom Ausland herkommt. An diesem Punkte meine ich auch die Erklärung für jenen seltsamen schweizerischen I d e a l i s m u s zu finden, der vielleicht unser schlimmster Feind und das ärgste Hemmnis für alles wahrhaft Gute und Echte ist, das jetzt bei uns geschehen sollte. Der Schweizer bedarf des Idealismus. Er muss für etwas schwärmen können. Nur muss dieser Idealismus, diese Schwärmerei harmlos sein; man muss daneben ungestört Karriere machen und Geld verdienen können. Zu diesem Zwecke dient dem gröbern Haufen das Schützen-, Sänger- und Turnfest, nebst einigem andern Idealibus wie Bergsport und Patriotismus, auch etwas Zusatz von Festtags-Religion, während die etwas Anspruchsvolleren irgend einen importierten Schwarm mitmachen, der eben als solcher nie ganz ernsthaft wird. Dazu gehört, als Kompensation zur «Nüchternheit», überall eine reiche Dosis von Sentimentalität, woraus mit dem Zusatz einiger edleren Elemente vielfach eine

Wohltätigkeit wird, die gewiss eine Ehre unseres Volkes ist, die sich aber leicht zu einem neuen Selbstbetrug gestaltet, wenn sie uns von den ernsten, schweren, wirklichen Opfern abhält und uns ein ganz falsches Bild von uns selbst gibt. So ist unser Land von einer rosaroten Wolke von Idealismus überlagert, worunter doch der kluge Egoismus durchaus herrscht. Und auch ein geistiger Sumpfnebel lagert darunter. Denn da der Mensch von klugem Egoismus und falschem Idealismus doch nicht leben kann, so bricht die in jeder Menschenseele als Glut des göttlichen Urfeuers angelegte Leidenschaft in hässlichen Formen aus: als Genussucht, Laster, wüstem Mammonskult, wildem Hass.

Dieser kluge Egoismus mit seiner Vorsicht hält uns von allem ganzen und kompromittierenden Handeln ab. Er erzeugt jene sittliche Feigheit, die als schwere Lähmung auf unserem Volke liegt. Er hält uns von dem Wagnis neuer Wege ab. Der heutige Schweizer ist an die Institutionen gebunden; ein freies, offiziell nicht abgestempeltes Schaffen kann er kaum verstehen. Wer nicht Titel und Bestellung hat, etiquettiert und eingereiht ist, kommt ihm verdächtig und nicht «seriös» vor. Nur beileibe nichts, was aus der Bahn tritt, Unruhe schafft, ungewöhnlich ist, starke Leidenschaft des Geistes zeigt! Man hält — innerhalb bestimmter Grenzen — viel auf «guten Ton». Weil man nicht mehr ganz und gross von einer Sache erfüllt sein kann, so nimmt man alles «persönlich», regt sich über alles «Persönliche» auf — denn man will nicht gestört sein und der Egoismus ist empfindlich — ist aber entrüstet, wo das wirklich Persönliche auf den Plan tritt. Dass in solcher Atmosphäre der Neid und die Eifersucht wie Wucherpflanzen alles Leben umranken, ist nicht zum Verwundern; der Egoismus ist dafür das rechte Klima und Erdreich. Wobei die Engigkeit unseres Zusammenlebens mitwirken mag. «Was, sollte der etwas mehr sein oder wissen als ich?» Sodass auch infolge davon nur das Importierte der Beachtung oder gar der Begeisterung wert erscheint.

Wie ist unser Volk so geworden? Ist diese egoistisch kluge Erstarrung ein Zeichen des Alterns? Hat unsere Kleinheit daran einen starken Anteil, weil sie keinen freien Flügelschlag erlaubt? Aber gibt es nicht kleine Völker von a n d e r e r Art? Und sind nicht wir selbst einst anders gewesen? Verheerend hat jedenfalls der Krieg

gewirkt mit seiner Versuchung zum selbstgerecht vorsichtigen Zuschauen, und, in gröberer Form, seinem Geldverdienen an dem Jammer der Welt. Dadurch ist ein böses Element in unsere Volksseele gekommen. Sollte diese aber nicht auch durch Mächte verderbt worden sein, auf die wir sonst stolz sind, zum Beispiel durch unser Schulsystem? Sollte nicht durch das Hinfahren mit der Bildungswalze über die jungen Seelen darin etwas von der göttlichen Mitgift ursprünglicher seelischer Kraft und Leidenschaft ertötet werden? Dazu lastem auf uns ganz besonders die Folgen der mechanischen, technischen, industrialistischen Kultur, die Gott, die Seele, den Bruder aus dem Leben verdrängt. Wir haben darum von vornherein einen besonders grossen Anteil an der seelischen Krankheit des heutigen Menschen, der, weil er entpersönlicht ist, sich krankhaft nach Persönlichkeit sehnt und zunächst bloss bei jenem egoistischen Sichselbstsuchen, Sichumsichselbst-Drehen angelangt ist, das ihn untauglich macht, gemeinsam mit andern einer Sache zu dienen.

Das ist, scheint mir, das besondere schweizerische Uebel, die besondere schweizerische Gefahr. Können wir, dürfen wir bei klarer Erkenntnis dieser Sachlage noch an die Schweiz glauben? An der Beantwortung dieser Frage hängt für viele von uns ein grosses Stück Leben.

Man könnte antworten, dass Glauben unter Umständen *Pflicht* sei und gerade da sich zu bewähren habe, wo man nicht *sehe*. Ich gebe das, mit einigem Vorbehalt, zu. Man könnte hinzufügen, dass Glaube etwas Irrationelles sei, etwas, das man habe oder nicht habe, ohne dass man das Eine oder Andere begründen könne. In der Tat haftet dem Glauben die Paradoxie an. So erkläre ich oft, dass ich an die Schweiz glaube, gerade weil es so schwer sei, an sie zu glauben. Denn nach göttlicher Paradoxie entsteht das Beste oft da, wo die menschlichen Vorbedingungen am wenigsten vorhanden zu sein scheinen.Auf dem härtesten Boden wachsen oft die stärksten Bäume und aus dem Felsen springen Quellen — *dem Glauben*!

Man darf aber doch auch aussprechen, warum man dennoch glaubt, andern zur Stärkung. So betone ich denn, dass ich doch an die Schweiz glaube, zum Teil «grundlos», weil ich einfach muss (vielleicht doch vom letzten Grund her genötigt!), zum Teil aus Gründen, die ich aussprechen kann. Ich glaube — und das ist noch in der Nähe

des «grundlosen Glaubens» —, dass die Schweiz, wie jedes Volk, ein Gedanke Gottes sei, der seinen Wert nicht verliere, wenn man ihn nicht verloren gebe, dass sie, wie jeder einzelne Mensch, eine Mission behalte, solange man sie festhalte, und ich glaube, dass sie einen Sinn habe, den wir bloss verstehen und verwirklichen müssen. Ich glaube auch, trotz allem, an unser V o l k. Seine egoistische Klugheit ist zuletzt doch nur eine Kruste. Darunter ruht etwas viel Besseres. Dieses Volk hat die schweizerische Reformation hervorgebracht oder doch getragen; aus diesem Volke ist ein Pestalozzi hervorgegangen; dieses Volk hat noch im neunzehnten Jahrhundert, noch in den Tagen, da wir Aeltern schon lebten, Taten wirklicher Grösse getan, Taten, die wirklich aus Geist und Begeisterung geboren waren. Das kann nicht ganz verschüttet sein. Der nüchterne Schweizer ist auch des Enthusiasmus fähig, und zwar nicht bloss jenes Talmi-Idealismus und jener flachen Schwärmerei, sondern eines Enthusiasmus, der ernst und tief und vermöge seiner Verbindung mit «Nüchternheit» ausdauernd ist. Der Schweizer kann auch treu sein. Schweizer sind auch wir — und wir trauen uns doch zu, des Grossen, wenn auch in Schwachheit und Mangelhaftigkeit, fähig zu sein.

Wir dürfen an die Schweiz glauben. Aber Zweierlei ist nötig.

Einmal eine tiefe, klare E i n s i c h t in das grosse Uebel, das uns am Leben bedroht. Mit dieser Einsicht ist schon sehr viel gewonnen. Darum sollte ich vielleicht hier abbrechen und dem Leser dieser Betrachtung überlassen, selbst nach dem Heilmittel für dieses tiefe Uebel zu fragen.

Aber ich muss doch noch ein Zweites hinzufügen: nötig ist ein A u f w e c k e n. Dieses Aufwecken aber kann bloss geschehen durch die T a t. Es muss unter uns ein Geist erwachen, der sozusagen vulkanisch die Kruste der egoistischen Klugheit durchbricht. Es müssen einzelne Menschen und ganze Kreise die grossen Aufgaben, die uns gestellt sind, so bitter ernst nehmen, das Wahre und Rechte so entschlossen und ganz vertreten, dass das Tiefere in der Seele unseres Volkes darob erwacht. Ganz sicher wird es darob erwachen. Und das Strömen neuen Geistes, neuer seelischer Kraft aus der Tiefe her, das Stossen und Drängen Gottes wird mithelfen, wird das Entscheidende tun. D i e s e s Feuer wird die Kruste sprengen.

Lasset uns an die Schweiz glauben! Und lasset uns handeln. Lasset

uns zusammenstehen, statt uns zu befehden, dass wir dem Neuen, das unter uns werden will, zur Geburt verhelfen. Lasset uns den Bann unserer persönlichen Rücksichten, unserer Empfindlichkeiten, Aengstlichkeiten, Klugheiten abschütteln und mit freier, offener Seele an die Arbeit gehen, die uns ruft, die mehr will, als bloss eine neue Schweiz und gerade darum auch eine neue Schweiz schafft. Ach, dass es nach langer Lähmung ein Erwachen, ein Schaffen, ein Gedeihen gäbe! Ach, dass Gott sich noch einmal der Schweiz erbarmte und unter uns sein Wille in neuer Kraft geschähe! Es ist wohl die letzte Stunde, die Stunde der Entscheidung — dass es darob ein Erwachen gäbe!

L. Ragaz

Freidenkertum und Religion

3. Religion kontra Freidenkertum.

Wir haben die Argumente des Freidenkertums gegen die Religion vernommen. Sie liessen sich am kürzesten und einfachsten dahin zusammenfassen, dass der Religion die Verlegung des Lebensinteresses ins Jenseits zum Vorwurf gemacht wird, wogegen das Freidenkertum auf Ergreifung und Gestaltung der diesseitigen Wirklichkeit gerichtet ist. «Was in dieser Hinsicht bisher Positives geschehen ist,» so hält der Freidenker dem Religiösen entgegen, «kommt auf unsere und nicht auf eure Rechnung. Es ist sogar im Kampfe mit euch, durch Ueberwindung eures zähen Widerstandes, geschehen. Jeder Fortschritt — und es gibt schliesslich doch einen solchen — musste euch abgerungen werden. Der Geist der Duldung, die Freiheit des Glaubens und Gewissens, gegen die sich die Kirche am hartnäckigsten zur Wehr gesetzt hat; der Erwerb bürgerlicher, politischer, sozialer und wirtschaftlicher Rechte; die Zertrümmerung des Gottesgnadentums durch die Souveränetät des Volkes; die Abschaffung so vieler Privilegien, die die Kluft zwischen den Ständen aufgerissen hatten, zumal die Abschaffung der Sklaverei, der Hörigkeit, der Leibeigenschaft; die Verbesserung der Rechtspflege, die Milderung der Strafen; die Emanzipation der Frau in Haus und Staat; die Reform des Erziehungswesens, die Reinigung der Schule vom Wuste des Mittelalters; die Hebung des Volkswohles und der Volksbildung; der Schutz der Schwächern und Unterdrückten; die

Anbahnung einer friedlichen Internationale; mit anderen Worten: die Errungenschaften und Bestrebungen des Liberalismus, des Sozialismus und Pazifismus — wer stand und steht hinter ihnen? Wer stand und steht hinter den grossen Revolutionen, welche die Wahrzeichen dieser Umwälzungen, Veränderungen und Fortschritte sind? Religion oder Aufklärung und Freidenkertum? Zugegeben, dass die Aufklärung sich zunächst noch in den Spuren einer freieren Religiosität bewegte; aber der Prozess ist eben weiter und weiter gegangen, in der Richtung auf den Atheismus, Naturalismus und Monismus. Und er wird nicht eher zur Ruhe kommen, als bis er zur völligen Scheidung der Geister, des Freidenkertums von der Religion, des Diesseits vom Jenseits geführt hat.»

So der Freidenker. Und was lassen wir ihm den Religiösen zur Antwort geben? Etwa folgendes: «Du hast in deinem Gedankengang, wie in der Regel, Religion und Wirklichkeit verwechselt; es ist richtig, dass die Kirche zumeist das Prinzip des Stillstandes war und sich allen Mächten der Beharrung verbündet hat. Es ist aber ebenso wahr, dass eine lebendige Religiosität dagegen stets angekämpft hat und dass diese Religiosität die unsichtbare Quelle ist, von der die Ströme der Aufklärung und also schliesslich auch die seichteren Wasser des Freidenkertums gespeist werden. Wenn das Freidenkertum sich mehr und mehr von dieser Quelle entfernt und schliesslich jede Verbindung mit ihr aufheben möchte, so wird die Folge die entgegengesetzte sein als die von ihm erwartete. Seine Kräfte werden versiegen und es wird schliesslich ganz auf Sand geraten.»

Fassen wir diese Erwiderung noch deutlicher. Der Religiöse, den wir nochmals vom Kirchlichen unterscheiden, geht auf den Gedankengang des Freidenkers ein, er billigt seine Tendenz der Weltdurchdringung und der Weltgestaltung, aber er sagt ihm, dass er eben zu ihrer Erfüllung der Religion bedarf. Denn der Freidenker macht sich seine Sache doch viel zu leicht; er kennt die ungeheuren Schwierigkeiten des Materials nicht, das er bearbeiten will. Er hat vor allem keine Ahnung von der polaren Spannung der Menschenseele, von dem Gegensatze des Guten und des Bösen. Er bildet sich ein, von aussen in das Innere seines Stoffes herankommen zu können, während der wahre Weg von innen nach aussen geht.

Dieses Leichtnehmen der Bedingungen seiner Aufgabe ist für die Geistesart der Aufklärung und des Freidenkertums so überaus entsiegelnd; auf rein verstandesmässige Weise, durch Gesetze, Einrichtungen, Neuordnungen soll allen Uebeln der Welt abgeholfen werden. Wer sich mit pazifistischen und sozialistischen Ideen vertraut gemacht hat, wird dies auf Schritt und Tritt bestätigt finden. Es ist kaum zu glauben, wie man sich hier die Ueberwindung des Krieges und des sozialen Unrechtes vorstellt. Als könne man durch zwischenstaatliche Reformen, durch Dekrete und Verordnungen von heute auf morgen das Friedensreich begründen. Mir ist das gelegentlich auf ganz besonders drastische Art vor Augen geführt worden. Anlässlich einer internationalen Versöhnungsfeier gerieten einige Teilnehmer über die Frage, ob ein Fenster des allgemeinen Versammlungsraumes geöffnet werden dürfe, in heftigen Streit, der beinahe in nationale Gehässigkeiten ausartete; und bei einer ähnlichen Versammlung weigerten sich ungarische Delegierte, mit rumänischen das Zimmer zu teilen. Mit Recht hebt Förster hervor, wie wenig pazifistisch wir zumeist in der Propaganda für den Pazifismus vorgehen, wie wir da manchmal kein Mittel scheuen möchten, um den Gegner zum Schweigen zu bringen. Unser Denken und Sprechen ist gänzlich durchzogen von Elementen eines gewalttätigen und feindseligen Verhaltens und die wenigsten sind sich klar darüber, dass man, um den Krieg aus der Welt zu schaffen, bei sich selber den Anfang gemacht haben muss. Solange wir es nicht über uns bringen, bei kleineren und uns unmittelbar angehenden Konflikten auf Uebung von Gewalt zu verzichten, dürfen wir uns nicht einbilden, es werde eine gewaltlose Lösung bei grösseren und weiter ausgreifenden möglich sein. Es hat bloss einen Sinn, Pazifist zu sein, wenn man überall und in sämtlichen Lebenslagen eine Friedensgesinnung betätigt, wenn man der Forderung der Bergpredigt, ein Friedensbringer zu werden, gerecht wird. Ganz Entsprechendes gilt für die soziale Sphäre. Wohl weiss ich, dass viele Sozialisten die Zugehörigkeit zum Freidenkertum ablehnen. Wir denken auch gar nicht an eine statutenmässige Verbindung, sondern an einen geistigen und kulturellen Zusammenhang. Jeder, der sich einigermassen mit dem Gegenstand vertraut gemacht hat, weiss indessen, dass der Sozialismus stark von freidenkerischen Motiven durchsetzt ist

und dass, wenn auch nicht mit theoretischem Programm, so doch in der geübten Praxis, namentlich in der Erziehung der Massen, eine weitgehende Uebereinstimmung beider Richtungen stattfindet, was insbesondere in ihrer gleichartigen Stellung gegen die Religion zutagetritt. Es ist aber auch die kindliche Naivetät der meisten Sozialisten in bezug auf die Verwirklichung ihrer Ziele ganz aus diesen Voraussetzungen geschöpft; ihre Unterschätzung der Bedeutung und Kraft sittlicher Triebfedern; ihre Ueberschätzung der Organisation. Schliesslich ist dies alles schon im Begriff des wissenschaftlichen Sozialismus enthalten: nämlich dass der gesetzliche Ablauf der Begebenheiten von selber zur Aufhebung des Kapitalismus und des kapitalistischen Macht- und Gewaltstaates durch die soziale Gemeinschaft führte und dass der Mensch eigentlich nicht viel mehr zu tun habe, als sich mit zielstrebigem Bewusstsein dieser objektiven zwangsläufig erfolgenden Bewegung zur Verfügung zu stellen. Nun ist es ja ganz gut möglich, dass, so wie die feudale Gesellschaft durch die kapitalistische abgelöst wurde, auch die kapitalistische innewohnenden Gesetzen der natürlichen Entwicklung gemäss einer neuen, kollektivistisch gegliederten Platz macht; soll diese aber eine nicht bloss von den früheren verschiedene, sondern auch bessere, den Forderungen der Menschlichkeit entsprechendere sein, dann wird es notwendig sein, sie aus höchsten, aktiven sittlichen Kräften aufzubauen. Die Erkenntnis beginnt auch nachgerade den Revolutionären aufzudämmern; wie man denn immer häufiger zu hören bekommt, dass die Erziehung der Massen zum Sozialismus das Allererste und Wichtigste sei, das dem sozialen Umbau vorausgehen werde. Dabei zweifle ich freilich, ob die heute noch befolgten Methoden dieser Erziehung, zumal die des Klassenkampfes, die von Motiven des Hasses und der Rache zum mindesten nicht frei sind, wirklich dem erhabenen Ziele der Klassenversöhnung, der Ueberwindung des Klassengegensatzes näher führen. Ich sehe hier wie auch anderswo eine grosse Unangemessenheit der Mittel dem Zwecke gegenüber, die sich aus einer tiefen Unkenntnis der menschlichen Natur erklärt. Hier ist der Punkt, wo der Freidenker ausserordentlich viel vom Religiösen lernen könnte. Dieser nämlich weiss um die Geheimnisse der Seele, um ihre Spannung, um ihre Unendlichkeit, um das Mass ihrer Möglichkeiten, um ihre Not, ihre Sehn-

sucht nach dem Heil; während jener all das für Trug und Täuschung, die Seele selbst für ein Wahngebilde hält. Wie sollte er also Macht über sie gewinnen? Ich habe in simplen Andachtsbüchern, die ich so gelegentlich in Bauernhäusern aufgriff, eine viel gründlichere Menschenkenntnis gefunden als in sämtlichen Urkunden der Aufklärung und des Freidenkertums. Deshalb neigt dieses denn auch mehr und mehr zum Materialismus. Die seelische Sphäre entgleitet ihm und so kann es bloss durch die körperliche hindurchwirken. Aber solche Wirkung ist dem Wesen nach eine beschränkte, sie vermag keinen dauernden Besitz vom ganzen Menschen zu ergreifen. Darum hat das Freidenkertum gerade den Massen gegenüber einen schweren Stand. Die Erfolge, die es hier erntet, sind bloss Scheinerfolge; über kurz und lang werden die meisten seiner Bekehrten in den Schoss der Kirche oder einer freieren Religiosität zurückkehren.

Der Freidenker, sagte ich, hat keine Ahnung von der Macht des Bösen in der Welt. Er hält dies für ein rückständiges Gerede, für ein durch die fortschreitende Erkenntnis überwundenes Vorurteil. Nicht einmal die furchtbaren Erfahrungen des Weltkrieges und der Nachkriegszeit haben ihm die Augen geöffnet. Was nach Sündenfall und Erbschuld schmeckt, wird belächelt oder auf das Niveau plattester Verstandeshaftigkeit herabgedrückt. Ein kindisches Fortschrittsdogma, dem die ungeheuerlichsten Verirrungen unseres Geschlechtes lediglich als mangelhafte und noch der Verbesserung bedürftige Anwendung des Nützlichkeitskalküls erscheinen, tyrannisierte die Propheten des freien Gedankens. Sie meinen, es komme auf nichts anderes an, als dem Menschen seinen wahren Vorteil begreiflich zu machen, ihm den Weg des richtigen Eigennutzens, der «wohlverstandenen» Selbstsucht zu weisen. O sancta simplicitas! Als ob es nicht genügte, an den Egoismus der Menschen zu appellieren, um allsogleich seine Raubtierinstinkte zu entfesseln! Und als ob die fromme Mahnung, sich ihrer zum Wohle aller zu bedienen, diese Instinkte, einmal entfesselt, dämpfen könnte! Wer so denkt, der ist für die handgreiflichen Tatsachen des Lebens unbelehrbar. Und doch müsste er gar nicht erst zu den verhassten Theologen in die Lehre gehen, um von seinen Irrtümern geheilt zu werden. Die Macht des Bösen, das ist das ständige Thema aller Weltweisen, aller grossen Gestalten und Künstler, aller ernst zu nehmen-

den Psychologen. Mit einer Aufzählung der gewichtigsten Zeugnisse, die auf Vollständigkeit Anspruch erhebt, würde ich kaum zu Ende kommen; so will ich mich auf eine kurze Probe beschränken. Und zwar muss betont werden, dass, je tiefer ein Volk veranlagt ist, es um so mehr Sinn für das Furchtbare, Verbrecherische, Dämonische besitzt. Aus diesem Empfinden ist den Griechen der Geist der Tragödie aufgegangen; sie ist doch keine ästhetische Sonderform, sie ist vielmehr die allgemeine Urform, in die das Menschliche als solches gefasst ist; der Ausdruck dafür, dass der Mensch, indem er ins Dasein tritt, notwendig schuldig ist. Das Griechentum, das diese Kunst hervorgebracht hat, ist also doch nicht so harmonisch gewesen, wie seine kurzsichtigen Interpreten behaupten; es hat den ungeheuren Riss gespürt, der durch unser Wesen geht und den zu heilen gar nicht in den Mitteln der Vorchristen lag. Vor allem aber hat auch Platon, den Nietzsche deswegen als unhellenisch empfand, den Sturz der Seele aus dem Lichtkreis als das Motiv gefasst, an dem sich sein philosophischer Gedanke entfachte. Es ist geradezu das Schicksal der antiken Kultur, dass sie an dem Druck eines unerlösten Schuldgefühls unterging, freiwillig unterging, um die Erlösung im Christentum zu suchen. Und die mittelalterliche Welt? Ich will hier bloss Dante, ihren grössten geistigen Vertreter, erwähnen, den Darsteller des Inferno, das mit viel stärkeren Farben gemalt ist als Fegefeuer und Paradies. Aber, das ist eben Mittelalter, sagt man mir, und mit dem Rinascimento beginnt die Befreiung des Menschen von den Fesseln eines Sündenbewusstseins, das ihm suggeriert wurde, um ihn zu einem gefügigen Werkzeug der kirchlichen Obergewalt zu erniedrigen. Wenn dem wirklich so wäre, bliebe eine Erscheinung wie Shakespeare völlig unverständlich. Denn Shakespeare, dieser durch und durch der Erde zugewandte, dem Kirchen- und Christentum fremde, ganz in Weltlichkeit ergossene Künstler, diese urechte Erscheinung des Rinascimento, ist dem Bösen und Dunklen in einer Weise aufgeschlossen, wie vielleicht kein anderer Dichter vor und nach ihm. Titus Andronikus, Jago, Caliban, Richard III., die ganze blutige Kette der Königsdramen! Und so liessen sich diese Betrachtungen immer weiter fortsetzen. Ich will bloss noch daran erinnern, dass Kant, der Erzrationalist und kritische Alleszermalmer, schliesslich, ohne seiner Grundidee

im geringsten untreu zu werden, in einer seiner grossartigsten Schriften [1]) bei der Lehre vom radikal Bösen anlangte. Und weiter, dass Nietzsche, dessen philosophisches Hauptwerk «Jenseits von Gut und Böse» betitelt ist, und dessen Bestreben auf den Wiedergewinn des Bewusstseins der natürlichen Unschuld gerichtet war, dennoch die entsetzlichen Möglichkeiten der Menschennatur erkannte und ihnen gegenüber die Forderung der Höchststeigerung des Lebens erhob, die sich zum Begriffe der Uebermenschen verdichtete.

Es ist also ganz und gar nicht ein Rest dogmatischer Theologie, wenn wir so nachdrücklich vom Bösen sprechen; es geschieht auch nicht, um das Gemüt mit Düsterheit, Schwermut, Pessimismus zu füllen, um seine Triebkraft zu hemmen, sondern im Gegenteile, um sie zu steigern und in die richtigen Bahnen zu lenken. Denn das Material, das wir bearbeiten, müssen wir doch kennen; wir dürfen uns vor allem über seine Sprödigkeit und Härte, über die Widerstände, die es uns entgegensetzt, keiner Täuschung hingeben; wir dürfen nicht Marmor behandeln, als ob er Ton, nicht Erz, als ob es Gummi elasticum wäre. Wenn unsere monistischen Weltverbesserer wirklich vermeinen, mit einem besseren Wirtschaftsprogramm, einer strammeren Organisation, einer Weltansicht ohne Gott und Seele, mit dem «gesunden Egoismus» oder besten Falles dem sozialen Bewusstsein auszukommen, so werden sie binnen kurzem schwere Enttäuschungen und den Zusammenbruch ihrer kühnsten Hoffnungen erfahren. Die Folge davon wird eine allgemeine Reaktion, ein Triumph der Mächte der Finsternis sein.

Ich hätte übrigens ebensowohl vom Guten wie vom Bösen sprechen, ich hätte darauf hinweisen können, dass der Freidenker sich den positiven wie den negativen Kräften der Seele verschliesst, dass er ihre Höhen so wenig ermisst wie ihre Tiefen. Sonst würde er ja nicht so verblendet und so betört gegen Gott und das Göttliche anrennen, er würde wahrnehmen, dass die Gottheit das Licht der Liebe ist, das in unserer Seele leuchtet, der Quell des unendlichen Lebens, von dem sie gespeist wird. Aber der Freidenker vermeint, sehr frei zu denken, wenn er erklärt, was sich nicht in einem der fünf Sinnesgebiete aufzeigen, nicht rechnerisch nachweisen lasse, sei gar nicht vorhanden. Unendliche Liebe sei also lediglich die Uebertreibung

[1]) «Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft.» D. Red.

eines sinnlichen Gefühls, Gottheit eine Fiktion und Einbildung, von der man sich losmachen müsse. Dementsprechend wird auch das Ideal ein viel bescheideneres; es ist nicht Vollkommenheit, Gottmenschlichkeit, sondern Nutzen, Wohlfahrt, grösstes Glück der grössten Zahl.

Mit einem so bescheidenen Ideal wähnt man indessen sein Auskommen finden zu können, weil man die Grösse der zu erfüllenden Aufgabe, weil man die äussern und innern Gegnerschaften, die es zu überwinden gilt, nicht kennt. Wer weiss, dass er mit dem Teufel zu kämpfen hat, wird den Kampf nicht ohne Gott aufnehmen. Wem aber die Sünde bloss als ein Rechenfehler erscheint, dem schrumpft auch die Tugend zu einer verbesserten Technik des Addierens und Subtrahierens zusammen. Und so ist es wiederum das Unverständnis für die Bedeutung des Bösen, das den mangelnden Sinn für das Gute und Göttliche bedingt.

Ich darf mithin zusammenfassen: was das Freidenkertum kennzeichnet, ist die Verkürzung der Dimensionen, der Zug zum Mittelmass, zur mittleren Linie, zur Oberfläche, die Verwischung der Grenzen, die Dämpfung und Ausgleichung der Gegensätz. Ist es denn ein Zufall, dass zwei von mir schon genannte, einflussreiche Führer des freidenkerischen Monismus, Mach und Ostwald, das Prinzip der S p a r s a m k e i t (Oekonomie) an die Spitze ihrer Weltanschauung gerückt haben? Keine Energien vergeuden! Sorgen, dass sich alles rentiert, was man tut, sogar, was man denkt und fühlt! Tugend ist also wertvoller als Laster, weil sie sich besser bezahlt macht. Nun soll die Bedeutung des Sparens in keiner Weise abgeschwächt werden; der Satz, dass sich in der Beschränkung der Meister zeigt, hat allgemeine Geltung gerade im Geistigen, und man darf sagen, dass jemand, der nicht wirtschaften kann, auch nicht zu genialer Schöpfung befähigt ist. Aber schliesslich muss man zuerst doch wissen, w o m i t man zu wirtschaften und zu sparen hat. Wirtschaft um der Wirtschaft willen ist ein Unding; sie ist eine Bedingung der wahren Religion, jedoch nichts weniger als ein Ersatz für dieselbe. Sonst wird die Welt in einen riesengrossen Betrieb verwandelt, dessen Hauptzweck Rentabilität ist. Kann es etwas Schrecklicheres geben als solch eine Welt? Man hat es der Kirche vorgeworfen, sie habe den Menschen versklavt und entselbstet; ist es aber nicht noch weit

ärger, ihn zum Triebrad einer ungeheuren Weltmaschine zu entwürdigen?

Durch diese Kleingeisterei hat das Freidenkertum viele der besten Kräfte, die sonst am Aufbau einer neuen Zeit mitzuarbeiten gewillt wären, abgestossen. Sie lehnen es ab, das Glück der Menschheit auf Kosten ihres Heiles zu fördern. Sie lehnen einen Pazifismus ab, der darauf zurückgeht, dass man zu müde oder auch zu klug geworden ist, um Krieg zu führen. Es war sicherlich ein verdienstliches Beginnen, dass Krapotkin das Dogma vom Kampf ums Dasein durch den Hinweis auf das Prinzip der gegenseitigen Hilfe im Tierreich und seinen Einfluss auf die Entwicklung zu entkräften unternahm. Aber wir müssen uns auch davor hüten, die Bedeutung solcher Naturtatsachen zu überschätzen; was wir von den Tieren lernen können, ist schliesslich durch das Faktum eingeschränkt, dass wir Menschen sind und dass in uns der sittliche Gegensatz und seine Spannung ein Mass erreicht hat, von dem in den andern Geschöpfen kaum eine Spur zu entdecken ist. Die Ameisen- und Bienenmoral ist doch nicht so ohne weiteres auf uns zu übertragen. Und die wohlmeinenden Berater, die sich das nicht sagen lassen wollen, mögen doch bedenken, dass Licht und Finsternis in unserer Seele gemischt sind oder, richtiger gesprochen, um sie ringen.

«Mensch, du bist viel begehrt, um dich ist viel Gedränge!» ruft Angelus Silesius; und was wir früher über die Macht des Bösen sagten und durch Zeugnisse der Literatur belegten, bliebe ganz unvollkommen, wenn wir nicht in Erinnerung brächten, dass einer von Jesu Jüngern Judas hiess und den Meister um dreissig Silberlinge verriet. Jesus und Judas! Und angesichts dieses Abgrundes, dieser schier unermesslichen Spannweite der Möglichkeiten beharrt man noch darauf, mit dem Prinzip des aufgeklärten, des wohlverstandenen Egoismus oder der sozialen Instinkte oder der gegenseitigen Hilfe alle Schwierigkeiten und Konflikte in höchst einfacher Weise aufzulösen. Wer also verstand sich besser auf den menschlichen Vorteil? Jesus oder Judas? Wo stimmte das Rechenexempel? In der Kreuzigung oder im Verrat? Aber ich bemerke, dass die Begriffe sich zu verwirren beginnen und die Betrachtung blasphemisch wird. Es ist nicht meine Schuld. Allein das Absurde jener Theorien musste in diese grellste Beleuchtung gerückt werden. Ich weiss auch, was

der Freidenker mir erwidern wird, laut oder stillschweigend: nämlich, dass Jesus und Judas Extreme darstellen, die für die praktische Wirklichkeit unverwendbar sind; und dass es sich darum handelt, zwichen den Extremen die richtige Mitte zu halten. Ich bin aber auch im Besitze der Antwort, die ihm der Religiöse geben wird. «Es gibt gar keinen Frieden als den, der von Christus kommt. Lieber auf ihn verzichten, als ihn um den Preis eines Verzichtes auf die höchsten Güter erkaufen! Nimmt man den Menschen die Kraft und den Sinn der grössten Entscheidung, dann nimmt man ihm alles; man züchtet ein Zwerggeschlecht, das zum Kriege ebenso unfähig geworden ist wie zum Frieden. Nein, das Dämonische in uns darf nicht eingeschläfert noch betäubt noch irgendwie unschädlich gemacht: es muss überwunden werden. Ueberwunden kann es bloss durch eine grössere, durch die grösste Gegenkraft werden.»

Religion ist also keine Sache des Gefühls oder der vernünftigen Ueberlegung, sondern eine der inneren Erfahrung. Diese Erfahrung wieder wird nicht durch die Selbstbeobachtung und Selbstbespiegelung gewonnen, sondern durch aktives, verantwortungsvolles Eingreifen in den eigenen Lebensprozess, durch ehrliche und unermüdliche Auseinandersetzung mit allen sich aufdrängenden Problemen und Konflikten. Ich glaube, dass die unscheinbarste Angelegenheit, wenn wir sie bloss in der Tiefe anpacken und von Grund aus zu bewältigen trachten, uns zu Gott hinführt; besser und geradliniger zu Gott hinführt als Versenkungen und künstlich hervorgerufene Andachten. Der zu Unrecht missachtete Alltag ist uns der beste Wegweiser. Ich kann mit einem gleichgesinnten Menschen in erhabenen Stimmungen schwelgen und doch sehr gottferne sein; wenn ich aber mit ihm mein Zimmer zu teilen und gemeinsame Wirtschaft zu führen habe, dann wird es sich zeigen, wess Geistes wir sind. Wenn wir wirklich die sich unvermeidlich ergebenden Schwierigkeiten in reinlicher Weise austragen wollen, so dass jedem sein Recht wird und nichts unerledigt bleibt, so werden wir, gleich einem kühnen Taucher, auf immer tiefere und dunklere Schichten unseres Innern stossen, die es zu durchklären gilt. Wir werden erfahren, dass sich überall, wenn wir bloss genügend beherzt und wahrhaftig vordringen, die Pforten der Hölle in uns und um uns öffnen; dass aber auch, wofern wir nicht feige die Augen zuschliessen und uns zurückziehen,

der Himmel dann ganz nahe sich zu uns herniederlässt, um uns seine Herrlichkeiten zu erschliessen.

Aus dem tätigen, am einfachsten Stoff sich entfaltenden und bezeugenden Leben stammt also unser echtes Wissen von Gott, unsere religiöse Erkenntnis. Und auf ihr wieder beruht jede Wissenschaft vom Uebersinnlichen, jede Metaphysik. Denn unsere Betrachtung lässt sich jetzt entsprechend erweitern und verallgemeinern. Das Freidenkertum ist ja nicht bloss antireligiös, sondern auch anti-metaphysisch gerichtet. Jede Jenseitigkeit ist ihm verhasst; es will den Bogen des Seins bloss so weit spannen, als die sinnliche Erfahrung reicht. Dass es mit den materialistischen Spekulationen, in die es gelegentlich verfällt, diesen Vorsätzen untreu wird, darf freilich nicht unerwähnt bleiben. Es wendet sich denn auch vor allem gegen den Spiritualismus, gegen den Glauben an eine geistige Ueberwelt, der mit dem Religiösen engstens verknüpft ist. Denn es fürchtet auch hier, durch die Hinwendung zum Sichtbaren könnte das Interesse an der sichtbaren Welt verkürzt werden. Es gibt nun sicherlich eine falsche Religiosität und Metaphysik, denen gegenüber diese Furcht nicht unbegründet ist. Aber die wahre Religion und desgleichen die wahre Metaphysik bezwecken das Gegenteil; sie wollen nicht Flucht aus der Wirklichkeit, sondern Grundlegung derselben sein. Der Religiöse und Metaphysiker verstehen, was der Freidenker nicht einsehen will: dass, je höher wir bauen, um so tiefer und fester das Fundament gelegt werden muss. Freilich hat, damit es zu einer Ueberwindung der Gegensätze komme, der Religiöse noch viel von dem gesunden Realismus und Gestaltungstrieb des Freidenkers zu lernen; umgekehrt aber wird der Freidenker, wo es sich um Erkenntnis des Materials und der Methode, wo es sich um Menschen und Seelenkenntnis handelt, bei dem Religiösen in die Schule gehen müssen. Von dieser Synthese werden wir noch in einer abschliessenden Betrachtung sprechen. Oskar Ewald

(Schluss folgt.)

Zweiter Brief an Herrn Professor Ragaz[1]

Ringoldswil, im August 1923.

Lieber Herr Professor!

Ja, was soll ich nun zu Ihrer Antwort sagen! Zuerst war ich ärgerlich darüber. Sie scheinen mir nicht nur verfehlt im Tonfall, sondern vor allem allzuoft inhaltlich daneben greifend besonders dadurch, dass Sie mir Ansichten unterschieben und eifernd bekämpfen, Ansichten, die ich nicht geäussert habe und überhaupt nicht teile.

So zornlos (ganz gegen Ihre Meinung) mein erster Brief war, bei aller Entschiedenheit der Verfechtung meiner abweichenden Ideen, hatte ich diesmal Mühe, eine gewisse Gereiztheit zu überwinden. Und doch sagte ich mir, eine solche Auseinandersetzung kann für andere nur von Wert sein, wenn sie sachlich durchgeführt wird und persönlich nur insofern, als das Persönliche eben auch zur Sache gehört.

Zuerst eine Vorfrage, in deren Beantwortung ich mich mit Ihnen einig glaube. Haben derartige Kontroversen einen solchen Wert, dass man Zeit und Aufmerksamkeit der Leser fortgesetzt in Anspruch nehmen darf? Dazu glaube ich sagen zu dürfen, dass gerade die weitverbreitete Unfähigkeit zu solchen geistigen Auseinandersetzungen eines jener Zeichen ist, die unsere Zeit unter geistig lebendigere Epochen, etwa das 18. Jahrhundert, stellt. Die gereizte Nervosität, von der wir alle etwas abbekommen haben, ist so rasch bei der Hand, jede abweichende Meinung als dumm, oberflächlich, seicht zu taxieren, und mit einem solchen Knaller die Unterredung abzubrechen oder den Partner zur Abbrechung zu nötigen, dass die schwanken Brücken, die von Seele zu Seele gehen und die Vereinzelung der Seele überwinden, immer mehr eingerissen werden. Freilich sind konventionelle Scheinbrücken in der Art Potemkinscher Dörfer schlimmer als gar keine.

Wenn aber, um mich einmal des theologischen Jargons zu bedienen, «Gott» die Liebe ist, so wäre es völlig unzulässig, zu sagen, es genüge, wenn man mit Gott verbunden sei — gegen die Men-

[1]) Meine Antwort wird im nächsten Hefte erscheinen. Inzwischen mögen die Leser sich die ihrige überlegen und dabei bedenken, dass Züricher mir allerlei Ansichten zutraut, die ich nicht hege. L. R.

schen. Gerade in wirklichen Brücken zwischen Mensch und Mensch würde sich dann Gott manifestieren, wäre nur in ihnen vorhanden. Die Vorbedingung einer fruchtbaren, gemeinsamen geistigen Erörterung wäre demnach, dass sich mit der selbstverständlichen intensiven Schärfe des Gedankens eine sachliche Gelassenheit des Geistes und eine gewisse Herzenshöflichkeit verbinden. Ich habe mich schliesslich mit einigen Ihrer Ausfälle, die ich zuerst als unnötige Gereiztheiten empfand, so abgefunden, dass ich mir sagte, dass Sie als Mann, der im Kreuzfeuer steht, eben nicht nur mir antworteten, sondern nebenbei immer auch eine Reihe anderer meinten, die man auch gerade mittreffen konnte.

Sprechen wir also weiter. Auch wenn wir uns nicht von ferne fänden, so würden wir doch genötigt, unsere Vorstellungen immer wesentlicher zu formulieren, was nicht nur uns, sondern auch immer vorhandenen Suchenden willkommen sein kann. Ich will mich auf die wesentlichen Punkte konzentrieren und darf wohl erwarten, dass Leser, die sich ernsthaft für das Unterscheidende in unsern Auffassungen interessieren, meinen ersten Brief noch einmal lesen, so dass ich mich nicht unnötig zu wiederholen brauche.

Relativismus.

Schon Ihren Ausgangspunkt muss ich aufs lebhafteste zurückweisen. Nein, keineswegs haben Sie mit Ihrem Satz, man könne bestimmte Ansichten haben, und doch ein Mensch von freiem und weitem Herzen sein, den Nerv meines Widerspruches berührt. Bewahre! Einen solchen Unsinn, wie es das Gegenteil dieses Satzes wäre, dürfen Sie mir schon nicht zutrauen. Würde mich mindestens so sehr treffen wie Sie. Je bestimmter und klarer die Gedanken sind, um so lieber sind sie mir, vorausgesetzt nur, dass sie einigermassen zulänglich sind. Also: ich sage nicht, es gebe keine absolute Wahrheit. Im Gegenteil, ich gehöre zu denen, die das Nichtvorhandensein eines Absoluten gar nicht fassen können. Auch Begriff und Berechtigung des Glaubens bekämpfe ich keineswegs. Es steht nicht Unglaube gegen Glaube, sondern Glaube gegen Glaube. Nur dass eben mein Glaube sich nicht mit dem Ihrigen deckt, dass die Art, wie ich das Absolute zu erfassen glaube, anders ist als die Ihrige. Wie ich das Absolute schaue, das kann ich in einem kurzen Schrei-

ben nicht ausführen (dazu hoffe ich immer noch einmal Musse, Ruhe und einen Verleger zu finden). Aber wir stehen nun vor der überall sich wiederholenden Tatsache, dass das Absolute von verschiedenen Menschen ganz verschieden erfasst wird, und doch vielerorts mit der gleichen Glaubensinbrunst. Hier setzt nun das Relative ein: Schliesslich muss man sich eben sagen, es sei ganz ungerechtfertigte Anmassung, den andern mangelnde Gefühls- und Erlebnistiefe vorzuwerfen, wenn sie andere Gedanken denken, andere Worte für nötig erachten als wir. Wir müssen doch bei einiger Selbstbesinnung erkennen, dass «die» Wahrheit eben vorderhand mal unsere, «meine» Wahrheit ist, d. h. dass die Art, wie ich das Absolute erfasse, an meine Organisation, an meine geistige Art und Vorbereitung gebunden ist, und dass die Art, wie ich mich auszudrücken genötigt sehe, an meinen Sprachschatz, an meinen «Jargon» gebunden ist. Wie bei mir so auch bei andern. Man kann das auch so ausdrücken: Wenn ich mein Absolutes als etwas Relatives darstelle, so ist das einfach ein Akt der Humanität oder doch der Höflichkeit.

Mit dieser Erörterung glaube ich auch Ihren «logischen» Mussolini-Lenin-Wegweiser beseitigt zu haben.

Man könnte das alles auch anders ausdrücken: «Wenn du ein rechter Kerl bist, so verkehre ich ganz gerne mit dir. Glaub meinetwegen, was du willst. Ich masse mir das gleiche Recht an, und wenns dich interessiert, so können wir ja darüber gelegentlich sprechen. Aber vorderhand wollen wir gemeinsam Hand anlegen an der heute nötigen Lawinenverbauung.»

Damit will ich natürlich nicht sagen, dass alle Meinungen gleichwertig seien, dass es nicht vollberechtigt wäre, für seinen Glauben zu kämpfen, wenn einem die Fundamente des Glaubens der andern allzu bröcklig erscheinen, und vor allem dann, wenn andere einem ihren Glauben, den man nicht teilt, als einzig wahren, einzig tiefen empfehlen wollen. Die Uebereinstimmung suchende Seele verlangt danach, Zeugnis abzulegen für ihren Glauben.

Unsere Kontroverse und Ihre Ausfälle.

Denn darum handelt es sich in unserer Kontroverse: Sie sind der Meinung, dass der Bestand der ganzen sittlichen Welt an dem Glauben an den Einen Gott hange, dem man die Eigenschaft der Allmacht zuerkennen müsse, dass Welterneuerung nur auf diesem Glauben an den Gott der Bibel überhaupt möglich sei, dass alles andere Naturalismus, Heidentum sei. Und nur auf dem Boden dieses Monotheismus seien überhaupt Persönlichkeit und innere Freiheit möglich. — Sie vereinfachen die Welt wohl allzusehr. Entweder Christ oder Heide! Und Heidentum ist Ihnen bloss «Religionsmischerei», allgemeines Kuddelmuddel, schwankender Moorgrund über der Tiefe des Nichts und im besten Fall passive Weltverklärung. —

Sie entrüsten sich sehr grundlos darüber, dass ich Ihnen sagte, dass Sie den Glauben anderer (auch meinen) verächtlich machten. Aber wenn Sie jeden Menschen, der nicht am persönlichen Gott der Bibel orientiert ist, Erkenntnis, Kultur, Tiefe, Persönlichkeit, Freiheit, Möglichkeit der Wissenschaft, Möglichkeit zur inneren Einheit zu gelangen, kurz alles das absprechen, womit man die hohen Werte des Lebens zu bezeichnen pflegt, so darf man das wohl als Verächtlichmachen bezeichnen. Ich sehe mich leider gezwungen, den Spiess umzudrehen. Wie in aller Welt kommen Sie zu der grotesken Behauptung, ich hätte für die Bibel nur Hohn und Zorn und längst überlebte Aufklärungskritik und mehr derartige Liebenswürdigkeiten? Ich spreche vom Glauben, mit dem ich so verächtlich umspringe, den ich so sehr verabscheue und heruntermache, wie der Blinde von der Farbe. Ich hätte keine Ahnung davon, was Glaube sei; keinen Hauch vom Sinn und Geist der Bibel hätte ich erfasst, usw. usw.

Ich habe alle diese Ausfälle zuerst stillschweigend übergehen wollen; aber es geht doch nicht. Dass ich den Begriff des Glaubens überhaupt nicht bekämpfe, habe ich schon ausgeführt, dass ich nur Ihre Auffassung, die nur Ihren Glauben als zu recht bestehen lässt, zurückweise, dürfte jetzt klar sein. Dass ich auch Ihre Art Glauben völlig gelten lasse, soweit sie Gegenrecht hält, dürfen Sie mir ruhig glauben. Ich hätte wohl kaum sonst seit neun Jahren an den Neuen Wegen mitgearbeitet und hätte kaum sonst je und je

Menschen zu Freunden gehabt, die ihren Glauben ähnlich zu formulieren pflegen wie Sie.

Die erdrückenden Autoritäten.

Die Bibel las und lese ich jederzeit gern; dass ich für sie nur Hohn und Zorn hätte, ist eine solche Entstellung der Tatsachen, dass eigentlich ein derberer Ausdruck hergehörte. Nur freilich, ich lese sie aufmerksam und unvoreingenommen, genau wie irgend ein anderes wichtiges geistiges Dokument der Menschengeschichte, und deshalb selbstverständlich auch kritisch. Denn da freilich gehe ich nicht m i t, wenn man nicht nur die ernsthaften Resultate der Bibelkritik übergeht, sondern auch jede Meinung und Glaubensvorstellung biblischer Menschen kritiklos bestaunt. Ob ich nun die Fähigkeit habe oder nicht, mich in die Geisteswelt der biblischen Menschen zu versetzen, das steht hier nicht zur Diskussion; aber auf alle Fälle muss ich Ihre Urteilsfähigkeit darüber ablehnen. Es ist freilich durchaus nicht gleichgültig, was Moses, Amos, Jesajas, Jeremias, Hiob, Christus, Paulus geglaubt haben, so wenig wie es gleichgültig ist, was die Grossen der Menschheit je und je geglaubt haben. Aber wir sprechen jetzt darüber, was wir glauben, was Sie glauben, was ich glaube, ganz abgesehen von allen noch so erdrükkenden Autoritäten. Wenn wir nicht im Seelenkampf um die Worte, die wir bekennen, letzten Endes ganz auf eigenen Füssen stehen, so wissen wir in einer so schwankenden und abgründigen Zeit wie der unsrigen (wie wohl jeder!) nie, wo unser letzter Halt ist.

Andere lassen sich immer deuten. Wie tausendfältig wird nicht Christus gedeutet! Und Sie selber, bringen Sie es nicht fertig, aus Kropotkin sowohl wie aus Aeschylus Monotheisten zu machen! (Was in Ihrer Auffassung des Wortes auch Sokrates und Plato nicht waren und wohl nicht einmal die alttestamentlichen Juden.) Sogar Jakob Burckhardt wird Ihnen noch zum Zeugen Ihrer Griechenauffassung, nämlich, dass die Griechen die Begriffe der Persönlichkeit und der inneren Freiheit nicht gekannt hätten, nachdem er ein Lebenlang bemüht war, das Gegenteil darzulegen, und nachdem er sein sehr freies und sehr persönliches Leben wesentlich in jenen Zeiten verankerte, in denen der Monotheismus die geringste Rolle spielte, in den Zeiten der Griechen und der Renaissance. —

Aus Luther und Calvin werden Ihnen Anhänger der Willensfreiheit, und ihre Prädestinationslehre habe man nur falsch verstanden. Es ist nun wirklich ein Leichtes, bei Menschen, die viel geschrieben und gesprochen haben, jeweilen ein Wort herauszufinden, das das Gegenteil von dem stützt, was sie sonst vertreten haben. Was lässt sich nicht aus Kant, Nietzsche, Marx alles ableiten! Und erst aus Hegel! Und schliesslich auch aus Goethe. Den mache ich übrigens nirgends zum Theosophen, wie Sie meinen. Es handelt sich in unserer Kontroverse nur sehr indirekt und zufällig auch um Theosophie. Dass Sie Ihre letzten Meinungen gerade in einer Polemik gegen die Theosophen so deutlich aussprachen, brachte diese Verknüpfung. Goethe war so wenig und so viel Theosoph, wie er etwa Christ war. Ich zitiere dazu eine bekannte Stelle aus einem Goethebrief, den ich neuerdings wieder bei Fritz Mauthner gefunden habe: «Ich für mich kann bei den mannigfachen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben. Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher und eines so entschieden wie das andere.»

Noch einmal persönliches Denken und Massenmeinungen.

Ich muss darauf nochmals zurückkommen. Mich stört es, wenn man die sogenannt typischen Denkmöglichkeiten höher stellt als das Denken einzelner Denker; denn das letztere, als wirkliches aktives Denken, steht immer ungleich höher als das Massenmeinen. Es handelt sich also bei der Ueberbetonung des letztern um eine Vertrivialisierung des Denkens. Ich dachte übrigens keineswegs speziell an Steiner, sondern mir fiel auf, dass ich mich nach vielen Ihrer Definitionen als Theosophen bezeichnen müsste und fand dann trotzdem eine Menge Meinungen, die Sie wieder als typisch theosophische bezeichneten, die ich niemals teilen kann. So antworte ich denn auf Ihre Frage, ob man nicht Pessimismus und Pantheismus auch so allgemein darstellen könne, mit einem entschiedenen: Nein! Das heisst, man kann schon und tut es auch und pflegt daneben zu greifen. Dann werden alle jene Sätze wiederholt, die vom Pantheismus sagen, er sei im Grund nur verkappter Atheismus. Er müsse im Grund alles anerkennen, er könne keine ewigen Ziele kennen, sei im Grund blinder Glaube an die Vollkommenheit der Natur, er kenne nur ein

ewiges Auf und Ab, ein unbestimmtes Nichts, er könne die Welt nur verklären, aber «logisch» gebe es für ihn keine Nötigung, eingreifend, ändernd der Welt gegenüberzutreten. Und beurteilt so der Pantheismus nach den paar berühmtesten pantheistischen Systemen, den verdeckt materialistischen wie den gottseligen oder gottlos mystischen und urteilt also falsch; denn was historisch miteinander verknüpft erscheint, braucht nicht durch innere Logik verbunden zu sein. Und in noch ungenaueres Gerede kommt man gewöhnlich, wenn man allgemeines über Pessimismus äussert. Schon deshalb, weil zwei ganz verschiedene Vorstellungen unter dem gleichen Wort gehen: Pessimismus als Ausdruck absoluter Hoffnungslosigkeit in bezug auf Sinn und Bedeutung des Lebens, in bezug auf irgend welche tröstlichen Ausblicke über das Leben hinaus, das man im ganzen als elend empfindet. Und Pessimismus in bezug auf die menschliche Natur, die man in jeder Beziehung als schlecht und hilflos empfindet und für durchaus unfähig hält, sich selber zu erlösen, sondern die dazu der Vermittlung, der Gnade gebrauche. Schliesslich sind auch Pantheismus und Pessimismus wie die meisten Ismen nur verallgemeinernde Wortbildungen, die zu ewigen Missverständnissen Anlass geben und auf die es deshalb nicht so sehr ankommt.

Offenbarungsgläubigkeit und Aufklärung.

Der Begriff der Offenbarungsgläubigkeit im Sinne der Buchstabengläubigkeit lag Jahrhunderte lang als schwerer Druck auf der Menschheit. Wie dieser Geist heute noch als Menschen trennender, Seelen tretender, hochmütiger, verfolgungs- und bekehrungssüchtiger Dünkel umgeht, weiss, wer die unzähligen Gemeinschaftskreise unseres Volkes erlebt hat, jener Leute, die nicht einmal begreifen, dass man Kinder nicht «bekehrt», sondern erzieht.

Die Aufklärung nun hat freilich manches Geheimnis, manch dunkle Rätselfrage bloss verbanalisiert und nicht gelöst; aber ihre mannhafte Tat des selbständigen Denkens soll in keiner Weise verkleinert werden. Wir dürfen übrigens nicht vergessen, dass in diese Phalanx nicht nur Loke und Hume, nicht nur Voltaire und Diderot, sondern auch Lessing und Kant gehören. Ich erinnere dabei gern an die heute noch immer lesenswerte Schrift Kants: Beantwortung der

Frage: was ist Aufklärung? in der er über die «Einschränker der Freiheit», die Offiziere, Finanzräte und Geistlichen spottet, die sagen: Räsoniert nicht, sondern exerziert, bezahlt, glaubt!

Mit Ausdrücken wie «Aufkläricht» und «längst überlebte Aufklärungskritik» hat man, wenn man das selbständige Gewissen ernst nimmt, vorsichtig umzugehen. «Längst überlebt» im Sinn des schon einmal oder schon oft Gesagten ist noch vieles Unbequeme, das trotzdem seine volle Wucht behält. Ganz gleich verhält es sich mit dem Ausdruck «oberflächlich». Das ist nur Abschreckungszauber. Der Wettlauf um die «Tiefe» im Religiösen ist fast so verhängnisvoll wie der Wettlauf um das Niedagewesene in den Künsten. Nun weiss ich natürlich schon, dass Sie nicht zu den Buchstabengläubigen gehören, sondern stets bestrebt sind, den lebendigen Geist zu erfassen; aber wenn man die Aufklärung bekämpft, muss man denn doch daran innern, gegen wen wiederum die Aufklärung ankämpfte. Und das waren eben jene, die annahmen, dass in der Bibel eine prinzipiell andere Art von «Offenbarung» zum Wort komme als in den andern Geistesdokumenten der Menschheit.

Rationalismus und Irrationalismus.

Auch mit der «Tiefe des Irrationalismus» machen Sie es sich zu einfach. Es ist Brauch in vielen Kreisen (theologischen und andern), die Vernunft, die Ratio als die eigentliche Verführerin zur Ueberhebung hinzustellen. Einigermassen entschuldbarer Grund zu diesem Verhalten mag sein, dass die Vernunft oft viel zu rasch zu begreifen glaubte, oft viel zu selbstsicher auftrat. Im Grund ist aber wohl bei denen, die auf ihre Irrationalität stolz sind, die damit glauben, Tiefe zu beweisen, wenn sie die Bemühungen der Vernunft um Welterkenntnis gering schätzen, ebensoviel blinder Dünkel. Ueberhaupt sollte man nicht immer die menschliche Eitelkeit auf die Weise in die Diskussion ziehen. Sie kann schlechterdings mit allem verknüpft sein. Das gerade ist Psychologismus im schlimmen Sinn. Im übrigen weiss ich schon, dass die Vernunft nicht alles fassen, nicht alles begreifen kann, dass hinter jeder Lösung neue Rätsel sich auftürmen. Aber das ist für uns eine Qual und eine Not. Wir möchten die Welt widerspruchslos denken können und, wenn man metaphysisch reden will, so ist es für uns wie ein inneres Gebot, wie eine

Aufgabe, dieses Ringen um Erkenntnis nie aufzugeben. Das ist schliesslich auch ein Glaube im Sinn des Vertrauens, dass diese Anstrengungen des menschlichen Seins, zur Erkenntnis seiner selbst zu gelangen, einem weltinnewohnenden Willen entspringen. Diese innere Freiheit des Suchens gilt es zu bewahren. Was auf diesem Weg gefunden wurde, oder bescheidener, was man glaubt, gefunden zu haben, ist für uns das Wesentliche, auf alle Fälle wesentlicher als irgend welcher Glaube, welcher uns als heilig gepriesen wird, aber nicht aus uns gewachsen ist. Als eigentliche Versucherarbeit muss man die Zumutung auffassen, den Erkenntniskampf, den Denkkampf aufzugeben und «alles Gott anheimzustellen». Ich hatte dabei nie das «Wissen» gegen den Glauben ausgespielt, wie Sie meinen. Mein Wille geht nur dahin, mir Glaubensvorstellungen zu bilden, die nicht im Widerspruch mit meiner Erfahrung stehen.

Ihre Theologie.

Sie setzen oft voraus, was Sie kennen und was Ihnen Eindruck gemacht hat, kennen andere nicht, hätten andere nie was davon gehört, einfach, weil sie darüber schweigen, weil es ihnen eben wenig Eindruck gemacht hat. Ja freilich habe ich die Sätze gehört, genug und übergenug, wegen denen Sie sich ergriffen über meine Verstocktheit und Oberflächlichkeit an den Kopf fassen. Also die Sätze, wonach die Welt mit nichten Werk, Wille und Schöpfung Gottes sei, sondern eine Frucht des Abfalls von ihm, dass Gott eben auf einen neuen Himmel und eine neue Erde warte, und dass die ganze Reichsgotteshoffnung nur diesen Sinn habe, dass Gott und Menschen zusammen sich Mühe gäben, diesen neuen Himmel und diese neue Erde zu schaffen. Man dürfe Allmacht nicht mit Allzwang verwechseln. Der Mensch sei «frei» geschaffen worden. Alles andere seien allzu obenauf liegende Gedanken. —

Woher wissen Sie eigentlich das alles? Oder, wenn Sie sich auf die Bibel berufen, woher wissen die Schriftsteller der Bibel das alles? Also das Buch fängt damit an: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und dann schuf er sie doch wieder nicht? Am Anfang? An welchem Anfang? Wie kann man sich überhaupt einen Anfang denken? Er schuf alles? Frei? Wie das? Warum das? Warum so unzulänglich? Und überhaupt, was veranlasste diesen Gott, von

Metakosmos her plötzlich sich aufzumachen, um auf unserem vorgefundenen Kosmos sein Reich aufzubauen? Warum schuf er die Menschen so schwach, dass sie von ihm wieder abfallen konnten? Was ist das für eine Allmacht, die so unzulängliche Geschöpfe für einen fernen Zweck schafft, solche Geschöpfe, die jederzeit versagen? Wie kommt Freiheit in Geschöpfe, deren Eigenschaften doch ganz von dem allmächtigen Gott bestimmt worden sind? Dessen Grausamkeit als Güte zu deuten seine sublimste Glaubensforderung vorstellt? Was soll das für ein gesuchter Unterschied sein zwischen Macht und Zwang? — Nichts für ungut. Davon verstehe ich heute so wenig, wie ich als junger Mensch etwas davon verstanden habe. Aber die Ohren habe ich allerdings voll davon. Und übergenug davon, dass alles Wertvolle im Leben vom Glauben an dieses «Kuddelmuddel» abhange. Einerseits wird einem bedeutet, eine Persönlichkeit könne man nur werden, wenn man alle diese subtilen Kompliziertheiten und abenteuerlichen Distinktionen (wie die vom Gott, der die Welt nicht geschaffen hat, sondern nur die neue Welt schaffen wolle) glaube, und andrerseits ist man dann doch gleich wieder bereit, alles Nichtzuverstehende mit Gottes unerforschlichem Ratschluss zuzudecken und sich darüber zu entrüsten, wenn andere weiter denken wollen. Wo das Denken zu Ende sei, da erhebe der Glaube eben seine Schwingen. Mit dem Denken könne man den Glauben nie erfassen. Nur wenn man ihn ohne Denken annehme, werde man seine einzige Wahrheit erfassen. Nun ist aber doch zuzugeben, dass das Denken nicht bei allen Menschen gleich rasch zu Ende ist, und dass es sich durchaus lohnt, darüber nachzudenken, wie die menschlichen Gottvorstellungen zustande gekommen seien und darüber nachzudenken, was die Worte Gott, Glaube, Liebe, Tiefe, Wahrheit, Freiheit, Persönlichkeit im Laufe der Zeit für verschiedene Begriffe deckten, und wo sie nur Klang und Schall ohne Begriffe waren.

Ich weiss die Mythen der Bibel durchaus zu schätzen; aber ich habe nicht die geringste Veranlassung, sie anders als historisch zu würdigen. Man kann einen Schriftsteller doch durchaus hochschätzen, ohne seine Grundgedanken zu teilen. Oder meinen Sie, ich liebte Spinoza nicht, weil mir seine Substanzmetaphysik wie eine mythologische Trapezturnerei vorkommt, oder ich liebte Schopenhauer

nicht, weil ich seine Ablehnung der Sinnenwelt nicht teile, oder ich liebte Nietzsche nicht, weil mir seine Machtmetaphysik als verschrobene Viertelswahrheit erscheint, oder ich liebte Rudolf Willy nicht, weil mir seine Ablehnung der Welt jenseits der Sinne als blosse Idiosynkrasie vorkommt. So liebe ich viele Theosophen und viele Christen, auch wenn sie mir allzuviel von den Geheimnissen Gottes und der Weltschöpfung wissen. Es ist keine Rede davon, dass ich der klassisch jüdischen Welt, insbesondere den Propheten, irgendwie voreingenommener gegenüberstehe als den alten Indern. Auch wenn ich ihre Glaubensvorstellung nicht teile, habe ich für viele von ihnen aufrichtige Verehrung.

Und so ists auch nicht, dass ich in allen Religionen «gleich viel» Wahrheit sehe. Jede aus einer letzten Not gewachsene Philosophie oder Glaubensansicht wird sich nachträglich auch mit den andern vorhandenen messen; aber es wäre sehr voreilig, dieses Messen als eklektische Religionsmischerei zu deuten; ebenso wie es falsch wäre, die obigen, etwas leichtgeschürzten Fragen, die natürlich jedes Kind stellen kann und manches auch stellt, als längst überlebten frivolen Aufkläricht abzutun. Sie sind so wenig überlebt wie augenscheinlich die Behauptungen, auf die sie sich beziehen.

Glaube als Fürwahrhalten und Glaube als Vertrauen.

Es ist eine grosse Konfusion um das Wort Glaube, wie um alle Wörter, die um Imponderabilien sich drehen. Man hat sich in Theologenkreisen schon lange gewöhnt, es als oberflächlich hinzustellen, wenn man unter dem Wort Glaube ein Fürwahrhalten in Weltanschauungsfragen versteht. Einzig tief sei die Auffassung, die darin nur einen Ausdruck für ein unerschütterliches Vertrauen erblicke, spezialisierter: Vertrauen in Gott, noch spezialisierter: Vertrauen in den Gott der Bibel. Weiter spezialisieren kann man nicht mehr gut, da man nun nicht weiss, ob der Gott Christi oder der doch sehr anders ausschauende mosaische Gott das grössere Vertrauen verdient. In der Tat ist es sehr naiv, zu meinen, ich hätte von dieser Auffassung noch nie etwas gehört, wenn die Spalten der Neuen Wege doch stets davon voll sind. Richtig ist nur, dass ich diese Unterscheidung für unzulänglich halte. Bei dem Wort Vertrauen frägt man eben sofort: Vertrauen in wen? Ver-

trauen in was? Und dann kommen die nähern Definitionen. Ein tiefes Vertrauen in den ewigen heiligen Empörergeist (den Geist, der empor will) ist auch bei solchen vorhanden, die die ewigen Kräfte nicht monotheistisch deuten. Da hilft alle Wortextase nicht darüber hinweg. Und für das Fürwahrhalten brauchen wir eben auch ein Wort, und das Wort Glaube, das uns in diesem Sinn von unserm Alltagsgebrauch her vertraut ist, ist kein schlechtes Wort.

Nun allerdings gebe ich gern zu, dass es nicht dasselbe ist, ob man ohne Anteilnahme etwas glaubt, oder ob man mit Betonung seinen Glauben unterstreicht und damit ein Wort meint, das ins Leben Sinn und Aufgabe, Beruhigung und Trost und Mut trägt. Aber auch da liegt das Fürwahrhalten noch drin. Glaube ist eben damit ein Wort geworden, das das Fürwahrhalten von etwas meint, das ein befreiendes, beglückendes Resultat eines Weltanschauungskampfes bezeichnet. Und genau in diesem Sinne nehme ich es auch für mich in Anspruch. Ich bekämpfe nicht das Positive an Ihrem Glauben, ich bekämpfe die ausschliesslichen, zu den ungerechtesten Urteilen führenden Folgen, die Sie Ihrem Glauben andichten.

Die gläubigen Ungläubigen.

Ich bekämpfe jene Seite an Ihrem Glauben, die Sie dazu führt, ihm Folgen und Wirkungen ausschliesslich zuzutrauen, die eben andere Glaubensvorstellungen andern auch geben. Denn die Art, wie Sie sich aus dem Dilemma herauswinden, dass Sie einerseits behaupten, nur der Glaube an den persönlichen Gott der Bibel könne die Energie und Kraft geben, die Welt zu verändern und zu erneuern, und anderseits doch die Tatsache nicht leugnen können, dass Menschen, die auf völlig anderem Boden stehen, stärkste Energiequellen entwickeln, ist mir besonders deutlich geworden in der Art, wie Sie Kropotkin behandeln. Was er selbst gesagt hat, dass er glaube, was ich als untrügliche Bekenntnisse aus seinem eigenen Munde weiss, das gilt alles nichts. «Unbewusst» hatte er nach Ihnen monotheistischen Gottesglauben, hatte denselben Glauben wie Tolstoi. Bewusst sei ihm das nur deshalb nicht geworden, weil er keine rechten Christen in seinem Leben angetroffen habe, nur geistlose Orthodoxe. Als ob er nicht Tolstoi auf seinem Lebensweg angetroffen hätte! Sehen Sie denn wirklich nicht, dass man mit derartigen

Argumenten alles behaupten kann und ins absolut Uferlose steuert? Ich von meinem Standpunkt aus habe das Recht, Kropotkin einen Gläubigen zu nennen, weil für mich ein Gläubiger einer ist, der so viel Vertrauen in aufsteigende Mächte aufbringt, dass er aus ihnen heraus an der Weltänderung, Weltverbesserung, Weltverschönerung getrost arbeiten kann und in dieser Arbeit sein Lebensglück findet. Für Sie ist der Begriff des Gläubigen wesentlich anders bestimmt, und Kropotkin ist nach Ihren Darlegungen eben ein Heide wie wir alle. Ich hätte es begriffen, wenn Sie von Ihrem Standpunkt aus gesagt hätten: Ja, Kropotkin hat viel geleistet, wäre er aber im biblischen Sinn gottgläubig gewesen, hätte er zweifellos mehr geleistet. Das wäre wenigstens eine konsequente Meinung gewesen, wenn ich sie auch nicht geteilt hätte.

Um übrigens auch den Glauben Tolstois, auf den Sie sich gerne berufen, von dem Ihrigen etwas abzurücken, will ich gerne noch ein Tolstoizitat aus seinem Tagebuch hinsetzen, das so deutlich als möglich ist: «Man wendet sich im Gebet an einen persönlichen Gott, nicht weil Gott ein persönliches Wesen ist — ich weiss sogar bestimmt, dass er das nicht ist — sondern weil das Ich ein persönliches Wesen ist. Durch eine grüne Glasscheibe sehe ich alles grün.»

Auch ein merkwürdiger Gläubiger!

Persönliches Bekenntnis.

Wenn ich dazu ein persönliches Bekenntnis in einfachen Worten sagen darf, die ich schliesslich, wenn nötig, auch philosophischer setzen könnte, noch folgendes:

Ich glaube, dass das Leben einen ewigen Sinn hat, dass angesichts von Tod und Not und Unzulänglichkeit dieses Vertrauen in die ewigen Liebeskräfte durchhilft. Ich glaube, dass der Wille zum Guten, zum schöpferischen Gestalten, der Weg ist, der uns diesem Ziele am meisten annähert. Ich glaube, dass chaosüberwindende Lichtkräfte im All und in uns sind, und dass man das Gefühl der Freiheit erlebt, wenn man sich in der Richtung dieser Kräfte bewegt. Ich glaube, dass zwischen Diesseits und Jenseits keine prinzipiellen Gegensätze sind. Ich glaube, dass der Tod nur eine Uebergangsform von einer Daseinsform in eine andere bedeutet, dass aber unsere unzerstörbaren Lebenskräfte im Diesseits sich bewähren müssen,

dass sie nur so ihre über das Diesseits hinausreichende Aufgabe erfüllen; ich glaube, dass mächtige transzendente Geisteskräfte in unser Leben einwirken können, dass sie uns helfen können; ich glaube, dass ungeheure, schwer entzifferbare Geheimnisse hinter der sichtbaren Welt liegen, und dass Licht und Güte und Schönheit ewigkeitsgesättigte Symbole des Ewigen sind.

Aber an den allmächtigen, persönlichen Gott der Bibel habe ich gar kein Bedürfnis zu denken; trotzdem ich einigermassen zu begreifen glaube, was für Geisteskräfte unter dieser Formel von den mächtigsten biblischen Gestalten gedeutet wurden, und was ihnen demnach diese Formel bedeuten musste.

Und nun freilich fühle auch ich mein Tun und Lassen beständig mit meinem hier kurz angedeuteten transzendenten Glauben verknüpft, so dass ich oft das Gefühl habe, ich würde ohne diese Vorstellung innerlich erschlaffen. Das soll mich aber nicht an der Erkenntnis hindern, dass andere mit andern Gedanken auch lebensfrisch und todesmutig und nach dem Mass ihrer Fähigkeiten schöpferisch bleiben.

Gesinnung und Ansichten.

Dass Sie dieses Zugeständniss meistens nicht machen können, fühle ich als grösste Kluft zwischen uns. Das heisst, ich will ganz gerecht zu sein versuchen. Sie heben Ihre schroffen Formeln immer von Zeit zu Zeit wieder auf, z. B. wenn Sie in einem Privatbrief sich äussern, die Gesinnung sei Ihnen immer mehr gewesen als die Ansichten. Wie habe ich mir das zu erklären? Ich denke, Sie seien der Meinung, das, was Sie über Glauben sagen, sei blosser Gesinnungs-, nicht Meinungsausdruck, sei nur unmittelbarer Ausdruck tiefen Erlebens, weit entfernt von allem Dogma. Aber auf uns andere wirkt das ähnlich, wie es ein auch Ihnen nahestehender gelegentlicher Mitarbeiter der Neuen Wege formuliert: Es habe sich bei den Religiös-Sozialen eine neue inoffizielle Theologie ausgebildet. «Die Theologie von Gott, der nicht gerechtfertigt werden muss durch eine Theologie. Die Theologie von Gott, der keiner Beweise bedarf, «über den es keine Religionsphilosophie gibt.» (Jakob Weidenmann im vierten Band der Geschichte des Atheismus von Fritz Mauthner.)

Glaube und Liebe.

In der Tat mutet mich Ihr Monotheismus ähnlich an wie der sogenannte moralische Gottesbeweis Kants, und kann nur wieder vom inneren Erleben aus beurteilt und bekämpft werden. Sie meinen zwar, Ihre Anwendung des Wortes Glauben sei eine prinzipiell andere als die bei Torrequemada und Calvin und anderen Inquisitionsherren. Calvin nenne ich absichtlich, weil ich weiss, dass Sie ihn hoch verehren und also Beziehungen zu ihm haben. Aber von ihm stammt doch das Wort (ich zitiere aus der Erinnerung und deshalb ungenau; aber inhaltlich wohl richtig), dass, wenn der Katholizismus für einen «falschen» Glauben so viele Todesurteile fälle, man für den «wahren» Glauben auch hie und da mal ähnlich vorgehen dürfe.

Darum sage ich, solange das Hauptgewicht auf den Glauben gelegt wird (in irgend welcher Form), ist die Unmenschlichkeit immer zu Hause. Wo bloss Glaube herrscht, schlägt man sich seit Jahrtausenden die Schädel ein.[1]) Wo die Liebe höher steht als der Glaube, ist freudiges, sonniges, lichtes, wenn auch nicht kampfloses Leben und nicht nur jene peinliche Duldsamkeit in Glaubensdingen, sondern fröhliches Anerkennen verschiedenen selbstgewachsenen Glaubens. Da sehe ich mich zur Abwechslung mal sogar mit Paulus einig: «Und hätte allen Glauben, also dass ich Berge versetzte und hätte der Liebe nicht, so wäre es nichts.» Oder redet da Paulus auch, wie «der Blinde von der Farbe», weil er sein «grösstes geistiges Erleben» offenbar hier wenigstens nicht in dem Wort Glaube niedergelegt hat?

Psychologismus.

Es ist charakteristisch, wie in der letzten Zeit die Stimmen sich mehren, die genug von der Psychologie haben. Psychologismus wird zum Schimpfwort, wie es der Rationalismus geworden ist.

Das lässt sich begreifen. Eine Zeit grössten Interesses an der Psychologie liegt hinter uns. Auch Fritz Brupbacher, selber ein hypertrophischer Psycholog, meint in seinem neuesten Opus: «Vom Kleinbürger zum Bolschewik» die Psychologie sei eine typische

[1]) Auch wenn man sonst durchaus gegen alle Gewaltanwendung ist, so fördert man mit einer Uebertretung des Glaubens eben doch letzten Endes den Gewaltgeist.

Kleinbürgerei, im Zusammenhang mit der bürgerlichen Konkurrenzwirtschaft entstanden. Jetzt gebe es nur noch ein letztes Aufblühen und endgültiges ad absurdum Führen des Individualismus und seiner Psychologie. Der kommende kommunistische Mensch, der keine Konkurrenz mehr kennen werde (!!!), brauche auch die Psychologie nicht mehr. An seine Stelle werde die Weltmarkteroberungslehre treten.

Ihr Kampf gegen den Psychologismus ist freilich sehr anders begründet; aber die Abneigung ist ebenso stark. Sie wollen an seine Stelle wieder den Glauben setzen und aus ihm heraus die Welt ändern. Aber jeder Blick auf unsere Auseinandersetzung zeigt, dass sowohl Sie wie ich in einemfort psychologisch zu entwickeln suchen. (Und wie sehr tut das auch Brupbacher!) Es hält schwer, bei einer Verteidigung der Selbstverständlichkeit der Psychologie, nicht in Banalitäten zu verfallen. Freilich ist die Gewohnheit, nicht mehr zu fragen, ob eine Meinung stichhaltig sei, sondern nur noch, wie man zu ihr gekommen sei, zur Manie ausgeartet. Dazu kam die materialistische Geschichtsauffassung, die jede Meinung in irgendwelchen Zusammenhang mit der ökonomischen Lage des Meinenden brachte. Deshalb folgern die einen, wir wollen wieder über die Wahrheit der Sache selbst reden und nicht nur an allem herumpsychologisieren, und die andern, man solle das Oekonomische ändern, das Psychische werde sich dann von selbst mitändern. Wer aber einerseits an die ewige Gültigkeit des Seelischen glaubt, und deshalb seiner materialistischen Bedingtheit nur wieder bedingte Geltung zuerkennt, und wer anderseits erkannt hat, dass alle Glaubenskämpfe und Glaubensdarlegungen letzten Endes immer Psychologismen sein werden, wird die Psychologie stets hochschätzen, ohne ihre heutigen Auswüchse zu bestaunen.

Es ist z. B. Psychologismus im schlimmen Sinn, wenn Sie meinen, ich müsste in der Jugend mit der Bibel gequält worden sein, sonst liesse sich meine Stellungnahme gegen den Monotheismus nicht erklären. Keine Rede! An meiner Wiege standen gütige, überzeugte Christen; ebensolche beeinflussten meine erste Jugend, bis ich früh ins Chaos der Weltanschauungskämpfe hineingezogen wurde. Ich habe also wirklich fast mit der Muttermilch die Idee vom Zusammenhang zwischen Glauben und Tun eingesogen und kenne als frü-

heste Kindheitserfahrung den Aufschrei teuerster Menschen zu dem Gott, den Sie bekennen und den Halt, den sie in ihrem Glauben gefunden. Wie sollte ich je solche Erfahrungen vergessen! Wenn mein Schauen mit den Jahren anders geworden ist, so ist das so wenig als unbewussten Vaterkomplex oder derartiges zu deuten, wie etwa meine Abstinenz als unbewusste Säufersehnsucht. Solche Sprüche machen sonst nur Vulgäranalytiker.

Heidentum und Christentum.

Und nun noch ein paar Worte zu Ihren Ausführungen über Heidentum. Zu den entscheidenden Gegensätzen und Unterschieden im Leben gehört mir allerdings der zwischen Christentum und Heidentum längst nicht mehr. Der Heide Goethe steht Christus vermutlich näher als der Christ Calvin usw.

Das im Grunde so unsäglich rohe Wort Heide wurde allzulange als unterschiedslosen Gegensatz gebraucht von christlicher Propagandisten. Ich muss dabei immer an ein kleines Erlebnis denken. In einer Missionsausstellung sah ich zwei Bilder: das tierisch gemeine Gesicht eines afrikanischen Kannibalen mit geschliffenen Zähnen, Wulstlippen, gierigen Glotzaugen und fliehender Stirne. Daneben das Bild eines indischen Bramanen: die edelsten Züge eines geistigen Menschen. Darunter ungefähr folgender rührende Spruch: «Ja, lieber Leser, die beiden Köpfe sehen ja schon etwas verschieden aus; aber lass dich nicht täuschen. Im Grunde sind beides nur arme Heiden, die nicht erleuchtet sind vom Licht des Evangeliums» usw.

Auf eine ähnliche Psychologie, wenn auch oft in feinerer Form, laufen alle diese Unterscheidungen heraus. Als ob alle Nichtmonotheisten unterschiedslos Gott und Welt gleichsetzten! als ob alle überhaupt das Wort Gott brauchten! als ob alle die Welt als Ganzes als göttlich bezeichneten und damit als gut, als keiner Veränderung bedürftig.

Nein, nein, und tausendmal nein, an solch kleine Unterschiede ist das schöpferische Leben nicht gebunden. Selber, wenn wir an einen Gott glaubten, der aus andern Sphären auf unsern Erdenspektakel herunterblickte, was für ein kläglicher Gott wäre es, der bei der geheimnisvollen Unsicherheit alles Irdischen von allen einen bestimm-

ten Glauben, einen einzigen Glauben verlangte und alles Wertvolle im Leben nur den Gläubigen dieses Glaubens zuhielte! Was für ein kleiner Gott wäre das, der nicht über alle unsere Glaubensstreitigkeiten lächeln könnte!

Wo ein Mensch sich im ursprünglichen Zusammenhang mit der kosmischen Natur und den Mitmenschen fühlt, wo er diesen tiefgefühlten Zusammenhang ausbaut, gelenkt von der aus seinem Innern aufsteigenden lebendigen Seelenwärme, da tritt das Schöpferische, das Welterneuernde beständig frisch ins Leben. Auch die subtilsten Ideen über Welt und Geist behalten nur ihre lebendige Stärke, wenn sie aus diesem Urgrund stammen.

Lieber Herr Professor! Ich weiss nicht, ob wir nebeneinander vorbeireden. Vielleicht ist all die dumme Schreiberei daran schuld. Wissen Sie was! Wir sollten wieder mal zusammen reden, abseits vom städtischen Wüstenklima.

Kommen Sie ins Berneroberland! Wir machen mal einen flotten Gang in die Berge. Sie strahlen ja seit Wochen wieder in unverwüstlicher Pracht. Dann fallen vielleicht all die Heiden- und Christentümer von uns ab, und wir sind nichts mehr als einfache, schlichte Menschen, die sich freuen, dass andere von den gleichen Dingen ergriffen werden, von denen man selbst ergriffen ist.

Also, wenn ich bitten darf; aber die Bergschuhe nicht vergessen!

Womit ich bleibe in alter Freund- und Gegnerschaft

Ihr U. W. Züricher

Zur Weltlage

Der Kampf der zwei Welten.

Wir können uns den Sinn der heutigen Weltlage immer wieder am besten dadurch klar machen, dass wir sie als Kampf zweier Welten, der vergehenden Welt und der neu aufsteigenden verstehen. Es ist ein furchtbarer Kampf, eine Schlacht im Himmel und auf Erden, in der immer mehr letzte Geheimnisse des Bösen und des Guten, letzte dämonische und göttliche Mächte ans Licht treten. Es ist der Kampf, den in prophetisch-inspirierten Symbolen die Offenbarung Johannis schildert. Wozu man Matth. 24 und die parallelen Stellen in den Evangelien und Briefen nehmen muss. Es ist nie zu vergessen,

dass die neu aufsteigende Welt in diesem Kampfe durchgehends im Nachteil zu sein und oft völlig am Erliegen scheint. Auch ein Zweites nicht: dass das Böse oft in täuschenden Gestalten auftreten wird, in Gestalt des Rechtes, der Staatsräson, des Patriotismus, der Kraft, der Religion, um so auch Edlere, die durch die rohen Formen des Bösen abgestossen würden, zu verführen. Das ist ja der Sinn des Antichrist: er ist eine Macht, die etwas Christusähnliches hat und dadurch irre führt. Und endlich, dass zum Sinn dieses Kampfes eine furchtbare, letzte Offenbarung gewisser Mächte gehört, die ihrem Sturze voraus geht, vielleicht nach einem Gesetz voraus gehen *muss*.

Unter diese Gesichtspunkte möchte ich die Ereignisse der letzten Zeit stellen.

1. Mussolini und Poincaré.

Der Banditenstreich Mussolinis hat die düstere Welt mit Blitzlicht beleuchtet. Ich habe das Gefühl, es sei, im Grossen betrachtet, etwas *Gutes*, denn es ist eine Offenbarung, das heisst: eine Enthüllung, Entlarvung. In diesem Mussolini hat etwas von der Ideologie (deren Unterschied vom Idealismus einmal Prof. Egger trefflich dargetan hat), die einen Teil unseres Geschlechtes verführt, eine Verkörperung gefunden. Er schien Ordnung, Disziplin, neue Autorität, Führertum und vor allem Kraft, Kraft zu personifizieren. Dadurch wurde die andern Augen freilich offenkundige Brutalität seines Wesens und Tuns mit einem gewissen Glanz umgeben, der sogar demokratisch gesinnte Menschen blendete.[1]) Nun offenbart er durch seine Tat, die die Tat eines vollendeten, von einem Dämon besessenen Bösewichts ist, sein wahres Wesen. Die Romantik, die ihn und den Fascismus umgab, verfliegt. Das ist gut, denn solche Romantik ist auf allerlei Gebieten eine grosse Gefahr. Der Held, ja Halbgott verschwindet und übrig bleibt ein fluchbedeckter Massenmörder. Die Gewalt ist in einer neuen und verführerischen Form entlarvt. Wer Augen hat, der kann sehen, wohin jede Diktatur dieser Art führt und dass ein Mann, der politische Gegner innerhalb seines Volkes mit

[1]) Dass auch unser Bundesrat Motta seine Bewunderung dieses gegenwärtig schlimmsten Feindes der Demokratie und Bedroher des Weltfriedens aussprechen konnte, ist ein trauriges Zeichen der Lage.

den von Mussolini angewendeten Methoden niederschlägt, diese Brutalität auch nach aussen hin offenbaren und überhaupt immer tiefer in gemeine, menschenmörderische Gewalttat geraten wird. Darum hüte sich, wer Demokrat oder Sozialist ist, vor der Bewunderung aller blossen Kraft. Segen und Wert haftet nur an s i t t l i c h e r Kraft und diese bedeutet F r e i h e i t.

Aber noch in anderer Beziehung hat die Tat als Offenbarung ihr Gutes. Es werden an ihrer unverschämten Gemeinheit gewisse Mächte und Methoden, die sonst in etwas verhüllterer Form auftreten, vielen klar, die bisher noch nicht sehend geworden waren. Man hat in diesen Tagen immer wieder auf den innern Zusammenhang zwischen der Ruhr-Besetzung und der Korfu-Besetzung, zwischen Poincaré und Mussolini hingewiesen. Mit vollem Recht. Poincaré hat mit seiner Aktion das Zeichen zu solchen Taten gegeben. Darum hatten wir damals alle Ursache, uns aufzuregen und scharfe Worte zu brauchen. Es waren solche, und noch schlimmere, Folgen zu erwarten. Wie eng dieser Zusammenhang ist, zeigt die Tatsache, dass Poincaré seinen gelehrigen Schüler nach Möglichkeit deckt. Er weiss sich mit ihm solidarisch. Von Mussolinis Aktion her wird die Aktion Poincarés beleuchtet. Diese ist nicht so roh und hat ein gewisses Recht für sich; aber sie bleibt Gewalttat und ist aus dem juristisch verhüllten Gewaltglauben entsprungen. Auch die Ruhraktion ist eine Offenbarung. Sie beleuchtet grell den Charakter einer untergehenden Welt. Sie leuchtet mit loderndem Schein kommenden gewaltigen Katastrophen voraus. Ruhr und Korfu sind darum ein G e r i c h t. Es bricht an ihnen, sittlich betrachtet, eine ganze Welt zusammen; es steigt vor diesem Doppelbild eine neue Welt auf. Nicht nur der Dämon der Gewalt, sondern auch der des Nationalismus, von dem besonders Mussolini besessen ist, enthüllt sein scheussliches, menschenmörderisches Gesicht. Die armen griechischen (und armenischen?) Kinder, deren Blut gegen Mussolini, ihren Mörder, schreit, sind nicht umsonst gestorben.[1])

[1]) Dass auch die neue s p a n i s c h e Militärdiktatur nach fascistischen Mustern arbeitet, ist klar. Es ist überhaupt die Stunde der Diktatur. Auf die bolschewistische, die zum Teil bloss Phrase war, folgt die fascistiche, die grobe, blutige Wirklichkeit ist. Es m u s s t e so kommen. 20. IX.

2. Die Stunde des Völkerbundes.

Die Verkörperung der Kräfte, die den an der Ruhr und in Korfu sich austobenden entgegengesetzt sind, ist der Völkerbund. Seine Stunde ist gekommen. Das hat man in diesen Wochen immer wieder in dem Sinne gesagt, dass der Völkerbund, wenn er diesmal versage, abgetan sei.

Hat er versagt? Wird er versagen? Und was dann?

Zur Stunde, da ich dieses schreibe, habe ich den Eindruck eines grossen Sieges, vielleicht nicht des Genfer Rates, aber des Völkerbundes als Idee. Mussolini hat vor dem Völkerbund den Rückzug antreten müssen. Er wurde ihm scheinbar von der Botschafter-Konferenz, in Wirklichkeit aber vom Völkerbund aufgenötigt. Denn wenn dieser nicht im Hintergrund gestanden, so wären die Dinge anders gegangen. Das ist wohl unwiderleglich und jedem Ehrlichen klar. Der wahre Sinn des Völkerbundes wird gerade durch den Hass eines Mussolini und eines Poincaré kund. Es zeigt sich, dass der Völkerbund nicht ein Liebling der Grossmächte ist, sondern dass er wirklich das Kindlein ist, das sie unter dem Schein der «Anbetung» am liebsten erwürgen möchten. Wenn England zu ihm steht, so regen sich darin neue Kräfte, Kräfte, die über allen Imperialismus hinausführen. Es zeigt sich, dass alle die, welche einen Schutz der Kleinen und Schwachen gegen die Grossen wollen, dass alle wirklichen Demokraten, Pazifisten, Sozialisten geschlossen und ohne Wanken zum Völkerbund stehen müssten. Vollends wird die Torheit derer klar, die den Völkerbund für ein Werkzeug Frankreichs halten, dessen Diplomatie ihn doch zum mindesten seit Poincarés Regime auf jede Weise sabotiert.

Aber wie hat der Genfer Völkerbund seine Prüfung bestanden? Wie wird er sie bestehen? Es ist schon jetzt kein Zweifel: auf der Höhe, wo wir ihn sehen möchten, ist er wieder nicht gestanden, vor allem durch Schuld der perfiden französischen Politik. Dass die absolut selbstverständliche Erklärung seiner Kompetenz in dieser Sache, sagen wir lieber: seiner heiligen Verpflichtung, so lange auf sich warten lässt, um von der ebenso selbstverständlichen Verurteilung des Mussolinischen Vorgehens zu schweigen, eine schwere Nie-

derlage und Enttäuschung ist, liegt auf der Hand. Der Geist des Völkerbundes hat einen Sieg errungen, aber nicht sein heutiges Organ.[1])

Wie nun, ist damit der Völkerbund gerichtet, wenigstens der bestehende?

Meine Antwort ist und ich meine, es müsste doch die Antwort jedes Redlichen und Gewissenhaften sein: der Völkerbund ist nötiger als je. Er hat seine absolute Unentbehrlichkeit bewiesen. Wir leben schon mitten im Völkerbund und können nicht anders. Wenn man den Genfer Völkerbund zerschlüge, müsste man sofort (ich meine dies wörtlich) einen neuen schaffen, und es ist die Frage, ob man das könnte und ob man damit einen bessern zustande brächte. Und es ist eine Flachheit und Ungerechtigkeit, den bestehenden Völkerbund so zu beurteilen, wie all die Selbstgerechten und Wohlweisen (um von den hassvollen Gegnern der Sache selbst zu schweigen) allüberall tun.

Denn was ists, was in Genf diese Wochen vor sich geht? Es ist wieder der Kampf der zwei Welten, der nun im Schoss dieser Organisation, die der neuen Welt dienen soll, vor sich geht. Die Mächte, die dort miteinander ringen, sind eben die, welche in der heutigen Welt überall miteinander im Kampfe liegen: auf der einen Seite die alte Diplomatie mit ihren Teufelskniffen, der alte Gewaltglaube, der Unglaube, auf der andern der neue Glaube, die neue internationale Demokratie, der neue Geist der Völkergemeinschaft. Was berechtigt uns, schimpfend und überheblich dabei zu stehen? Sind jene neuen Kräfte in der Welt so stark, dass wir ihren selbstverständlichen Sieg annehmen dürften? Ist nicht unsere Aufgabe, den Kampf auf Seite der guten Kräfte mitzukämpfen, diesen Kampf, von dem Professor Bovet mit Recht sagt, dass er eine geistige Schlacht bedeute, die zu den grössten der Weltgeschichte gehöre?

Dass damit nicht die Kritik am Völkerbund überhaupt bekämpft

[1]) Der grosse Fehler, den der Rat gemacht hat, bestand, soviel man jetzt sehen kann, darin, dass er meinte, die Hauptsache sie die Verhütung eines Krieges auf der einen und die Erhaltung des Völkerbundes à tout prix auf der andern Seite. Das, worauf es jetzt ankam, war die Wahrung à tout prix jenes Prinzips, das allein den Krieg verhindern kann. Die Haltung des Rates war opportunistisch, es war jene Taktik, die, um eine Sache zu erhalten, ihr moralisches Recht opfert. Dass auch ein Idealist wie Lord Cecil diesen Weg geht, ist eine Enttäuschung. 20. IX.

werden soll, brauche ich wohl kaum zu sagen. Gerade diese letzten Erfahrungen rufen nach einer gründlichen Umgestaltung seiner Organisation. Ich möchte dafür für heute nur einen Gesichtspunkt hervorheben: die sog. kleinen Völker müssen sich enger zusammenschliessen, um ihr ganzes Gewicht in die Wagschale zu werfen. Dieses wird dann sehr gross sein, umsomehr, als die Grossen eigentlich immer gegeneinander sind. Sie, die Kleinen, müssen, im Bunde besonders mit England, die Seele des Völkerbundes werden. Dazu müssen sie freilich selbst — grösser werden. Dass die Völker selbst den Völkerbund in die Hand nehmen und daraus die Diplomaten und Regierungsmänner wegfegen, ist nötig. Aber dann müssen sie selbst aus dem Schlaf der Unfreiheit zur wirklichen Demokratie erwachen. Dass im übrigen der Völkerbund grösser ist, als seine Organe in Genf, Haag und anderswo, dass er vor allem ein neues Prinzp ist, sei noch einmal gesagt.

Jedenfalls wäre das Törichste, was wir jetzt tun könnten, eine einfache Zerschlagung des Völkerbundes oder ein Austritt aus ihm. Dieses Gerede ist im Mund von Menschen, die nicht an Moskau, Potsdam oder das ultramontan verstandene Rom gebunden sind, einfach unverantwortlich. Der Völkerbund ist trotz alledem unsere einzige weltpolitische Möglichkeit. Nicht ihn zu zerstören, sondern nur ihn auszubauen und umzubauen kann unsere Aufgabe sein. Noch einmal: der Völkerbund ist die absolute Notwendigkeit der Stunde. Wir leben schon im Völkerbund. Der Kampf um ihn, das heisst, um seine immer bessere Verwirklichung, kann die einzige Losung Vernünftiger sein. Das Triumphgeschrei über das vermeintliche nahe Ende einer Sache, an die so viel der besten Hoffnungen der Menschheit gesetzt worden sind, ist rein diabolisch. Dass aber auch Sozialisten, die nicht an Moskaus Parolen versklavt sind, in dieses Horn stossen können, ist ein Zeichen der völligen Desorientierung des schweizerischen Mehrheitssozialismus. Merkt man denn nicht, wie sehr man damit Radeks Geschäfte besorgt? Zeigt die Feindschaft Poincarés und Mussolinis gegen den Völkerbund nicht deutlich, wohin ein Sozialist gehört? Und wenn in Genf noch die Kräfte einer neuen Welt versagen, würden sie nicht auch für den Sozialismus versagen? Sind wir als Sozialisten nicht auch auf sie angewiesen? Haben Sozialisten Grund zur Selbstgerechtigkeit in einem Augen-

blick, wo der Sozialismus eines ganzen Landes vor dem brutalen Willen eines Mannes zusammenknickt, eben jenes Mussolini, der dem Völkerbund zu schaffen macht? Besser als der Sozialismus hat der Völkerbund bis jetzt doch Mussolini widerstanden.

Wir brauchen den Völkerbund. Er wird leben. Er wird wachsen, besser werden in dem Masse, als die sittlichen Kräfte der Welt zunehmen. Das ists, worauf es ankommt.

3. Das Erdbeben.

Dass eine entsetzliche Verstörung in der Welt ist, liegt auf der Hand. Ist es nicht ein furchtbares Schauspiel, wenn ein ganzes edles Volk wie das italienische, mit seiner grossen Intelligenz, sich von dem bösen Dämon eines Mannes so bezaubern lässt, dass es auch einer so gemeinen Freveltat zustimmt? Aber diese Bezauberung des Bösen liegt ja überhaupt auf unserem ganzen Geschlecht. Es ist, als ob jene Teufelsherrschaft auf Erden, von der die Offenbarung Johannis redet, angebrochen sei.

In diesem Zusammenhang bekommt wohl das Erdbeben in Japan, das furchtbarste der bekannten Geschichte, seinen Sinn. Ich möchte darüber keine Ueberlegungen im Sinne der sog. Theodizee anstellen, das heisst, nicht die übliche Frage aufwerfen, wie so Furchtbares mit der göttlichen Weltregierung vereinbar sei. Es ist bedeutsam, dass diese Fragen heute nicht mehr so wie früher bei ähnlichen, viel kleineren Ereignissen dieser Art gestellt werden. Man empfindet offenbar allgemein, dass solche Ereignisse sozusagen in den ganzen Zusammenhang der Weltkatastrophe gehören, wie sie denn in der Bibel immer in solchen Zusammenhängen auftreten. Die sittliche Verstörung der Menschenwelt spiegelt sich in einer Verstörung der Natur. Alles deutet auf Gericht, Gericht im Grossen, und Welterneuerung.

So tobt der Kampf der beiden Welten sozusagen im Himmel und auf Erden, im Reich des Geistes und der Natur. In diesem Kampfe werden wir immer mehr Stellung zu nehmen, Entscheidungen zu treffen haben. Es kann bis aufs Blut gehen; aber aus den Schrecken der kommenden Prüfungen tönt uns die grosse Verheissung entgegen: «Siehe, ich komme bald,» und die Mahnung: «Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.»

Parpan, 14. September 1923. L. Ragaz

Rundschau

Ferienkurs für religiös-soziale Fragen in Flawil. Seit den letzten Ferienkursen auf dem Brunnersberg und in Zürich hegten viele ostschweizerische Freunde des religiösen Sozialismus den Wunsch, durch eine ähnliche Veranstaltung in ihrer Gegend einander etwas besser kennen zu lernen und der Bewegung neue Kräfte zuzuführen. Erfreulicherweise kann nun diesem Wunsche durch Abhaltung eines kurzen Ferienkurses entsprochen werden. Derselbe soll Samstag, Sonntag und Montag den 6., 7. und 8. Oktober (event. bis Dienstag den 9. Oktober) in Flawil nach folgendem Programm stattfinden:

Samstag den 6. Oktober nachmittags 4 Uhr, im Volksheim Flawil: Unser Glaube an Christus. Eingeleitet durch R. Lejeune.

Sonntag den 7. Oktober. Vormittags keine gemeinsame Versammlung. Gelegenheit für Aussprache in kleinen Gruppen, Spaziergänge, Gottesdienst. Nachmittags 2 Uhr, im kleinen Rösslisaal: Was will der religiöse Sozialismus? Eingeleitet durch L. Stückelberger. Abends 7 Uhr: Oeffentliche Versammlung im Rösslisaal. Vortrag von L. Ragaz (oder allfällig einem andern Redner): Klassenkampf und Klassenfrieden.

Montag den 8. Oktober: vormittags 8½ Uhr, im Volksheim: Die heutige Lage und die Bibel. Eingeleitet durch S. Dieterle. Montag nachmittag oder Dienstag vormittag: Wie und warum glauben wir an das Reich Gottes? Eingeleitet durch L. Ragaz. An die Referate schliesst sich eine Aussprache.

Anmeldungen zur Teilnahme am Kurse sind nicht absolut notwendig, aber sehr erwünscht, da bei grösserer Beteiligung die Beschaffung von Quartier etwelche Mühe bereitet. Die Organisation ist eine möglichst freie; wer nicht den ganzen Kurs mitmachen kann, möge es teilweise tun. Ein Kursgeld wird nicht erhoben, dagegen sind freiwillige Beiträge zur Deckung der Kosten willkommen. Wünsche um Freiquartier werden nach Möglichkeit berücksichtigt. Sie sind, wie die Anmeldungen und Anfragen, zu richten an Frau A. Künzler-Giger in Flawil.

So hoffen wir, viele Gesinnungsgenossen, besonders aus der Ostmark, aber auch einzelne aus der übrigen Schweiz, in dem grossen Industriedorfe Flawil zu ernster Tagung begrüssen zu dürfen. Im Anschluss an die oben genannten Referate wird Gelegenheit geboten sein, im weitern und engern Kreise vieles von dem zu besprechen, was uns bewegt. Dadurch, wie auch durch das gegenseitige Sichkennenlernen, hoffen wir neue Kraft zu schöpfen, der Einzelne wie die ganze Bewegung.

E. Biel, Degersheim; Sus. Kienast, Degersheim; Alice Künzler, Flawil; R. Lejeune, Arbon; A. Bietenholz, Basel; Marie Lanz, Bern; L. Ragaz, Zürich.

Unsere Zürcher Winterarbeit.
(Arbeit und Bildung.)

Von unserer Winterarbeit sei das vorläufige Programm angegeben:

1. **Soziale Frauengruppe.** Geleitet von Frau C. Ragaz und Frau Dr. med. Tschulok. Thema: Prostitution und Geschlechtskrankheiten. Jeden 2. und 4. Dienstag im Monat im Klubzimmer Nr. 14 des Volkshauses.

2. **Gruppe für Vertiefung in Natur und Naturwissenschaft.** Geleitet von Prof. Dr. Tschulok. Thema: Der Mensch. Jeden Donnerstag abend im Institut Tschulok.

3. **Genossenschaftliche Gruppe.** Dafür verweisen wir auf den von Dora Staudinger auf Wunsch des Bildunsauschusses der Arbeiterunion Zürich geleiteten Kursus über das Genossenschaftswesen.

3. **Wirtschaftliche Gruppe.** Thema: Die neue Orientierung des Sozialismus. (Der Leiter wird später angegeben.)

4. **Mädchenschaar Aussersihl.** Besprechung der Frauenfrage. (Nur für erwachsene Mädchen.) Im Gartenhof. Geleitet von verschiedenen Frauen.

5. **Gruppe für Weltanschauung und Religion.**

a) Einführung in die Hauptprobleme der Philosophie an Hand von Henri Bergson: «Die schöpferische Entwicklung». Geleitet von L. Ragaz. Jeden Montag Abends 8 Uhr im Gartenhof.

b) Besprechung des Marcus-Evangeliums. Geleitet von L. Ragaz. Jeden Samstag abend um 8 Uhr im alkoholfreien Restaurant «Sonnenblick» Aussersihl (Langstrasse 87).

5. **Künstlerische Veranstaltungen.** Jeden 3. Sonntag finden nachmittags 5 Uhr im Gartenhof musikalische Darbietungen statt.

6. **Monatsabende** zur Aussprache über Tagesfragen, jeden 3. Dienstag des Monats im Klubzimmer Nr. 4 des Volkshauses. (Ueber Besprechungen anderer, mehr intimer Art, speziell über politische Fragen, wird ev. später berichtet.)

Dieses Programm wird auch in einigen Blättern (Aufbau, Volksrecht, Kämpfer, dazu im Zürcher «Tagblatt») veröffentlicht, dort mit der Angabe des Beginnes und der Zeit. Es wird für einen einzelnen Kurs ein Kursgeld von Fr. 3.—, für mehrere von je Fr. 2.— erhoben. Dieses wird bei der Anmeldung oder am ersten Kursabend eingezogen. Anmeldungen sind zu richten an «Arbeit und Bildung», Gartenstr. 45, Zürich 2. Daselbst wird auch Auskunft erteilt. Die Neuen Wege werden im Oktober noch Genaueres über das ganze Programm bringen und dazu eine Erörterung unserer Arbeit überhaupt.

Ein Bettagsmandat, wie es sein soll, ist das auf den diesjährigen Bettag vom zürcherischen Kirchenrat herausgegebene. Man traut seinen Augen kaum. Diese von Regierungsräten und Kirchenräten verfassten Kundgebungen pflegten bisher in den allermeisten Fällen Offenbarungen des ganzen Jammers unseres offiziellen Christentums zu sein. Und nun lesen wir in diesem zürcherischen Bettagsmandat (das wir, wenn der Raum es erlaubte, am liebsten ganz wiedergäben) u. a. folgende Sätze: «Jedenfalls wäre es ein verhängnisvoller Irrtum, wenn ... die Auffassung um sich greifen sollte, die Wohlfahrt des staatlichen Lebens beruhe auf andern Grundlagen als auf den ewig gültigen Geboten und Forderungen Gottes; Staat und Kirche, Politik und Evangelium hätten nichts miteinander zu schaffen. Nein, liebe Mitbürger, das Evangelium Jesu ist das Salz, das alle Verhältnisse durchdringen muss. Es gibt für Jesus keine Trennung von «kirchlichem» und «bürgerlichem» Leben; der Geist Gottes will den ganzen Menschen erfassen, er macht Anspruch auf seinen Werktag wie auf seinen Sonntag; er will das ganze Zusammenleben des Menschen nach seinen Reichsgesetzen ordnen, die Politik so gut beherrschen wie die Tätigkeit eines frommen Vereins, den Verkehr der Völker unter einander so gut wie das Verhalten des einzelnen Menschen zu seinem Nächsten.» «In den Volksabstimmungen der vergangenen Monate, die so besonders stark die Gemüter erregten, ist ein Geist zutage getreten, der uns zeigt, wie weit das Denken und Wollen eines grossen Teils unseres Volkes von der Geistesverfassung Jesu und seiner Jünger entfernt ist. Die Weigerung, auf ein Stück persönlicher Freiheit zu verzichten, um

der zerstörenden Macht des Alkohols entgegenzuwirken, die ablehnende Stellung, die weite Kreise unserer Männerwelt einnahmen gegenüber dem in andern Ländern bereits zum Gesetz gewordenen Versuch, der Frau zum Dank für ihre unentbehrliche Mitarbeit im öffentlichen Leben einige Rechte einzuräumen, waren betrübende und das Gefühl der gemeinsamen Verantwortung verletzende Erscheinungen. Gewiss musste am 3. Dezember letzten Jahres jene Initiative betreffend Vermögensabgabe abgelehnt werden, aber dass der zugrunde liegende Gedanke: Opfer für das Gemeinschaftswohl in höherem Masse darzubringen, einem grossen Teil unserer Bevölkerung so unsympathisch war; dass neben allerlei beabsichtigten Bedenken und Gegengründen bei den Verwerfenden auch persönlich egoistische Interessen ungescheut ans Licht traten; das alles war im höchsten Grade beschämend für alle, die die Sehnsucht im Herzen tragen, dass der Geist des Evangeliums einmal unser ganzes Volksleben durchdringen möchte.» «Es ist sicher kein Zufall, dass von jeher und zumal in letzter Zeit so oft gerade auf unserem Schweizerboden Konferenzen allgemein menschlichen, übernationalen Charakters stattfanden. Unser Land nimmt in der Tat eine ganz eigenartige Stellung ein inmitten der uns umgebenden Nationen. Das legt uns aber auch eine grosse Verpflichtung auf. Bei aller Liebe zu unserem Land und Volk sollen wir nicht vergessen, dass wir Glieder e i n e r Menschheit sind, die in den Armen des e i n e n Vaters ruht, und dass das Reich der göttlichen Liebe keine internationalen Schranken kennt. Wohin engherziger Nationalismus die Völker führt, haben wir mit Grauen wahrgenommen. An den Frieden glauben und für den Frieden arbeiten, heisst vor allen Dingen: an die gottgewollte Einheit des Menschengeschlechtes glauben und für die Ueberwindung der trennenden Schranken zunächst im eigenen Volke alle Kraft einzusetzen.»

Diese und ähnliche Sätze sind nun also am Bettag auf allen Kanzeln der zürcherischen Landeskirche verlesen worden. Sie standen in der «Neuen Zürcher Zeitung»! Was haben deren Leser dazu gesagt? Was die Hörer in den Kirchen? Haben sie gedacht: «Nun, das sind halt so Bettagsredensarten, die am Abend des Bettags schon nicht mehr gelten?» Hat die offizielle und religiöse Einrahmung (so sieht ja die Sache für viele aus) diesen Worten den Ernst genommen? Oder haben sie Wirkung gehabt? Werden die Leute, die wegen solchen Aeusserungen die Neuen Wege refüsieren, nun aus der Kirche austreten? Fügen wir hinzu, was fast noch verwunderlicher ist, dass im S t. G a l l e r Bettagsmandat sich der Satz findet: «Das beispiellose Unheil, das die politischen, die kriegerischen und die wirtschaftlichen Grossmächte — der N a t i o n a l i s m u s, der M i l i t a r i s m u s und der K a p i t a l i s m u s — in der Welt angerichtet haben!» Wieder traut man den Augen nicht!

Wenn die Kirchen so zu reden anfangen und zwar, was wichtig ist, nicht bloss am Bettag, und wenn sie die Konsequenzen daraus ziehen und bittern Ernst machen, dann werden wir unsere Stellung zu ihnen ändern. Dann wird ja auch allerlei anderes sich ändern! L. R.

Mysdroy (Ostsee). Freies Ferien- und Volkshochschulheim. 1.—15. Oktober: Religiöser Kursus. 15. Oktober bis 15. April: H a u s w i r t s c h a f t s k u r s u s f ü r g e b i l d e t e T ö c h t e r. Leitung: Frau Susi Eberlein-Schmieder. Kochunterricht, Sprachen, Rhythmen, Musik, Geselligkeit. Heizbare Zimmer. Gelegenheit zum Wintersport. Anfragen (Rückporto) an Gotthard Eberlein, Misdroy, Leystr. 7.

Bern. Zusammenkunft der Freunde der «Neuen Wege» Sonntag den

21. Oktober, abends 8 Uhr, im Volkshaus, Zimmer Nr. 9. Es hat sich uns im Verlaufe unserer Besprechungen vom letzten Winter das Diskussionsthema aufgedrängt: «Wissen und Glauben». Die Auseinandersetzung zwischen Prof. Ragaz und U. W. Züricher in den letzten Nummern der «Neuen Wege» hat das Interesse dafür noch gesteigert. Wir gedenken, die Besprechung unseres Themas über verschiedene Abende auszudehnen und sie in der Weise durchzuführen, dass jeweilen ein Redner in einem längern oder kürzern Eingangsvotum seine Ideen entwickelt, worauf eine freie Aussprache erfolgen soll. Ihre Mitwirkung als Votanten haben folgende Freunde bereitwillig zugesagt: Herr Degen, Herr Pfr. v. Greyerz, Fräulein Dr. Woker, Herr Dr. de Roche, Herr Pfr. Schädelin, Herr Dr. Vollenweider, Herr Wirz. Wir hoffen, dass aus der Mitte der Teilnehmer noch recht viele, deren Namen wir heute nicht veröffentlichen können, sich zu unserem Thema äussern werden.

Wir bitten die Freunde, an diesen Zusammenkünften recht zahlreich teilzunehmen und auch Gäste mitzubringen. Der Ausschuss.

Druckfehler. Aus Versehen heisst es in dem Artikel von E. H. «Der Fall Schulthess» im letzten Hefte «Hans Böhme» statt «Jakob Böhme».

Von Büchern

Eine Schrift über die Erneuerung der Bildung.[1])

Die vorliegende Schrift ist mit der im letzten Hefte besprochenen von Bietenholz verwandt. Das Grundproblem ist in beiden Fällen dasselbe: eine neue Gemeinschaft, deren Seele ein neues Geistesleben ist, die Verbindung von religiöser, sozialer und kultureller Erneuerung. Der Unterschied besteht, abgesehen vom ganzen Stil und Ton, hauptsächlich darin, dass das eine Mal die neue Gemeinschaft, speziell in Gestalt der landwirtschaftlichen kommunistischen Siedlung, den Ausgangspunkt bildet, während das andere Mal die neue Gemeinschaft das Ziel ist, dem die Erörterung zustrebt. Der Geist der beiden Schriften ist aber jedenfalls der gleiche.

Die diesmal zu besprechende Schrift gibt sich als das gemeinsame Werk eines Freundeskreises, verhehlt aber nicht, dass sie im Wesentlichen die Gedanken Jean Matthieus über den Gegenstand enthält. Wir haben diese nun in zwei Darstellungen: als kulturellen Teil unseres «Sozialistischen Programms» und in der vorliegenden Form. Die Grundgedanken sind selbstverständlich die gleichen, aber schon der Umstand, dass der Zweck beidemale nicht derselbe ist, bringt eine gewisse Variation des Themas mit sich. Da wir wissen, dass das Denken Matthieus sich immer mehr auf das Problem einer neuen Bildung, im Zusammenhang mit der sozialen und religiösen Umwälzung und besonders mit der Jugendbewegung, konzentrierte und dass er — wie man wohl verraten darf — ein grösseres Werk über dieses Thema vorbereitete, so muss man für jede neue Mitteilung aus dieser Gedankenwelt dankbar sein.

Die Schrift, die den Umfang einer bescheidenen Broschüre hat, gibt, wie die von Bietenholz, im Grunde einen Aufriss des ganzen «religiösen Sozia-

[1]) Volksbildung, Sozialismus, Religion, von Hans Amberg, Hans Kober, Jean Matthieu, Hans Neumann. Verlegt bei den Verfassern und im Urquellverlag, Mühlhausen in Thüringen.

lismus», nur mit jener besonderen Zuspitzung auf die «Bildung» hin, die dieser unter uns bekanntlich erhalten hat. Sie stellt an die Spitze die Doppelthese:

«1. Die gegenwärtige Krise gibt der Frage der Volksbildung stärkere Bedeutung, neuen Sinn.

2. Aber wir sind gegenwärtig noch weit davon entfernt, aus dieser Erkenntnis die richtigen Schlüsse zu ziehen. Es fehlt noch am festen Willen, den Weg zu betreten, der uns durch neue Volksbildung aus Chaos und Krise zu einer neuen Welt führen kann.»

Es wird zuerst gezeigt, wie die alte Welt sich mit äusserster Energie bemüht, die Volksbildung in ihrer Hand zu behalten, um dadurch ihren Bestand zu behaupten, wie aber auch die neu aufsteigende Welt, der Sozialismus, sich nur allzugern mit einer Geistesart verbindet, die eigentlich ihrem innersten Wesen widerspricht und ihre revolutionäre Kraft lähmt. Dem gegenüber wird zuerst die gewaltige Krise der Gegenwart als Kampf der Welt des «Sollens» — der neuen Welt — mit der des «Seins» — der alten Welt — geschildert. Diese Krise ist im letzten Grunde religiöser Art; die Urkräfte der Religion allein vermögen ihr eine Lösung zu geben. Hier ist auch der Ausgangspunkt der neuen Bildung. Sie muss von einem neuen Sinn des Lebens, einem «neuen Geist» ausgehen, dem Geist schöpferischen Lebens, dem Geist des Glaubens an eine neue Welt, eines Glaubens, der sich zur Mitarbeit berufen weiss. Dass diese Bildung sich nicht in selbstischer Isolierung vollziehen kann, folgt aus diesen Voraussetzungen von selbst. Denn das neue Menschentum kann nur Gemeinschaft sein. Wie die Sinnlosigkeit des Alls, die eine mechanistische Kultur annimmt, sich in der Sinnlosigkeit einer in einen Haufen von «Fächern» und «Gebieten» zersplitterten «Bildung» kundtut und in einer in Klassen zerrissenen Gesellschaft, deren Zerrissenheit wieder ein Abbild jener Sinnlosigkeit der Welt ist, so muss der neue Sinn eine neue Einheit des Lebens und des Geistes erzeugen kann und darum nur in einer wahren menschlichen Gemeinschaft verwirklicht werden. So folgt jener vorhin zitierten Doppelthese eine weitere:

«1. Die neue Volksbildung muss sich an einem völlig neuen Gemeinschaftsideal orientieren. Ihr Ausgangspunkt ist nicht die bestehende Welt, sondern die Welt, die im Gegensatz zur bestehenden steht und die sich im Gegensatz zu ihr durch völlige Erneuerung des Menschen zu bilden hat.

2. Neue soziale Formen sind nur durch Volksbildung möglich. Je entschiedener der Bruch mit den bestehenden Formen ist, desto mehr muss Volksbildung im Zentrum der Revolution stehen.

Noch kürzer ausgedrückt:

Ohne neue Gemeinschaft keine Volksbildung. Ohne neue Volksbildung keine Gemeinschaft.»

Von diesem Ausgangspunkte her sind alle «Stoffe» der Bildung zu

behandeln: Kunst, Weltanschauung, Naturwissenschaft, Geschichte, Sprachen. Nicht Kenntnisse soll sie vermitteln, sondern Geist, schöpferischen Impuls, Glauben (im weitesten Sinn), Schaffenslust, Persönlichkeit, Gemeinschaftswillen. Dass sie an die lebendigen Zeitfragen, besonders auch die wirtschaftlichen, anknüpft, ist selbstverständlich, ebenso, dass ihre Methode nicht eine autoritäre Ueberlieferung fester Wahrheit durch den Lehrer an den Schüler, sondern ein gemeinsames Erarbeiten und Erleben sein muss. Diese Bildung wird sich neue Träger suchen müssen. Sie wird in schon vorhandenen Organisationen des neuen Lebens — etwa in Gewerkschaft und Genossenschaft — hineingehen, wird sich aber auch besondere Formen, Pionierformen, schaffen, in freien Gemeinschaften, worin das neue religiöse und soziale Wollen sich zu einem neuen Geistesleben, das hier «Bildung» heisst, verbindet und so die Quelle einer wirklich revolutionären, d. h. die alte Welt sprengenden und die neue schaffenden Lebens werden. Eine besondere Berufung hat hiefür die Jugend. Ohne Heroismus und Leiden wird das Werk nicht gelingen.

Man sieht, dass es im Wesentlichen, wenn auch mit individueller Prägung, die Gedanken sind, die der ganzen religiös-sozialen Bewegung mehr oder weniger eignen und die mit den Grundgedanken der dänischen Volkshochschule verwandt sind, auch mit dieser Verbindung suchen. Die Darstellung dieser Gedanken in der vorliegenden Schrift zeigt alle Vorzüge des Matthieuschen Denkens und Stils: Tiefe, Grosszügigkeit, Schwung, Weite des Horizontes. Eine etwas grössere Konkretheit dürfte manchem Leser da und dort erwünscht sein; ihnen mag die Ergänzung durch die Darstellung im «Sozialistischen Programm» gute Dienste leisten.

Es haftet im übrigen etwas Tragisches an der Schrift, nicht nur, weil sie trotz ihrer Geschlossenheit doch sozusagen nur ein Fragment, oder, vielleicht besser gesagt: ein Auszug aus einem geplanten grösseren Werke ist, sondern vor allem, weil sie ursprünglich eine ganze bestimmte individuelle Abzweckung hatte; sie war gedacht als Programm oder besser: Manifest eines Kreises, der sich im Sinne jener angedeuteten freien Pioniergemeinschaften zur Arbeit zusammengefunden hatte und auf ein Aufblühen dieses Keimes hoffte. In dieser Form ist der Zweck durch den Tod dessen, der den Mittelpunkt bildete, vernichtet worden. Aber die Arbeit, deren Hauptlinien ja die unsrigen, ich meine, die aller Gesinnungsgenossen sind, geht weiter, muss weitergehen. Tragisch berührt vielleicht auch ein anderes Moment der Schrift: ihre schwungvolle Hoffnungsfreudigkeit und ihr revolutionärer Glaube. Die furchtbaren Zeiten, durch die wir seit ihrer Abfassung gegangen sind, haben gar nicht anders gekonnt, als diesen Frühlingsglanz zu verdüstern und Reif auf diese Knospen und jungen Blüten fallen zu lassen. Dennoch — der Frühling, das Kommen der neuen Welt, ist dadurch nicht aufgehoben und es ist vielleicht gerade ein Teil des Wertes, den diese Bekenntnisschrift hat, dass sie etwas von dieser frühlingsfrischen Begeisterung wieder in ermüdeten Seelen weckt. Was sie will, wird im Wesentlichen doch kommen, weil es kommen soll.

L. R.

Eine Bettagspredigt[1]

«Rufe getrost, schone nicht, erhebe deine Stimme wie eine Posaune und verkündige meinem Volke seine Uebertretungen und dem Hause Jakobs seine Sünden. Sie suchen mich täglich und wollen meine Wege wissen; als ein Volk, das Gerechtigkeit schon geübt und das Recht seines Gottes nicht verlassen hätte, fordern sie von mir ein gerechtes Urteil und verlangen, dass Gott erscheine: «Warum fasten wir, und du siehst es nicht an? Warum tun wir unserm Leib wehe und du nimmst es nicht wahr?» — Siehe, am Tage, da ihr fastet, geht ihr doch euren Geschäften nach und dränget alle eure Arbeiter. Siehe, ihr fastet, um zu hadern und zu zanken, und schlaget mit gottloser Faust. Ihr fastet heutzutage nicht so, dass eure Stimme in der Höhe gehört werden könnte. Sollte das ein Fasten sein, das mir gefallen könnte, dass der Mensch seinem Leib einen Tag wehe tue und seinen Kopf hänge wie eine Binse und in Sack und Asche sich bettet? Wollt ihr das ein Fasten nennen, und einen Tag, welcher dem Herrn gefalle? — Das ist ein Fasten, welches mir wohlgefällt: Lass los, welche du mit Unrecht gebunden hast, lass ab von denen, die du beschwerest, gib frei, welche du drängest, reiss weg jegliche Last! Brich dem Hungrigen dein Brot und die, so im Elend sind, führe in dein Haus; so du einen nackend siehst, so kleide ihn und entziehe dich nicht deinem Fleische! Alsdann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte und deine Heilung wird eilends grünen; deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen und die Herrlichkeit des Herrn wird dir folgen. Wenn du alsdann rufen wirst, wird der Herr dir antworten, und wenn du schreien wirst, wird er sagen: Siehe, hier bin ich!» Jesaja 58, 1—9.

[1]) Leider konnten wir diese Bettagspredigt nicht mehr im Septemberheft bringen. Wenn sie nun auch nachträglich noch erscheint, so geschieht es eben in der — freilich schwerlich allgemein anerkannten — Voraussetzung, dass die Bettagswahrheit nicht bloss an den 3. Septembersonntag gebunden ist. Die Red.

In diesen Worten des Propheten Jesaja haben wir eine echt biblische Bettagspredigt, — ein Gotteswort, hineingerufen in ein verblüfftes, betroffenes und schliesslich wohl gar empörtes Volk, und nicht bloss ein Priester- oder Pfarrerwort, an dem sich eine feierlich gestimmte Festversammlung erbaut. Ja, alle Erbauung, die ganze weihevolle Festtagstimmung wird jäh verscheucht durch diese biblische Bettagspredigt, und tief verlegen und beunruhigt sehen sich die Menschen auf einmal der herben, scharfen Wahrheit Gottes gegenüber. Und ists nicht so, dass über die Jahrtausende hinweg diese Worte auch uns noch erreichen mit ihrer Anklage und ihrer Forderung? Ja, wir mögen uns innerlich dagegen wehren, wie wir wollen, wir können uns dem Gericht dieses Gotteswortes nicht entziehen und mitten in aller feierlichen Bettagsstimmung überkommt uns eine tiefe Beunruhigung. Mag es auch ein israelitischer Fasttag sein, den der Prophet da ins Licht göttlicher Wahrheit stellt — wir können nicht anders, als bei diesem Fasttag an unsern eidgenössischen Bettag zu denken und auch wir hören des Propheten vorwurfsvolle Frage: Wollt ihr das ein Fasten nennen und einen Tag, welcher dem Herrn gefalle?

Und doch wehrt sich das seiner eben noch so selbstsichere Bettagsherz gegen die Beunruhigung, die von solcher Frage ausgeht und sucht jene selbstzufriedene Sicherheit, die es auf dem Weg zur Kirche so hochgemut stimmte, wieder zu gewinnen. Was zweifelst du, ob dieser Tag dem Herrn gefalle? Wann sind wir denn Gott wohlgefälliger, als eben an diesem Tage, wo unser ganzes Volk vor Gott erscheint, um ihm zu danken für all seine Wohltaten, um Busse zu tun für die begangenen Fehler und seinen Segen herabzuflehen für sein Leben und Gedeihen? Was gibt es Schöneres und Erhebenderes, als diesen Tag, wo unser Volk, von seinen Behörden zum Bettag aufgeboten, landauf, landab die Kirchen bis auf die letzten Plätze füllt, wo es sein ganzes Leben gleichsam ausbreitet vor den Augen Gottes, um dankbar aus seiner Hand entgegenzunehmen, was uns das Leben an Wohlfahrt, Erfolgen und Gedeihen gönnte, um alles seiner Obhut anzubefehlen und sich auch bereitwillig unter sein ernstes Busswort zu stellen? Mag auch unser Leben sich sonst abseits von Gottes Wahrheit abspielen, mögen wir sonst in unseren Berufen, unseren Geschäften, in unserer Politik, unserem

Volksleben überhaupt unsere e i g e n e n Wege gehen — zeigen wir nicht gerade mit unserem Buss- und Bettag ,dass wir d o c h zu Gott gehören wollen und uns zu ihm bekennen? Und mögen auch unsere Führer und Leiter, unsere Behörden sich bei ihrer Arbeit einzig leiten lassen von den Gedanken der Staatsklugheit und den Erfordernissen des wohlerwogenen Staatsinteresses, mögen sie sich auch bekennen zu den Grundsätzen nüchterner Realpolitik — bezeugen sie es nicht mit diesem Buss- und Bettag, den sie anordnen und würdig mitfeiern, dass auch sie sich mit ihrem Amt und all ihrer Arbeit doch unter Gottes Schutz und Segen stellen wollen? Drum, nochmals, was könnte denn Gott wohlgefälliger sein als dieser eidgenössische Buss- und Bettag mit seinen gefüllten Kirchen, seinen Bettagsaufrufen und Bettagspredigten, seinem ganzen feierlichen Ernst? Was könnte dem Willen Gottes mehr entsprechen als gerade dieser Tag im Jahr, wo Kirche und Volksleben, Religion und Politik, Gott und Vaterland sich gleichsam die Hand reichen und in schönem Bunde dastehen, — «Gott im hehren Vaterland»?

So möchten wir die durch das Prophetenwort erschütterte Sicherheit wieder herstellen — aber konnten denn nicht genau so auch die Israeliten von ihrem Fasttag reden und sich mit demselben rechtfertigen? Sie haben doch auch Gott ihre Fasttage und Opfertage gefeiert, taten Busse in Sack und Asche, demütigten sich vor Gott und erwarteten für diese — in ihren Augen Gott gar wohlgefällige — Haltung Gottes Segnungen, ein Hervortreten Gottes in Gerechtigkeit und Herrlichkeit. Weil sie sich in solch wohlbegründetem Anspruch bitter enttäuscht sahen, fragen sie: warum fasten wir und du siehst es nicht? Warum kasteien wir uns und du nimmst es nicht wahr? Warum feiern wir unsere Buss- und Festtage und du achtest gar nicht darauf? Und wenn doch solch ein Fasten Gott wohlgefällig sein soll, warum fehlts an den Segnungen Gottes? Warum zeugen allerlei Nöte und Heimsuchungen von einer Gottes- f e r n e statt der erwarteten Gottesnähe? Unwillkürlich fragen wir m i t diesem Volke und denken vielleicht an all die Nöte und Schwierigkeiten, die auch unser Volk trotz des erflehten göttlichen Segens, trotz des so an manchem Bettag besiegelten Bundes mit Gott betroffen haben. Und weil wir so mit ihnen fragen, müssen unsere Ohren auch geöffnet sein für Gottes Antwort:

«Siehe, wenn ihr fastet, so geht ihr doch euern Geschäften nach und dränget alle euern Arbeiter. Siehe, ihr fastet — und zanket und hadert und schlaget mit gottloser Faust. Ihr fastet nicht so, dass eure Stimme in der Höhe gehört werden könnte! Meinet ihr denn, dass solch ein Fasten Gott gefalle, wenn der Mensch sich einen Tag lang quälet und seinen Kopf hängt wie eine Binse und sich in Sack und Asche bettet? Soll das ein Fasten heissen und ein Tag, der dem Herrn gefalle?» Verstehen wir jetzt dieses strafende Gotteswort? Ja, wahrlich, wie kann das ein rechter Fasttag sein, wenn man daneben doch seinen eigenen Geschäften nachgeht, nur vom Eigeninteresse sich leiten lässt und nicht lassen kann von Selbstsucht, Ausbeutung, Zwietracht, Gewalttat? Wie kann das ein rechter Bettag sein, wenn man dabei doch der alte Mensch und das alte Volk bleibt? Was ist denn Gott gedient mit all solchen Feiern, mögen wir sie lange «Gottesdienste» nennen? Wie könnte Gott einem solchen Volke nahen, das doch nach wie vor ihn und seinen Geist und Willen fernhält von seinem Leben? Drum mögen sie in Scharen zum Tempel strömen und die Kirchen bis auf die letzten Plätze füllen: Gott sieht solche Busse nicht und solche Gebete werden in der Höhe nicht gehört! Das ist ein Wort von furchtbarem Ernst, das uns gerade an einem Buss- und Bettag vor der Seele stehen soll: es gibt Gebete, die in der Höhe nicht gehört werden, und gibt eine Busse, auf die Gott nicht achtet!

Was sollen wir denn tun? Wie sollen wir den vor den Herrn treten? «Das ist ein Fasten, das mir wohlgefällt: lass los, die du gebunden hast, lass ab von denen, die du beschwerest, gib frei, welche du drängest, reiss weg jegliche Last! Brich dem Hungrigen dein Brot, führe den Obdachlosen in dein Haus, kleide den Nackten! Alsdann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte und deine Heilung wird eilends grünen, deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen und die Herrlichkeit des Herrn wird dir folgen. Wenn du alsdann rufen wirst, wird der Herr dir antworten und wenn du schreien wirst, wird er sagen: siehe, hier bin ich!»

Könnte es deutlicher gesagt werden, dass Gott eine Busse nicht will, die irgendwie mitten im alten Leben und neben diesem alten Leben sich erledigen lässt, sondern dass er gerade die Preisgabe dieses Lebens und die Umkehr zu seinen Ordnungen der Liebe und des

Friedens, der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit fordert? So wie es für den verlorenen Sohn nur die *eine* Busse gab: «Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir und bin hinfort nicht mehr wert, dass ich dein Sohn heisse; mache mich zu einem deiner Taglöhner» — so gibt es auch für uns nur die eine Busse der Rückkehr zum Vaterhaus, der demütigen Bereitschaft zur Arbeit allein für den Vater und hilft uns all unser feierliches Bussetun in Sack und Asche oder in Gehrock und Zylinder, bei dem man doch nach wie vor dem Hause des Vaters fern bleibt und seinem Willen ausweicht, nichts. Was soll denn eine Busse bedeuten, von der unser Leben nicht ergriffen wird? Was nützt ein eidgenössischer Buss- und Bettag, wenn das Volk, das ihn feiert, gar nicht daran denkt, die Forderung der Umkehr wirklich ernst zu nehmen, sein Leben auf neue Grundlagen zu stellen und an neuen Zielen zu orientieren? Kann uns denn Gottes Nähe spürbar werden, solange wir ihm fern bleiben? Kann er uns erscheinen, solange wir, wie jenes Israel, eben *nicht* ein Volk sind, das «Gerechtigkeit schon geübt und das Recht seines Gottes nicht verlassen hätte»? Solange wir fasten und doch einfach, unbekümmert um den Willen Gottes, unsern Geschäften nachgehen und in unserm Wirtschaftsleben eine Ordnung aufrecht erhalten, die «die Arbeiter dränget», — solange wir fasten und dabei doch unser ganzes Volksleben vom Geist des Haders und Zankes erfüllt ist und unsere Politik keine höhere Weisheit kennt als das «Schlagen mit gottloser Faust» — muss da nicht notwendig der Segen Gottes ausbleiben und statt dessen der Fluch dieser Gottesferne sich auf Schritt und Tritt geltend machen? Mögen wir da noch so viele Buss- und Bettage veranstalten — auf diesen unsern Wegen kann Gott uns nicht segnen! Auf diesen unsern Wegen kann es nur zum trügerischen Glück des verlorenen Sohnes, der sein Gut mit Prassen durchbringt, kommen, oder dann zu seiner offenkundigen Not, da er im Hunger fast verderben muss, — auf unseren Wegen gelangen wir zu unerhörten Reichtümern und frevelhaftem Ueberfluss und zu namenlosem Elend bis hin zum wörtlichen Verderben im Hunger, zu herrschgierigen Machtentfaltungen und zu jammervollem Zusammenbruch und ohnmächtigen Zukkungen, zu ausgelassenem Genusstaumel und zu entsetzlicher inne-

rer Leere, deren letzte Konsequenz der Selbstmord ist, zu einem körperlichen Kraftprotzentum, das in allen möglichen Weltmeisterschaften glänzt und zu einer vollendeten seelischen Schwäche, zu einer gar geistreichen Bildung und einer trostlosen Armut an Geist — kurz: zu unserer glänzenden Weltkultur und — unserem Weltkrieg und unserer Weltnot, ja dem Untergang dieses Abendlandes, das der stolze Träger dieser ganzen Kultur war!

Angesichts dieses Elendes unserer Wege wollen wir doch nicht mit unserer Bettagsfrömmigkeit jene Wahrheit verhüllen, dass Gott unsere Wege, unser Leben, unsere Welt nicht segnen kann. Hüten wir uns doch davor, in falscher Weise Gott an unser bestehendes Leben binden zu wollen, als wolle und könne er unsere herrschenden Ordnungen und Verhältnisse erhalten, schützen und segnen! Wenn der eidgenössische Bettag Gott und Vaterland miteinander in Verbindung bringt, so darf das doch warhaftig nicht in dem Sinne geschehen, dass wir Gott in den Dienst unseres Vaterlandes stellen und dieses, so wie es ist, von ihm segnen, weihen und verklären lassen, sondern einzig so, dass wir uns als Volk in den Dienst Gottes stellen und allen Segen nur davon erwarten, dass wir wirklich sein Volk werden. Denn nicht auf den Bestand unserer Reiche kommt es an, sondern darauf, dass Gottes Reich bei nus eine Stätte findet. Nicht um die Erhaltung unserer Ordnungen kann es sich handeln, sondern einzig um den Durchbrich seiner Ordnung bei uns. Der Bussruf, mit dem Jesus seine frohe Botschaft vom kommenden Gottesreich beginnt, entzieht uns den Boden, auf dem wir uns immerfort in unbefangener Selbstverständlichkeit bewegen, und nur dann kann er uns sein Heil schenken, wenn wir uns von diesem Boden unseres gewohnten Lebens loslösen lassen.

Wie ahnungslos steht nun aber gerade unsere übliche Bettagsrömmigkeit dieser grossen Forderung Gottes gegenüber. Gilt denn la nicht all unser Dank und Bitten immer wieder eben diesem Betehenden, das Gott bei uns überwinden möchte? Beten wir denn nicht gerade um die Erhaltung unserer Ordnungen in Staat und Wirtschaft und flehen wir nicht um Gottes Segen für all unser Tun und Treiben, unsere Unternehmungen und Geschäfte, die eben wirklich nur unsere Geschäfte sind? Und ist unser Bettags-Dank nicht

zu einem guten Teil ein Dank für all das, was wir unserer Klugheit und Geschicklichkeit, unserer Kraft und Rücksichtslosigkeit, ja vielleicht gerade unserer Unbekümmertheit um Gottes Forderungen, aber jedenfalls nicht *seinem* Segen zu danken haben? Welche erschreckende Ahnungslosigkeit spricht sich doch da z. B. in unserem thurgauischen Bettagsmandat aus, wenn es in dieser Kundgebung der obersten kirchlichen Behörde heisst: «Wir haben sicher Gott zu danken; unser Land ist doch ein schönes Land und hat eine ruhmreiche Geschichte» und wenn der Blick auf all das furchtbare Geschehen in den Vökern um uns her schliesslich nur zu den Worten führt: «Wir haben auch zu danken für dies und das, was wir besser haben als andere Völker.» Dürfen wir denn überhaupt die Tatsache, dass wir ein schönes Land und eine ruhmreiche Geschichte haben, dass wir von Krieg und Revolution verschont blieben und durch all diese stürmischen Jahre unsere alten Ordnungen und Verhältnisse hindurchretten konnten — dürfen wir sie ohne weiteres zu Gott in Beziehung setzen und dankbar als *seine* Segnung entgegennehmen? Entspräche es dem, was Gott uns schliesslich auch durch einen Buss- und Bettag sagen will, wohl nicht eher, wenn wir uns durch all das schwere Geschehen um uns her vielmehr beunruhigen liessen, statt dass wir im Gedanken an die eigene Verschonung, im Bewusstsein jenes «dies und das, was wir besser haben», zu einer raschen Beruhigung kämen? Mir will es vorkommen, als hätten da sogar jene seltsamen neuen Schriftgelehrten, die «ernsten Bibelforscher», tatsächlich mit etwas grösserem Ernst in der Bibel geforscht als die Kirchenmänner, die uns mit solchen ahnungslosen Harmlosigkeiten über den Ernst unserer Lage hinwegtäuschen. Denn jene Bibelforscher haben doch wenigstens das *eine* verstanden, dass wir *alle* unter das Gericht gestellt sind und auch durch keine bisherige Verschonung dem Ernst dieses Gerichts entzogen werden. Ertönt denn nicht aus all dem Verderben, das über die abendländischen Völker gekommen ist und unter dem jetzt besonders das deutsche Volk leidet, das Wort Jesu an unser Ohr, das er bei der Ermordung einiger Galiläer durch Pilatus gesprochen: «Meinet ihr denn, dass diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? Ich sage nein, sondern wenn ihr nicht umkehret, werdet ihr alle auch so umkommen!» Und ertönt nicht aus der

furchtbaren Erdbebenkatastrophe in Japan, der nicht nur 18 Menschen, wie beim Unglück von Siloah, sondern Hunderttausende zum Opfer gefallen sind, jenes andere Wort Jesu: «Oder meinet ihr, dass die achtzehn, auf welche der Turm in Siloah fiel und erschlug sie, seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen? Ich sage: Nein; sondern wenn ihr nicht umkehret, werdet ihr alle auch also umkommen!» Wahrhaftig, nicht einfach danken «für dies und das, was wir besser haben, als andere Völker», wollen wir, sondern eben jenes «wenn ihr nicht umkehret, so werdet ihr alle auch also umkommen» aus allen Gerichten heraushören. Und das, was jetzt so viele beruhigt und wofür sie wohl Gott am Bettag besonders danken: dass nämlich bei uns alles mehr oder weniger beim Alten blieb, das muss uns eigentlich beunruhigen.! Ja, es ist tief beunruhigend, dass wir trotz des Ernstes dieser Zeiten einfach in allem beim Alten bleiben, dass wir trotz des Krieges Gottes Botschaft vom Frieden auf Erden immer noch nicht ernst nehmen wollen, trotz aller Revolutionen Gottes Forderung der Gerechtigkeit nicht verstehen, trotz alles Zusammenbruchs und aller Erschütterung der bestehenden menschlichen Ordnungen nicht nach neuen Grundlagen unseres Lebens fragen! Beunruhigend ist es, wenn wir immer noch selbstzufrieden unser «scnönes Land» und unsere «ruhmreiche Geschichte» dankend vor Gott ausbreiten und gar nicht merken, dass Gott gerade diese ruhmreichen Menschengeschichten abbrechen und s e i n e Geschichte unter den Völkern beginnen will und dass er in der Wüste Sinai so gut seine Hütte bei den Menschen aufschlagen kann wie im Land, da Milch und Honig fliesst. Beunruhigend ist es, wenn wir an unseren Bettagen immer wieder ein Fasten halten, das dem Herrn nicht gefällt, und taub sind für den Fastenruf, den Gott all unsern Bussfeiern entgegenhält. Denn auch unsere Heilung kann nur dann grünen, ja unsere Rettung kann nur dann eintreten, wenn auch bei uns die Gebundenen losgelassen, die Bedrängten freigegeben, die Lasten weggerissen werden, wenn auch bei uns der Hungrige sein Brot, der Elende sein Heim, der Nackte sein Kleid findet und wir uns unserem Nächsten nicht mehr entziehen. Auch uns kann Gott nur erscheinen, wenn wir als Volk vor ihm stehen, das Gerechtigkeit schon geübt und das Recht Gottes nicht verlassen hat!

So gilt es, auf d i e Busspredigt zu hören, die von Gott her zu uns dringt. Nur dann kann unser Bettag zu einem Tag des Segens werden, wenn die, welche im Namen Gottes zum Volke reden, etwas vernommen haben von jener Stimme Gottes an den Propheten: «Rufe getrost, schone nicht, erhebe deine Stimme wie eine Posaune und verkündige meinem Volke seine Uebertretungen und dem Hause Jakobs seine Sünden.» Denn von einem wirklichen Buss- und Bettag darf nicht eine Weihe und Verklärung unserer bestehenden Ordnungen ausgehen, sondern vielmehr eine Erschütterung derselben: unsere ganze Herrschaft des Geldes und der Gewalt, der wir ja als Einzelne wie als Volk untertan sind und die wir so gerne als die gottgewollte Ordnung hinstellen, sie muss uns gerade durch die Verkündigung eines wirklichen Buss- und Bettages klar werden als das grosse Hindernis, das Gott von uns fernhält; und jene ganze Frömmigkeit, die immer wieder Gottes Segen auf unser Leben in diesen gottwidrigen Ordnungen herabflehen möchte — sie muss uns deutlich werden als eine Stimme, die in der Höhe nicht gehört wird. Wir wollen nicht mehr Bettag feiern, indem wir ahnungslos von «Gott im hehren Vaterland» singen und uns befriedigt daran erinnern, dass ja an der Spitze unserer Verfassung das schöne Wort «Im Namen Gottes» steht, sondern indem wir wieder Gottes Stimme vernehmen, die uns mahnt, unsere Mammonsordnung zu brechen, unserem Geiste der Gewalt zu entsagen, unsere Ideale von eigener Macht, eigener Ehre und eigener Herrlichkeit preiszugeben, um nur noch nach dem e i n e n zu trachten, dass E r zu uns komme mit seinem Reiche und seiner Gerechtigkeit. Wird das wieder unser grosses Anliegen und der Sinn all unseres Betens, dass S e i n Name geheiligt werde, dass S e i n Reich komme und S e i n Wille geschehe — ja d a n n wird unser Licht hervorbrechen wie die Morgenröte und unsere Heilung eilends grünen, d a n n wird unsere Gerechtigkeit vor uns hergehen und die Herrlichkeit des Herrn uns folgen. Wenn wir d a n n rufen, wird der Herrn uns antworten und wenn wir d a n n schreien, wird er sagen: Siehe, hier bin ich. R. L e j e u n e

Freidenkertum und Religion

4. Die Synthese.

Wir haben der Auseinandersetzung zwischen dem Freidenker und dem Religiösen Raum gegeben; wir haben jede der beiden Parteien gegen die andere zu Worte kommen lassen. Nun müssen wir zu einer Entscheidung gelangen; und zwar ist diese Entscheidung, wie schon vorweggenommen wurde, als eine Synthese gedacht.

Die Synthese bereiten wir so vor, dass wir uns zunächst noch einmal auf den Boden des Freidenkertums begeben, um aber sogleich die Verbindung mit der Religion zu gewinnen. Was jenem seine werbende Kraft, seine Macht über die Massen gibt, ist im zweiten Stücke gezeigt worden. Es ist die Art, wie es in den Stoff der Welt hineinzuwirken sucht, sein Bekenntnis zur Aktivität, Freiheit und Selbstbestimmung. Dahinter liegt nun etwas noch Tieferes: der Glaube an die Welt, an den Sieg des Guten über das Böse, an die Möglichkeit, das Uebel mit der Wurzel auszutilgen.

Die Kehrseite dieses Glaubens ist freilich das Leichtnehmen des Bösen, das Verkennen seiner Tiefe und Tragweite und damit der Spannung und Polarität, die in Seele und Welt ist. Das ist die Schwäche des Freidenkertums, die den leidenschaftlichen Widerspruch des religiösen Menschen herausfordert. Nicht ohne Grund wird in den ersten Blättern der Bibel das Faktum der eigentlichen Menschwerdung, das zugleich das des Sündenfalles ist, an die Unterscheidung des Guten vom Bösen geknüpft. Und so enthält die Bibel überhaupt in der lebendigsten Unmittelbarkeit den Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Geist und Materie. Die unverwüstliche Gewalt der Kirche ist vor allem darauf zurückzuführen, dass sie die Sündennot der Seele versteht und sie durch Gnadenmittel erlöst. Allein hier ist auch der Stein des Anstosses für den nach Befreiung und Vollendung ringenden Menschengeist. Das Kirchentum kennt das Böse, dem der Freidenker so ahnungslos gegenübersteht; aber es ist, als ob jenes nun, vom Anblick des Bösen wie gebannt, nicht mehr an seine Ueberwindung durch das Gute zu glauben vermöchte und ihm das Feld räumte. Das geschieht freilich nicht offen und ausdrücklich; es ist auch weniger Inhalt einer Theorie als Sinn der geübten Praxis. Es ist vor allem der Sinn des Zuges zur Jen-

seitigkeit, der hier immer unverkennbarer wird. Er bedeutet, dass die Welt gefallen und dem Heile verloren ist; dass zwar die göttliche Weihe über ihr schwebt und durch die Kirche bewahrt wird, dass aber eine Heiligung von Grund aus nicht möglich ist. Erlösung vom Uebel ist nicht möglich durch Ueberwindung des Bösen in der Welt, sondern durch Ueberwindung der Welt, der das Böse notwendig anhaftet. Daher der weltflüchtige, tief asketische Zug, der dem Kirchenchristentum mit dem Buddhismus gemeinsam ist. Es ist recht eigentlich der Standpunkt des Verzichtes, wenn nicht gar der Verzweiflung, die hier dem Irdischen gegenüber vertreten wird.

Es ist meine Ueberzeugung, dass damit der tiefste Punkt des Gegensatzes zwischen zwischen Religion und Freidenkertum bezeichnet ist. Das Freidenkertum glaubt an die absolute Besserungsfähigkeit und Vervollkommnung der Welt, es hält sie für grundgut und das Böse bloss für eine Trübung des Guten, die nicht so tragisch genommen werden müsse; es ist also optimistisch gerichtet, wobei sein Optimismus freilich sich der Abgründlichkeit des Seins verschliesst und darum auch keine Gründlichkeit besitzt, seicht ist, bald auf Sand gerät. Die Religion, die kirchliche zumal, meint, dass die Welt zu sehr dem Bösen verfallen sei, als dass ihr zutiefst geholfen werden könnte; das Uebel sei in ihr notwendig und wer, wie die meisten Revolutionäre und Weltverbesserer, es radikal zu beseitigen trachte, verstricke sich noch mehr in dasselbe; man kann hier also, wenigstens in Bezug auf das Diesseits, von einer pessimistischen Ansicht sprechen. Oder, wie es sich auch ausdrücken lässt: das Freidenkertum ist weltgläubig mit Ausschluss Gottes; die Religion gottgläubig mit Ausschluss der Welt. Jenes bejaht die Erde auf Kosten des Himmels; diese den Himmel auf Kosten der Erde.

Wir können dies noch genauer darlegen und zwar, indem wir als stellvertretend für das Freidenkertum etwa den Sozialismus oder den Pazifismus heranziehen. Was sie beide beseelt, ist der Glaube an eine ideale Ordnung der sozialen und der internationalen Verhältnisse, an die endgültige Austilgung alles Unrechtes aus den Beziehungen der Klassen und der Völker und der Impuls, diesen höheren Zustand zu verwirklichen. Nun will selbstverständlich auch die kirchliche Religion, sofern sie überhaupt noch einen Anspruch auf

diesen Namen hat, dem Unrecht steuern. Allein, es ist hier doch ein wesentlicher Unterschied. Dem Kirchentum — es wurde schon gesagt — erscheint das Böse als so tief eingewurzelt in der bestehenden Welt, dass, es an der Wurzel ausrotten, diese Welt selbst entwurzeln hiesse. Und nun vollzieht sich die merkwürdigste, paradoxeste und zugleich schicksalsschwerste Wendung des Gedankens.. Das Böse wird, da diese Welt doch als ein Werk Gottes gilt, in irgend einem Sinne als g o t t g e w o l l t betrachtet. Zumeist im Sinne der Prüfung und Bewährung. Wer sich dagegen empört, wer der Not den Kampf ansagt, den unbedingten Kampf bis zur Vernichtung, der will also der Vorsehung das Werkzeug aus der Hand nehmen, der widerstrebt dem Willen Gottes, will an dessen Stelle den eigenen setzen. So erklärt sich die instinkthafte Abneigung der meisten kirchlichen und so vieler Religiöser gegen Pazifismus und Sozialismus, auch wo letztere nicht in freidenkerischer oder atheistischer Form auftreten. Wir werden dies Verhältnis am besten aus der Medizin verdeutlichen können. Einem verlorenen Fall gegenüber beschränkt sich der Arzt auf M i l d e r u n g der Leiden; er trachtet, dem Patienten Siechtum und Sterben zu erleichtern. Aber er weiss, dass nicht darin der Hauptzweck der Heilkunde liegt, sondern in der radikalen Beseitigung der Krankheit, oder, wie ihr Name besagt, in deren Heilung. Indessen auch damit ist noch nicht alles getan; wichtiger noch als die Heilung ist die V o r b e u g u n g. Der tüchtige Arzt ist vor allem Hygieniker. Er weiss, dass es in erster Linie darauf ankommt, die Krankheit am Entstehen zu verhindern, indem man ihre Erreger systematisch aus der Welt schafft. Und er weiss, dass dies am besten durch positive Mittel geschieht, nämlich durch Kräftigung des gesamten Organismus, der unter gesunde allgemeine Existenzbedingungen gestellt werden muss. Licht, Luft, Wärme, Reinlichkeit sind der beste Schutz gegen Seuchen wie auch gegen Einzelerkrankungen. Die Hygiene ist von noch grösserer Bedeutung als die Therapie. Wer die Einheit sämtlicher Lebensvorgänge erfasst hat, ist nicht im Zweifel darüber, dass dies Prinzip sich ebenso auf die seelischen und moralischen Tatsachen wie auf die körperlichen erstreckt. Und das will die Kirchenfrömmigkeit in der Regel nicht Wort haben. Zum Beispiele wieder der Krieg! Ist er da, so werden wir auf Seite derer, die sein Ungemach zu lindern be-

flissen sind, die sich am edlen Werke der Hilfe beteiligen, Religiöse in nicht geringer Anzahl finden; wie denn viele Pfleger und Pflegerinnen, die sich ihrem Dienste mit grosser Hingabe widmen, dem geistlichen Stande angehören. Auch in Friedenszeiten ist ja die karitative Wirksamkeit der Kirchen, die liebevolle Obsorge, die sie Leidenden, Gefallenen aller Art angedeihen lässt, gar nicht zu unterschätzen. Gerade der Aufklärer ist geneigt, den Schatz echt christlicher Güte und Menschlichkeit, der hier fruchtbar wird, zu verkennen. Freilich hat diese Fruchtbarkeit ihre Grenzen, die gerade den schrecklichen Katastrophen gegenüber, wie der Krieg eine ist, so deutlich sichtbar werden. Man nimmt sich hilfreich seiner Opfer an; aber man verhindert ihn nicht daran, seine Opfer zu fordern. Im Gegenteile: man fällt denen gerne in den Arm, die ihn daran verhindern wollen, den Pazifisten, den Kriegsgegnern und Kriegsverweigerern. Zweifellos sagt man, er ist ein furchtbares Verhängnis. Aber Hände weg von ihm! Denn er ist doch ein Heiligtum der Menschheit, an das man nicht ungestraft rühren darf. Und nicht bloss innerhalb der Staatskirchen wird so geurteilt und dementsprechend gehandelt; wie denn dem erschütternden Faktum, dass im Weltkriege unablässig die Mordwaffen von der Geistlichkeit gesegnet und die Glocken unter ihrem Zuspruche in Kanonen umgegossen wurden, bloss das blödeste Auge sich verschliessen kann. Diese Auffassung, sage ich, zieht viel weitere Kreise. In einer Debatte über die Friedensfrage, der ich beiwohnte, äusserte sich ein Baptist, also das Mitglied einer Freikirche, dass es wenig Sinn habe, Pazifist zu sein, da Kriege nun einmal zu dieser verderbten Welt gehören; erst mit dem Anbruch des Gottesreiches müsse dies anders werden. Wie aber soll das Gottesreich anbrechen, wenn wir nicht mit dem Einsatz aller Kraft für den Frieden und gegen den Krieg arbeiten? Es ist ganz dasselbe mit der sozialen Frage. Armut, heisst es, ist ein von Gott verhängtes Uebel; darum hat es immer Arme und Reiche gegeben, wird es immer Arme und Reiche geben. Pflicht des Christenmenschen ist es, dem Notleidenden beizustehen, ihm von dem eigenen Ueberfluss ein Scherflein darzureichen; solche Wohltätigkeit rechtfertigt den Reichtum. Aber das Beginnen der Sozialisten und Kommunisten, eine Gesellschaftsordnung zu begründen, in der es wenigstens unverschuldete Armut nicht mehr gibt,

wird als ein aufrührerisches, gottwidriges Beginnen gebrandmarkt. Man spürt den Nerv dieser Geisteshaltung deutlich heraus. Die Kirchenfrömmigkeit ist durchaus konservativ, wenn sie nicht gar reaktionär ist; besten Falles ist sie zu Reformen bereit; Revolutionen, auch solche unblutiger Art — wir sahen ja, wie wenig das Blutvergiessen ihrer Theorie und Praxis widerstreitet — verwirft sie unbedingt. Nicht an der Methode, sondern an der Sache nimmt sie Anstoss: der Welt kann nicht von Grund aus geholfen werden. Sie ist gleichsam der verlorene Fall, dem gegenüber Milderung geboten ist, an dem aber alle Versuche der Heilung und Vorbeugung versagen müssen. Will man sie dennoch ertrotzen, so bezeugt man damit bloss den Abfall von Gott, die Empörung gegen seine ewigen Ratschlüsse.

Wenn man diese Gedankengänge der Kirchengläubigen und der ihnen verwandten Religiösen betrachtet, so kann man sich oft des leisen Argwohns nicht erwehren, dass ihre demütige Unterwerfung unter das Uebel doch nicht so ganz demutsvoll ist, wie sie aussieht; dass ihre Kapitulation vor dem Fürsten dieser Welt, der Verzicht auf Widerstand gegen ihn, ja, ihre Erbötigkeit, ihm zu Diensten zu sein, sich aus der Fülle seiner Gewalt und Herrlichkeit einigermassen bezahlt macht. Es sieht gar nicht selten nach einem schweigenden Pakte und Eingeständnis zwischen beiden aus: einer Abgrenzung ihrer beider Sphären bei Zusicherung wechselseitiger Unterstützung. Und es sieht darnach aus, als ob die Kirche mit ihrer Freigabe des Diesseits ihm nun erst recht mit Haut und Haaren verfallen wäre. Das ist denn auch der Angelpunkt aller seit jeher von Aufklärung und Freisinn an ihr geübten Kritik gewesen.

Allein wir müssen besonnener sein; wir dürfen nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Diese Haltung der Welt gegenüber ist eine weder im Positiven noch im Negativen eindeutige; es ist auch etwas tief Berechtigtes in der Abwehr des neuen Geistes, wie er zumeist bei den Revolutionären in Erscheinung tritt. So kraftvoll hier der Ansatz und Einsatz häufig auch sei, so viel berechtigte Sympathien und Bundesgenossenschaften die Sozialdemokratie zum Beispiele dadurch warb, dass sie die naive, kindgläubige Zuversicht in der Bekämpfung der in die Gesellschaft eingefressenen Schäden und in der Arbeit für den Sieg der Gerechtigkeit an den Tag legte,

hier wie in allen ähnlich gerichteten Bestrebungen ist doch auch ein verderblicher Widersinn am Werke, gegen den jede, nicht allein die dogmatische, konfessionelle Religiosität sich stellen muss und den wir am einfachsten auf die folgende Formel bringen können: es wird das Paradies auf Erden gesucht, als ob es keinen Sündenfall gäbe. Es wird demgemäss ein rein irdisches Paradies gesucht, das, wenn es auch nicht geradezu mit dem märchenhaften Schlaraffenlande sich deckt, so doch in der Erfüllung höchst weltlicher Wünsche und Forderungen sich begrenzt wie etwa des grössten Glückes der grössten Zahl oder des wohlverstandenen Egoismus oder der Harmonie der Interessen. Die Vertreter dieser Auffassung geberden sich so, als ob das Heil in unserer unmittelbaren Nähe läge und wir bloss darnach zu greifen hätten. Es besteht hier unleugbar die Gefahr, dass der Blick des Menschen auf Folge- und Begleiterscheinungen hingelenkt und dadurch vom Wesentlichen abgezogen wird. So erklärt sich der heftige Widerspruch religiös und metaphysisch gerichteter Naturen. Sie meinen, eben nicht ganz mit Unrecht, das Freidenkertum verschliesse dem Menschen, indem es das Uebel und die Erlösung von ihm ganz im Aeusseren aufsuche, die inneren Quellen der Wiedergeburt. Schopenhauer unbezähmbare Abneigung gegen demokratische und soziale Bestrebungen leitet sich weniger aus seinem Standesbewusstsein oder persönlichen Dünkel als daraus her, dass er eine grundsätzliche Verfehlung des Problems darin erblickte; es ist, als sollte unser Geist bei der Verfolgung des Bösen auf eine falsche Spur geleitet werden, die ihn zuletzt im Kreise herumirren lässt. Mit Buddha meint Schopenhauer, die Entstehung des Leidens liege in der Begierde; der Weg zu seiner Aufhebung könne also nicht durch demokratische und sozialistische Experimente hindurchführen, die das Begehren der Massen doch erst wecken. Dadurch werde der Schwerpunkt des Lebens ganz von der Tiefe in die Oberfläche gerückt; und der Mensch noch elender, da er von der Erfüllung einer Illusion die Erlösung erwarte. In ähnlicher Weise sieht Dostojewski — um bloss die markantesten Beispiele heranzuziehen — in allen freidenkerischen und sozialen Bewegungen das Reich des Antichrist sich vorbereiten. Der Mensch suche hier seine Seligkeit ohne Gott, ja wider Gott, indem er selbstherrlich bloss die eigene Sache zu fördern beflissen sei. Und an ähnlichen Gedanken-

gängen, die schliesslich insgesamt auf dasselbe hinauskommen, fehlt es auch nicht an anderer Stelle. Das, worauf sie hinauskommen, ist nämlich doch immer dies: dass der Wahn eines Erdenparadieses, welches man ohne Entsühnung von Schuld, ohne Sündentilgung erringen könne, die Menschheit narrt und in den Abgrund des Verderbens zu stürzen droht.

Ich sage, dass dieser Vorwurf seine Berechtigung hat und dass wir nicht um ihn herum können. Wieder liefern uns Pazifismus und Sozialismus, wie sie so häufig geübt werden, auf Schritt und Tritt Belege. Indem man den Frieden durch äussere, zwischenstaatliche, verkehrstechnische Veranstaltungen zu begründen unternimmt, deckt man die tieferen Ursachen des Krieges zu, die bis in die geheimsten Gründe der Seele hineinreichen. Desgleichen ist soziale Wirksamkeit oft bloss eine Flucht vor den unmittelbaren Aufgaben, die einem aus dem Innersten selbst gestellt werden. Man sieht überall die Nöte der Armen und Leidenden, die mannigfachen Höllen, durch die sie hindurchgetrieben werden, die Unterdrückung, Ausbeutung, Unwissenheit und Verdummung; die Verelendung, den Mangel und Hunger, den Alkoholismus, die Siphilis, die Tuberkulose; aber die eine, grosse Not, die alle bedrängt, das eine Inferno, in das alle eingeschlossen sind, die Not, das Inferno des Unglaubens, der Lieblosigkeit, des Hasses, sie will man nicht sehn noch erkennen. So werden die besten Möglichkeiten im Menschen brachgelegt; und gerade das Volk, das unverbildete, ursprüngliche, dem Guten und Göttlichen aufgeschlossene dem Kern seiner ewigen Wesenheit entfremdet. Oder wie soll der Arbeiter, dem man in den spärlichen Stunden seiner Muse die Mehrwertstheorie und den historischen Materialismus eintrichtert, dem man statt des Lebensbrotes, nach dem er darbt, den Stein des marxistischen Dogmas hinreicht, den man sein Heil von der Organisation erwarten lässt, wie soll er noch den Weg zu sich selber finden, das Heil in sich selber suchen? Hat man ihm nicht alle Zugänge verbaut? Hat man ihn nicht taub gemacht gegen die Stimme in seinem Innern, nicht stumm und verstockt gegen die Mahnungen, die sie ausspricht? Dafür will man ihm gewaltsam Organe des Verstehens aufbohren für Dinge, die mit seinem wahren Bedürfnis nichts zu tun haben. Man erregt seine Begehrlichkeit, seinen Trotz, seine Habgier; man erzieht ihn so erst

recht zum Kapitalisten, während man vorgibt, ihn zum Gliede einer freien Arbeitsgemeinschaft zu erziehen.

Alles das ist wenigstens teilweise richtig, aber die Schlüsse sind es nicht, die daraus gezogen werden. Sie sind noch einseitiger als das von ihnen Bekämpfte. Wenn es falsch und verderblich ist, die Seligkeit ohne Tilgung der Schuld, ohne Wiedergeburt zu suchen, ist es darum richtig, auf die Seligkeit überhaupt zu verzichten oder sie ganz ins Jenseits zu verlegen? Besteht nicht vielmehr darin die Wahrheit, in der Tilgung der Schuld, in der Wiedergeburt selbst die Grundlage der Erdenseligkeit zu legen oder, deutlicher gesprochen, keine andere Entsündigung und Wiedergeburt anzuerkennen als die auf Ueberwindung des Bösen, auf Begründung der Erdenseligket gerichtete? Immer neigen die Menschen dazu, sich in die Enge eines Gegensatzes, einer Alternative zu verirren, deren vermeintliche Ausschliesslichkeit sie über die wahre Lösung hinwegtäuscht. Freidenkertum oder Kirchenglaube! Irdisches Paradies oder Jenseits! Materialismus oder Askese! Als ob darin alles beschlossen wäre; als ob es nichts Drittes gäbe! Es ist der alte und gerade in unserer Zeit so mächtig gewordene Parteigeist, der sich darin kundgibt. Man ist für oder gegen etwas; alles andere erscheint einem als unsaubere Verwischung der Unterschiede. Das ist es freilich, wenn es auf ein und derselben Ebene liegt wie sie; nicht aber, wenn es sie von obenher unter sich begreift und vereinigt. Wir werden dies sogleich in unserem Falle zeigen. Ueber dem Gegensatze von Freidenkertum und Kirche, Erdenparadies und Jenseits, Materialismus und Askese erhebt sich als das Höhere und Höchste das Gottesreich. Aber das Gottesreich, wie wir es verstehen, wie es Christus verstanden hat, ist nicht jenseits der Wolken, sondern hier auf Erden gelegen. Eben weil es inwendig in uns ist, müssen wir es ausserhalb unser verkörpern, in den Stoff der Wirklichkeit hineinziehen. So ist es schliesslich der metaphysische Urgegensatz von Geist und Materie, der hier gelöst werden soll. Mit abstrakten Spekulationen kommen wir ihm nicht bei, wir drehen uns dann bloss im Kreise unserer eigenen Begriffe; wir kommen ihm bei durch die Tat des Lebens. Und da zeigt es sich denn, dass die Religion, zumal, wie sie von der Kirche ausgeprägt wurde, stets die Neigung zu einem ungesunden

Spiritualismus verriet; sie suchte, das Geistige rein zu erhalten, indem sie es nach Möglichkeit aus der Umklammerung, durch die Materie befreite; daher der asketische, transzendente Zug. Umgekehrt neigt das Freidenkertum zum Materialismus, ja, verfällt demselben in der Regel ganz; aus dem richtigen Bestreben, die irdische Welt zu verbessern und zu vervollkommnen, ihr eine menschenwürdige Verfassung zu geben, sinkt es gleichsam schwer in ihre träge Stofflichkeit hinein, wird es materialistisch. Dort wird vergessen, dass der Geist seine Wirklichkeit erst empfängt, indem er in dem Körper wirkt; hier, dass es kein wahres Wirken im Körperlichen gibt als aus dem Geiste. Das ist die Synthese, die wir vollziehn und die auch die von Religion und Freidenkertum in sich begreift. Es ist eine wirkliche Durchdringung, kein Ausgleich der Gegensätze, eine Lösung der polaren Spannung, keine blosse Dämpfung derselben. Das Freidenkertum, so können wir sagen, hat die Aufgabe richtig erfasst; aber es verkennt den Impuls, aus dem allein sie bewältigt werden kann. Die Religion besitzt und spendet diesen Impuls; aber der sind Gegenstand und Aufgabe abhanden gekommen. Das eine Mal wird die Richtung erkannt, aber der Ursprung preisgegeben; das andere Mal verhält es sich gerade umgekehrt. Und so ist es notwendig, dass beides zusammenkomme; doch nicht, so dass er von aussen aneinander gefügt werde, sondern dass es ganz ineinanderwachse. Sagt der Freidenker: «Ich glaube an diese Welt und will ihr helfen; darum habe ich mit Religion nichts zu schaffen!» so muss man ihm antworten: «Gerade darum hast du mit Religion mehr zu schaffen als der Buchstabengläubige; nicht gegen sie, sondern allein aus ihr kannst du der Welt helfen.» Sagt der Religiöse: «Ich glaube an Gott und darum will ich ihm dienen, die Welt aber möglichst aus dem Spiele lassen und nicht viel an ihr herumpfuschen!» so antwortet man ihm: «Du kannst Gott nicht anders dienen, als indem du alle deine Kräfte daran wendest, die Welt zu vergöttlichen.» Die Religion, wie sie jetzt geübt wird, hat nicht das Objekt, an dem sie sich betätigte, das Freidenkertum nicht die Tiefe, aus der es schöpfte. Man könnte jene auch mit dem Haupte, diese mit den Gliedmassen vergleichen. Der gesunde, normale Organismus aber braucht beides: und zwar so, dass vom Haupte aus die Glieder in Bewegung versetzt werden.

Wir sehen rückblickend jetzt auch ein, wie es sich mit Gut und Böse verhält. Weder Freidenkertum noch Religion, sagten wir, hat die richtige Stellung zum Bösen. Jenes nimmt es zu leicht und deshalb greift es zu unzulänglichen Mitteln in seiner Bekämpfung. Diese nimmt es so schwer, dass sie an seiner Ueberwindung verzweifelt. Es ist hier nicht möglich, das Problem erschöpfend zu behandeln; aber seine Hauptrichtlinien können und müssen gewiesen werden. Ich will also sagen, dass, wer die Macht des Bösen kennt, vor ihm nicht die Waffen strecken darf, wohl aber einsehen muss, dass es sie nicht aus dem Arsenal seiner sinnlich-menschlichen Natur, sondern bloss seiner höheren gottmenschlichen Wesenheit holen kann. Mit andern Worten: das Gute, womit er das Böse besiegt, ist kein Naturgutes, sondern ein Göttliches.

Das ist der tiefe Sinn davon, dass uns gerade am Leiden, am Uebel der Welt das Bewusstsein der Gottheit am deutlichsten aufleuchtet. Darum ist sowohl der Optimismus als auch der Pessimismus eine Unzulänglichkeit; jener, weil er das Leiden, die Unvollkommenheit gar nicht sieht; dieser, weil er nichts sieht als sie und vor ihnen kapituliert. Gott: das ist doch die grösste Kraft; und die grösste Kraft muss am grössten Widerstand offenbar werden.

Es hellt sich uns hier auch das Verhältnis der sinnlichen Erscheinung zur übersinnlichen, metaphysischen Wirklichkeit auf. Denn auch hier hat man eine falsche Alternative konstruiert. Man hat von den beiden Sphären wie von zwei Wohnungen gesprochen, zwischen denen der Mensch die Wahl hat. Entweder er zieht die Sinnenwelt vor, und dann muss er die übersinnliche preisgeben. Oder aber er entscheidet sich für diese, und dann muss er aus der Sinnenwelt ausziehen. Aber eine solche, an zeitgemässe Mietvorschriften gemahnende Auffassung verfälscht hier die wahre Sachlage. Das Entweder-Oder besteht ganz und gar nicht zurecht; die volle Bejahung des Sinnlichen schliesst die des Uebersinnlichen nicht aus, sondern ein. Ich will ein einfaches Beispiel geben. Wenn wir auf einen Berg steigen, so wollen wir eine Aussicht nicht allein auf andere Berge, sondern auch auf das Tal haben, das unter uns liegt. Denn erst jetzt, nicht aber, solange wir in ihm weilten, überblicken wir es ganz, sehn wir all seine Bestandteile in den wahren Grössenverhältnissen, in der richtigen Anordnung. Ein zweites Beispiel ist

dieses: damit ein Erlebnis für uns Gestalt und Klarheit gewinne, müssen wir aus seiner Unmittelbarkeit heraus-, ihm gegenübertreten. Es ist das Gesetz der Distanz, der Perspektive, das sich beide Male erfüllt. Und was nun innerhalb des Sinnlichen gilt, das gilt für das Sinnliche, als ein Ganzes betrachtet. Es ist der grösste Irrtum, zu meinen, der sinnliche Mensch sei derjenige, der die Sinnenwelt am besten beherrsche. Wird er doch unablässig in ihr herumgetrieben, kommt er doch zu keinem Ziel und Ende! Die Geistesgeschichte liefert uns hiefür die unzweideutigsten Belege. Vergebens weisen Aufklärung und Freidenkertum auf die moderne Naturforschung als auf dasjenige hin, wodurch die Metaphysik endgültig erledigt worden sei; der Kenner der wirklichen Entwicklung weiss, dass umgekehrt die moderne mathematische Naturforschung in Galilei, Descartes und Leibniz auf metaphysischer, platonischer Grundlage errichtet worden ist. Diese Philosophen, nicht die englischen Empiriker und Positivisten, sind es, denen die grössten Fortschritte in der Naturerkenntnis zu verdanken sind. In Kant ist dieser Prozess gleichsam sich selbst durchsichtig geworden. Will man das Wesentliche seiner theoretischen Philosophie auf eine knappe Formel bringen, so lautet dieselbe am besten wie folgt: Orientierung in der Sinnenwelt ist bloss möglich durch Zugrundlegung übersinnlicher, «apriorischer Werte», wie sie in der Kategorientafel zusammengefasst sind; andrerseits können die übersinnlichen Werte bloss fruchtbar gemacht werden, indem man sie in den Dienst der Erfahrung stellt, also dem Sinnlichen zugrunde legt. Oder kürzer und bündiger: Bloss vom Uebersinnlichen aus kannst du das Sinnliche beherrschen und gestalten; bloss in der Beherrschung und Gestaltung des Sinnlichen bezeugt sich das Uebersinnliche.

So verstehen wir es, dass alle tieferen Impulse für die Kunst, die Philosophie, ganz allgemein die Kultur, nicht in ihnen selber, sondern in der Religion liegen. Ohne diese Impulse, sich selbst überlassen, entartet Kunst zum Aesthetentum, Philosophie zu scholastischer, formaler Begriffstechnik, Kultur zum mechanischen Betriebe, zur äusserlichen Zivilisation. Das Gleiche gilt für alle andern Zweige menschlicher Tätigkeit, für Recht, Staat, Wirtschaft. Der landläufige Sozialismus und Internationalismus irrt darin, dass er das rechtliche, staatliche und wirtschaftliche Leben der Menschheit aus

juristischen, politischen, ökonomischen Impulsen regeln will, während eine solche Regelung bloss aus dem Impuls der Religion möglich ist. Aber — und das ist die Kehrseite — Religion muss dann freilich etwas anderes sein als eine Gemeindeangelegenheit, als Staats- oder Privatsache, nämlich eine alles durchdringende Kraft im Dienste des Lichtes. Sie muss ganz ins Materielle sich hineinbegeben, aber nicht um ihm ihre Formen herrschsüchtig aufzudrängen, sondern um seine innere Notwendigkeit aus einem höchsten Prinzip zu erfüllen.

In diesem Zusammenhang können wir am besten etwas über Marxens Theorie des historischen Materialismus sagen. Legt man sie, wie es zumeist geschah, dahin aus, dass alles Geistige also auch das Religiöse, eine natürliche Wirkung wirtschaftlicher Ursachen ist, dann ist dies allerdings eine vollständige Umkehrung des tatsächlichen Sachverhaltes. Will man aber sagen — wie es neuerlich die Tendenz der Auslegung scheint — dass im Wirtschaftlichen das unmittelbarste Arbeitsfeld für den schaffenden, aus seiner Abstraktion heraustretenden Geist liegt, so entspricht das ganz der Wahrheit und wir können bloss wünschen, dass sich diese Auffassung einmal durchsetze. Denn wie der religiöse Gehalt des Individuums sich nicht in der Anzahl der Gebete und Andachten, aber auch nicht in seinem Empfinden und Denken, sondern in den Konsequenzen kundgibt, die er daraus für seine körperliche Existenz, für die Art zieht, in der er sein Geld verdient und es verwendet, so gilt auch für die Gesamtheit, dass ihre Wirtschaft zwar nicht der erzeugende Grund, wohl aber das sicherste Mass, die Grenze dessen darstellt, was in ihr vom Geiste verwirklicht ist; dass also das Zeitalter des Kapitalismus, das den Menschen materiell und seelisch enteignet, kein christliches Zeitalter genannt werden kann.

Und hier stehen wir am Schlusspunkte unserer Betrachtungen, in dem all ihre Linien zusammenlaufen: an dem Punkte, wo das Christentum für uns aufhört, ein undurchdringliches Mysterium zu sein, und anfängt, lebendige Tat und Erfüllung zu werden. Dies Mysterium ist das der Inkarnation, der Menschwerdung. Was besagt es anders, als dass der göttliche Geist, um den Körper zu erlösen, in die Körper sich einsenken, sich verkörpern muss? Darauf beruht die Erlö-

sungskraft Christi, dass in ihm bis ins Letzte der Passion, der Opferung am Kreuze diese Verkörperung vollzogen ist, wogegen die antiken Religionen, auch noch die gnostischen Sekten, den Geist in seliger Abgeschiedenheit über dem Stoffe schweben oder — wie im Dionysuskulte — ihn auf eine Art in den Stoff eingehen liessen, die einen Absturz, eine grobe Versinnlichung bedeutet. Das ist vom werdenden Christentum im Kampfe gegen Heidentum und Gnosis richtig erkannt und vertreten, nicht aber eigentlich realisiert worden. Denn es hat sich damit begnügt, Christus zu vergotten und anzubeten und höchstens seine Nachfolge zu lehren; nicht aber hat es aus seiner Kraft, der neuen Kraft, die durch ihn auf die Welt kam, diese zu gestalten und zu verwandeln unternommen. So wurde es eine Summe von Dogmen und Riten und moralischen Vorschriften; nicht aber ein immerdar fortgesetztes Erlösungswerk, wie es der Sinn der Erscheinung Christi und die Forderung des Meisters war. Nach seinem eigenen Wort üben nicht diejenigen den wahren Dienst, die «Herr, Herr!» rufen, sondern die den göttlichen Willen tun, und das heisst, die aus dem Impuls wirken, den Christus der Menschheit spendete. Dieser Impuls aber ist der der Verkörperung, der Passion. Wir müssen uns aller Hoffahrt einer falschen Geistigkeit entwöhnen, den Geist ganz in die Materie hineinnehmen in der Erkenntnis, dass er bloss dann über sie herrscht, wenn er ihr zu dienen bereit ist, wenn er all ihre Leiden auf sich nimmt. Konkret gesprochen, ist dies auch der religiöse Tiefensinn der sozialen Frage, die wir erst durch sein volles Vertehen der Lösung zuführen können. Es verhält sich gar nicht so, dass wir uns von einer gerechteren Verteilung der Güter das Heil versprächen; ist doch gar nicht Gerechtigkeit, sondern Liebe unser Ziel! Aber Liebe ohne Gerechtigkeit ist ein Unding. Liebe muss durch Gerechtigkeit hindurchleuchten; in der richtigsten Ordnung aller irdischen Dinge und Angelegenheiten, von den kleinsten bis zu den grössten, gibt sich der Geist Gottes am wahrhaftigsten kund. Die Kirchenreligion hat ihn vom Körper der Welt losgerissen; so ist dieser Körper entgeistet, entgottet worden; entgeistet, entgottet wollen ihn Aufklärung und Freidenkertum seiner Vollendung näher bringen. Beides, der entkörperte Geist und der entgeistete Körper, gehen aber gegen die Wesenheit Christi, gegen das Gottesreich, das die Verkörperung des

Geistes, die Vergeistigung des Körpers und so, als Synthese von Religion und Freidenkertum, unser Weg und unser Ziel ist.

Oskar Ewald

Was uns einigt, trennt und wieder einigt[1]

Zweite Antwort an Herrn U. W. Züricher.

Parpan, 7. September 1923

Lieber Herr Züricher!

Eine formale Bemerkung zuerst. Da meine Antwort nicht kurz sein kann, so will ich, wie Sie selbst tun, durch Untertitel den Gedankengang etwas übersichtlicher zu machen suchen. Also zunächst

Ein offenes Wort vom Tone.

Was und wie soll ich Ihnen, verehrter Freund, nun antworten? — Gewiss wäre es das Gescheidteste, wenn ich Ihre Einladung annähme und zu Ihnen nach Ringoldswil käme, was ich ja längst einmal tun wollte. Aber nun bin ich selber hoch oben in den Bündner Bergen und bilde mir ein, diese seien so schön wie die bernischen (zorniger Protest aller Berner!); ja, ich bin wohl jedenfalls ein paar hundert Meter höher als Sie, und würde es unter meiner Würde halten, zu Ihnen hinabzusteigen (noch zornigerer Protest aller Bescheidenen über meine Anmassung — merkwürdigerweise passen viele Bescheidene immer am meisten auf, ob jemand anders etwa nicht bescheiden sei!); endlich verfüge ich wirklich über ein Paar tüchtige Bergschuhe (allerzornigster Protest von allen Seiten über die Hereinziehung eines «persönlichen Momentes» in die Auseinandersetzung; einige finden auch den Besitz von ein Paar Bergschuhen sehr bezeichnend für einen Sozialisten, der doch barfuss gehen sollte . . .)

[1]) Vorbemerkung für die Leser. Es ist mir arg leid, dass meine Antwort so viel länger geworden ist, als ich im Sinne hatte. Ich habe sie einst geschrieben, ohne an die Seitenzahl zu denken, vielleicht zu sehr mir selbst zur Klärung. Nun finde ich für eine Umarbeitung nicht Zeit und darf doch die Antwort nicht auf ein anderes Heft verschieben, weil sonst das Interesse aufhörte. So bitte ich denn herzlich um Nachsicht und glaube gründliche Besserung versprechen zu dürfen. Das Thema selbst ist natürlich nicht erschöpft, vielmehr erst gestellt; es wird uns weiter beschäftigen, und gewiss werden auch andere das Wort ergreifen.

L. R.

Ich breche ab; denn der Entrüstungslärm wird zu gross. Aber mitten im Thema bin ich doch. Denn ich habe mich gegen den T o n, den rechten Ton, vergangen. Der Ton, der Ton spielt unter uns eine grosse Rolle!

Auch Sie, lieber Herr Züricher, beklagen sich über den Ton meiner Antwort an Sie, reden von Ausfällen und Gereiztheiten, haben das Gefühl, dass in meiner Art, zu reden, etwas Verletzendes für Sie und andere gewesen sei. Darüber zunächst ein Wort.

Ich darf versichern, dass mir irgendwelche Gereiztheit gegen Sie ganz ferne gelegen hat. Unsere Diskussion ist für mich, in d i e s e m Sinne, etwas ganz «Unpersönliches». Ich habe gegen Sie niemals etwas anderes als Achtung und Freundschaft verspürt und Ihre Polemik gegen mich hat, weil ich ihre Sachlichkeit durchaus empfand, daran nicht das Geringste geändert. Was Sie an meiner Art geärgert hat, ist einfach die Lebhaftigkeit des geistigen Kampfes, die mir offenbar auch dann eigen ist, wenn ich meine, ganz ruhig zu sein, vielleicht sogar z u ruhig, weil ich müde bin. Sollte das ein so grosses Uebel sein? Sind wir denn so trockene Kameraden geworden? Verstehen wir keinen Spass mehr? Hat denn das Wort: «Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux,» gar kein Recht mehr? Haben Sie denn nicht gespürt, dass ich gerade darum so geredet habe, weil wir nicht Fremde, sondern Freunde sind und man unter Freunden die Worte nicht so ängstlich wägt, und haben Sie nicht den T o n gespürt, ja den Ton, den Ton der Freundschaft und geistigen Kameradschaft? — Und noch etwas: Sind Sie nicht das Opfer einer optischen, oder muss ich sagen: einer akustischen Täuschung? Sie empfinden an meinem Ton etwas, das nicht recht sei, der Ihrige aber ist Ihnen durchaus recht vorgekommen, durchaus angemessen; Sie haben das Gefühl gehabt, ganz ruhig und sachlich geredet zu haben. Gewiss, so haben S i e gefühlt. Ihnen kam eben gut und wahr und sachgemäss auch das vor, was andere, nicht mich allein, zwar nicht persönlich, aber sachlich sehr verletzt, was unsere Empfindungen in Bezug auf das Heiligste beleidigt hat. So das Meiste, was Sie von unserem Gottesglauben und von der Bibel sagen. Da sollen nun die Leser ganz ruhig noch einmal prüfen. Ich werfe Ihnen das nun nicht vor, nur müssen Sie dann nicht empfindlich sein, wenn man auch mit ein wenig Temperament antwortet; das geht dann nicht an. Ein wenig Temperament

schadet auf beiden Seiten nichts und wenns zufällig gerade ein «ruhiger Berner» und ein «ruhiger Bündner» sind, die sich in geistigen Angelegenheiten, nicht bloss in «persönlichen», erwärmen können, so wollen wir uns darob nicht schämen und unsern Bergen — auch figürlich gemeint! — danken, dass unsere, nach dem Kalender gerechnet, nicht mehr so ganz jungen Herzen noch nicht von der Lava des Egoismus (der ist ja oft vulkanisch, lässt aber Lava zurück) verschüttet und verkrustet sind.

Ich muss hier eine Bemerkung anschliessen, die zum Thema gehört, aber durchaus nicht gegen Sie gerichtet ist. Ja, Sie haben recht: es fehlt unserem Geschlechte zu sehr an der tiefen geistigen Leidenschaft. Es versteht einen heissen Kampf um die Wahrheit und für die Wahrheit nicht mehr, es versteht nur den Kampf um die Macht. Deutlicher gesagt: Leidenschaft hat es schon, aber vor allem dieLeidenschaft des Egoismus, die Leidenschaft, die bloss da erwacht, wo das «Persönliche» (im üblen Sinn) in Frage kommt. Es ist Greisenhaftigkeit, schlechte Greisenhaftigkeit, denn diese ist verhärtete, egoistische Leidenschaft. Weil man aber nicht Lust hat, sich in Sachen persönlich und leidenschaftlich enzulassen, ist man bloss darauf eingestellt, dass keine «persönliche» Beunruhigung entstehe, dass die «Person» gewahrt bleibe. Die ernsteten geistigen Kämpfe oder sonstigen Aeusserungen der Ueberzeugung werfen keine Wellen, aber wenn einmat etwas «Persönliches» vorkommt, etwa eine mehr oder weniger wichtige Person angetastet wird oder zu werden scheint, dann entsteht eine Aufregung wie in einem gestörten Bienenschwarm. Da ist auf einmal ein lebendiger Nerv getroffen, eben das «Persönliche» — das einzige ernsthafte Interesse der meisten heutigen Menschen. Doch, ich will nicht Unrecht tun, ich will bloss sagen: es ist noch zu wenig Verständnis da für den zwar lautern, aber etwas leidenschaftlichen geistigen Kampf.

Und dabei spielt jene optische (oder akustische) Täuschung regelmässig mit. Der äussere Ton, wenn ich so sagen darf, wird viel zu wichtig genommen. Man darf giftig, höhnisch, hochmütig reden, wenn man sich nur ein wenig in acht nimmt und das Gesicht wahrt; aber wer ehrlich redet, vielleicht einmal mit ehrlicher Leidenschaft, vielleicht auch einmal etwas burschikos, der ist das Karnikel. Namentlich soll einer, der in der Nähe des «Würdi-

gen» gewesen ist, einer Kanzel etwa oder eines Katheders, immer sozusagen im schwarzen Rock bis zu den Knien herab und mit Mehl im Munde reden, sonst ist das Entsetzen gross. Das alles ist ein Stück konventionelle Lüge, weiter nichts. Lieber Freund, wollen nicht wenigstens wir Menschen sein, statt Larven — ist das nicht auch schon etwas?

Um was es sich handelt?

Bin ich mit alledem wirklich im Thema? Ja, ich bins. Denn warum handelt es sich in unserer Auseinandersetzung? Es handelt sich, für mich wenigstens und wie mir scheint doch auch für Sie, um eine Verständigung zwischen den zwei Arten von Menschen, die ich in meiner Replik zu schildern versucht habe: den Menschen, die eine gemeinsame Sache haben, die, kurz gesagt, eine neue Erde erhoffen, von denen aber die Einen nur mit Vorsicht und Zurückhaltung gewissen letzten Voraussetzungen alles Tuns, einem Glauben, um es wieder kurz zu sagen, zustreben, während die Andern von einem solchen Glauben her, und zwar einem ganz bestimmten, wenn auch nicht dogmatischen, zu der Hoffnung auf eine neue Erde und dem Kampf dafür gelangen. Wie diese zwei Arten von Menschen (ich rede auch hier abgekürzt, es gibt natürlich auch allerlei Zwischenstufen) sich trotzdem verbunden fühlen, mit einander arbeiten und sich auch immer mehr in Bezug auf ihren «Glauben» verständigen könnten, das ist für mich das Problem unserer Auseinandersetzung; alles andere interessiert mich wenig. Gott behüte uns vor einer rein theologischen und intellektuellen Zänkerei über einzelne Streitfragen des religiösen Denkens, und dies umsomehr, je näher sie dem Heiligtum des persönlichen Glaubens liegen. Wie entscheidend wichtig aber jenes Problem ist, haben mir, was ich in meinem Bericht darüber angedeutet, wieder die in Nyborg gemachten Erfahrungen gezeigt. Ich habe nun, zum Zwecke dieser Verständigung, nachzuweisen versucht (auf gewiss sehr unvollkommene Art), in welch engem, tiefem und notwendigem Zusammenhang unser Glaube an Christus (um wieder abgekürzt zu reden) mit dem an die neue Erde stehe, wie er dessen notwendige Voraussetzung sei, und ich habe damit gleichzeitig den Zweck im Auge gehabt, zu zeigen, wie sinnvoll dieser Glaube sei, und dass er ja nicht durch irgendwelche vorgefasste freidenkerische Meinungen erledigt werden könne, dass man ihn vielmehr als

etwas Neues mit neuen Augen zu betrachten habe. Ich wollte damit den Ernst und die Notwendigkeit einer neuen Prüfung betonen, zu neuer Prüfung und Entscheidung anregen. Aber gleichzeitig drängte sich geradezu die von mir formulierte Frage auf, ob es möglich sei, bei ganz bestimmten Ansichten in Bezug auf den Glauben doch ein freier und weiter Mensch zu sein in dem Sinne, dass man mit Menschen, die ihren Glauben anders formulieren oder auch keinen zu haben meinen, in Achtung und Vertrauen, ja sogar im Gefühl tiefer Geistesgemeinschaft zusammenarbeiten könne. Wenn Ihnen, verehrter Herr Züricher, die Bejahung dieser Frage selbstverständlich ist, wozu dann Ihre ganze Polemik gegen mich? Es lag Ihnen nach Ihrer eigenen Aussage nicht sowohl daran, meine einzelnen Ansichten zu widerlegen, als meine ganze Art zu bekämpfen. Welche Art denn? Doch offenbar die Bestimmtheit in der Behauptung von Glaubensansichten und die entsprechende Bestimmtheit in der Ablehnung von andern.

Es gibt eine absolute Wahrheit, die wir erkennen könen und bekennen müssen.

Und nun — wo stehen wir denn jetzt? Es freut mich, dass ich trotz Ihrer scheinbaren Ablehnung meiner meisten Ausführungen und der temperamentvollen Behauptung Ihres Standpunktes eine weitgehende Uebereinstimmung feststellen darf, ich will lieber sagen: vielleicht nicht sowohl eine extensive als eine intensive Uebereinstimmung, eine Uebereinstimmung nicht in vielem, aber in dem Einen, worauf es ankommt. Dieses Eine heisst: es gibt eine absolute Wahrheit und wir können sie — wenigstens teilweise — erfassen.

Darin sind wir also eins und das ist gut. Was bedeutet nun aber diese Einheit? Sehr viel. Ich möchte Ihnen folgendes zu bedenken geben:

Ich meinerseits sehe diese absolute Wahrheit in Bezug auf Gott und den Menschen in Jesus Christus verkörpert. Das subjektive Recht dazu werden Sie mir also nicht abstreiten. Ich habe ja Gründe dafür, deren Gewicht wohl kaum ernstlich bestritten werden kann. Aber was folgt daraus?

Einmal ist klar, dass ich jenen Glauben nur hegen kann, weil ich in Christus die Erfüllung des tiefsten Wahrheits- und Wirklichkeits-

verlangens der Seele erblicke und weil ich zu erkennen meine, dass er darin allen andern Erscheinungen überlegen sei. Wenn ich glaubte, man könne volles persönliches Wesen, Erlösung von Sünde, Welt und Tod, Zuversicht auf eine Welt der Gerechtigkeit und Güte ungefähr ebensogut auch ohne ihn oder im Anschluss an andere haben, oder, objektiv geredet, wenn er für mich nicht *der* Weg, *die* Wahrheit und *das* Leben wäre, was für einen Sinn hätte dann mein Bekenntnis zu Christus? Sodann: es ist in dieses Ja ganz notwendig ein *Nein* eingeschlossen. Wenn Christus die Wahrheit ist, so ist das, was nicht er ist, entsprechend nicht die Wahrheit, wenigstens nicht die ganze Wahrheit, und ist das, was gegen ihn ist, Irrtum.

Drittens: Ich werde irgendwie — besser schweigend, durch die Tat und ganze Lebenshaltung als durch Worte, das ist unter uns selbstverständlich — mich zu Christus bekennen, ich werde unter Umständen bekämpfen, was theoretisch oder praktisch gegen die Wahrheit steht, die ich in ihm verkörpert glaube.

Sollte das anders sein? Kann das überhaupt anders sein? Wer auf irgend einem Gebiete etwas für wahr hält, der — hält es halt für wahr und das Gegenteil für falsch. Sich anders anzustellen wäre Heuchelei oder Unsinn; Sinn und Wahrheit hätte es nur, wenn man auf dem Boden eines Relativismus stünde, für den es überhaupt keine absolute Wahrheit gibt. Sie aber, verehrter Herr Züricher, glauben ja an eine absolute Wahrheit, die wir erkennen können; gut, aber was können Sie denn prinzipiell dagegen einwenden, dass ich mich zu einer solchen Wahrheit bekenne und folgerichtigerweise das verneine, was nach meinem Urteil ihr widerspricht?

Ich verstehe ja schon, was Sie meinen: Sie meinen, mit diesem Bekenntnis zu dem Absoluten, wie jeder von uns es versteht, müsse das Geständnis verbunden sein, dass man nicht die *ganze* Wahrheit besitze, die Wahrheit in ihrer extensiven Völligkeit — so darf ich wohl auslegen —; dass man kein Monopol auf die Wahrheit habe; dass Andere daran auch Anteil hätten und dass umgekehrt unsere Wahrheit wohl auch einen Zusatz von Irrtum enthalte. Ja, aber da frage ich doch: Ist das nicht ganz selbstverständlich? Muss man wirklich, wenn man eine Behauptung tut, jedesmal hinzufügen: «Das ist aber nur meine persönliche Meinung, ich kann mich selbstver-

ständlich irren; andere mögen der Wahrheit näher sein als ich»? Ich finde, es wäre gerade ein Zeichen von Anmassung, von versteckten Hochmut, wenn jemand so etwas, das sich doch ganz von selber versteht, noch extra versichern wollte.

Aber dann sollte man doch nicht so *bestimmt* reden? Lieber Freund! Jetzt kommen wir wieder auf den *Ton* zurück. Kommt es denn wirklich so sehr darauf an, dass wir den Ton auf irgend einen konventionellen Durchschnitt abstimmen? Gibt es hier nicht auch ein Recht des Temperamentes? Ist wirklich einer, der frisch herausredet und nicht immer extra versichert, er glaube nicht unfehlbar zu sein, notwendigerweise weniger bescheiden, als wer dies beständig glaubt erklären zu müssen? Und gilt dies nicht auch da, wo fremde Ansichten bekämpft werden? Ist ein gewisses impulsives Herausreden schliesslich nicht wertvoller als eine scheinbare massvolle Zurückhaltung, hinter der oft nichts weniger als Achtung vor dem Gegner steckt? Ist es nicht so, dass selbstverständlich all unser Bekennen und Verneinen immer sagen will: «So meine ichs, sag du, wie du's meinst und wir wollen sehen»? Hat nicht dieses Bekennen und Verneinen sein Recht in einer gewissen Notwendigkeit des *Kampfes* um die Wahrheit? Kampf ist nicht *Krieg*. Im Krieg will man Ueberwältigung, braucht man jede Waffe. Krieg ist auch ein *geistiger* Kampf, in dem es gar nicht um die Wahrheit, sondern bloss um den äussern Sieg geht. Diesen Kampf lehne ich auf dem Gebiete des Geistes so gut ab wie auf dem Gebiete der Politik. Aber Kampf muss sein, und darum muss auch bestimmt bejaht und verneint werden, auch in Glaubensdingen; es kann nicht anders sein und es soll nicht anders sein.

Nie meine und meinte ichs anders. Lieber Herr Züricher, ist es wirklich verletzend, wenn ich sage: Steckt hinter unserer Aufregung gegen eine andere Denkweise nicht doch immer ein wenig jene alte *dogmatische* Art, die meint, der andere wolle uns seine Denkweise schon dadurch, dass er sie ausspricht, aufdrängen und wir müssten uns gegen ihn wehren? Und nicht vielleicht auch ein wenig die Neigung, *unsere* Ansicht zum Dogma zu machen?

Der echte Glaube macht frei.

Wie ist hier zu helfen? Wie gelangen wir zu jener hohen Freiheit der Gesinnung, die doch mit Bestimmtheit der eigenen Ueberzeugung verbunden ist, sogar aus ihr fliesst? Etwa durch noch weitergehende «Aufklärung»? Oder durch Entspannung der Wahrheitsleidenschaft? Oder durch irgend etwas wie die sog. Bildung?

Ich antworte durch den paradoxen Satz: durch den Glauben allein. Der Glaube allein ist der Weg zur Freiheit. Es gibt keinen andern.

Damit ärgere ich Sie (und vielleicht auch einige andere) ganz bestimmt, ob Sie es nun Wort haben wollen oder nicht. Denn im Hintergrund Ihres Denkens scheint mir halt doch die Meinung zu stehen: der Glaube ist die Quelle aller Unduldsamkeit und Geistesknechtung, das Wissen aber (die «Vernunft») macht frei. Sie bemühen sich zwar, das, was wir Glauben nennen, sozusagen etwas freundlicher zu behandeln als das letzte Mal, aber dass Ihnen das, was wir damit meinen, recht fremd ist, muss ich doch wieder behaupten. Nur so kann ich mir den seltsamen Spass erklären, dass Sie mich, weil ich den Glauben (vielleicht sagte ich besser: das Glauben) über das Wissen setze, mit Torquemada auf eine Stufe stellen und mich mit Calvin Ketzer verbrennen lassen. Nebenbei gesagt: was mich mit Calvin verbindet, ist selbstverständlich weder eine Neigung zum Ketzerverbrennen — bin ich doch selber ein Ketzer und das Verbranntwerden, nicht das Verbrennen, mein Teil — noch die Prädestinationslehre, noch der Wille zur Aufrichtung einer Zwangs-Theokratie. Selbstverständlich handelt es sich für mich nicht um eine Herübernahme Calvins sozusagen mit Haut und Haaren. Aber man hat — trotz mehr oder weniger richtigen Zitaten aus ihm — doch keine Ahnung vom wirklichen Calvin, wenn man in *diesen* Dingen das Wesentliche an ihm sieht. Dieses Wesentliche ist für ihn, und ist für mich und meine Gesinnungsgenossen, die starke Ueberzeugung, dass Gottes Wille das oberste Gesetz *aller* Wirklichkeit sei. Also freilich Theokratie. Aber nun täte es Menschen von Ihrer Art, mit Ihrem Willen zur Gerechtigkeit, gut, einmal die ganz unbestreitbare Tatsache zu überlegen, dass aus diesem Glauben und von diesem Manne her, ausgerechnet von ihm her, der gewaltigste Freiheitsstrom kommt, der die abendländische Welt durchzieht und von dem ich und Sie leben — und dies trotz Servet.

Sie stiessen dann auf das Geheimnis des Absoluten und des Glaubens. Vielleicht würden Sie dann weiter überlegen, warum es überhaupt die religiösen Reformatoren und nicht die weltliche Renaissance war, aus der die grosse Befreiung des Abendlandes hervorging. Dann würden Sie mir vielleicht noch einmal mit Torquemada und mit Servet und mit einem ganzen Verzeichnis, dem uns allen mehr oder weniger geläufigen, mir persönlich, wenn ich das hinzufügen darf, besonders geläufigen Verzeichnis der Sünden des «Glaubens» kommen. Dann aber würde ich Ihnen antworten, dass das nicht Sünden des Glaubens sind, sondern des W i s s e n s, jenes Wissens, das sich mit dem Glauben verwechselt, das aus dem Glauben das D o g m a macht, das Dogma, das im Wesentlichen aus dem «freien» Griechenland kommt und der Bibel fremd ist. Das unterscheidet unsereins von Torquemada und unterscheidet es von Calvin (der deswegen doch hoch über uns steht), dass ihr «Glaube» sehr stark mit diesem Element des Wissens versetzt war — abgesehen von andern Elementen, die ich jetzt beiseite lasse. Auf das Wissen stützt sich die katholiche Kirche. Daher ihre Todfeindschaft gegen Kant, der das G e w i s s e n über das Wissen stellt. Das Wissen, nicht der Glaube, hat Torquemada zum Henker gemacht und Servet verbrannt — das Wissen, das sich als Glaube maskiert. Das Wissen allein errichtet eine äussere Autorität, weil es seiner Natur nach eine Sache weniger ist. Aber der Glaube macht frei, er allein. Denn was ist dieser Glaube? Er ist die unmittelbare Beziehung auf Gott selbst, das Schöpfen aus ihm allein, die Abhängigkeit von ihm, dem Absoluten allein. Er macht frei, denn er erhebt den Menschen über jede Bindung durch weltliche, endliche Mächte. Er erhebt ihn zur Quelle der Wahrheit selbst. Er stärkt unendlich sein Gewissen, weil er es mit dem Absoluten verbindet. Auf diesem Boden stehend, nur auf diesem Boden fussend, seis bewusst, seis unbewusst, kann ein Mensch das «Hier stehe ich, ich kann nicht anders» sprechen. Auf jedem andern Boden versinkt er im Moorgrund des Relativen, Unsichern, Endlichen, Bloss-Menschlichen.

Das ist die grosse Tiefe der durch die Reformation vollbrachten Befreiung, dass sie Glauben und Gewissen so eng miteinander verbunden hat; darin besteht vor allem auch ihre Ueberlegenheit der weltlichen Renaissance (dem «Humanismus») gegenüber. Sie hat frei-

lich die Folgerungen aus dieser gewaltigen Entdeckung des Urquells aller Freiheit nur zum Teil gezogen, aber es war damit das Programm einer neuen Epoche aufgestellt. Es ist kein Zufall, wenn einer der grossen Fortführer ihres Werkes, Imanuel Kant, den neuen Anspruch des Wissens zerstörte, um dem Glauben — und zwar dem Laienglauben — Raum zu schaffen. Er tat es um der Freiheit willen. Hier fliessen die tiefen Quellen dieser — neben der Liebe — herrlichsten Sache, die es gibt. Alles andere ist in der Tat «oberflächlich».

Hier wird auch klar, wie Freiheit und Gewissen gerade mit dem Glauben an den Einen Gott, dem Monotheismus, also dem biblischen Glauben, zusammenhangen. Oder sollte nicht klar sein, dass man nur dann ganz frei sein kann, wenn man mit der Macht verbunden ist, die über allen andern Mächten steht, der Allmacht — wenn man eine Wahrheit hat, die nicht bloss ein Stück Wahrheit, sondern die Wahrheit ist? Wenn man bloss mit einer Macht und Wahrheit verbunden wäre, die eine neben andern wäre, bliebe man dann nicht diesen andern dunklen Gewalten verknechtet? Ist nicht klar, dass nur die Eine Wahrheit das Absolute sein kann, also, religiös gesprochen, nur der Eine Gott? Das Absolute kann doch nicht «Viele» oder «Vieles» sein? Das Absolute kann auch nicht anders als Geist sein, wie wir uns aber Geist in seiner reinsten und höchsten, seiner absoluten Gestalt anders denken könnten, denn als «Persönlichkeit», die man nur recht verstehen muss (Tolstoi hat sie missverstanden, er hat aber durchaus an einen persönlichen Gott geglaubt), ist mir und vielen andern unfassbar. Weil kein Heidentum so hoch gestiegen ist, darum hat keins jene Weltbefreiung gebracht, die — trotz allem — von Christus, in dem dieses Absolute, dieser Eine lebendige heilige Gott Mensch und Bruder wird, ausgegangen ist. Doch davon nachher noch ein Wort.

Glaube allein macht weitherzig.

Ich möchte nun bloss noch rasch zeigen, wie dieser Glaube frei macht auch im Sinne allergrösster «Duldsamkeit», sagen wir lieber, allergrösster Gerechtigkeit, allergrösster Ehrfurcht, allergrössten Verständnisses für die verschiedenen Arten von menschlichen Meinungen und Ueberzeugungen. Ich will es einmal so ausdrücken:

Gerade im Monotheismus liegt das Prinzip der «Duldsamkeit» (in jenem höchsten Sinne). Denn wenn Gott der Eine ist, so muss doch überall etwas von ihm zu finden sein. Auch im schlimmsten Irrtum muss noch ein Stück seiner Wahrheit sein und ihm eine Verführungskraft verleihen, auch im tiefsten Dunkel etwas von seinem Lichte aufblitzen. Der Glaube an den Einen Gott und die Eine absolute Wahrheit ist das tiefste, im Grunde und auf die Dauer einzig tragfähige Fundament der Wissenschaft, er ist die stärkste und heisseste Quelle aller Wahrheitsleidenschaft, alles Erkenntnisdranges; sie gehen im letzten Grunde doch davon aus, Ihn in allem zu suchen, also — ich sage das mit Vorbehalt — in Ihm allen Dingen und allen Dingen in Ihm recht zu geben. Dieser Glaube erfüllt die Seele mit d e m Elemente, aus dem allein Freiheit erwächst: der Ehrfurcht, der absoluten Ehrfurcht. Wer diese Ehrfurcht im Herzen trägt, der wird immer darauf gefasst sein, Gott zu begegnen. Er wird in der Stimmung sein, in jeder Behauptung, jeder Erscheinung etwas von seiner Wahrheit zu finden. Er wird nicht leichthin absprechen. Sein Durst nach immer besserer Erkenntnis Gottes wird ihn durch alle Oberflächen und alle Abgründe immer näher zu Ihm treiben, bis er alle Dinge in Ihm erkennt. Die Dinge in ihm erkennen heisst aber: ehrfürchtig sein, sie heilig halten, «duldsam» sein. Auch das Böse wird in Ihm erkannt, von Ihm aus verstanden und damit anders verstanden, als es sonst verstanden werden könnte, auch es hat in seiner Verirrung noch Art an ihm — es ist ja ein umgeschlagenes Göttliches —; wer an Ihn glaubt, wird auch die Wahrheit suchen, die sogar im Bösen liegt, wird auch gegen das Böse eine Art «Ehrfurcht» hegen, die Ehrfurcht gegen das, «was unter uns ist», wird, in diesem bestimmten Sinne, auch gegen das Böse «duldsam» sein, wie Er, in dem Gottes Heiligkeit Mensch geworden ist, gegen die Sünder «duldsam» war, Er, der doch das Böse gerichtet und besiegt hat. Das alles selbstverständlich ohne Pantheismus oder sonstigen falschen Monismus. Dieses Glauben macht also nicht hochmütig, sondern demütig; denn es ist so ganz erfüllt vom Gefühl der Unendlichkeit der Wahrheit Gottes und von seiner eigenen Nichtigkeit (Sie werden diesen Ausdruck recht verstehen!), dass es immer bereit ist, seinen Irrtum, seine Engigkeit einzusehen, sich Unrecht zu geben, im Andern eine überlegene Wahrheit zu erblicken, dass

es sich mit allen Fasern immer nach der volleren Wahrheit streckt und nie satt und zufrieden wird. Und endlich macht dieses Glauben frei von aller Versuchung zu Zwang und Gewalt. Denn es traut Gott wahrhaftig zu, dass er sich selbst durchsetzen werde und zwar in Freiheit. Denn er *ist* die Freiheit. Und *das* ist überall der Freiheit tiefste Wurzel. Achten Sie nur darauf: man greift zu gröberem oder feinerem Zwang immer dann, wenn man nicht ganz, nicht recht an eine Sache glaubt; je fester man an sie glaubt, desto gelassener, desto grossartiger wird man. Das hat Luther manchmal wundervoll ausgesprochen. So haben — um ein Beispiel zu nennen, das mir gerade nahe liegt — jene alten Bündner gedacht, als sie die Gemeinden frei wählen liessen, ob sie der alten oder neuen Lehre anhangen wollten — das erste Beispiel dieser Art in der Geschichte. Der Glaube ist aller Freiheit tiefster Born, der Unglaube (in *diesem* Sinne) aller Knechtschaft Grund. Wenn die Reformatoren dennoch etwa zum Zwange griffen, dennoch dogmatisch wurden, so nur darum, weil ihr Glaube doch nicht immer die allerhöchste Höhe behauptete. Aber dort, wo die Verbindung mit Gott *völlig* war, wo alle menschliche Bindung versank, wo nur Gott allein galt und in ihm der Mensch, da war Glaube *nur* Freiheit, *nur* Weite, *nur* Liebe. Darum ist Jesus Christus die Freiheit, der Berg der Freiheit inmitten der Menschenwelt, zu dem wir aufatmend uns flüchten, nicht nur aus den Kirchen, auch aus der Religion, auch aus dem Christentum — zu Gott selbst.

Hier also ist, scheint mir, die Verbindung zwischen höchster Bestimmtheit der eigenen Ueberzeugun und höchster Freiheit (und
stimmtheit der eigenen Ueberzeugung und höchster Freiheit (und
stus, der Verbindung von Gott und Mensch im Menschen Jesus, unserem Bruder; anders gesagt: in dem Glauben, der die einzige, tiefste, unmittelbarste Verbindung zwischen Gott und Mensch bedeutet. Er ist ganz ungleich befreiender als das Wissen. Dabei ist er aber keine blosse «Duldsamkeit» des Philisters, des Relativisten, der Pilatusfrage: «Was ist Wahrheit?» Dass dieser Pilatus Christus kreuzigen liess, dieser weltmännische Skeptiker, Relativist, Freidenker, Polytheist, hat die tiefste Bedeutsamkeit. Nur wer an die Wahrheit glaubt, *die* Wahrheit, ist selber frei und kämpft dann auch für die Freiheit und Wahrheit. Das bedeutet: er sagt auch ein scharfes

Nein zu allem, was ihm nicht Wahrheit scheint und dies in dem Masse, als es von Gott abkommt, von Gott abführt. Aber er sagt es nicht als Dogmatiker, sagt es in Ehrfurcht, sagt es in Freiheit. Ja und Nein entspringen der gleichen Wurzel, der Wahrheit, die Freiheit ist, der Freiheit, die Wahrheit ist.

Darf ich wohl sagen, oder ist es Anmassung, dass dies *meine* Gesinnung ist? Ich will lieber sagen: es ist das, was mich orientiert, bewegt, treibt, vorwärts drängt. Aber fragen darf ich wohl: habe ich mich denn bisher so besonders als Torquemada und Servetverbrenner betätigt? Es ist wahr: ich bin manchmal scharf, unduldsam vielleicht, aber nie gegen *Ansichten*, sondern bloss gegen *Gesinnungen*. Ich bin gewiss oft ungerecht, aber auch dann nur gegen Gesinnungen. Habe ich nicht einen ganz grossen Teil meiner Lebenskraft daran gesetzt, verkannte Wahrheit zu Ehren zu ziehen, Vorurteilen entgegenzutreten, Verständnis für Erscheinungen zu gewinnen und zu verbreiten, die in unseren Kreisen bloss als Irrtum verachtet und befehdet waren? Habe ich nicht das Recht des Judentums, des Katholizismus ans Licht gestellt? Habe ich nicht über das relative Recht des Heidentums sogar Allerkühnstes meine Studenten gelehrt und auch in Büchern geschrieben? Habe ich nicht den Glauben der Ungläubigen, die Gottnähe der Gottlosen — in bestimmten Fällen, denken Sie an die Sozialdemokratie und den Anarchismus — verkündigt? Und nun soll ich auf einmal Torquemada sein, weil ich die Theosophie ablehne? Habe ich vielleicht gar das Gótheanum angezündet? Ich glaube mich doch so weit zu kennen, dass ich sagen darf: Meine Gefahr liegt nicht auf Seiten der Engigkeit, sondern auf Seiten der Weite. Jedenfalls hat mich mein *Glaube* nie eng gemacht. Nein, mein Glaube ists, der mir Freiheit gegeben hat, er ists, der mich in die Abgründe, Wüsten, Urwälder getrieben, Gott da zu suchen, wo man ihn bisher nicht gefunden, ihn überall zu suchen, auch im Irrtum. Aus ihm stammt alles «Revolutionäre» an mir. Wo ich aber eng bin, ungerecht bin, blind bin, da ist nicht mein Glaube daran schuld, sondern mein Mangel an Glauben, da geschiehts, weil ich nicht Gott nahe genug, sondern zu sehr ich selbst bin.

Ein ungenügender Einwand.

«Aber ist der Glaube nicht eben oft entartet und hat er dann nicht in dieser Entartung Furchtbares gewirkt?»

Ich antworte zuerst: Was entartet denn nicht? Ist nicht die «Wissenschaft» vor unsern Augen zu jenem Intellektualismus geworden, der ein Fluch der Welt ist und war, ist sie im Krieg nicht eine Mörderin ohnegleichen geworden?

Meine zweite, tiefere Antwort ist: G o t t ist Freiheit und Leben — das Abkommen von ihm Knechtschaft und Tod. Die R e l i g i o n aber kann lauter Abfall von Gott bedeuten, auch das Christentum, auch der «Glaube». Darum ist das, worauf es ankommt, dass wir immer wieder zu ihm zurückkehren aus Abfall und Verderbnis, auch religiöser Verderbnis. Sollte das unmöglich sein? Ist das nicht in allen Dingen unser Los und Weg? Von Götzen, auch Religionsgötzen, immer wieder zu Gott, immer mehr zu Gott; von «Glauben», Aberglauben, Unglauben zum Glauben, zum Leben aus dem wirklichen Gott, der frei macht.

Nur zur Vermeidung von Missverständnissen sei das Selbstverständliche hinzugefügt, dass es Seelen gibt, die von Natur eng sind, so dass auch ihr Glaube eng wird, und Seelen, die von Natur weit sind, sodass auch ihr Glaube von selbst weit wird. Aber davon reden wir ja nicht — eben weil es selbstverständlich ist — sondern von der T e n d e n z, die gewisse geistigen Mächte innewohnt und natürlich verschieden wirkt, je nach den Motiven und Umständen, in denen sie sich verwirklicht.

Ansichten und Gesinnungen.

Hier möchte ich am liebsten schliessen. Denn wenn Sie dies v e r s t e h e n, dann sind wir so weit einig, als nötig ist, wenn nicht, was nützt dann alles Reden? Aber vielleicht können wir uns doch noch ein Stück weiter verständigen, und seis auch durch Streit.

Wieder frage ich: Kann ein Mensch, der die soeben angedeuten Ansichten hat, mit einem Menschen wie Sie zusammen am Reiche der Gerechtigkeit und Bruderschaft bauen? Ich habe A n s i c h t e n und G e s i n n u n g e n einander gegenübergestellt. Sie zitieren auch aus einem Briefe von mir an Sie das Wort, dass mir an den Menschen ihre Gesinnungen wichtiger seien als ihre Ansichten. Die Art, wie

Sie dies tun, zeigt mir, wie schlecht Sie mich kennen. Als ob ich dies nicht schon tausendmal gesagt und immer betätigt hätte! Als ob das eine Aufhebung dessen wäre, was ich sonst Ihnen gegenüber vertreten! Es ist für mich eine Selbstverständlichkeit.

Was heisst: Ansichten und was: Gesinnungen?

Wir kommen damit auf ein Thema, das schwierig ist und das wir in Kürze mehr bloss streifen als gründlich behandeln können. Ich gestehe offen, dass mir trotz vielem Nachdenken darüber das Verhältnis, das zwischen den Ansichten der Menschen und ihrer Praxis, ihrem ganzen Wesen besteht, nicht völlig durchsichtig ist. Aber einiges glaube ich doch klar zu sehen. Ansichten können sehr viel und sehr wenig bedeuten. Ansichten kann man von aussen her übernehmen und für richtig halten, aber in seinem Tun und Sein davon ganz unberührt bleiben. Nicht wahr, das sind triviale Wahrheiten? Man kann an den persönlichen, allmächtigen, gütigen Gott «glauben» und doch sein und leben, wie kaum die Heiden sind und leben, und kann umgekehrt an die «Materie», die «Natur» glauben und wie ein echter Jünger Christi sein und leben. Ansichten sind «Theorien», liegen oft bloss obenauf, stehen mit dem eigentlichen Wesen der Menschen oft in direktem Widerspruch. Anders Gesinnungen. Gesinnung bedeutet das wirkliche Wesen, den Kern des Menschen, die wirkliche Einstellung seines Fühlens, Wollens und auch Denkens, bedeutet sein Werten, sein Lieben, ja im Grunde auch sein wirkliches Glauben. Gesinnung ist, wenn ich so sagen darf, die Substanz des Menschen. Auf diese schaue ich, nicht auf die Ansichten. So kann ich in einem «Gläubigen» trotz seiner «orthodoxen» oder «positiven» Ansichten tiefe Gottlosigkeit und in einem «Ungläubigen», trotz Theorien des Naturalismus und Materialismus, tiefe Gläubigkeit erblicken. Gott selbst ist so hoch, so gross, so geheimnisvoll licht, dass er über allen Ansichten steht und ihrer spottet. Gerade wo man im Glauben die Grösse und Wirklichkeit Gottes erfasst, spottet man der Ansichten. Das klingt wieder wie Trivialität. Aber Sie lehnen sich heftig dagegen auf. Sie wollen nicht leiden, dass ich aus Kropotkin einen «Christen» mache; Sie tun, als ob das so eine Art Advokatenkunststück wäre. Mit nichten, mein verehrter Freund; es ist der Ausfluss meiner Art, Jüngertum Christi aufzufassen. Ich gebe zu, dass jene Stelle über Kro-

potkin nicht so klar und gut abgefasst ist, als ich selbst nachträglich gewünscht habe; aber in der Sache stehe ich fest dazu. Ein Mann wie Kropotkin ist nur auf dem Boden einer Welt, der Christus seinen Geist und Sinn mitgeteilt, denkbar. Wenn er die «christlichen» Ansichten verwirft, so tut er das, weil er diese Ansichten stets mit Reaktion, sozialer Ungerechtigkeit, Verklärung der bestehenden Welt verbunden gesehen hat. Daran ändert die Erscheinung eines einzigen Mannes wie Tolstoi zunächst nichts. Solche historischen Belastungen sind dafür zu stark. Infolge dieses Irrtums und in der Reaktion dagegen kann ein solcher Mann meinen, der Glaube an eine neue Welt sei möglich etwa auf Grund der Annahme einer mechanisch verstandenen Natur. Aber dass dies ein Missverständnis ist, werden Sie selbst doch wohl auch zugeben, wie dass es ein Missverständnis ist, wenn einer an den allmächtigen, heiligen und gütigen Gott zu glauben behauptet und dabei Krieg und Mammonismus billigt. Das Sachgemässe ist doch, dass, wer an eine neue Welt glaubt, an einen geistigen, sittlichen Grundsinn der Welt — mit andern Worten: an Gott — glauben muss und dass, wer an Gott, diesen Gott, glaubt, an eine veränderte Erde glauben muss. In diesem Sinn sind Ansichten doch wichtig. Aber in diesem Sinn sind Ansichten dann eben nicht bloss Ansichten, sondern Gesinnungen. Wenn beides so oft auseinandergeht, Idealisten nach der Ansicht in der Gesinnung Materialisten sind und umgekehrt, Gläubige nach der Ansicht in der Gesinnung Ungläubige und umgekehrt, so ist das wieder nur ein Ausdruck der Erhabenheit Gottes über alle menschlichen Systeme, der Ironie Gottes, welche die Gläubigen, die von ihm abgefallen sind, durch die Ungläubigen richtet, die im Grunde an ihn glauben. Der Glaube (der eben Gesinnung ist) bleibt also doch das, worauf es ankommt. Von jener Wahrheit aber ist die ganze Bibel voll. Es ist nicht Advokatenwahrheit, sondern Glaubenswahrheit, die aus der Empfindung von der Grösse und Heiligkeit Gottes quillt.

Warum Ansichten bekämpfen?

Aber warum denn Ansichten doch wieder wichtig nehmen, Ansichten bekämpfen? — Nun eben, weil und insofern Ansichten Gesinnungen bedeuten. Gewiss, Ansichten sind an sich noch nicht das

Tiefste und Wesentliche an einem Menschen, einer religiösen Gemeinschaft. Gewiss, man soll nicht ohne Not fremde Ansichten, besonders im Reiche des Glaubens, bekämpfen. Gewiss, hinter den Ansichten stehen als das Wichtigere praktische Triebkräfte, Gefühls- und Willensmächte. Das habe ich unendlich oft meinen Studenten gezeigt und danach meine Behandlung der Weltanschauungsprobleme gestaltet. Aber diese praktischen Triebkräfte können sich doch oft in Ansichten verraten. Und wir haben oft kein anderes Mittel, sie zu bekämpfen, als dieses, dass wir die Ansichten auf ihre Wahrheit hin untersuchen. Wir kommen also doch gelegentlich in die Lage, einen solchen Kampf zu führen. Ich glaube, es sei nicht gerade meine Art, auf fremde religiöse Denkweisen loszuschlagen. Ich habe mich vielmehr stets bemüht, ihr relatives Recht herauszustellen. Wenn ich nach langem Zögern endlich doch ein Wort über die Theosophie gesagt habe, so geschah dies, weil ich zu erkennen glaubte, dass diese Strömung eine geistige Gefahr geworden sei. Solche gibt es doch wohl? Aber ich habe Theosophie und Theosophen, Ansichten und Gesinnungen geschieden und mit grossem Ernst, das darf ich schon sagen, auch die Wahrheit zu erkennen und herauszustellen versucht, die im Irrtum der Theosophie sich auswirken möchte.

In diesem Sinn also sind mir Ansichten wichtig, aber trotzdem Gesinnungen wichtiger als Ansichten, was wieder eine Quelle der Freiheit ist. Darf ich, lieber Herr Züricher, wieder ganz persönlich reden? Ich habe mich mit Ihnen immer durch Ihre Gesinnung verbunden gefühlt. Dass Ihre Ansichten in vielen Hauptsachen anders seien als die meinigen, war mir beinahe selbstverständlich. Aber merkwürdig: es ist mir erst bei Anlass dieser Diskussion aufgefallen, wie wenig ich mich überhaupt darum bekümmert, was für Ansichten Sie hätten. Und ob Sie es nun annehmen oder nicht, für eine Ehre halten oder nicht: ich habe Sie immer für einen wirklichen Jünger Christi gehalten und tue dies nach wie vor.

L. Ragaz

(Schluss folgt.)

Zur Weltlage

Zwei Liquidationen.

Seit ich das letzte Mal diesen Ueberblick schrieb, sind zwei Angelegenheiten liquidiert worden, in denen sich die heutige Weltlage verdichtet und symbolisiert hatte: Korfu ist geräumt worden und der passive Widerstand an der Ruhr ist zusammengebrochen. Das Eine war eine, allerdings blutige und der Tragik nicht entbehrende, Operette, das Andere ein ausgereiftes Drama und zwar eine grosse, ernste Tragödie; beide Ereignisse aber sind so bedeutungsvoll, dass noch einmal von ihnen geredet werden muss.

1. Korfu.

Als ich das letzte Mal über diese Angelegenheit schrieb, war noch die Hoffnung erlaubt, dass der Völkerbund, wenn auch spät, seinen Rücken aufrichten und das Selbstverständliche tun, nämlich seine Kompetenz und mehr als nur Kompetenz, seine heilige Verpflichtung, in der Korfu-Affäre einzugreifen, in deutlichen und unumwundenen Worten ausprechen werde. Zum mindesten erwartete man das von der «Versammlung», in der Männer wie Branting, Nansen und Lange sitzen. Statt dessen haben wir etwas erlebt, was man der Wahrheit gemäss eine verächtliche Komödie nennen muss, die jedem Anhänger des Völkerbundes das Herz mit Schmerz und Ekel erfüllen und allen seinen Feinden einen Triumph bieten musste. Es ist alles noch schlimmer gekommen, als wir fürchteten. Der «Rat» hörte eine Auseinandersetzung des Delegierten Mussolinis an, die man «auf deutsch» eine Narrenzeitung nennen muss, da sie nichts als eine offene Verhöhnung des Völkerbundes und alles Rechts überhaupt war, und keiner fand den Mut, dieses Possenspiel als das zu bezeichnen, was es war. Dann beschloss der Rat, eine Kommission einzusetzen, um zu untersuchen, ob zwei mal zwei vier sei oder siebenundzwanzig — denn wenn die auf den Korfu-Fall anzuwendenden Bestimmungen des Völkerbundsstatuts nicht so klar sind, wie dass zwei mal zwei vier ist, dann gibt es überhaupt nichts klares auf der Welt. Dass man, nach der Probe, was eine gewisse Juristerei leisten kann, die man soeben erfahren hatte, diese Untersuchung ausgerechnet einer Kommission von Juristen, d. h. Advokaten ihrer

Regierungen, übertrug, statt dem Gerichtshof des Völkerbundes, setzte dem Hohn die Krone auf. Wahrhaftig, da braucht man keine Satire extra zu schreiben, sie hat sich von selbst geschrieben; es ist ja alles wie eine komische Oper; man muss sich an die Stirn greifen und sich fragen, ob das Wirklichkeit sei und ob Männer, die noch Anspruch machen, ernst genommen zu werden, so etwas leisten können.

Die Komödie hat sich dann — und das war unsere grösste Enttäuschung — bis in die «Versammlung» hinein fortgesetzt. Dass diese «Versammlung» sich, einige bescheidene Versuche zur Auflehnung abgerechnet, wie eine Schar gehorsamer Schulbuben das Schweigen über eine Sache auferlegen liess, die doch der eigentliche Mittelpunkt der ganzen vierwöchentlichen Tagung des Völkerbundes war und von der sein Leben oder Sterben abhing, war wieder etwas, das uns andern als psychologisches Phänomen vorkam. Dass aber ausgerechnet ein Schweizer, ein Schweizer Bundesrat, seine Schönredkunst dazu hergeben musste, dieses Schauspiel einzuleiten, war ein Tropfen mehr in diesen Becher des Ekels und der Scham. Ueberhaupt die Schweiz! — sie hat sich in Genf gründlich ausgeschwiegen (wenigstens vor dem Forum der Welt), wo sie hätte reden sollen und geredet, wo Schweigen besser gewesen wäre; sie hat durch dieses Reden und dieses Schweigen gegenüber einem der gröbsten Rechtsbrüche, die die Geschichte kennt, schwer gesündigt; sie hat durch diesen argen Verrat an sich selbst sich direkt jene Nemesis zugezogen, die dann unmittelbar nachher in Gestalt des französischen Rechtsbruches über sie gekommen ist. Wenn nicht wenigstens die Nordländer und Holländer den Mund geöffnet und Persien und Südafrika (dieses durch den Mund des grossen Pazifisten, des Professors der griechischen Sprache an der Universität Oxford Gilbert Murray) der Wahrheit durch ehrliche Worte die Ehre gegeben hätten, wäre das moralische Fiasko der Völkerbundsversammlung vollständig gewesen.

Und dann das Nachspiel, ein Satyrnachspiel: der Beschluss der Botschafter-Konferenz, Griechenland dafür, dass ihm mitten im Frieden eine Insel besetzt, eine Stadt beschossen, zwanzig Kinder und Frauen getötet und sechzig verletzt wurden, fünfzig Millionen — S t r a f e aufzuerlegen! Dabei ist durchgesickert, dass die Unter-

suchung die vollständige Unschuld der griechischen Regierung (die Mörder seien Albaner, die rein private Gründe gehabt hätten) ergeben habe, so dass sie schleunigst abgebrochen werden musste. Und dann fünfzig Millionen «Strafe», einem fast zutode gequälten kleinen Volke abgepresst, offenbar als Trinkgeld an Mussolini für seine heldenhafte Beschiessung einer friedlichen Stadt und badender Waisenkinder. Was diese Diplomaten der Welt zu bieten wagen! Was das für eine Gesellschaft von Zynikern geworden ist! Es berührt dem gegenüber erquickend, dass eine Versammlung der Zürcher Völkerbundsvereinigung den Mut gefunden hat, eine Entschädigung für die griechischen Opfer zu fordern.

Was soll man zu diesen Genfer Vorgängen sagen? Klar ist, dass wieder Frankreich seine traurige Rolle spielte, indem es sich mehr oder weniger auf Mussolinis Seite stellte. Es ist und bleibt bis auf weiteres der grösste Saboteur alles Guten, was die Welt heute nötig hätte. (Ich meine natürlich bloss das offizielle Frankreich, das Frankreich Millerands und Poincarés.) Aber England? Wie armselig ist dieses stolze Britannien nach einem ersten Anlauf doch umgefallen und hat seinen Vorkämpfer zurückkommandiert. Dieses Britannien hat halt keinen Gladstone mehr. Es wäre trotz der französischen Luftflotte zu allem Guten stark genug, wenn es *sittlich* stark wäre. Aber überall, fast überall, ist heute ein Epigonengeschlecht am Ruder, eine sittliche Zwergrasse, ein Volk von höheren Advokaten und Börsenleuten. Und wo bleiben die *Männer*? Ein Lord Cecil — was für eine Enttäuschung! So ein Mann lässt sich zurückkommandieren, statt mit seiner Ueberzeugung zu stehen und zu fallen und damit der von ihm vertretenen Sache den grössten Dienst zu leisten. Oder stimmt er etwa auch jener so häufig angewendeten Taktik zu: «Man verrät eine Sache so lange, bis sie dadurch — gerettet ist»? Es scheint fast so, wenn man liest, dass sein Wahlspruch sei: «Erfolg, nicht Grundsätze!» (Expediency before Principle.) Stand vielleicht — das wäre ja noch die moralisch günstigste Annahme — hinter dem ganzen Verhalten des Rates der taktische Gedanke, nicht durch prinzipielle Festigkeit den Erfolg der diplomatischen Verhandlungen zu stören oder Italien für den Völkerbund zu verlieren? Aber was hilft ein Völkerbund, der seinen moralischen Kredit verloren hat und ein Kinderspott geworden ist? Nein, jetzt

galt es, «Idealismus» zu zeigen, jetzt galt es, fest zum Prinzip, dem Recht (das mehr als Jus ist!) im Völkerleben zu stehen, also eine «dramatische Geste» zu tun. Das war die Schlacht, die zu schlagen war, auf sie kam es an. Und es ist ganz klar: diese Schlacht wäre gewonnen worden, wenn in Genf Männer gewesen wären, Männer von sittlichem Mut und Glauben; sie wäre gewonnen worden, denn die ganze Welt wäre geschlossen hinter ihnen gestanden. Es wäre ein grosser, entscheidender Sieg für den Völkerbund gewesen. Sie haben, aus Feigheit, die Schlacht nicht einmal gewagt.

Diese Feigheit ist freilich das alltägliche Schauspiel überall, und sie ist besonders die Atmosphäre der Diplomatie. Und das scheint die Atmosphäre von Genf gewesen zu sein, jene Atmosphäre, die man sonst so sehr rühmte. Wo bleibt der stählende Einfluss jenes Genfer Geistes, auf den wir hofften? Wo bleibt Calvin? Muss er nicht zornig, ein neuer Moses, von seinem grossen Reformationsdenkmal heruntersteigen, um diesem neuen Israel, das den Göttern huldigt, statt Gott allein die Ehre zu geben, die Tafeln des Völkerbundes zerbrochen vor die Füsse zu schleudern? — Diese Luft der diplomatischen Rücksichtsnahme hat eine aufweichende Wirkung. Helden werden darin zu Memmen; Recht und Moral lösen sich auf; ein tapferes Wort wirkt wie eine Missetat; Charakter wird Torheit, Prinzipienfestigkeit Donquichoterie; eine grades Handeln erscheint als unmöglich, man erschrickt davor, nur der Kompromiss ist erlaubt. O, wir haben diese Atmosphäre auch schon kennen gelernt! Jede Pflanze Gottes erstickt darin. Wenn diese Genfer Atmosphäre nicht weicht, wenn nicht eine scharfe Bise von der Reformationsmauer her hineinfährt, dann stirbt der Völkerbund an Blutschwäche.

Vielleicht aber, dass gerade an diesem Punkte auch der «Keim des Guten in dem Uebel» sichtbar wird. Das, was man bisher Politik genannt hat, dieses Advokaten- und Diplomatenwerk, kompromittiert sich heute zutode. Man hat den Eindruck, dass das eine Art unfreiwilliger Selbstverurteilung sei. Sie spotten ihrer selbst und wissen nicht wie — oder wissen sie es sogar? Die politische Periode der Menschheit (in diesem Sinne verstanden) geht dem Ende entgegen. Das ist ein grosser Trost in all dem Elend.

Und das ist auch die Perspektive für die weitere und bessere Gestaltung des Völkerbundes. Er muss aus einer Sache der Diplomaten immer mehr eine Sache der Völker werden; dann wird es auch in Genf anders werden. Wozu freilich zuerst die Völker anders werden müssen! Jedenfalls wäre eine Zerstörung des jetzigen Völkerbundes eine Torheit und ein Frevel, wie dies — nebenbei gesagt — der Austritt der Schweiz wäre, den einige Kreise planen, weil Moskau, Potsdam und Rom ihnen lieber sind als die Schweiz. Nein, wir bedürfen des Völkerbundes, auch in seiner jetzigen Form, wenigstens bevor wir eine bessere haben; wir können ihn einfach nicht entbehren. Nicht seine Zerstörung, nur sein Ausbau und Umbau kann die Losung vernünftiger und sachlicher Menschen sein.

Und da sei nun doch zum Schlusse noch einmal festgestellt, dass die Erledigung dieser Korfu-Affäre trotz allem einen Sieg des Rechtes und des Friedens bedeutet. Diese sind eben stärker als alle menschlichen Armseligkeiten. Ein unwiderstehlicher Druck der Weltmeinung hat den frechen Attentäter zum Rückzug genötigt und auch die Diplomatie gezwungen, ihn dazu zu veranlassen. Es ist — wie man mit Recht betont hat — nicht mehr wie 1914. Diese Weltmeinung hat ein Forum, auf das die den Frieden bedrohenden Vorgänge gestellt werden, sodass die ganze Welt sie sieht und ihre Stimme erheben kann. Und das ist ja vor allem der Sinn und Zweck des Völkerbundes. Diese Weltmeinung für Recht und Frieden und sein Organ, der Völkerbund, ist eine gewaltige Macht — gebt uns jetzt nur noch Männer!

2. Die Ruhr.

Wenn in dem Korfu-Intermezzo doch zuletzt ein im Grunde sehr bedeutendes Plus für Recht und Frieden herauskommt, so in der Ruhr-Tragödie ein grosses Defizit — auf den ersten Blick wenigstens. Das Bedeutsamste an diesem Ruhrkampf war für uns das Problem des sogenannten passiven Widersandes. Es schien in dieser Ruhrgegend ein weltgeschichtliches Experiment gemacht zu werden, dem man nur mit dem Herzklopfen höchster Spannung zuschauen konnte. Dort sollte sich zeigen, ob man einen «Feind», der mit Soldaten, Kanonen, Maschinengewehren, Tanks und Fliegern anrücke, besiegen könne, nicht wieder durch Soldaten, Kanonen, Maschinen-

gewehr, Tanks und Flieger, sondern dadurch, dass man ihn kommen lasse, ihm nicht militärisch widerstehe, bloss nicht mit ihm zusammenwirke, ihm bloss — unter Umständen — die Arbeit verweigere, bloss seine Zwecke nicht fördere. Die Spannung dieses Experimentes vermehrte sich durch die Paradoxie, dass es gerade dort stattfand, wo in Gestalt der kolossalen Kruppschen Munitionsfabriken das Weltzentrum und Weltsymbol des Militarismus gestanden hatte. In der in mancher Beziehung grössten industriellen Werkstätte der Welt, die ja das ganze Ruhrgebiet darstellt, sollte sich zeigen, ob das Bajonett oder die Hacke mächtiger sei.

Und welches ist nun der Ausgang des Kampfes? Es scheint ein Sieg des Bajonnettes zu sein. Das ist die gewaltige Tragödie — wahrhaftig des grössten Dichters würdig. Es scheint, dass wir alle in der Ruhr eine schwere Niederlage erlitten haben. Poincaré und Foch haben — scheint es — triumphiert. Der Gewaltglaube ist in der ganze Welt gestärkt, der Rechts- und Friedensglaube geschwächt; die Militaristen sind ausser sich vor Freude.

Liegt die Sache wirklich genau so? Es sind doch Einschränkungen zu machen. Einmal: das Experiment ist nicht rein gemacht worden. Es hätte auf der deutschen Seite viel einseitiger, als es der Fall war, das Recht stehen müssen. Dieses Recht war durch die Haltung seiner Grossindustriellen und Grossagrarier gegenüber dem Reparationsproblem vermindert. Es hätten für einen passiven Widerstand, wie wir ihn meinen, alle edelsten sittlichen Kräfte des deutschen Volkes (und der andern Völker dazu) aufgeboten werden müssen. Statt dessen mischte sich das sehr unreine Element des Nationalismus ein. Dann ein noch unreineres: die grossen deutschen Ausbeuter des deutschen Volkes benützten diesen Ruhrkampf, um es noch mehr auszubeuten; sie missbrauchten den Idealismus der Arbeiterschaft für ihre Zwecke. Und endlich war der passive Widerstand insofern nicht ganz echt, als er ja für gar viele bloss ein erzwungener war und ein grosser Teil der an ihm Beteiligten sich noch so gern anders gewehrt hätte, wenn ihm statt der Hacke das Bajonnett zur Verfügung gestanden hätte.

Auf Grund dieses Tatbestandes könnte man geradezu die Behauptung wagen, das Experiment sei gar nicht wirklich gemacht worden, weil ja gar nicht die richtigen Elemente dafür vorhanden ge-

wesen seien. Das ist die Meinung Försters und auch mancher schweizerischen Freunde. Ich sehe die Sache doch etwas anders an. Nach meiner Meinung ist an der Ruhr trotz allem ein solches Experiment gemacht, ein Kampf bedeutsamster Art gekämpft und ein Sieg des Reiches Gottes — nicht bloss des Teufels — erfochten worden. Denn es war in diesem passiven Widerstand doch auch etwas Echtes und Grosses. Wenn meine Quellen mich nicht ganz täuschen, so lebte in der Arbeiterschaft des Ruhrgebietes ein besonders starker Widerwille gegen allen Militarismus. Sie ist der militärischen Invasion der Franzosen nicht nur darum mit der Hacke, statt mit dem Bajonnett entgegengetreten, weil sie das Bajonnett nicht zur Verfügung hatte, sondern weil sie das Bajonnett h a s s t e.

Und hatte sie das Bajonnett wirklich ganz und gar nicht zur Verfügung? Damit komme ich zum punctum saliens. Ich meine: in früheren Zeiten, noch vor einem Jahrzehnt, wäre ein solcher «feindlicher» Einbruch in ein Land von diesem und allen andern Ländern als eine so unerträgliche Antastung der nationalen Ehre empfunden worden, dass es in irgend einer Form eben doch zum K r i e g gekommen wäre. Man hätte irgendwie Waffen aufgetrieben, hätte sich gewehrt, wie man gekonnt hätte, hätte die Hacke zum Bajonnett gemacht, hätte einen Guerillakrieg geführt. Das alles ist n i c h t geschehen. D i e W e l t s t i m m u n g i s t v e r ä n d e r t. Man empfindet militärische Vergewaltigung nicht mehr so sehr als Verletzung der Ehre der Vergewaltigten, als der des Vergewaltigers. Die Schande liegt auf Frankreich. Darum ist es meine tiefe und ehrliche Ueberzeugung, dass in diesem Ruhrkampf doch die Macht des militärischen Prinzips eine schwere Niederlage erlitten hat. Man wird dies vielleicht erst später so recht erkennen. Es ist doch ein Sieg des Reiches Gottes erfochten worden — trotz der Niederlage, ja vielleicht gerade durch die Niederlage.

Denn natürlich, es triumphiert zunächst Poincaré. Darum ist es eben eine Tragödie. Eine solche entsteht immer, wo eine gute Sache unterliegt, und zwar auch an eigener Schuld. Das ist das Ershütternde am Ausgang des Ruhrkampfes. Dieser ist nicht eine Passion, dazu ist er wirklich nicht rein genug, er ist eine Tragödie. Es triumphiert zunächst das schlechtere Prinzip.

Zunächst ja — aber ist das schon das Ende? Ich will von

der ungeheuren Einbusse an Sympathie und moralischem Kredit, womit Frankreich diesen Sieg erkauft hat, nicht reden, obschon ich meine, er sei schon damit zu teuer erkauft. Aber wer weiss, was noch nachkommt? Es ist noch nicht aller Tage Ende. Es gibt auch für einen Poincaré eine Nemesis und einen Gerichtstag. Gewiss, es ist heute in all diesen satanischen Finsternissen besonders schwer, den Glauben an das Walten einer höheren Gerechtigkeit, einer sittlichen Weltordnung, über den Menschenwesen festzuhalten. Und doch, die sittlichen Grundordnungen der Welt sind zuverlässiger als die Naturgesetze. Wir müssen uns nur nicht irre machen lassen. «Irret euch nicht, Gott lässt seiner nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er auch ernten.» Haben wir nicht gerade auch in unsern Tagen gewaltige und ungeahnte Erweisungen dieser Ordnung erlebt? Ist nicht alles heutige Geschehen ein einziges Zeugnis davon? Getrost! Zählt sicher darauf: hinter den Liquidatoren Poincaré, Mussolini und Konsorten kommt noch ein anderer Liquidator, der sie und ihr Werk liquidieren wird. Frankreich und Italien werden ihre Siege teuer bezahlen müssen. Das Reich Gottes aber siegt zumeist durch Niederlagen.

3. Der Hintergrund und die praktischen Folgerungen.

Auch in anderer Beziehung steht wohl hinter der Liquidation in der Ruhr (wie hinter Mussolini, von dem aber nun nicht weiter geredet werden soll) noch eine andere, viel endgültigere. Denn was wird nun werden? Der Ruhrkampf ist mir immer mehr bloss als eine Einleitung und Poincaré als Werkzeug erschienen. Denn dieser ist für die eigene und schöpferische Rolle ein viel zu unbedeutender Geist — was mir schon während des Krieges ein Blick in seine Reden zeigte. Zu was braucht ihn denn wohl die Geschichte? Braucht ihn Gott oder der Teufel? Oder braucht Gott den Teufel — gegen dessen Absicht («Die Dämonen knirschen: Ja!»)? Der Ruhrkampf mit seinem schicksalhaften Verlauf ist mir immer mehr bloss als Auftakt zu dem neuen Akt der politisch-sozialen Weltrevolution erschienen. Was wird nun aus Deutschland werden? Gutes oder Böses? Dürfen wir nicht trotz allem an Gutes glauben? Die Dinge sind anders, als sie scheinen, und Gottes Gedanken von höchster Genialität.

Doch will ich dieser Perspektive heute nicht mehr weiter nachgehen, sondern nur noch die Frage stellen, was für praktische Folgerungen aus diesen Geschehnissen zu ziehen sind. Sollen wir daraus den Schluss ziehen, dass die Gewalt uns helfen werde, dass es gelte, mehr Bajonnette zu schmieden? Ich frage: hat nicht die Weltmeinung in der Korfu-Frage ihre Gewalt gezeigt? Ist es nicht am sichersten, darauf zu vertrauen, aber dann ganz und recht, und diese Weltmeinung zu stärken, auch durch den Mut der Abrüstung? Denn — um ganz konkret zu sein — was hilft uns im Zonenkonflikt unsere Armee? Was nützen uns da ein paar Rekruten mehr und ein paar Kanonen und Maschinengewehre mehr? Was will da unser Oberst Feyler mit all seinem Wüten gegen die Zivildienstleute? An diesem Schulbeispiel wird unsere ganze Lage klar: gegen diese eklatante Vergewaltigung, diese schärfste Beleidigung der «nationalen Ehre» hilft uns all unser militärischer Apparat nichts, und hülfe nichts, auch wenn er doppelt so gross wäre; er wird zum Spott. Uns hilft nur eine neue Auffassung dieser Dinge, ein neuer Ehrbegriff, uns hilft nur der Glaube an das Rechte. Darum sollen wir, wenn wir weise sind, auch darauf allein bauen. Alles andere ist Kurzsichtigkeit und optische Täuschung. Die Geschehnisse dieser Tage sagen dem, der tiefer blickt, dass das Reich der Gewalt auch in seinem scheinbaren Triumph gerichtet ist.

Zürich, 18. Oktober 1923. L. Ragaz

Arbeit und Bildung

1. Was wir wollen.

Die Arbeitsgemeinschaft «Arbeit und Bildung» ist ein Versuch, die Volkshochschule, diese so viel missbrauchte und oft geradezu ins Gegenteil ihres echten Sinnes verkehrte Sache, diesem Sinne gemäss zu verwirklichen. Wir wollen nicht ein buntes Vielerlei von Kenntnissen über das sogenannte Volk ausschütten, wodurch nur Scheinwissen gepflanzt und Oberflächlichkeit erzeugt wird, sondern von der Wurzel her eine aus dem Leben stammende und zum Leben führende Bildung erstreben. Von der Notwendigkeit einer geistigen und sozialen Erneuerung der Gesellschaft ausgehend, fragen wir nach der letzten Wahrheit des Lebens und suchen die neue Gemeinschaft unter den Menschen. Von hier aus verstehen wir Wissenschaft, Kunst, Natur. Zugleich kämpfen wir im öffentlichen Leben um neuen Geist und neue Ordnungen. Wir erstreben

damit eine neue, vertiefte Demokratie der Kultur. Diesem Ziel entsprechend ist unsere Methode demokratisch und genossenschaftlich: gemeinsame Arbeit. Der Arbeiterschaft möchten wir eine Ergänzung zu der mit Recht mehr dem Politisch-Sozialen zugewendeten offiziellen Bildungsarbeit bieten. An alle Menschen wenden wir uns, die aus dem wüsten Chaos der Gegenwart einer geistig und sozial erneuten Welt zustreben. Es ist ein schweres, aber grosses und notwendiges Werk; wir dürfen sicher auf Teilnahme, Hilfe, Mitarbeit der Besten Anspruch machen.

2. Programm für den Winter 1923/24.

Montag, abends 8 Uhr: Einführung in die Hauptprobleme der Philosophie anhand von Bergson: «Die schöpferische Entwicklung. Leiter: L. Ragaz. Lokal: «Gartenhof», Gartenhofstrasse 1. Beginn: 15. Oktober.

Dienstag, abends 8 Uhr: Soziale Frauengruppe, jeden zweiten und vierten Dienstag im Monat. Kurs über Prostitution und Geschlechtskrankheiten. Leiterinnen: Frau Dr. med. Tschulok und Frau C. Ragaz. Lokal: Klubzimmer 14, Volkshaus. Beginn: 23. Oktober.

Donnerstag, abends 8 Uhr: Die Lebensvorgänge des menschlichen Körpers. Leiter: Herr Prof. Dr. Tschulok. Lokal: Plattenstrasse 31. Beginn: 25. Oktober.

Frauengruppe Oberstrass: Jeden dritten Donnerstag im Monat, abends 8 Uhr: Besprechungen über Fragen aus dem Frauenleben, Angelegenheiten des Lebensmittelvereins und der Baugenossenschaft. Leiterin: Frau D. Staudinger. Lokal: Frohburgstrasse 64, part.

Nach Neujahr: Kurs über weibliche Gesundheitspflege von Frau Dr. med. Tschulok.

Freitag, abends 8 Uhr: Einführung in die Rechtswissenschaft. Leiter: Herr Lüchinger. Lokal: Klubzimmer 18, Volkshaus. Beginn: 26. Oktober.

Nach Neujahr: Die nächsten wirtschaftlichen Aufgaben des Sozialismus. Leiter noch unbestimmt.

Samstag, abends 8 Uhr: Religiöse Besprechungen im Anschluss an das Matthäus-Evangelium. Leiter: L. Ragaz. Lokal: «Gartenhof», Gartenstrasse 1. Beginn: 20. Oktober.

Für alle Kurse, ausgenommen die religiösen Besprechungen und die Besprechungsabende der Frauengruppe Oberstrass, wird ein Kursgeld von 3 Fr. erhoben. Für diejenigen, die drei Kurse nehmen, wird das Kursgeld auf 2 Fr. für den Kurs herabgesetzt. Gäste sind immer willkommen. Das Kursgeld ist am ersten Kursabend zu entrichten.

Für die Besprechungsabende der Frauengruppe Oberstrass meldet man sich bei Frau D. Staudinger, Hadlaubstrasse 81.

Monatsabende zur Besprechung aktueller, besonders politischer Fragen je am dritten Dienstag im Monat, abends 8 Uhr, im Klubzimmer 14, Volkshaus. Thema und Referent werden jeweilen besonders angezeigt.

Zwanglose Zusammenkünfte je am ersten Dienstag im Monat. Lokal: «Karl der Grosse», Grünstube.

Wöchenliche Ausgabe guter Literatur für Erwachsene und Kinder (Zweigstelle der Schweiz. Volksbibliothek) durch Frauengruppe Oberstrass. Lokal: Frohburgstrasse 64, part. Jeden Montag 6—7 Uhr.

Wir machen auch auf den Kurs über Genossenschaftsbewegung aufmerksam, den Frau D. Staudinger im Rahmen des Bildungsauschusses der sozialistischen Partei abhält. Beginn: Mitte November. Auskunft bei Frau Staudinger.

Die Arbeitsgemeinschaft

Rundschau

Der Ferienkurs in Flawil ist zu unserer grössten Dankbarkeit ganz ausserordentlich gut und schön verlaufen. Er war, besonders aus der Ostschweiz, sehr gut, weit über Erwarten gut, besucht. Der kleine Saal des «Volksheims» war für die mehr vertraulichen Anlässe, der grosse des «Rössli» für die öffentlichen gefüllt und überfüllt. Es strömten zu den zwei öffentlichen Versammlungen mit dem Thema: «Was will der religiöse Sozialismus?» und «Klassenkampf und Klassenfrieden» Leute aus allen Volkskreisen, Arbeiter, Bürgerliche, Bauern, Männer und Frauen, Jung und Alt, herbei und hörten mit grosser Ruhe und sichtlicher Spannung zu, beteiligten sich auch eifrig und sachlich an der Aussprache. Besonders aufgefallen ist mir die rege Teilnahme «positiver» Kreise, pietistischer, methodistischer und anderer, was nicht verhinderte, dass auch von «links» Kommende sich aufs freieste äusserten. Man fand sich eben auf einem neuen Boden zusammen. Besonders diese Aussprachen, die schon bei manchem Anlass misslungen sind, bildeten eine freudige Ueberraschung. Wie diese zum grössten Teil weder philosophisch noch theologisch geschulten Männer und Frauen aus sich herausgingen und ein tiefes, ernstes Ringen um die letzte Wahrheit verrieten, das war ebenso erquickend, wie der gute Geist des brüderlichen Verständnisses und Verstehenwollens, der die Atmosphäre der ganzen Veranstaltung bildete. Es war ergreifend und wird wohl allen Teilnehmern unvergesslich bleiben, wie in der öffentlichen Versammlung am Sonntagnachmittag eine uns nahe stehende Vertreterin der «bürgerlichen» Welt (sie ist dies wenigstens äusserlich), deren Stellung ihrem Wort eine besondere Bedeutung verleihen muss, in das andere Lager hinüber Worte redete, die von tiefster Sehnsucht nach Verständnis und Frieden (im besten Sinne) erfüllt waren, und wie einer aus dem andern Lager, auch einer unserer Freunde, in nicht minder hohem Sinne antwortete. Es lag darin eine Verheissung. Bedeutsam schien mir auch, wie nachher ein sozialistischer Arbeiter, der zugleich dem Blauen Kreuz angehört und offenbar auf dem Boden einer «positiven» religiösen Denkweise steht, von seiner treuen und tapferen sozialistischen Arbeit Zeugnis ablegte. Und so wäre noch manches zu nennen, was als Symptom neuen Geistes einen besondern Wert hätte.

Ein Bericht, der die Verhandlungen im einzelnen darstellte, soll hier nicht gegeben werden. Es wurde mit der Grundlage begonnen, unseren Glauben an Christus. Dann schritt man fort zu dem «religiösen Sozialismus», der aus diesem Glauben fliesst, verfolgte diesen weiter in den heutigen Klassenkrieg hinein, für den er eine Lösung bietet, und kehrte dann nochmals zum Zentrum zurück mit der Frage nach dem Sinn der Bibel und der heutigen Lage und nach dem Kommen des Reiches Gottes. An diese Hauptthemen knüpfte sich eine Aussprache über mancherlei Fragen, die die Herzen bewegten, wobei die nach Christus, seiner Bedeutung und dem Weg zu ihm besonders stark in den Mittelpunkt trat. Daneben gab es noch allerlei gemeinsame und private Verhandlung über die heutige Lage und die dadurch geforderte Arbeit.

Es war viel, viel Gutes und Bestes über diesen Tagen. Wer in Nyborg gewesen ist, konnte, zu seiner frohen Ueberraschung, wieder etwas von dem Geist brüderlicher Gemeinschaft im Höchsten spüren, der dort geweht hatte. Unsere Freunde in jenem Teil der Ostschweiz, die die Versammlung vorbereitet, haben zu dem Walten dieses Geistes in jeder Weise viel beigetragen. Sie haben uns eine herzenswarme Gastfreundschaft geboten. Das freundliche «Volksheim» empfing uns sofort wie ein Familienhaus. Man spürte aber auch, dass hier auch eine tiefere Arbeit geleistet worden ist, die den guten Geist der Versammlung zumteil geschaffen, zumteil ihm den Weg bereitet hat. Für das alles sei auch an dieser Stelle, gewiss im Namen aller Teilnehmer, von ganzem Herzen gedankt. Aber über das alles hinaus spürte man auch klar und beglückend das Schaffen und Drängen eines neuen geistigen Lebens in den Seelen — den neuen Zug zu Gott, zu Christus und zu ihrem Reiche unter den Menschen.

So ist uns Flawil eine Erfüllung und Verheissung geworden. Dem Schreibenden ist es zugleich wie eine Antwort auf jene Frage gewesen, die in dem Aufsatz: «Dürfen wir an die Schweiz glauben?» liegt. Wieder hat sich ihm gezeigt, dass unser Volk anders ist, als die Zeitungen und politischen Vorgänge uns möchten annehmen lassen. Es ist mehr als wir meinen der Wahrheit offen, es ist mehr als wir meinen bereit, auch *die* Wahrheit, die wir vertreten, anzuhören, und in vielen seiner Besten auch anzunehmen. Dahin deuten ja auch viele andere Zeichen. Die Glaubenden haben recht, die Skeptiker sind blind. Alles kommt darauf an, dass wir diese Wahrheit recht vertreten, dass wir uns dafür recht einstellen. Der Boden ist bereit, es muss nur der rechte Same kommen und die rechten Säeleute.

Darin muss freilich noch vieles anders werden. Auch in Flawil war gewiss manches von dem, was *wir* gemacht, sehr unzulänglich. Die Vertretung der Wahrheit, die uns vorliegt, muss noch viel einfacher, unmittelbarer, im besten Sinn volkstümlicher, evangeliumhafter werden; sie muss noch mehr aus theologischen und soziologischen Eierschalen heraus ins unmitelbar Menschliche und Göttliche hinein. Und es muss der Geist noch stärker unter uns wehen, die Wahrheit voller aufquellen. Wozu Gott uns helfe!

Von der Flawiler Zusammenkunft hoffen wir, dass ihre Saat erfreulich aufgehe, gute Pflege finde und Segen spende. L. R.

Bedeutsame Entwicklungen im Sozialismus. Sehr bedeutsam scheint mir zu sein, dass unter dem Druck schwerster Gefahr in Deutschland sich die zerrissene sozialistische Arbeiterschaft zu einigen beginnt. In den beiden grossen deutschen Staaten, wo die sozialistische Arbeiterschaft eine recht sichere, aber kleine Mehrheit hat, in Sachsen und Grossthüringen, haben Kommunisten und Sozialdemokraten sich zur Bil-

dung einer gemeinsamen Regierung zusammengetan, um auf diese Weise die sozialistische Mehrheit, die sonst einer bürgerlichen wiche,zu erhalten. Diese beiden grossen mitteldeutschen Staaten schieben sich zwischen Bayern, dem Generalquartier der deutschen Reaktion, und Berlin, ihrem Kriegsziel und andern Zentrum, ein und spielen damit in den strategischen Erwägungen zum kommenden deutschen Bürgerkrieg eine grosse Rolle. Dass dort ein gewaltiger sozialistischer Block bestehe, ist darum eine sehr wichtige Sache. Es bleibt nun bloss noch zu hoffen, dass die zustande gekommene Einigung ehrlich gemeint sei und auch zu einer inneren Gemeinschaft auf Grund besserer Erkenntnis der sozialistischen Aufgaben werde. Dann wäre ein Kern gebildet, um den herum sich die Einigung der gesamten deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung vollziehen könnte, die ihrerseits wieder eine solche in den übrigen Ländern nach sich zöge. Wenn man weiss, was für ein furchtbares Unheil die von Moskau betriebene, aber nicht nur durch es, sondern auch durch schwere Sünden besonders des deutschen Mehrheitssozialismus verursachte Zertrümmerung der sozialistischen Parteien in jeder Beziehung angerichtet hat (auch Poincaré und Mussolini hätten, wenn es eine einige Arbeiterschaft gegeben, nicht so leichtes Spiel gehabt), der kann sich über diese Aussicht nur von ganzem Herzen freuen. Freilich weiss man, was alles dieser Entwicklung im Wege steht. Viel wird auf Moskau ankommen.

Diese Entwicklung würde vieles zum Guten ändern. In Deutschland würde damit gegen die Reaktion eine einheitliche Front geschaffen, der sich alle nicht reaktionären Elemente als Bundesgenossen anschliessen könnten. Das heillose Bündnis zwischen der äussersten Rechten und der äussersten Linken fiele endgültig zu Boden. Das Chaos lichtete sich. Es gäbe für die kommenden Kämpfe eine einheitliche und klare Losung; das würde ihnen viel von ihrer Gefahr nehmen. Vielleicht, dass durch eine solche Geschlossenheit der Arbeiterschaft am ehesten eine blutige Wendung des Kampfes verhindert würde. Endlich müsste sie die innere Abklärung des Sozialismus fördern (wie sie anderseits ein Symptom davon wäre) und der Arbeiterschaft jene Freudigkeit verleihen, die ihr besonders der sozialistische Bruderkrieg geraubt hat.

Hoffen wir denn, was in diesen beiden sozialistischen Staaten geschehen ist, sei der Anfang neuer, besserer Dinge, und fördern wir diese auch bei uns, dabei bedenkend, dass eine solche Einigung nicht auf Grund der blossen «verschärften Klassenkampf-Parole» möglich ist, die bald zu neuen Bruderkämpfen führen würde, sondern nur auf Grund einer neuen, weiteren und tieferen Auffassung des Sozialismus. L. R.

Du sollst nicht töten. Es ist in der letzten Zeit der Vorschlag, den der Berner Arzt Dr. Hauswirth gemacht, viel besprochen worden, wonach es gesetzlich erlaubt werden sollte, hoffnungslos kranke oder idiotische Menschen nach Einholung etwa des Gutachtens einer ärztlichen Kommission, zu töten. Das musste, nachdem es schon lange im Stillen rumort, einmal zur öffentlichen Forderung werden. Denn es ist eine der Konsequenzen einer rein naturalistischen, utilitarischen, mechanischen, von den Grundempfindungen des Christentums losgelösten Denkweise. Sie reiht sich darin an jene andere Forderung, die das werdende Leben dem Gebote: «Du sollst nicht töten» entziehen will. Es ändert an dem Tatbestand nichts, wenn bei weitem nicht alle, die jene Forderungen aufstellen oder ihnen zustimmen, sich ihrer Tragweite und ihres Zusammenhangs bewusst sind. Jedenfalls handelt es

sich um eine der Grundlagen, vielleicht, in gewissem Sinne, die Grundlage aller sittlichen Kultur: die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Lebens, und speziell des menschlichen Lebens, die dadurch in Frage gestellt wird. Alles, was es im Menschenwesen Heiliges gibt, ruht im letzten Grunde darauf. Wer hier eine Bresche schlägt, der öffnet einer Flut den Weg, die zuletzt alle wahrhaft menschliche Kultur vernichten würde. Unser Kampf gegen den Krieg ruht auf dieser Voraussetzung. Pazifisten zum Beispiel, die das werdende Leben nicht heilig halten, verlieren damit das Recht, für das gewordene Heiligkeit in Anspruch zu nehmen. Der Sozialismus ruht darauf — wenn der Mensch nicht ein unantastbares Heiligtum ist, dann ist jede Ausbeutung und Sklaverei sittlich berechtigt. Der ärztliche Beruf erhält von diesem Punkte aus all das, was er an sittlicher Weihe und sittlichem Pathos besitzt und entzieht sich den Boden, auf dem allein er Sinn hat, wenn er diese Voraussetzung aufgibt.

Kurz: an diesem Punkte wird der Kampf um unsere sittliche Kultur gekämpft. Hier darf nicht das allergeringste Zugeständnis gemacht werden, sonst ist alles verloren. Freilich sehen das Viele noch nicht. Vielfach spielt eine ganz falsche, weil im letzten Grunde mörderische Weichherzigkeit, die manchmal auch zur Sentimentalität wird, mit herein. Auch erscheinen wir, die wir an diesem Punkte unnachgiebig sind, als altväterisch beschränkte Leute, vielleicht als ethische oder religiöse Fanatiker. Erst wenn die naturalistische Flut wieder abgelaufen ist, wird man uns, als Hütern des eigentlichen Heiligtums der Menschheit, Dank wissen. Wir sind aber die wahren Leute des Fortschritts und die andern die Reaktionäre. Wir verteidigen den Grund, auf dem alles Hohe des Menschentums steht, vor allem auch die Freiheit, die nur Sinn und Halt hat, wenn etwas Absolutes im Menschen ist, wenn der Mensch nach Leib und Seele ein unantastbarer letzter Wert, eben ein Heiliges, ist.

Es gehört zu den Lichtpunkten im heutigen Dunkel, dass dieser bewusste oder unbewusste Vorstoss des Naturalismus bei uns ziemlich allgemein abgewiesen worden ist, dies wenigstens in der Oeffentlichkeit, und zwar nicht nur von Theologen, sondern auch von Juristen und Aerzten. Die Wasser des Naturalismus sind doch schon stark abgelaufen. Wenn man betont hat, Idiotismus und Aehnliches seien zumteil eine Schuld der Gesellschaft und müssten vor allem durch Vorbeugung, d. h. durch sittliche und soziale Reform, bekämpft werden, und verlangt, dass auch auf andern Gebieten das Leben heilig gehalten werde, dass das Gebot: «Du sollst nicht töten» auch den Krieg aufhebe, so sind wir natürlich von Herzen einverstanden. Hier liegt die Hilfe, nicht im Töten! L. R.

Die «Menschheit» verboten. Die «Menschheit», dieses tapferste der Blätter, worin Förster seinen unvergleichlich kühnen Kampf um die Seele des deutschen Volkes kämpft, einen Kampf, der nicht bis in alle Einzelheiten hinein recht haben muss, dem aber niemand sittliche Grossartigkeit absprechen kann, hinter dem als Redaktor ein so unerschrockener, aufrechter Mann wie Röttcher und als Mitarbeiter ein Freiherr von Schönaich und ähnliche Menschen ersten Ranges stehen — ist vom «Wehrkreiskommando» ohne Begründung (wie uns die Redaktion mitteilt) verboten worden. Der wirkliche Grund ist natürlich so klar, wie ein Kommentar unnötig ist. Die Unterdrückung der Wahrheit ist bei Völkern so gut wie bei kleinen Gemeinschaften oder einzelnen Menschen der Anfang vom Ende. Die «Menschheit» war eine grosse Ehre

Deutschlands, eine einfach bewunderungswürdige Aeusserung des deutschen Idealismus im besten Sinne des Wortes. Dass sie auferstehen wird, ist der Wunsch und die Hoffnung vieler in aller Welt. Sie wird es gewiss tun, aber das Verbot bleibt ein böses Zeichen für das amtliche Deutschland; freilich auch ein Zeichen der Bedeutung, die dieses Organ der Wahrheit bekommen hatte. Wir drücken diesen wackersten der geistigen Kämpfer warm die Hand und sagen ihnen einen alten Spruch: Tu ne cede malis, sed contra andacior ito. (Weiche den Bösen ja nicht, geh ihnen nur kühner entgegen.)

Verdankung. Unser deutscher Freund lässt allen Gebern von ganzem Herzen danken, und wir wiederholen unseren eigenen warmen Dank!

Es sind uns noch zugekommen: Von Z. in G. 50 Fr., von A. F. in R. 10 Fr. Im letzten Verzeichnis wurden aus Versehen 20 Fr. zu viel angegeben. Die Gesamtsumme der empfangenen Beträge ist 712 Fr. und genügt also reichlich für unsern Zweck.

Bern. Zusammenkunft der Freunde der «Neuen Wege» Sonntag den 18. November, abends 8 Uhr, im Volkshaus, Zimmer Nr. 9. Fortsetzung der Diskussion über das Thema: «Wissen und Glauben». Votanten: Pfarrer v. Greyerz, Pfarrer Schädelin, Dr. de Roche. Zum Besuche ladet freundlich ein

Der Ausschuss

Druckfehler. Auf Seite 425 des letzten Heftes (im Aufsatz Züricher) soll es statt: «Uebertretung» «Ueberbetonung» der Glaubens heissen.

Von Büchern

Zündel und Blumhardt.

Kürzlich hat der Verlag Chr. Kaiser in München die beiden Bücher «Jesus» und «Apostelzeit» von Friedrich Zündel neu herausgegeben. Wir haben früher schon gelegentlich auf die Bedeutung dieser Bücher hingewiesen, möchten sie aber bei diesem Anlass doch unsern Lesern nochmals mit allem Nachdruck empfehlen. Wer diese Bücher, die in den letzten Jahren schwer erhältlich waren, stets wie einen kostbaren Schatz hütete und immer wieder wertvollste Bereicherung bei ihnen fand, der freut sich, dass sie jetzt wieder weitern Kreisen zugänglich gemacht worden sind und fühlt sich verpflichtet, andere darauf hinzuweisen.

Friedrich Zündels Name ist aufs engste mit dem des älteren Blumhardt verknüpft. Die meisten von denen, die Blumhardt nicht persönlich in Bad Boll kennen lernen durften, haben den Weg zu ihm wohl durch Zündels Blumhardt-Biographie gefunden, und auch diese durch Zündel vermittelte Begegnung ist manchem zum entscheidenden Erlebnis geworden. Wahrlich: der Mann, der dieses Buch schreiben konnte, muss uns auch sonst etwas zu sagen haben, — er ist berufen, auch sebständig, nicht nur durch den Hinweis auf den Gottesmann in Möttlingen und Bad Boll, Zeugnis abzulegen von Jesus und dem, was Gott durch ihn und seine Apostel getan hat.

Auch Zündels Bücher über Jesus und die Apostelzeit stehen aber in engstem Zusammenhang mit dem, was jenes Blumhardt-Buch uns ver-

kündet: im Lichte der Erfahrungen, die Blumhardt machen durfte, hat Zündel das Bild Jesu in neuer Weise geschaut; in diesem Lichte enthüllte sich ihm überhaupt der wahre Sinn der Bibel. Im Vorwort zu seinem Jesus-Buch weist er uns selber darauf hin: «Die wunderbaren Hilserweisungen des Herrn Jesu Cristi, des lebendigen, welche der selige Blumhardt erfuhr und welche ja seither ferner erfahren wurden, warfen uns je länger je mehr ein helles Licht auf das, was uns von Jesu Erdenwirken erzählt ist. Sein ganzes einstiges Wirken trat uns lebendiger nahe, wurde uns verständlicher, und enthüllte sich uns in seinem grossen innigen Zusammenhang als ein planvolles Tun zur Erlösung der Welt, das nicht aufhören will, bis er dieses Ziel erreicht hat. So erschienen uns auch im Lichte der Erfüllung, das uns umstrahlte, seine Taten in lauter Verheissungen, des Inhalts: So wie ich damals, «gestern», war in meiner Gesinnung gegen die Menschen und in meiner Macht, ihnen zu helfen, so will ich auch «heute und in Ewigkeit derselbe» sein.

Und auch der jüngere Blumhardt, in dem sich ja, wie Zündel in dem zitierten Worte andeutete, die Erfahrungen des Vaters fortsetzten, hat seinen bedeutsamen Anteil an diesen Büchern. Er war ja mit Zündel durch eine grosse Freundschaft verbunden, — durch eine Freundschaft, die wir in ihrer ganzen Bedeutung erst ahnen, wenn wir ihn bei Zündels Tod im Anschluss an das Psalmwort «Ich will singen von der Gnade des Herrn ewiglich und seine Wahrheit verkündigen mit meinem Munde für und für» das Wort aussprechen hören: «Das haben wir bis jetzt zu zweit getan und jetzt muss ich es einzeln tun.» In den Erinnerungsworten, die Blumhardt dem verstorbenen Freunde widmete, kommt er auch auf dessen Bücher zu sprechen und schreibt da folgende Worte, die uns erkennen lassen, wie sehr diese Bücher schon in ihrer Entstehung mit dem zusammenhingen, was Blumhardt von Gott erfahren durfte: «Mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit umfasste unser Zündel die Ereignisse des Lebens meines Vaters, um sie in dem Lebensbild desselben vor die Füsse eines grossen Volkes zu legen, ohne sich zu besinnen, was etwa eine Kritik dazu sagen mochte. Aus demselben Drang, göttlich Tatsächliches gangbar zu machen in unserer zweifelnden Welt, kam Zündel meinem Wunsche entgegen, die unter uns gepflogenen Gespräche über das Leben Jesu zu veröffentlichen, wie auch das, was wir miteinander über das apostolische Zeitalter und die Apostel selbst dachten.»

In diesem innigen Zusammenhang mit den Erfahrungen der beiden Blumhardt liegt jedenfalls der Grund dafür, dass diese beiden schlichten, fast kindlichen Bücher uns etwas sagen können, was unsere ganze Theologie uns nicht sagen kann: sie wurzeln eben *in göttlich Tatsächlichem* und vermögen darum auch zu göttlich Tatsächlichem hinzuführen. Sie sind nicht aus gelehrten Untersuchungen über das neue Testament hervorgegangen, sondern aus tatsächlichem Erleben echt urchristlichen Geschehens. Sie verdanken ihre Entstehung nicht irgendwelchen literarischen Vermittlungen, nicht der «vollständigen Beherrschung

der einschlägigen Literatur», sondern eben der Begegnung mit dem lebendigen Christus selber, der heute derselbe ist wie gestern. Zündel suchte — wie er es selber ausspricht — jenes Bild von Jesus zu gewinnen, das etwa seine Jünger von ihm hatten, jene «Unmündigen, denen es der Vater geoffenbart hat» — und tatsächlich liest man diese Bücher nicht wie ein theologisches Werk, sondern vielmehr so, wie man in den Evangelien oder in der Apostelgeschichte liest. Ich muss auch gestehen, dass ich mir meinen inneren Werdegang sehr gut denken könnte ohne das Studium all der bekannten Werke der modernen Theologie, nicht aber ohne die Begegnung mit diesen Büchern Zündels und während ich schwerlich je nach irgend einer «neutestamentlichen Theologie» oder einer der bekannten Leben-Jesu-Darstellungen greifen werde, wenn ich wirklich von Jesus und den Aposteln etwas erfahren möchte, lasse ich mich immer wieder durch diese Bücher in jene gewaltige Geschichte hineinführen, die Gott in Jesus und den Aposteln begonnen hat. So darf niemand in diesen Büchern Zündels die Werke eines Theologen suchen, der sich mit all seinem Scharfsinn und all seiner Gelehrsamkeit an das Leben Jesu und die Apostelzeit herangemacht hat, sondern einfach die schlichte Erzählung eines grossen Unmündigen, dem von Gott etwas geoffenbart worden ist und der sich dabei — wohl auch sehr im Gegensatz zur Grundeinstellung unserer Theologie — stets an die Forderung halten wollte: «Aendert e u r e n Sinn, — nach dem meinigen, nicht den meinigen nach dem eurigen!»

*

Bei dieser Gelegenheit möchte ich unsere Leser auch noch auf zwei kleine Bändchen aufmerksam machen, die uns eine Fülle von aus derselben Quelle geschöpfter Wahrheit bieten: auf die treffliche Auswahl von Worten des jüngeren B l u m h a r d t, die unter dem Titel «V o m R e i c h e G o t t e s» und «N a c h f o l g e C h r i s t i» im Furche-Verlag erschienen sind. Die Bändchen sind aus äusseren Gründen getrennt, sogar in verschiedenen Verlagen erschienen, gehören aber zukammen und bilden ein Ganzes. In der Hauptsache sind es einzelne Ausprüche oder auch ganze Abschnitte, die Pfarrer J ä c k h unter entscheidender Mitwirkung Schwester Annas, der grossen Gehilfin Blumhardts und Verwalterin seines Erbes, mit feinem Sinn für das Wesentliche aus Predigten der Jahre 1896—99 — vielleicht der grössten Zeit im Leben und Wirken dieses Gottesmannes — ausgewählt hat. «Brosamen» nannten manche Besucher von Bad Boll die einzelnen Worte, die sie sich aus Predigten Blumhardts gemerkt und aufgeschrieben hatten, und diese Bezeichnung passt auch für diese Auswahl von Blumhardt-Worten: es sind nur Bruchstüche, aus einem grössern Ganzen herausgenommen; aber diese Bröcklein sind von echtestem Brot genommen, — es lebt in diesen Brosamen eben etwas Unmittelbares und Ursprüngliches von d e m, der von sich sagen konnte: «Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, den wird nicht hungern.»

R. L e j e u n e

Die Entscheidung

Wer sich mit Gott nicht entscheidend einlässt, ist eben dadurch vor Anfechtung sicher. Im schwachen Augenblick sieht es wie Stolz aus, dass man sich so weit hinauswagte (und Stolz soll man ja bereuen). Und doch ist sich entscheidend mit Gott einlassen gerade Christentum.

*

Allmählich bin ich mehr und mehr darauf aufmerksam geworden, dass alle die, welche Gott wirklich geliebt hat, die Vorbilder usw., in dieser Welt haben leiden müssen. Ferner, dass es die Lehre des Christentums ist: von Gott geliebt werden und Gott lieben heisst leiden.

*

Weshalb mache ich denn nur so viel Wesens von der Kategorie «Der Einzelne»? Ja, ganz einfach, durch sie und mit ihr steht die Sache des Christentums. Lasst die, welche die Bibel usw. verteidigen, und lasst die, welche sie angreifen, sehen, was sie ohne sie vermögen und was sie gegen sie vermögen. So viel Macht hat das Christentum noch über die Menschen: wenn bloss jeder Mensch unter die ewige Verantwortung der Einzelheit gestellt wird, dann wird er Christ. Alles andere sind nur Heilmittel, die die Krankheit nähren. Der Zweifel ist einmal eingedrungen, und wie die Cholera stehen bleibt, so bleibt er stehen. Jede wissenschaftliche Verteidigung nährt deshalb bloss den Zweifel, jedes soziale Streben nährt den Zweifel. Nur Gott und die Ewigkeit ist stark genug, über den Zweifel Herr zu werden (denn der Zweifel ist gerade des Menschen aufrührerische Stärke gegen Gott); aber soll Gott und die Ewigkeit über ihn Herr werden, dann muss jeder Mensch hinein unter die Luftpumpe der Einzelheit.

Sieh, wollte ich dieses nun dozieren, dann ginge vielleicht mancher mit — ginge er dann hinein unter die Luftpumpe der Einzelheit, wenn er mitgeht? (Aus Kierkegaards Tagebuch.)

Was uns einigt, trennt und wieder einigt

Zweite Antwort an U. W. Züricher.

(Fortsetzung.) [1]

Mehr Verständnis für einander!

Wenn wir auf diese Weise einen Boden gefunden haben, auf dem wir — Sie, ich und unsere beidseitigen Ansichtsgenossen — zusammen als Gesinnungsgenossen mit einander verbunden stehen können, so bleibt doch noch eine Bedingung hiefür zu erfüllen: dass wir einander besser zu verstehen suchen und in diesem Sinne mehr Achtung vor einander haben. Da muss ich nun aber, lieber Freund, schon offen gestehen, dass es unter uns noch recht daran fehlt. Darum die unnötige Polemik über Dinge, in denen wir einig sind.

Wenn ich gegen den Psychologismus bin — auch schon dagegen war, als er noch fast unbestritten herrschte — so ganz selbstverständlich nicht gegen Psychologie im Sinne von Seelenverständnis und deren Anwendung auf die menschlichen Dinge, sondern nur gegen Psychologie als obersten Masstab der Wahrheit. — Dass wir andere nicht gegen das Denken kämpfen, sollte sich doch wohl auch von selbst verstehen. Ein wenig Denkarbeit haben wir in unserem Leben immerhin auch geleistet. Wir stehen bloss gegen die Ansprüche jener «Wissenschaft», die zum tiefsten Schaden alles geistigen Lebens, auch der wirklichen Wissenschaft selbst, unsere Kultur so lange beherrscht und sie zuletzt ruiniert hat. Dieser Hochmut hat unser Zeitalter regiert, wo aber wieder der Hochmut eines sog. Glaubens als eine ernsthafte Gefahr auftreten sollte, wird man uns auf dem Posten finden — sollte es auch gegen uns selbst gehen —, wie wir denn unsern Hauptkampf gegen die «Religion», das «Christentum», die «Kirche» geführt haben und nicht gegen die «Wissenschaft». Den Irrationalismus pflegen wir nicht als Mode — wir sind lange vor der Mode aufgestanden — wir lehnen bloss die völlige Intellektualisierung des Lebens ab, worin Sie ja schliesslich mit uns gehen. Der Ratio (= Vernunft) selbst geben wir ihr gutes, wenn auch begrenztes Recht. Intellectus ist aber nicht Ratio. — Ob erlaubt sei, gewisse typische

[1]) Vergl. Heft Nr. 10.

D e n k m ö g l i c k e i t e n wie Pantheismus, Pessimismus und Theosophie an sich zu behandeln, oder ob man immer nur von den Ansichten einzelner Denker reden könne, braucht uns nicht wieder zu beschäftigen. Dass die erstere Art eine Reduktion des Tieferen und Originaleren auf «Massenmeinungen» sein soll, kommt mir völlig kurios vor. Ist es eine Reduktion auf «Massenmeinungen», wenn man nicht bloss von einzelnen Rosen, sondern auch von der Rose redet? Mir scheint in diesem Punkt Ihre Meinung undiskutierbar. — Weiter habe ich so viel über die Jagd nach dem «T i e f s i n n» unter den heutigen Religiösen gespottet, dass man mich ihrer wirklich nicht bezichtigen sollte. «O b e r f l ä c h l i c h» bedeutet für mich: nicht in das Wesen der Sache dringend, an der Aussenseite haftend. Und das gibt es halt! Und wenn ich endlich vom vulgären F r e i d e n k e r t u m rede, so meine ich damit noch nicht Lessing oder gar Kant, auf dessen Schrift: «Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft», mit ihrer Erneuerung des Augustinismus ich Sie gerade verweisen möchte. Den Ausdruck «Aufkläricht» habe ich nicht gebraucht.

Sie sehen, dass wir in vielem, worüber wir glauben streiten zu müssen, einig sind.

Zerbrecht die alten Klischees!

Ich muss nun aber noch etwas anderes sagen, das Sie doch ja nicht übel nehmen wollen. Es scheint mir, dass Sie, gewiss auch darin ein Vertreter vieler, gewisse Klischees des Denkens — erlauben Sie diesen Ausdruck — festhalten, die man uns einst als Erbe mitgegeben hat, die aber inzwischen veraltet sind. Wo ich nun Aeusserungen tue, die mit diesen Klischees nicht stimmen, scheinen Sie anzunehmen, ich sei entweder borniert oder nicht genügend unterrichtet, und dies sogar da, wo ich sozusagen Fachmann bin und schon beanspruchen darf, ernst genommen zu werden. Nicht um der Rechthaberei willen, oder um meine Ehre als eines «Gebildeten» oder gar als des Fachmannes, zu retten, muss ich davon ein paar Worte sagen, sondern um eines viel höheren Zweckes willen. Sie, lieber Herr Züricher, und ihre Ansichtsgenossen dürfen nicht vergessen, dass wir sehr viele Dinge der Natur und Geschichte in den letzten zehn oder zwanzig Jahren anders aufzufassen gelernt

haben, als das in unserer Jugend der Fall war. Ueber Bibel und Bibelkritik zum Beispiel haben sich die Gedanken gründlich geändert. Aber auch jenes Griechenland, das für eine frühere Auffassung die Heimat aller Freiheit, sogar der «freien Persönlichkeit», war, ist verschwunden. Ich glaube nicht, dass irgend ein heutiger Kenner der griechischen Kultur zu behaupten wagte, die Griechen hätten das gekannt, was wir den Persönlichkeitswert nennen. Dagegen wird man mir zustimmen, wenn ich sage, dass bei Aeschylus und Plato der Monotheismus auftauche, und mehr habe ich nicht gesagt. Von dem allem *weiss* ich etwas und zwar aus den Quellen. Ich weiss auch, nebenbei gesagt, etwas von Jakob Burckhardt, der jahrelang mein Lehrer war. Dass dieser Burckhardt, der das Buch über Konstantin geschrieben hat, so etwas wie ein moderner Grieche gewesen sei, ist ebensosehr eine Legende, wie dass er — was *Sie* freilich nicht behaupten, aber andere — in den von ihm geschilderten Ungeheuern der Renaissance etwa ein Ideal gesehen habe. Wenn ich von der Prädestinationslehre der Reformatoren behaupte, sie sei nicht eine Leugnung der Willensfreiheit im Sinne des modernen, meistens naturalistischen Determinismus, so weiss ich wieder, was ich sage und ist jeder Hohn unangebracht. Und so bin ich auch bereit, den geschichtlichen Beweis für das anzutreten, was ich über Heidentum und Christentum und über den Einfluss Christi auf die gesamte Kultur des Abendlandes sage. Dergleichen also werfe ich nicht nur so hin, aus irgend einer geistigen Voreingenommenheit oder aus einer Ungewissheit, die sich ihrer selbst nicht bewusst ist, es ist vielmehr Frucht eines langen und schweren Denkens und Studierens.

Warum ich das betone? Nochmals: nicht aus verletzter Eitelkeit, sondern einmal, um zu zeigen, dass es nicht angeht, gewisse Auffassungen nur so ohne weiteres als halb lächerlich abzutun und den Ernst der von mir vertretenen Sache zu vermindern, sodann, um die dringliche Mahnung auszusprechen: «*Ihr Freunde, wenn ihr die Wahrheit sucht, so zerbrecht zuerst einen Haufen alter Klischees, vielmehr: wisst, dass sie zerbrochen sind.*»

Nochmals von Glauben und Bibel.

Bei einem Hauptpunkt muss ich aber noch einmal besonders einsetzen. Ob Glaube — um wieder hier zu beginnen — Ihnen zuletzt nicht wieder theoretisches Denken, eine Art Philosophie ist, habe ich nicht herausbringen können. Dass ein Element des «Fürwahrhaltens» im Glauben sei, würde ich niemals leugnen. Was ich bei Ihnen bekämpfte, war eine Auffassung des Glaubens, wonach dieser bloss eine Meinung, eine mehr oder weniger dogmatische, jedenfalls intellektuelle, Behauptung sei, während er nach unserer Auffassung eine unmittelbare Erfahrung und zugleich eine Tat ist, die beide in einer ganz andern Sphäre liegen. Sollten Sie aber diese nach unserer Meinung tiefere Auffassung des Glaubens geteilt haben und teilen, so reden Sie doch auf eine Weise davon, die mich skeptisch macht. Dies um so mehr, als Sie in Bezug auf die Bibel und den biblischen Gottesglauben wieder Töne anschlagen, gegen die ich nun noch einmal Einspruch erhebe. Ich bin in solchen Dingen nicht empfindlich, «wir Theologen» sind in dieser Beziehung leider nur zu abgestumpft; aber die Art, wie Sie von unserem und dem biblischen Glauben reden, steht entschieden unter Ihrem Standard. Sie erklären, dass Ihnen unsere «Theologie» wohl bekannt sei und dass ich nicht meinen müsste, was mir zufällig «Eindruck gemacht» (so bezeichnen Sie mein tiefstes Kämpfen und Erleben), auch für andere wichtig sein müsse, und schreiben uns die Ansicht zu, dass Gott die Welt nicht geschaffen habe, sondern sie bloss umschaffen, neuschaffen wolle. Wer nun eine Ahnung von unserem Glauben (der nicht «Theologie» ist), besitzt, weiss auch, dass einer seiner wesentlichsten Bestandteile der Schöpfungsglaube ist. Aber Sie reden überhaupt von diesen Dingen auf eine Art, die der Sache entschieden nicht angemessen ist. Wenn Sie Fragen stellen wie die, was denn Gott vor der Weltschöpfung gemacht habe, so hat im Grunde schon Luther darauf die Antwort gegeben: «Er ist im Birkenwäldchen gewesen und hat Ruten geschnitten für vorwitzige Frager.» Dieses Spielen mit den intellektualistisch ausgetrockneten Schalen eines Problems, dessen religiösen Sinn man nicht versteht, ist eben jene Freidenkerei und falsche Aufklärung, in die ein Mann wie Sie nicht verfallen darf. Es gibt Fragen, die nicht stellt, wer wirklich nach Gott frägt. Man muss eben ein Verständnis haben für den kindlich

einfachen und doch unergründlich tiefen Symbolismus solcher Aussagen wie die der Bibel über die Schöpfung der Welt durch Gott. Wenn Sie mit einem gewissen Spott von der Unterscheidung von Allmacht und Allzwang reden und tun, als ob das rabulistische Stücklein wären, so zahlen Sie an diesem Punkte einem blossen Vorurteil Tribut, und wenn Sie das Moment der Freiheit als Schlüssel zu den tiefsten Problemen des Weltprozesses mit einer leichten Handbewegung auf die Seite schieben wollen, so vergessen Sie, dass Sie damit die grössten Denker der Menschheit gegen sich haben. Es wäre wirklich besser, unsere Gedanken hätten Ihnen, bevor Sie sie bekämpften, ein wenig «Eindruck gemacht.» In diesen Ausführungen Ihres Briefes tritt eine gewisse Vergröberung der Problemstellung und Verkennung unseres Denkens überhaupt besonders stark hervor. Was soll es denn heissen, wenn Sie mich fragen, woher ich denn wisse, dass Gott ein schöpferischer Gott sei, eine neue Erde wolle, freie Geschöpfe wolle? Habe ich denn gesagt, dass ich das wisse, etwa so, wie ich weiss, dass Napoleon französischer Kaiser war? Ich habe behauptet, dass das der biblische Glaube sei, und dass er das ist, weiss ich; das kann ich beweisen. Dieser Glaube ist auch der meinige, und ich weiss, warum. Was heisst es ferner, wenn Sie tun, als ob wir andern die Resultate der Bibelforschung ablehnten? Welches sind denn diese Resultate? Bitte, sagen Sie mir, wo ich ein Resultat dieser Bibelforschung vernachlässige? Sollten nicht Sie sich vielleicht über die wirklichen «Resultate» der Bibelforschung stark im Irrtum befinden? Was heisst es, wenn Sie tun, als ob wir die Bibel als äussere Autorität ausspielten? Wem von uns ist dergleichen je eingefallen? Sie ist Autorität für den Glauben, die religiöse Erfahrung, und unser Gott im übrigen ein lebendiger, das heisst: gegenwärtiger Gott. Warum diese durch nichts begründeten «Ausfälle»? Ist es zu verwundern, wenn ich eine Erklärung für die voreingenommene und unsachliche Haltung gegen die Bibel von Seiten eines Mannes, der sonst ganz anders ist, suche? Und ist es nötig, sich so zu ereifern, wenn ich diese Erklärung darin zu finden glaubte, dass man Sie wahrscheinlich einst mit Bibel (und «Glauben») geplagt habe, nicht notwendig im Elternhaus, vielleicht in Schule und Kirche? Trifft diese Erklärung nicht tatsächlich in zahllosen Fällen zu? Was hat sie mit

Psychanalyse zu tun? Und wollte ich Sie damit nicht entschuldigen?

Dass Sie die Bibel nicht verstehen, das sage ich Ihnen, lieber Herr Züricher, auf den Kopf zu! Sie sprechen mir zwar die Fähigkeit ab, darüber zu urteilen; nun ja, so spreche ich sie mir selber zu. Zweierlei dürfte ich immerhin vor Ihnen in diesem Punkte voraus haben: Einmal höchst wahrscheinlich die gründlichere Beschäftigung mit der Bibel (die «Bibelkritik» eingeschlossen), sodann den noch wichtigeren Umstand, dass ich sie von innen her verstehe, mich mit ihr eins fühle, ihren Glauben teile. Und da sage ich Ihnen nun: so wie Sie, nach Ihren Aeusserungen zu schliessen, die Bibel lesen, wird man sie nie verstehen. Wer sich über die Bibel setzt mit dem Gefühl, dass in diesem Buch immerhin doch auch etwas Vernünftiges stehen könnte, dass dieser Herr Amos oder Jesajas ganz gut etwas gesagt haben könnte, was ein mit allen Wassern moderner Bildung gewaschener Intelektueller schon gelten lassen könnte, der hat wohl die Bibel gelesen, aber er hat nicht die Bibel gelesen. Wer innerlich ablehnt, nicht versteht, ja belächelt, was der eigentliche Kern und Sinn der Bibel ist, dem bleibt sie trotz einem gewissen äusseren Verstehen ein Buch mit sieben Siegeln. Gottlob — denn für solches Lesen ist die Bibel nicht da. Solches Lesen mag allerlei Interessantes und Schönes aus diesem Buche herausholen, aber Bibel, im wahren Sinn, «Wort Gottes», in dem ursprünglichen, freien und mächtigen Sinn dieses Ausdruckes, wird sie so nicht.

Werden Sie mir diese starken Worte übelnehmen? Es sind starke Worte, aber sie sind nicht stärker als die Ihrigen. Und ich möchte Sie doch bitten, mich nicht misszuverstehen: trotz der persönlichen Form, die diese Auseinandersetzung hat, liegt nichts Persönliches, im üblen Sinne, drin. Es bekämpfen sich einfach zwei «Standpunkte». Was ich gegen Sie sagte, ist nicht gegen Sie gesagt. Ferner, wenn Sie auch, wie ich meine, die Bibel nicht verstehen und falsch behandeln, so ist das in meinen Augen doch nicht so schlimm, wie es scheinen möchte. So viel mir selber die Bibel bedeutet — und sie ist mir wirklich nicht nur «Wort Gottes», sondern das «Wort Gottes», freilich nicht in einem engen, papierenen und buchstäblichen Sinn —, so ist mir doch klar, dass Sie ohne Bibel ein besserer Jünger Christi sein können als viele andern — mich selber natürlich

eingeschlossen — mit Bibel. Denn auf Buch und Wort kommts freilich nicht an und ein Mensch im Sinne der Bibel können Sie sein, auch wenn das Buch Ihnen vorläufig noch nicht ist, was es Ihnen sein könnte und eines Tages vielleicht sein wird.

Nochmals: mehr Respekt vor einander!

Aber ich habe nicht bloss um der Bibel willen, sondern aus einem andern Grunde, so stark geredet: ich verlange, wie gesagt, von Ihnen mehr Respekt, mehr Respekt nicht vor unseren Persönchen, sondern vor unserm Glauben und Denken. Ohne diesen Respekt können wir — ich meine auch jetzt nicht nur Sie und mich — nicht zusammenkommen. Sie müssen sich wirklich entschliessen, all die Vorurteile einer gewissen modernen Bildung gegen die Welt, an die wir glauben, zuerst abzulegen und uns ungleich ernster zu nehmen. Sie müssen sich sagen, dass die ganze Art, wie diese «Bildung» die Welt betrachtete, besonders aber wie sie das, was ich die Welt der Bibel nannte, beurteilte, sich als äusserst begrenzt erwiesen hat, als etwas Vorübergehendes, etwas, was mit der ganzen «Kultur», zu der es gehörte, gestürzt ist, und dass auf der andern Seite die Welt, die wir «Christus» nennen, in neuer Gestalt von uns aufsteigt. Es gilt also, mit neuen Augen zu schauen, sich neu zu besinnen, ernster zu werden.

Mehr Respekt! oder, wenn Sie wollen, mehr Ehrfurcht — mehr von jener Ehrfurcht, die zur Freiheit gehört. «Mehr Respekt! Aber wohl nur von uns gegen euch, nicht auch von euch gegen uns?» Nein, auch von uns gegen Sie, das heisst: Ihre Art. Ganz sicher. Zwar darf ich ja gewiss darauf hinweisen, dass ich nun schon ein Leben lang mit dieser modernen Welt gerungen habe, und ich glaube, man wird mir nicht wohl das Zeugnis versagen können, dass ich sie ernst genug genommen habe. Trotzdem — es fehlt uns andern gewiss doch noch an manchem Verständnis, an mancher Gerechtigkeit. Und da möchte ich denn freudig bekennen, dass mir die Art, wie unser Gesinnungsgenosse Ewald das Recht des Freidenkertums herausarbeitet, trotzdem er es in letzter Instanz ablehnt, vorbildlich erscheint und ganz meinem eigenen Streben entspricht.

Es kann also, verehrter Freund, wohl sein, dass wir Andern noch einen Schritt weiter müssen, bis wir jene Wahrheit erreicht haben, die, indem sie ein Neues darstellt — das heisst: eine völlige Erneuerung der alten Wahrheit —, doch auch dem, was Sie meinen, völlig gerecht wird. Wir sehen noch nicht recht, wie das geschehen mag, aber dass wir immer auf dem Wege sind und nicht ausruhen, darf ich schon versichern. Aber ganz klar sehe ich, dass auch Sie und Ihre Ansichts-Genossen weiter müssen. Wo Sie jetzt stehen, können Sie nicht bleiben; dafür ist Ihr Denken zu unbestimmt. Das zeigt mir das Glaubensbekenntnis, das Sie aussprechen. Darf man daran Kritik üben? Es läge mir fern, dies zu tun, wenn es in einem andern Zusammenhang ausgesprochen wäre; dann würde ich mich darüber bloss freuen. Für einen Menschen, der so glaubt, bin ich ohne weiteres dankbar. Da Sie es aber in einem polemischen Zusammenhang aussprechen, ist es keine Verletzung der Ehrfurcht, wenn ich ein paar Fragen daran knüpfe. Ich frage: Woher schöpfen Sie im Angesicht der ungeheuren Mächte des Uebels, des Bösen, des Todes Ihr Vertrauen auf den Sieg der «ewigen Liebeskräfte»? Wo treten Ihnen diese entgegen? In der Natur? In der Geschichte? Wie denken Sie sich diese Kräfte — Sie, der Sie auf das Zuendedenken ein so grosses Gewicht legen?

Die Sache liegt ja so, dass das, was Sie bekennen, stets die Sehnsucht des menschlichen Herzens gewesen ist. Es ist sozusagen die natürliche Religion, die man überall antrifft.

> «Es sagens aller Orten
> Alle Herzen unter dem himmlischen Tage.»

Aber diese Sehnsucht hat sich nie genügt. Sie hat eine Erfüllung begehrt. Diese Sehnsucht war bloss «Wort»; aber sie wurde erst gestillt, als das Wort «Fleisch» wurde. Das war der Uebergang vom Heidentum zum Christentum.

Fest behaupte ich: nur in Christus, erst in ihm wird das, was Sie als Glauben bekennen, Möglichkeit, Wirklichkeit, Kraft. Nur weil er war und ist, können Sie das nicht bloss ersehnen, sondern glauben. Nur an ihm wird es bestimmt, konkret, denkbar.

Denn dabei bleibe ich auch: es gibt in letzter Instanz, in Bezug auf Lebenswertung, Einstellung zu Gott, Welt, sich selbst, nur Einen

Gegensatz, nur Eine Wahl: Heidentum oder Christentum. Die Wörter brauchen uns nicht zu plagen. Dass ich unter Heidentum auf der Einen Seite keinen blossen «Kuddelmuddel» und keine blosse «Religionsmischerei» sehe, wie Sie fälschlich behaupten, ist ebenso klar, wie dass es für mich nichts Verächtliches ist; ebenso ist auf der andern Seite kein Geheimnis, dass ich das Wort «Christentum» für belastet halte und es nie brauche, wo ich mein eigenes Bekenntnis ausspreche. Ich sage dann: Christus, Reich Gottes oder ähnlich. Also auf die Wörter kommt es nicht an. Aber die Sache, die sie meinen, ist unendlich entscheidend. Und da bitte ich nun wieder, etwas, was bei mir Ergebnis langen und tiefen Studiums und Erlebens ist und das auf alle Art zu vertreten ich mich Manns genug fühle, nicht so etwas von oben herab zu behandeln. Es gibt tatsächlich in letzter Instanz nur zwei geistige Möglichkeiten, nur zwei Arten. Die eine Art, eben das Heidentum, bleibt in letzter Instanz doch immer weltbefangen. Polytheismus, Pantheismus ist ihr letztes Wort. Sowohl die Götter als der All-Gott oder das Gott-All sind bloss verklärte Weltmächte. Wer nicht etwas Höheres kennt, wird immer darauf hinauskommen, entweder die vorhandene Welt und Weltkultur zu verklären oder sie bloss zu fliehen. Man bleibt im Reich des natürlichen Lebens, wie vergeistigt man dieses auch immer erfassen möge. Man bleibt damit in der Sphäre des Unbestimmten, Fliessenden, Zerfliessenden, des Unpersönlichen. Denn in diesem Reiche tritt das Absolute nicht auf. Es erscheint höchstens da, wo das Heidentum im Begriffe ist, sich selbst zu überbieten, als Postulat — so etwa bei Plato. Wo aber das Persönliche fehlt, da fehlt das Gute in seiner höchsten und reinsten Gestalt. Darum gibt es in dieser Sphäre keine wirkliche Weltbesiegung im Sinne von Weltveränderung; dafür fehlt die bewegende Kraft. Denn die Natur kann nur durch etwas, was mehr ist als die Natur, was Uebernatur ist, überwunden werden; die Welt kann revolutioniert werden nur durch etwas, was anders ist als die Welt. Sittliche Erlösung, wirklichen Sieg über Sünde, Welt und Tod, wirkliche Weltrevolution und neue Erde gibt es nur von der Welt des Gottes her, der mehr ist als die Welt, von dem Gott her, der wirklich Gott und nicht bloss ein anderes Wort für Welt ist, der wirklich Geist und absolut und d a r u m persönlich ist, der wie der

Glaube lieber sagt, lebendig, heilig, allmächtig und gütig und der Eine ist. Dieser Gott tritt in Israel hervor und sein letztes Wort heisst Christus. Hier erscheint — dem Glauben! — die Bürgschaft für den Sieg der «ewigen Liebeskräfte»; hier erschliesst sich die Welt des sittlichen Geistes in ihrem letzten Sinn und ihrem letzten Grund und Halt; hier findet der Geist, im tiefsten Sinn, seine Heimat und seine Burg, seinen Herrn und seine Freiheit.

Es gilt zu wählen, da hilft nichts: entweder Christus oder irgend eine zerfliessende Allgemeinheit, deren letztes Wort Natur oder Schicksal oder meinetwegen auch Kultur ist. Die Wahl mag manchem ärgerlich sein; Christus ist immer wieder den «Juden» ein Aergernis und den «Griechen» eine Torheit. Ein wenig mit Ideen und Göttern spielen ist auch den «Griechen», den Gebildeten, Intellektuellen, Modernen, ganz lieb; sie können nicht gut ohne das sein; während die «Juden» einen handlichen Gott zum Verdienen und Machtgewinnen brauchen. Der Gott aber, der in diesem Jesus Christus erscheint, ist etwas so Unphilosophisches, so unästhetisch Strenges, so ungebildet Bestimmtes, er regt auf, reizt zum Widerspruch. Freilich, er ist dann auch ungeheuer wirklich und ungeheuer revolutionär.

Der Entscheidung für oder wider Christus kann man auch nicht auf dem Wege entrinnen, den heute viele «Gebildete» wählen, wie ihn schon auf dem Boden der antiken Kultur einige edle, hochkultivierte Geister einschlugen: dadurch, dass man Christus einen Ehrenplatz im Pantheon einer Weltreligion gibt, wo dann das Gute und Grosse, das alle Religionen und Kulturen enthalten, vereinigt ist, ohne dass eine von ihnen als die Wahrheit anerkannt würde, oder doch nur so, dass Christus hoch oben neben Buddha und Laotse oder vielleicht sogar ein wenig höher gestellt wird. Wer sich damit zufrieden gibt, hat die letzten Fragen des Geistes nie tief und ernst genug gestellt. Diese drängen zunächst zu einem Entweder-Oder. Welt und Gott treten auseinander; der erschütternde Ernst der sittlichen Probleme, die Frage nach dem Guten und seiner Verwirklichung, die Sehnsucht nach Erlösung vom Bann von Sünde und Tod drängen zu Christus, drängen zu der Frage, ob er die Wahrheit ist. «Wer glaubt ihr, dass des Menschen Sohn sei?» Ist das, was hier vom Wesen Gottes und des Menschen kund wird, die

Wahrheit (nicht bloss *eine* Wahrheit) oder nicht? Das ist die allentscheidende Frage. Alles andere ist nur vorläufig, ist nur «halbes Denken». Sie wird heute neu und immer dringender gestellt und die Zukunft der Welt hängt daran. Dieser Entscheidung ist nicht auszuweichen. Wenn dann die Frage, ob Christus *die* Wahrheit sei, bejaht ist, mag von hier aus die ganze sonstige Geisteswelt wieder in ihrer relativen Wahrheit bejaht werden — noch einmal: Christus ist das Licht, nicht die Verfinsterung der Welt —, aber diese Entscheidung muss zuerst fallen.

Das ist denn auch zugleich die Wahl zwischen Göttern, die man schliesslich selber macht und dadurch Sklave wird, und dem Gott, dem man gehorcht. und darin erst frei wird. Dann geht auch das Verständnis dafür auf, dass dieser Gott gerade als Gott zwar Gegenstand der Sehnsucht unseres Herzens und der Ideen unserer Vernunft sein, aber in seiner *Wirklichkeit* uns nur durch *Offenbarung* gegeben werden kann, das bedeutet: durch die Selbsterschliessung einer Welt, die zwar unserem Hoffen, Ahnen, Denken Erfüllung gibt und doch über alles, «was in des Menschen Herz gekommen ist», hinausgeht und zu der dann das, was wir Glauben nennen — dieses etwas, das ebenfalls «über alle Vernunft» geht — freudig Ja sagt, zum Sieg über Sünde, Welt und Tod.

Unsere Einheit — trotz alledem! Der gemeinsame Weg.

Und nun — habe ich nicht wieder, zum Schlusse, eine Kluft zwischen uns aufgerissen?

Ich antworte: Ja und Nein!

Ich habe die Kluft aufgerissen, *aber damit wir zusammenkommen*. Denn wir kommen nur zusammen durch eine neue Besinnung und neue Auseinandersetzung.

Und ich füge zweierlei hinzu, das doch jetzt schon uns wieder einigt.

Einmal: Von Herzen und selbstverständlich einverstanden bin ich damit, dass *die Liebe* grösser ist als der Glaube. Wie könnte ich dies bezweifeln? Es ist doch die einstimmige Meinung des ganzen Neuen Testamentes. Wir haben jetzt bloss vom Glauben geredet, vielleicht weil es über die Liebe für uns keinen Streit gibt. Das Verhältnis von Glauben und Liebe, über das ich mich hier nicht weiter äussern

kann, verstehe ich so, dass zwar die Liebe das ist, worauf es letztlich ankommt, die Liebe aber ohne Glauben ebensowenig leben kann, als ohne Hoffnung. Liebe muss verwelken, wie Hoffnung verwelken muss, wenn sie nicht im Glauben an Gott und Menschen ruhen. Aber dass die Liebe verbinden kann, wo der Glaube, wirklich oder scheinbar, trennt, das meine ich ja auch, wenn ich sage, dass es mir mehr auf Gesinnungen als auf Ansichten ankomme. Zu dem, was mir eine Gesinnung wertvoll macht, gehört vor allem die Liebe — die aus echtem Gold, nicht die übliche Talmi-Liebe, die starke, nicht die sentimentale, die Christusliebe. Lassen Sie uns miteinander das Reich der Liebe erstreben und selber in der Liebe wachsen, dann werden wir eines Tages auch unsern Glauben ähnlich bekennen — oder auch nicht! Jedenfalls heisst es in der Bibel: «Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibet, der bleibt in Gott und Gott bleibet in ihm.»

Zum Zweiten aber komme ich wieder beim Ausgangspunkt und Zielpunkt unserer Auseinandersetzung an. Darf ich deren Sinn nun noch so ausdrücken: Es gibt unter uns, es gibt in der ganzen Geschichte des Christentums zwei Richtungen, die miteinander ringen; in der neuesten Zeit treten sie klarer heraus und ihr Kampf gehört zum tiefsten Sinn der ganzen Entwicklung der «modernen» Welt. Wir haben auf der einen Seite diejenigen, die an Gott glauben, aber nicht an das Reich Gottes, an Christus, aber nicht an die Weltrevolution Christi, die im Namen Christi nicht eine Welt der Gerechtigkeit, Reinheit und Liebe fordern, sondern oft genug sogar eine Welt der Ungerechtigkeit, Sünde und Selbstsucht religiös rechtfertigen und die festeste Burg der Reaktion werden; wir haben auf der andern Seite diejenigen, die an das Reich Gottes glauben, aber nicht an Gott, an die Welt Christi, aber nicht an Christus, die eine Welt der Gerechtigkeit, Reinheit und Liebe fordern und darum die demokratische, pazifistische, sozialistische Revolution wollen, aber dies nur glauben auf dem Boden des «Freidenkertums» tun zu können. Diese beiden Richtungen kämpfen miteinander, bedingen einander, ringen miteinander, verkennen einander. Aber die Wahrheit Gottes und seines Reiches ist, prinzipiell gesprochen, ganz gleichmässig auf beiden Seiten. Gott ohne sein Reich ist keine Wirklichkeit; das Reich Gottes ohne Gott ist ein Traum. Chri-

stus und die recht verstandene Weltrevolution gehören zusammen. Beide Wahrheiten sind die Hälften des Einen Ringes, der die Wahrheit ist. In beiden Bewegungen ist Gott; er setzt die eine durch die andere ins Recht und Unrecht. Dass sie sich zusammenfinden, das ist, meine ich, die Reformation, oder die «Revolution Christi», der wir entgegengehen.

Und das, meine ich, ist auch der Sinn unseres Streites, der doch kein Streit ist. Das ist unser Werk — die Spähne fallen zu Boden. Wir sind darin tief verbunden. Wir haben beide Recht und beide Unrecht, aber wir dienen einer grossen Aufgabe, beide, meine ich, ehrlich und frei.

Ich reiche Ihnen in alter Gesinnung die Hand und bleibe Ihr

L. Ragaz

Das Mädchen in der Jugendpflege und Jugendbewegung[1]

I.

Wir kennen das Schlagwort «Das Jahrhundert des Kindes». In dem Begriff liegt viel Gutes, wenn auch der Name etwas übertrieben ist. Endlich hatte man begonnen, sich wissenschaftlich und praktisch mehr mit dem Kinde zu befassen; man sah im Kinde die zukünftige Generation, die das Wohl des Staates zu schaffen hatte; dem Kinde selbst wurde das Recht auf eine sonnige Kindheit zuerkannt. Heute sind Kinderpsychologie, Kindererziehung, Kinderpflege kein Fremdland mehr. Dem Kindesalter, der goldenen Kindheit ist ein grosser Platz eingeräumt im Leben und Denken der Menschen. Man sah ein, dass man nur erziehen und pflegen kann, was man kennt.

Der Begriff Jugend umfasst Kindheit und Reifezeit; wenn ich hier von der Jugend rede, so meine ich die nachschulpflichtige Jugend.

Wie steht es mit dieser Jugend? Kennt man sie? Versteht man sie? Hat sie sich ihren Platz in den Herzen der Menschen erobert wie das Kind? Wenn man sie nicht kennt, wie kann man sie dann leiten, beeinflussen, bilden und erziehen und ihr einen Platz im öffentlichen Leben zuerkennen?

Wir können noch nicht von einem Jahrhundert der Jugend reden, obwohl man heute viel von der Jugend spricht, viel um sie streitet,

[1]) Vortrag, gehalten in der Sozialen Frauenschule in Zürich.

viel um sie wirbt und sich viel über sie beklagt. Die Jugendbewegung hat mit allem Nachdruck die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Jugendvereine bestanden schon immer, aber das Problem der Jugend taucht erst in neuerer Zeit auf. Auch in der Schweiz hat man sich sehr wenig um die nachschulpflichtige Jugend gekümmert.

Das Bild, das sich uns von der Jugend, die zur Jugendbewegung und Jugendpflege gehört, zeigt, ist sehr mannigfaltig. Ich werde versuchen zu zeigen, welche jugendlichen Typen der einen oder anderen der Gruppen angehören; ferner liegt mir daran, das Leben und Denken der Jugend zu schildern; nachher werden wir sie einreihen in die Jugendpflege, Jugendbewegung und auch derer gedenken, die weder von der einen noch der andern Bewegung berührt werden und die vielleicht der Hilfe am meisten bedürften.

Einerseits war es die Jugend selbst, die sich durch die Jugendbewegung geltend machte, andererseits war man besonders in Fürsorge- und Erzieherkreisen doch endlich zu der Einsicht gekommen, dass auch die schulentlassene Jugend Führung und Erziehung braucht und die Gesellschaft ihr gegenüber auch eine Verantwortung hat, dass mit der Schule die Aufgabe am jungen, werdenden Menschen noch lange nicht erfüllt ist. Eine Lücke in unserem Bildungswesen hatte sich fühlbar gemacht. Die vielen Entgleisungen Jugendlicher mögen ebenfalls dazu beigetragen haben, die Aufmerksamkeit auf die Frage der Erziehung und Fürsorge der Jugendlichen zu lenken. Es ist billig, über die Verrohung der Burschen und über den Leichtsinn der Mädchen zu klagen, ohne sich über die Gründe, die dazu führten, Rechenschaft zu geben. Wir sind verantwortlich für das Geschehen von heute und morgen und sind verantwortlich für das Tun der Jugend. Sie ist auch nur ein Spiegelbild unserer Zeit; ist sie roh, verirrt, chaotisch, so ist es auch unsere Zeit, und wir — jedes von uns — sind Mitträger der Zeit.

Da wir erkannt haben, dass der Jugend vermehrte Beachtung geschenkt werden muss, ist es unsere erste Aufgabe, die Jugend kennen zu lernen. Wohl wird überall um die Jugend geworben, aber wie? Die Parteien werben, die Abstinenten werben, die Sekten werben, die Kirche wirbt und viele andere mehr. Man wirbt für seine Sache, aber man wirbt so selten um der Jugend willen, so selten aus Liebe zur Jugend. Die Jugend aber braucht Menschen, die sie lieben; sie braucht

Wärme, sie braucht Verständnis. Natürlich meine ich nicht, man solle einen Kultus treiben mit der Jugend, eine gesunde Jugend würde den Jugendkultus auch letzten Endes wieder verwerfen. Sie will etwas viel Herberes, Grösseres, aber auch Gütigeres. So meine ich, wäre es oft besser, man würde weniger um die Jugend werben, sie aber etwas mehr lieben, sie besser kennen lernen und sie auch mehr achten. Der Jugendkultus bewirkte, dass die Jugend sich auch gar wichtig nahm, und sie musste zur Ueberzeugung kommen, dass es ohne sie gar nicht mehr gehe in der Welt, dass das blosse Jungsein schon fast eine Kraft bedeute. Geberden sich die Jugendlichen anmassend, so macht man ihnen Vorwürfe und sieht den eigenen begangenen Fehler nicht. Wir nehmen der Jugend die Jugend, wenn wir sie für unsere Zwecke einfangen. Die Jugend hat ein volles Recht, sich selbst zu gehören. Die idealistische Jugendbewegung wird öfters als die Jugend geschildert, die sich selbst sucht und daran zugrunde gegangen ist. Ich habe doch ein anderes Bild von dieser Jugend. Wohl ist die Bewegung, die so verheissungsvoll auf dem hohen Meissner ihren Anfang genommen hatte, in gewissem Sinne zugrunde gegangen, aber aus kleinen einzelnen Gruppen entstand neues Leben. Die Jugendkultur ging zugrunde, und das war gut, aber das Suchen nach der eigegenen Bestimmung war von einem hohen Gedanken getragen. Der richtig verstandene Individualismus führte zum Sozialismus, zur Gemeinschaft, er blieb nicht Selbstzweck, sondern war Weg zu etwas Höherem. Das Suchen war letzten Endes ein Suchen nach Gott und einer neuen Brüderlichkeit unter den Menschen.

Das Suchen nach sich selbst ist der Jugend Recht. Unsere Aufgabe muss es sein, dieses Suchen in richtige Bahnen zu lenken. es soll nicht Selbstbespiegelung, Selbstvergottung sein, sondern Selbst-Kenntnis.

Wir hören immer wieder, wir müssen die Burschen zu guten Staatsbürgern, die Mädchen zu tüchtigen Hausfrauen und Müttern erziehen. Gewiss ist beides ganz recht, aber der Jugend sollen doch nicht nur die Augen für die zukünftigen Aufgaben geöffnet werden, sie muss für den heutigen Kampf ausgerüstet sein, sie ist heute schon Glied eines Volksganzen und muss einen Platz ausfüllen. Nur wenn sich die Jungen frei entwickeln können, wenn ihrem Bedürfnis entsprochen wird, nur dann werden sie fähig für grössere Aufgaben, nur dann werden sie in der Zukunft, wo sie auch stehen mögen, ihre Pflichten

erfüllen. Nur indem die jungen Menschen M e n s c h e n werden, nur indem sie sich verantwortlich fühlen für das Ganze, können sie jetzt schon einen Platz ausfüllen. Wenn in der Erziehung dafür gesorgt wird, dass die Jugend sich ernst nimmt und nehmen kann, wird sie ihre Augenblicksarbeit voll und ganz leisten. In der Jugend sind Kräfte, die keine andere Lebensstufe hat, es gilt, diese Kräfte zu wecken und sie dem Volksganzen jetzt schon zugute kommen zu lassen, ohne aber die Jugend zu vergewaltigen.

So ergibt sich immer klarer: wir müssen die Jugend kennen, wir müssen von der Jugend ausgehen, nicht von uns aus. Jede Generation hat ihre Aufgabe, ihr Suchen, ihr Ringen, wir können nicht unser Suchen, unsern Kampf in die Jugend hineintragen.

Ueberall sind ernste Ansätze da, die psychische, physische und wirtschaftliche Lage der Jugend zu erfassen; aber die jugendliche Seele ist noch nicht, wie die des Kindesalters, erforscht. Wie wenig die Frage Beachtung fand, fällt uns auf, wenn wir nach einschlägiger Literatur suchen und uns mit recht wenigem begnügen müssen. Erst in ganz neuester Zeit findet die Frage grössere Beachtung und haben wir eine Menge Broschüren und Zeitschriften über und von Jugendvereinigungen und Jugendbewegungen aller Schattierungen.

Für die psychische Erfassung der Jugendlichen ist die wissenschaftliche Methode kaum anwendbar, weil die Hauptvorgänge der jugendlichen Psyche nicht im Intellekt, sondern im Gefühlsleben liegen. Wollen wir die Jugend kennen und verstehen lernen, so ist es immer noch das Beste, wir graben nicht in Büchern, sondern gehen zu ihr, leben mit ihr. Aber mit scheuer Ehrfurcht müssen wir an sie herantreten; wir betreten heiliges Land. Denn Jugend ist Werden und Wachsen, jedes Wachsen aber ist ein Mysterium, und weil es ein Mysterium ist, können wir es nicht wissenschaftlich erfassen, wir müssen es erleben und uns ihm hingeben.

Die Menschen, die mit den Jugendlichen zusammenleben, sie lieben und an sie glauben, werden uns am meisten über die Jugend zu sagen haben, oder dann aber die grossen Denker und Dichter, die in ihren Werken ihre eigenen Kämpfe der Jugendzeit schildern. Die Literatur ist nicht arm an Dokumenten aus der Werdezeit grosser Menschen. Ich nenne hier nur einige: Dostojewski, Tolstoi, Strindberg, Goethe, Romain Rolland, Wedekind (Frühlingserwachen), für die

Mädchen vielleicht Lilly Braun, obwohl sie den männlichen Autoren nicht gleichgestellt werden kann.

Die Reifezeit fällt bei den Mädchen meistens in die Zeit zwischen dem 14. und 18., bei den Knaben in die zwischen dem 16. und 20. Jahre. Der Abschluss der Reifezeit ist schwerer festzustellen. Die Reifezeit bedeutet, wie Evard sagt, «Evolution der Persönlichkeit». Rousseau nennt diese Periode die «zweite Geburt» des Menschen und deutet damit an, welch wichtige Rolle diese Zeit im Leben des Menschen spielt.

Jugendzeit ist, wie jede Reifezeit, Kampf. Die äussern Merkmale der Reifeperiode beim Mädchen sind bekannt: Entwicklung des Mädchens zur Frau, starkes Wachsen und Gewichtszunahme, Stimmänderung. Durch das starke Wachstum sind an alle Organe grössere Anforderungen gestellt. Neben der Blutarmut fallen an krankhaften Erscheinungen auf: Herzklopfen, Kopfschmerzen, rasche Ermüdung und Erschlaffung. Mit grossen physischen Schwankungen gehen die seelischen Hand in Hand, von denen wir nachher reden werden. Diese tiefgreifenden physischen Veränderungen ermüden den Körper und sind nicht selten Ursache von schweren Erkrankungen; besonders gefährlich sind erblich belastete Jugendliche. Der Widerstand gegen die Krankheitskeime ist geschwächt: Tuberkulose, Nervenleiden, sowie Rückgratsleiden (verursacht durch das rasche Wachsen) sind die häufigsten Erkrankungen in diesem Alter. Würde der richtigen Ernährung, der Bewegung in freier Luft und den richtigen Ruhepausen mehr Beachtung geschenkt, so könnte manches Uebel verhütet werden.

Den physischen Veränderungen folgen psychische; am wenigsten wird der Intellekt berührt.

Die grösste Veränderung finden wir im Gefühls- und Willensleben, die sich in dem Stimmungswechsel kundtut. Wer kennt nicht die ewige Klage der Eltern und Erwachsenen über die Stimmungen oder, wie man sie nennt, Launen der jungen Leute. Man wisse nie, woran man sei, eine Stunde sei der junge Mensch so, die andere Stunde gerade das Gegenteil, «himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt». Die Welt ist für den jungen Menschen oft wundervoll oder entsetzlich. Wenn er ins Leben hinaustritt, ist er überwältigt von der Fülle neuer Eindrücke, die ihm entgegentreten, neue Höhen und grössere Tiefen

tun sich auf, er steht dem vielen ratlos gegenüber und weiss nicht wo aus noch ein. Sein Weg zum Glück, den er sich ausgemalt hatte, und der einfach schien, wird schwer und unklar. Durch die Berührung mit andern Menschen, durch seine Berufsarbeit erkennt er, dass die Welt seinen Wünschen und Idealen gar nicht entspricht. Seine Selbständigkeit, auf die er sich so sehr gefreut hatte, ist recht eingedämmt, stellt ihn aber oft vor Entscheidungen, denen er noch gar nicht gewachsen ist. Da ergreift ihn das Unzufriedensein mit sich selbst und der Welt. Wo er Genossen zu finden glaubte, sieht er sich allein. Jeder junge Mensch wähnt sich in seinem Kampfe einsam — er ist es auch — und meint, er sei etwas Besonderes, noch nie Dagewesenes. Aus der Einsamkeit und Verlassenheit heraus erwächst ihm die Sehnsucht nach Gemeinschaft. Das Alleinsein, Alleinkämpfen erdrückt ihn, er ist dem Drucke der Welt allein nicht gewachsen. Darum besitzt das sozialistische und kommunistische Ideal eine grosse Werbekraft, weil es der jugendlichen Psyche in diesem Punkte entgegenkommt. Der gemeinsame Kampf steht im Mittelpunkt. Der jugendlichen Mentalität noch besser angepasst scheint freilich mir die individualistisch-idealistische Jugendbewegung. Sie trägt dem Bedürfnis der Jugend nach Individualismus Rechnung, legt aber den Akzent auf das gemeinsame Ziel. Da sie aber hohe Anforderungen an den Einzelnen stellt und auf die möglichst harmonische Entwicklung der Persönlichkeit Wert legt, damit sie der Allgemeinheit besser dienen könne, werden willensschwache Menschen wiederum abgestossen.

Wer viel mit der Jugend in Berührung kommt, wird bald im klaren sein, dass der individualistische, ja egoistische Zug in fast allen jungen Menschen stärker ist als der soziale, altruistische, und dass wir immer von neuem an das Zusammengehörigkeitsgefühl und an den Opfersinn jedes Einzelnen für die gemeinsame Sache appellieren müssen. So ist das Individuelle das Primäre. Das Bedürfnis des Sichaussprechens, das sich auch in der Beichte, in den Tagebüchern und Jugendzeitschriften kundtut, ist ein Beweis dafür. Das Beste und Tiefste der Jugend wird selten während der Zeit der Gärung in einem Verein zum Ausdruck kommen, in der Stille reift der junge Mensch. Er ist im allgemeinen in dieser Gärungszeit mehr aufnehmend, aber er leidet sehr oft darunter, dass er sich nicht geben kann und alles in sich verschliessen muss. Der Welt zeigt er nur ein mürrisches, unzufriedenes

Gesicht, und doch fangen in ihm die feinsten und zartesten Regungen an wach zu werden. In dieser Verschlossenheit liegt aber gerade für die Mädchen ein Schutz; in ihr reift das Weibliche, Mütterliche; da tun sie gut, es als Heiligtum zu bewahren, es zu schützen vor rauher Hand und es werden zu lassen.

In solchen Zeiten werden sie sich nicht in einem Verein, unter vielen, geben können, da sollten alle einen Menschen finden, dem gegenüber sie sich aussprechen können, sonst verkümmert leicht vieles oder wird auf falsche Bahnen gelenkt und stört das «seelische Gleichgewicht» oft auf Jahre; aber es kommt darauf an, wem sie sich anvertrauen.

Das ganze Leben eines jungen Menschen kann und soll sich nicht im Verein abspielen, er kann ihm Richtung, Heimat und Arbeitsfeld sein, aber das Reifen, das Werden geschieht in der Stille, fern von den andern.

Reifezeit ist Krisenzeit. Wir glauben nicht mehr an die goldene Jugendzeit, an das goldene Zeitalter der Jugend. Die heutige Jugend träumt nicht mehr in hellen Mondnächten in ihren Kämmerchen und schreibt gefühlvolle Gedichte; die Zeit der naiven Unschuld der Mädchen ist vorbei. Der reine Glanz, der über der Romantik zu liegen schien, ist der heutigen Jugend genommen worden, etwas von ihrer Poesie hat sich im harten Kampf ums Dasein zu realistischer Prosa verdichtet. Reifezeit ist Schmerzenszeit. So stürmisch und lebensfroh der junge Mensch ins Leben tritt, so intensiv erlebt er auch den Schmerz, das Versagen, das Enttäuschtsein. Er ist sich und der Welt fremd. Da flieht er gern in die Einsamkeit. Hier hat es der Bursche leichter als das Mädchen, das abends und Sonntags nicht einsam in die Ferne streifen kann. Gar manches Mädchen hofft dadurch, dass es in die Fremde geht, sich selbst zu finden. Die Jugend ist sich ihres Wollens nicht bewusst; sie will, weiss aber oft nicht, was sie will, und die Willenskraft, die in keiner Schule geübt wurde, erlahmt oft bei den ersten Schwierigkeiten.

Wer kennt die äussern Merkmale dieser Sturm- und Drangperiode nicht? Wir sehen sie bei den Mädchen: die Lachkrämpfe, die leichtfliessenden Tränen, die Schüchternheit, die oft ins Gegenteil umschlägt. Das Gefühlsleben ist nicht mehr im Gleichgewicht mit dem äussern Leben, es ist ein Gefühlsüberschwang da, auch wo er nicht

sichtbar nach aussen tritt. Wie viele «Schwärme» spielen sich in der Stille ab, wie viele Briefe wandern, von der Schreiberin selbst zerrissen, in den Papierkorb.

Man fühlt sich oft geneigt, diese Entwicklungszeit als krankhafte Periode darzustellen, aber es ist kein krankhafter Zustand, nur bewirken die Veränderungen im physischen Leben eine starke Veränderung des ganzen seelischen Lebens.

Das ungestüme Lieben einer Sache, noch öfter einer Person, das nichts von Resignation weiss, das besitzen will, das aber auch in vollem Masse geben will, das Suchen nach allem Grossen, ist der Jugend ureigenstes Leben. Aus diesem Suchen kann ein Strom von Kraft fliessen, wird aber die Quelle vergiftet, so ist das Leben vielleicht völlig vernichtet.

Versuchen wir noch einen Blick weiter in das persönliche Leben der Jugend zu werfen. Was erfüllt das Herz der Jugend? Sucht sie nicht in erster Linie Freude und Kameradschaft? Wieder sehen wir, dass das Individuelle eng mit dem sozialen Bedürfnis verbunden ist. Beide Faktoren: Kameradschaft und Freude, können zu Gutem wie zu Schlechtem führen. Freude sollte die Grundstimmung alles Lebens sein, Freude am Leben, am blossen Sein, Freude an der Welt, an der Arbeit. Die Freude am Sein, und zwar am Anderssein als andere, ist ein besonderes Merkmal junger Menschen. Die Heldenverehrung ist nicht zufällig ein typischer Zug der Jugend, aber nicht nur will sie Helden verehren, sondern sie will selbst Held werden. Wir wissen aus der Verbrecherpsychologie, welch eine grosse Rolle dort das heroische Moment spielt. Welcher junge Mensch träumt nicht von grossen Taten, Heldentaten, kühnen Abenteuern? Diese Lust kann oft nicht auf rechtmässigem Wege befriedigt werden, so beschreitet man die verbotenen Wege. Der Jugendliche hat mit sicherer, aber oft unbewusster Intuition erfasst, dass jeder Mensch eine Welt für sich ist, ein abgeschlossenes Ganzes bilden kann, dass er anders ist als alle andern, dass er eine eigene Bestimmung hat. Diese Intuition könnte zur höchsten Entwicklung der Persönlichkeit dienen, statt dessen führt das Bedürfnis der jungen Menschen, etwas zu sein, sie oft ins Verderben. Sie möchten aber nicht nur Helden werden, sondern wollen auch Helden verehren. Es wird viel von der Auflehnung der Jugend gegen die ältere Generation geredet, ja die Auflehnung ist ein Haupt-

moment in der Geschichte der Jugendbewegung, und doch möchte ich gerade aus dem Bedürfnis nach Heldenverehrung den Schluss ziehen, dass die Jugend Führer sucht und sie auch braucht. Der junge Mensch wehrt sich nur gegen den autoritären, den sich selbst aufdrängenden Führer, nicht gegen den Führer als solchen. Das Bedürfnis nach Verehrung liegt tief im menschlichen Wesen begründet. Es liegt im Kinde und tritt in allen Altersstufen wieder zutage, in ihm liegt die Quelle alles religiösen Suchens. Heldenverehrung soll zu Gottesverehrung führen. Ein richtiger Jugendführer wird die jungen Menschen nie an sich ketten wollen, sondern wird sie auf ein überpersönliches Ziel hinweisen. Solche Führer werden von der Jugend gesucht, diese lehnt sie nicht ab. Führer können aber nicht gezüchtet werden.

Die psychologische Erkenntnis dieser Heldenverehrung, dieses Willens, selbst Held zu werden, ist für die Jugendführer von grösster Wichtigkeit.

Das Gleiche kann von der Sehnsucht nach Kameradschaft gesagt werden. Dieses Verlangen nach einem verstehenden, liebenden Menschen führt oft frühzeitig zu einem Menschen des andern Geschlechts.

Etwas vom Traurigsten im Leben der Jugendlichen ist die Disziplinlosigkeit in ihrem Triebleben. Viele scheinen ihren Trieben ausgeliefert. Vererbung und schlechte Erziehung sind in grossem Masse schuld an dieser Zügellosigkeit, aber alles kann auch nicht diesen zwei Faktoren zugeschrieben werden. In einem Teil der Jugend herrscht ein Zug zum schrankenlosen Ausleben, und jede Selbstbeherrschung erscheint ihr als altväterisch und unjugendlich. Neben dieser extremen Richtung, die bewusst das «Sich-Ausleben» als das allein Richtige betrachtet, gibt es noch die Jugendlichen, die zu schwach sind, ihre Leidenschaften im Zügel zu halten. Es sind jene willensschwachen Menschen, die wir so viel auf der Strasse sehen, die sich nur in Gesellschaft eines Burschen wohlfühlen, deren ganzes Leben sich im Sinnenleben abspielt, und die zu nichts Höherem Zugang finden. Es sind die jugendlichen Kino- und Tanzlokalbesücherinnen. Sie sind nicht schlecht, nur schwach. Von ihnen sagt Jane Addams in ihrem Buche «The Spirit of Youth in the City Street»: «Wenn die Sinne geweckt, die höhere Phantasie aber nicht berührt wird, so können die Sinne nicht mehr vom Erdboden gehoben werden.»

Manch schwerer Kampf der Besten unter der Jugend wird in der

Stille ausgefochten. Wie viele Mädchen müssen dazu noch ins Leben hinaustreten, ohne von ihren Müttern aufgeklärt zu sein, und die verwirrten Ideen, die oft in den Köpfen der Mädchen stecken, tragen nur dazu bei, den Kampf zu erschweren. Die Gedanken werden oft in ganz unnatürliche Bahnen gelenkt und nehmen viel zu viel Kraft und Zeit der Jugendlichen in Anspruch. Durch das falsche Wissen wird oft eine ungesunde Neugierde gross gezogen. In dem Gefühle der Mütterlichkeit, die in jedem Mädchen ruht, liegt eine der grössten und reichsten Quellen des Frauenlebens, aber wie so manches andere Hohe ist dieses Gefühl in den Schmutz gezogen und durch langen Missbrauch zum Verhängnis vieler jungen Menschen geworden.

Gertrud Ruegg

(Schluss folgt.)

Zur Weltlage

Die deutschen Ereignisse und wir.

Von Heft zu Heft ist es mein Wunsch, an dieser Stelle von andern, an und für sich vielleicht wichtigern, tieferen Dingen reden zu können, als von politischen Tagesfragen. Es geht mir darin, wie es mir — und wohl auch andern — überhaupt geht: man kommt nur sehr schwer zu dem, was einem doch die Hauptsache ist. Es lässt sich aber hierin nichts erzwingen. Wir dürfen uns unsere Aufgaben nicht selber stellen, sondern müssen versuchen, die uns zugewiesenen zu lösen. Da nun einmal sog. politische Fragen sich so mächtig und so ernsthaft die Aufmerksamkeit heischend in den Vordergrund drängen, so wäre es eitel Willkür und Hochmut, wenn wir ihnen ausweichen wollten, nur um den Schein zu vermeiden, dass wir blosse Politiker seien und damit unsere «religiöse» Ehre zu wahren. Wenn ein gewaltiges, für die Geschicke der Menschheit so wichtiges Reich und Volk wie das deutsche sich in geistigen Todesnöten windet und dazu Hunderttausende seiner Kinder vom Hungertod bedroht sind, so ist das wohl auch für das Reich Gottes wichtiger und, im besten Sinne, den das Wort haben kann, eine religiösere Angelegenheit als irgend ein «rein geistiges» Problem. Es war für den barmherzigen Samariter wichtiger, den halbtoten Mann, der am Wege lag, zu retten, als etwa über das Geheimnis der Liebe Gottes nachzudenken — so wichtig auch dieses ist.

1. Der Bürgerkrieg.

Ueber Deutschland lagert fortwährend die fluchschwangere Wolke des Bürgerkrieges. Der Bürgerkrieg ist schon da, aber bis jetzt mehr in Form von da und dort aufzüngelnden Flammen, als in Form eines allgemeinen wilden Brandes. Schon diese vereinzelten Ausbrüche sind an sich furchtbar genug. Ein Ereignis wie der «Kommunistenaufstand» in Hamburg oder auch nur die sächsischen Metzeleien hätten noch vor zehn Jahren die ganze Welt mit Grausen erfüllt. Wir sind furchtbar abgestumpft. Wenn aber die Glut, die überall schwelt, als eine grosse Flamme aufschlüge, dann wäre Entsetzliches zu fürchten. Der Bruderkrieg war stets der schlimmste der Kriege. Es käme zu wilden Strassenschlachten, zu Mord und Raub und Wahnsinn. Alle Führer der Demokratie, des Sozialismus und Pazifismus wären wie gejagtes Wild. Die Hitlerschen und Ludendorffschen Erlasse während ihres kurzen Regiments in München, nach denen jeder Bürger, dessen Wirken «für Staat und Volk gefährlich sei» (so unfähr hiess es), vor ein Standgericht gestellt werden sollte, das seine Urteile nach drei Stunden vollstrecke, geben einen Begriff davon, was unter Umständen zu erwarten wäre. Vor allem hätten wir Judenmetzeleien im Stil des Mittelalters zu gewärtigen und zwar wieder unter dem Zeichen des Kreuzes, diesmal, bezeichnenderweise, des Hakenkreuzes, d. h. des Nationalismus, der Christus schändet, indem er das Kreuz zum Zeichen nimmt.

Das alles muss die Welt sich klar machen. Das kann kommen, das wird kommen, wenn nicht rettende Mächte dazwischen treten.

Man wendet vielleicht ein, diese Perspektive sei zu dunkel. Es werde nichts so heiss gegessen, wie es gekocht worden sei. Man müsse nicht wilde Worte beim Bierkrug mit entsprechenden Taten verwechseln. Der Deutsche sei ein gutmütiger Mensch, Grausamkeit und Blutdurst lägen ihm fern. Zugegeben; aber wenn einmal die Flamme der Wut aufschlägt, Blut fliesst, die Dämonen entfesselt sind, dann werden die Menschen zum Spielball höllischer Mächte. Der Wahnsinn wird herrschen. Er herrscht ja schon jetzt. Und der Krieg hat die Menschen bestialisiert, satanisiert. Die Gefahr ist riesengross und alle Mächte des Guten müssen zu ihrer Beschwörung ans Werk.

2. Was wird daraus werden?

Was wird das Ende dieser Dinge sein? Was wird aus Deutschland werden?

Tiefdunkel liegt die deutsche Zukunft vor uns, verhältnismässig noch dunkler als die der ganzen Welt. Wer wollte da weissagen? Vorläufig scheint die schlimmste Form des Bürgerkrieges durch die Münchner Explosion abgewendet. Die Kräfte der Reaktion lähmen sich, wie die der Arbeiterschaft, selbst durch innern Streit. Es ist eines Hand wider die Andern. Wahrscheinlich ist ein vorläufiger Sieg der Reaktion in Form einer militärischen Diktatur ausgesprochenster Art, vielleicht in Form einer Wiederaufrichtung der Monarchie. Als Möglichkeit erscheint ein katholisches deutsches Kaisertum, die Verwirklichung eines schon lange gehegten Planes gewisser Kreise. Es sei nebenbei bemerkt, dass mir persönlich ein solches nicht schlimmer scheint als die Stützung des Protestantismus durch den Tron der Hohenzollern. Aber dass die Lage des deutschen Protestantismus, äusserlich betrachtet, schwer geworden ist, liegt auf der Hand. Schon jetzt überwiegt in der deutschen Politik bei weitem der katholische Einfluss. Der römische Weizen blüht ja allenthalben. Dass dies nach meinem Glauben nicht das letzte Wort und, von einer höheren Warte aus gesehen, die Lage vielleicht umgekehrt ist, sei nicht verschwiegen. Es ist vielleicht für den Protestantismus ein Segen und eine Notwendigkeit, einmal vor seiner todbringenden Verbindung mit dem Nationalstaat und der politischen Macht loszukommen, wie umgekehrt für den Katholizismus sein Kriegsgewinnlertum und sein Machtzauber rascher zum Fluch werden können, als man heute ahnt.

Was wird also wohl aus Deutschland werden? Wer es sagen könnte! Eins darf man vielleicht *wünschen* und dieses Wünschen ist vielleicht ein Hinweis auf das, war *wird*. Wenn diese Zersetzung des zentralisierten, an Preussen orientierten Bismarckreiches zu einem neuen und dem einstigen gegenüber freilich bessern deutschen *Föderalismus* führte, dann wäre das für Deutschland und die Welt ein grosser Segen. Es wäre eine Vorbedingung neuer Grösse. Wir wünschen das nicht bloss für Deutschland, etwa damit es machtlos werde, wir wünschen es für *alle* Welt gleichmässig. Eine föderalistisch gegliederte Völkerwelt, worin das moderne Staats-

prinzip samt dem Grossmachtsystem zerbrochen und das dafür durch eine geistige Macht zusammengehalten wäre, ist unser politisches Zukunftsziel. Es fällt für uns mit einem echten Völkerbund zusammen.

Vielleicht aber, dass aus diesen qualvollen Wehen etwas noch Grösseres hervorgehen soll: eine geistige Wiedergeburt, die dann auch eine politisch-soziale nach sich ziehen wird, das Aufsteigen eines neuen Willens und neuer Organisationen eines neuen Willens über alle heutigen Parteien und Organisationsformen hinaus. Es fehlt nicht an Zeichen und Verheissung eines solchen Sinnes dieser furchtbaren deutschen Not.[1])

3. Die Aussicht und Aufgabe des Sozialismus in Deutschland und bei uns.

Eine besondere und grosse Frage ist in diesem Zusammenhang, was aus der deutschen Arbeiterbewegung und dem deutschen Sozialismus werden soll, was für Rückwirkungen die dortigen Entwicklungen besonders für die Schweiz haben werden und was für Aufgaben daraus erwachsen.

Man wird damit rechnen müssen, dass die Arbeiterbewegung und der Sozialismus in Deutschland zunächst die Besiegten sein werden, wie sie es in Frankreich, Italien, der Schweiz und anderwärts sind. Die Arbeiterschaft ist müde, durch die wirtschaftliche Not erdrückt. Ihre Kampfmittel sind zerbrochen; sie ist froh, wenn sie ein Stück Brot verdienen kann. Aber nun erhebt sich die ungeheure Gefahr, dass diese Arbeiterschaft, die noch vor kurzem sich so ziemlich als Herrin der Lage fühlen durfte, in ihrer stumpfen Verzweiflung sich zu einem wilden Widerstand hinreissen liesse. Dann könnte es zu jenem Entsetzlichen kommen, das vorhin angedeutet worden ist. Und das Ende wäre dann eine Niederlage der Arbeiterbewegung, von

[1]) Was, vom aussenpolitischen Standpunkt gesehen, für Deutschlands (und zugleich Europas) Rettung getan werden kann, ist wohl am besten in der in jeder Beziehung bedeutsamen Rede gesagt, die der bekannte Burengeneral Smuts, einer der wenigen wahrhaft grossen Politiker unserer Tage, der zugleich (als General!) einer der grössten Vorkämpfer des Völkerfriedens ist, vor der gesamtbritischen Reichskonferenz gehalten hat. Sie ist englisch im Sekretariat des «Versöhnungsbundes» (Fellowship of the Reconciliation), London W. C[1], Red Lion Square 17, zu haben und es wäre dringend zu wünschen, dass sie als Flugschrift in deutscher Sprache herausgegeben würde.

der sie sich auf viele Jahrzehnte nicht mehr erholen könnte, wenn sie sie überhaupt je verwände. Die Macht ist zu dieser Stunde auf der andern Seite. Auf eine Hilfe von Russland her zu hoffen, wäre eine Illusion, noch ganz abgesehen von dem zweifelhaften Charakter dieser Hilfe.

Bei dieser Sachlage wäre es eine doppelte Verkehrtheit, wenn man etwa gar in der Schweiz versuchen sollte, mit irgend welchen Gewaltaktionen etwas an der Sachlage zu ändern und dadurch vielleicht dem Kampf der deutschen Arbeiterschaft zu Hilfe zu kommen. Unsere Kommunisten sind natürlich bereit, solche Losungen auszugeben, die, scheinbar wenigstens, nichts kosten und den Ruhm der radikalen Entschlossenheit eintragen. In Wirklichkeit wäre es bei uns vollends ein Wahnsinn, wenn man diesen Weg beschreiten wollte. Auch unsere Arbeiterschaft ist müde, gelähmt, unfähig zu jeder grösseren Aktion. Irgendwelche kommunistische Dummheiten gäben der schon lange darauf lauernden Reaktion das heissersehnte Zeichen, mit ihren Plänen ernst zu machen. Wir müssten irgend eine kleine Torheit ganz unverhältnismässig büssen.

Nein, es gibt für den deutschen und unsern Sozialismus gegenwärtig nur einen Weg: sich stille zu halten. Es ist genau die Lage, worin einst ein israelitischer Prophet seinem Volke, wo die Heissporne auch zur Aktion drängten, zurief: «Durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein!» Dieses Stillesein bedeutet selbstverständlich nicht, dass nichts getan werde oder dass jede Art von Kampf unterbleibe. Im Gegenteil, es gilt jetzt eine sehr eifrige Arbeit zu tun, einen sehr schweren Kampf zu kämpfen. Es gilt Arbeit und Kampf um die Erneuerung des Sozialismus. Niederlagen, Zeiten des Stillstandes, können, recht benutzt, wertvoller werden als Zeiten eines siegreichen Vorwärtsschreitens. Diese ganze schwere Zeit des Sozialismus ist eine Aufforderung zur Besinnung, zur neuen Orientierung, zur Sammlung frischer Kraft, zum Graben tieferer Quellen dieser Kraft, zur Vorbereitung neuer Mittel und neuer Eroberungen. Auch hier dürfte die Lage umgekehrt sein, als sie auf den ersten Blick erscheint. Der Reaktion mag ein Sieg beschieden sein, aber ihre Herrlichkeit wird nicht lange dauern. Es scheint ein Gesetz zu sein, dass die Menschen in Zeiten grosser Umwälzungen, vom Neuen enttäuscht, es etwa wieder mit dem Alten ver-

suchen müssen, bis sie einsehen, dass dieses eben doch erledigt ist und sich dann endgültig dem Neuen zuwenden.

Die Lage des Sozialismus ist gewiss nicht zum Verzweifeln, wenn wir weise sind. Man muss die heutigen Wortführer des Sozialismus, besonders auch die schweizerischen, dringend mahnen, jede Versuchung zur Spielerei mit bolschewistischen oder halbbolschewistischen Theorien und zum Wettbewerb mit dem Kommunismus in revolutionärem Phrasenheldentum zu überwinden und die Arbeiterschaft entschlossen und tapfer auf jenen andern Weg zu weisen, der allein der Siegesweg ist.

Gerade Deutschland aber könnte wohl auf diesem Wege und überhaupt durch seine heutige Not e i n e seiner Bestimmungen erreichen: das Land eines organischen, seelenvollen, originalen Sozialismus zu werden.

4. Die Hungersnot.

Furchtbarer fast noch als der Bürgerkrieg droht dem deutschen Volke die Hungersnot, fast schlimmer als die politischen Strassenkämpfe sind die Hungerrevolten. Die Arbeitslosigkeit nimmt mit Rieseneile zu. Die Kassen der Gewerkschaften wie des Staates sind erschöpft. Zwar ist die Ernte gut, zumteil sogar ausgezeichnet gewesen; aber der Bauer verkauft nicht mehr für die Papiermark und das neue Geld ist rar. Stinnes zwar hat Geld genug, aber was ist damit dem verhungernden Proletarierkind geholfen? Die Berichte aus Deutschland, und zwar auch unbefangene, sind schreckenerregend. Es handelt sich um das Los von Hunderttausenden, ja Millionen. Die russische Not ist nach Westen gerückt, ganz in unsere Nähe.

Fast wie einst durch den Krieg, obwohl wir ihn kommen sahen, überrascht, stehen wir vor diesem neuen Schrecken. Es ist schon beinahe zu spät. Und doch nicht zu spät. Nur gilt es, schleunigst zu helfen und zu retten. In Amerika hat, wie man liest, Hoover wieder das Werk an die Hand genommen. Die Quäcker, der Versöhnungsbund sind auf dem Plan. In Zürich ist aus dem Herzen einfacher Frauen der Plan erwachsen, dass die grossen deutschen Städte durch schweizerische und andere sozusagen «adoptiert» werden

sollten, in dem Sinne, dass dort Speisungen veranstaltet und andere Massregeln getroffen werden, damit niemand vor Hunger und Kälte sterben müsse. Es waltet in diesem Gedanken eine gewisse Genialität der Liebe. Er verdient, in grossem Stil verwirklicht zu werden. Selbstverständlich ist für rechte Organisation all dieser verschiedenen Werke zu sorgen. Männer wie Hoover und Nansen (der gewiss nicht untätig bleiben wird) bürgen dafür, dass dies geschieht. Es muss eine Aktion der ganzen Welt werden, bei der diesmal der Völkerbund hoffentlich nicht fehlen wird.

Dabei darf uns, wie schon angedeutet worden ist, nicht etwa die Ueberzeugung lähmen, dass bei gutem Willen all seiner Glieder Deutschland sich selbst helfen könnte, dass Helfferich, einer der Hauptschuldigen an der deutschen Not, mit Bedienung im ersten Hotel Pontresinas Sommerferien macht und eine deutsche Kriegsgewinnlerschicht — eine dünne Schicht freilich — prasst, Stinnes aber die Schweiz aufkauft und darin Zeitungen gründet. Wie gesagt, was können die deutschen Verhungernden dafür? Und auch wenn sie dafür etwas könnten — was ja da und dort ein wenig immerhin der Fall sein mag — sollen wir sie verhungern lassen? Auch der Gedanke, dass wir damit den deutschen Unternehmern die Konkurrenz erleichterten, kann nicht standhalten — denn ,was bedeutet das, was allein wir tun können: die Rettung des nackten Leben? Ueberhaupt, vor solcher Not hört alle andere Ueberlegung auf und bleibt nur das Eine übrig: die gebieterische, unbedingte Pflicht zur Hilfe.

Tut sich so nicht wieder mitten aus dem Dunkel der Not heraus eine wunderbare Perpektive auf: eine neue Weltgemeinschaft, die die ganze Menschenfamilie zwingt, für eines seiner bedrohten Glieder zu sorgen, ein Kommunismus höheren Stils, eine Gelegenheit zur Offenbarung des höchsten «Werkes Gottes», der Liebe? Und sollte man nicht denken können, dass beim Anblick solcher durch die Liebe erst recht beleuchteten Not eines ganzen Volkes endlich die Herzenshärtigkeit der französischen Politik aufhörte, das Weltgewissen und das Weltherz Kraft genug bekämen, einmal dieses Reparationsproblem zu lösen, und sogar die Dämonen des Bürgerkrieges verstummten?

So taucht aus Bürgerkrieg und Hungersnot, aus all diesen Finsternissen unserer Tage immer wieder das Licht der Verheissung auf, dass das alles «Geburtswehen Christi» seien.

Zürich, 14. November 1923. L. R.

Stimmen

Recht und Liebe.

Die gegenwärtige französische Politik ist nicht das, was alle Franzosen lieben. Sein Recht fordern, sich mit grosser Hartnäckigkeit an einem zweifelhaften Anspruch halten, genügt nicht für die glückliche Leitung einer Nation. Die Idee des Rechtes ist die solide Grundlage der Zivilisation nach der chaotischen Gewaltsamkeit barbarischer Völker gewesen. Das römische Volk hat dadurch, dass es die rechtliche Form der Gesellschaft und der Familie festgelegt, der Menschheit einen unermesslichen Dienst erwiesen.

Die Strenge des Rechtes wurde durch die christliche Bewegung und die Idee des Mitleids gebrochen. Seit Jahrhunderten ist es nicht mehr möglich, die Regel der einfachen Wiedervergeltung (talio) anzuwenden, einem Menschen genau das, was er verübt hat, wieder anzutun. Dagegen erhebt sich das Gewissen der Menschheit aufs entschiedenste. Die Repressalien, die während des Krieges ausgeübt wurden, bedeuteten einen Rückfall des menschlichen Gewissens auf eine überwundene Stufe.

Das Christentum hat der Welt Gefühle gebracht, die die rein rechtliche Gestaltung der Gesellschaft erschüttert haben.

Ohne die Idee des Rechtes wäre die Zivilisation nie zu einer kraftvollen Gestalt gelangt. Aber das Gerichtshaus ist nicht der schönste Tempel der Menschheit und schliesst nicht ihr höchstes Ziel ein.

Wir sind an einem Punkt der Geschichte angekommen, wo es gilt, ein neues Denken zu schaffen. Die französische Politik tut heute einen Geisteszustand kund, der zurzeit des römischen Imperiums am Platze war. Das Gehirn Poincarés ist um zweitausend Jahre rückständig. Der juristische Geist allein befähigt heute nicht mehr, die Menschen völlig zu verstehen, die Völker zu lenken und die unermesslichen Interessen einer Zivilisation zu versöhnen, deren ganze Kraft auf der Arbeit ruht.

Was den heutigen Völkern vor allem nottut, ist eine Sicherung gegen den Krieg. Und wenn für diesen Zweck das Recht Veränderungen erfahren muss, so müssen diese angebracht werden, so wie das Christentum nicht verfehlt hat, das Recht des Sklavenhalters, des Staatsbürgers und des Hausvaters zu vermindern, um dem Erbarmen Raum zu schaffen. Die christliche Bruderschaft ist die Verneinung des römischen Rechtes. Was

wir heute nötig haben, ist eine internationale Bruderschaft. Es zeigt sich aber auch auf schreckliche Weise, wie die absolute Durchsetzung seines Rechtes für Frankreich selbst, für Deutschland und ganz Europa, den Ruin bedeutet. — — —

Wenn es so sein sollte, dass die Zivilisation nur durch das Recht aufrecht erhalten werden kann, so wäre Herr Poincaré einer der wertvollsten Diener der Menschheit gewesen. Wenn im Gegenteil bewiesen werden kann, dass eine Nation, die in der Verfechtung des Rechtes so weit als immer möglich geht, eine Zerstörerin der Zivilisation ist, dann wird Herr Raymond Poincaré für einen rückständigen Barbaren gehalten werden müssen.»

(Pierre Hamp im «Quoditien».)

Rundschau

Vom Zivildienst. Wir machen darauf aufmerksam, dass die ausführliche Begründung, die unserer Zivildienst-Petition beigegeben worden ist, als besondere kleine Broschüre unter dem Titel: «Dienstverweigerung und Zivildienst» herausgegeben worden und bei unserer Zentralstelle (Hans Amberg, Alfred Escherstrasse 8, Zürich 2) zu beziehen ist. Das Stück kostet 20 Rappen. Mit dieser Veröffentlichung ist, leider etwas spät, nachgeholt, was zu Beginn unseres Feldzuges hätte geschehen sollen. Die Verbreitung dieser Flugschrift dient nicht nur der Sache des Zivildienstes, sondern dem ganzen Kampf gegen den Militarismus überhaupt; wir empfehlen sie darum allen Freunden und Gesinnungsgenossen aufs angelegentlichste.

Wir wissen im übrigen noch nicht, ob die Petition in der Dezembersession der eidgenössischen Räte schon zur Sprache kommt. Dass sie die Geister noch immer erregt, beweist ein, im übrigen ganz trauriger aber schon eher komisch wirkender, Aufsatz des Obersten Feyler in der Revue Militaire Suisse (Septembernummer). Man fürchtet uns offenbar sehr. Dass wir nicht untätig sind und den Kampf auf alle Fälle und mit neuen Mitteln weiterführen werden, dürfen wir allen Freunden versichern, trotz der Ungunst der Zeiten, ja erst recht. Es wird darüber zu seiner Zeit schon das Nötige gesagt werden.

Im übrigen gibt es in dieser Sache noch andere Ermutigungen als der Aufsatz des Obersten Feyler. Aus Schweden kommt sehr guter Bericht über das Gedeihen des Zivildienstes. Sowohl die Leiter als die Diensttuenden erklären sich von der Art und Weise, wie der Dienst gestaltet wird, sehr befriedigt. Die Regierung will darauf hin das geltende Gesetz, das nur religiöse Gründe für die Dienstverweigerung gelten lässt, in dem Sinne ergänzen, dass alle Gewissensgründe genügen. Auch soll die Dienstzeit sehr stark verkürzt werden.

Dazu mag ein Vorkommnis beitragen, das uns eine schwedische Freundin meldet. Ein Medizinstudent, der den Dienst verweigerte, wurde an Händen und Füssen gefesselt, mit seiner weissen Studentenmütze auf dem Kopfe, durch die Strassen ins Gefängnis geschleppt. Das erzeugte grosse Aufregung im Lande. Ein Aufruf, der von der Universität Lund ausging, und jene Ergänzung des Gesetzes forderte, wurde von 16 Professoren, 12 andern Dozenten und 353 Studenten unterschrieben. Die sind droben im Norden, trotz der gefürchteten Nähe Sowiet-Russlands, weiter als wir.

L. R.

Aus Holland. Die Holländer sind halt doch ganze Kerle. Da haben sie in den Tagen, wo sonst überall dem Moloch wieder neue und grössere Opfer gebracht werden, in ihrer Kammer einen Kredit von 300 Millionen Gulden für die Schaffung einer (rein militärisch betrachtet gar nicht so unnötigen) Kriegsflotte für ihre Kolonien nach grossen Volksdemonstrationen dagegen abgelehnt. Bravo, ihr Freunde, und herzlichen Glückswunsch! Eine Freundin schickt uns über diese holländische Bewegung folgenden Bericht:

«Montag den 20. August sprachen in Rotterdam vor einer Versammlung von zirka vierhundert Teilnehmern Herr Pfarrer Eldering und Herr Kees Boeke über das Thema: Sollen wir Jubiläum feiern? Der erste Redner beschrieb die dunkle politische und soziale Weltlage und die Not der breiten Schichten der niederländischen Bevölkerung. «Die Frage, ob unsere Zeit zum Festefeiern angetan sei, müssen wir kräftig verneinen. Es ist eine Verdrehung der wirklichen Tatsachen, mit der man dem Nationalismus unseres Volkes aufs neue Nahrung zuführen will, und eine verhängnisvolle Verstärkung des Militarismus. Dagegen zu protestieren ist Pflicht aller Einsichtigen. Protestieren wollen wir auch gegen die Unsummen von Geldern, die den Gemeindekassen entnommen werden — 30 bis 70 tausend Gulden— zum Zwecke der Verzierung von Strassen usw., während man überall im Land herum die drückendsten Lohnverkürzungen allen Reichsbeamten und Arbeitern auferlegt, um die — Defizite zu decken, die durch Flottenrüstungen hauptsächlich entstanden und immer aufs neue entstehen.» Kees Boeke aus Bilthoven beleuchtet die Jubiläumsfrage vom Standpunkt des Christen. Er will den Festtaumel in Verantwortlichkeitsgefühle der Massen umwandeln, die einen neuen Krieg verhindern helfen sollten. «Nur die Vereinigung aller, die guten Willens sind, überbrückend die Schranken der Parteien, der Religionsbekenntnisse und der Landes- und Standeszugehörigkeit, kann uns vor dem Sturz in den Abgrund retten. Es ist eine Schande, Feste zu feiern, die die schlimmsten Instinkte der Masse fördern und Wasser auf die Mühle unserer Gewaltbesitzenden liefern. Vor Hassgefühlen gegen das Königshaus müssen wir uns trotzdem hüten. Es geht um Höheres als um Regierungsformen. Wohl sind wir uns bewusst, dass es keine Gefühle der Dankbarkeit gegen die Regierung sind, die wir hegen können, dafür, dass sie und das Heer uns vor dem Krieg bewahrt haben, Das möchten die herrschenden Klassen dem Volk weiss machen, um eine Jubiläumsfeierstimmung zu suggerieren, während sie genau wissen, dass nur der Umstand uns vor dem Krieg verschonte, dass die Kriegführenden diesmal kein Interesse hatten, unser Land mit hinein zu reissen.» Der folgende Offene Brief an die Königin wird unter grosser Zustimmung verlesen. Die Versammlung singt einige Lieder des Inhalts «Nie wieder Krieg!» Der Redner wünscht, dass wir diese Lieder unsern Kindern lehren sollen anstelle der blutrünstigen Vaterlands- und der seichten Jubiläumslieder. So schloss die eindrucksvolle, antimilitaristische Versammlung. S. A.-R.

Der Brief an die Königin lautet:

Offener Brief an Frau von Mecklenburg-van Oranje.

Mevrouw!

Veranlasst durch die Tatsache, dass in weiten Kreisen Vorbereitungen getroffen werden zu einem festlichen Gedenken desjenigen Tages, an dem Sie vor 25 Jahren den Titel «Königin der Niederlande» empfingen, fühlt sich eine Gruppe Antimilitaristen der Vereinigung «Paco» gedrängt, sich an Sie zu wenden.

Wir sehen es als unsere Pflicht an, in den kommenden Monaten unsere Mitmenschen aufmerksam zu machen auf den wirklichen Hintergrund dieser schön scheinenden Aktion zur Feier Ihres sogenannten Regierungsjubiläums. Aber bevor wir dies tun, wünschen wir uns an Sie persönlich zu wenden, um Ihnen zu sagen, dass wir für Sie als Mensch dieselbe Achtung und Liebe fühlen, die wir jeder menschlichen Persönlichkeit glauben schuldig zu sein, ja dass gerade Liebe und Sympathie für Sie, unseren Mitmenschen, uns treibt, wenn wir dasjenige tun, was im Bereich unserer schwachen Kräfte liegt. — Wir halten es für sehr wohl möglich, dass Sie sich selbst nicht voll bewusst sind, welche Einflüsse hinter den Kulissen wirksam sind, um die Einrichtung des Königtums als Höhepunkt eines Machtsystems zu gebrauchen und die Vorrechte und Unterdrückungsmöglichkeiten zu handhaben, die begehrt sind. Wohl bedauern wir es, dass Sie neben Ihren h o h e n Einkünften noch eine grosse Summe Geld haben annehmen mögen, die dem niederländischen Volk mit Gewalt entnommen ist in Form von Steuern. Noch viel mehr bedauern wir es, dass Sie in diesen Zeiten der Not und der Sorge Ihre Zustimmung gaben, anstelle des doch schon exorbitanten Betrages von 600,000 Gulden noch mehr, nämlich 1,200,000 Gulden jährlich, von den niederländischen Bürgern fordern zu lassen. Unser Vorwurf trifft nicht so sehr Sie als diejenigen Ratsmitglieder, die dadurch allen erdenklichen Luxus in Ihren Bereich gebracht und Ihnen dem gegenüber Ihre menschliche Freiheit weggenommen haben. Sie halten Sie in einem goldenen Käfig gefangen. Sie können und dürfen nicht tun, was Sie wollen, sondern Ihre Taten und Gänge werden für Sie bestimmt. — Das alles ist uns zuwider als eine Sünde gegen Ihre Persönlichkeit! Und unsere Abneigung wird zum Ekel, wenn wir sehen, dass die verworfenen Einflussreichen es heutzutage wagen, nachdem 25 Jahre lang das arme Volk gezwungen war, diese Summe aufzubringen, nachdem es 25 Jahre «im Namen der Königin» durch Richter, Türwärter, Polizeidiener und Militär unterdrückt wurde, noch aufzurufen zu einem Fest zur Erinnerung dieser bedauernswerten Tatsachen. — Wir fühlen es als eine auf die Spitze getriebene Unverschämtheit, dass diese Herren nun beschäftigt sind, mit allen Mitteln geistiger Beeinflussung dem Volk zu suggerieren, diese 25jährige Erinnerung zu einem Festtag zu machen. Wir wissen nicht, ob Ihnen die Augen aufgegangen sind, wenn ja, dann bitten wir Sie, den Mut zu haben, dieses Zaubergewebe zu zerreissen, das in Ihrem Namen und mit Ihrer Zustimmung um unser Volk geworben wird. Es wird Ihnen Leiden kosten, wenn Sie es wagen, nach Ihrem Gewissen zu handeln. Aber wir geben Ihnen die Versicherung, dass nicht allein in unsern Kreisen, sondern überall bei den ernsthaftesten Menschen unseres Landes und der ganzen Welt Tausende und Tausende sein werden, die Sie dann als grossen Menschen ehren, wenn Sie Ihre Bande sprengen. O möchten Sie die Kraft und den Mut besitzen, um freiwillig auf alle diese äussere Macht, die um Sie gehängt wird, zu verzichten! Gerade wenn Sie dieses äusserliche Königtum abschütteln können, werden Sie als Mensch erst recht einen Tron bekommen in den Herzen von Unzählbaren aller Länder, deren Befreiung Sie näher bringen konnten durch diese Tat.

Gott gebe Ihnen die Kraft, es zu tun!

Aus den Christl. Jungmänner-Vereinen. In diesem Sommer fand in Pörtschach, Oesterreich, eine Weltkonferenz der Christl. Jungmänner-Vereine statt. In den dort gefassten Resolutionen finden sich die beiden nachfolgenden Stellen über das Be-

rufsleben und über die innern und äussern politischen Verhältnisse.

«Die Arbeitsverhältnisse sollen so gestaltet werden, dass der Arbeiter an seinem Beruf den grössten innern Anteil nehmen kann.»

«Wir stellen fest:

a) dass die nationalen und sozialen Gegensätze in der heutigen Welt eine gewaltige Gefahr für die Zukunft der Menschheit bedeuten. Sie stehen in offenkundigem Gegensatz zu göttlichem Willen;

b) dass die Erziehung der Seele und des Geistes der Völker zu einer Weltbrüderschaft das tiefste Bedürfnis unserer Zeit ist und den höchsten Dienst am Reiche Gottes darstellt. Die Erfüllung dieses Zieles besteht in der Erziehung der gesamten männlichen und weiblichen Jugend unserer Tage zu der Erkenntnis und der Verwirklichung der Grundsätze einer allgemeinen Brüderschaft der Menschheit, wie sie im Leben Jesu verwirklicht ist.»

Wenn unsere christliche Jungmännerwelt in der Schweiz einmal dazu kommt, zu erfassen, welche Totaltransformation unseres Wirtschaftslebens zur Erfüllung jener Forderung für das Berufsleben nötig ist, wenn sie einmal so weit ist, um jenes «höchsten Dienstes am Reiche Gottes» willen wenigstens einmal geschlossen für etwas wie den Zivildienst einzustehen, dann werden sie, wenigstens in der inneren Entwicklung, ein gutes Stück vorangekommen sein. B.-G.

Von der deutschen Jugend. Welch edelste Kräfte im heutigen deutschen Volke, besonders in seiner Jugend, vorhanden sind, zeigt folgender Aufruf:

Der Ruf an uns!

Wir glauben an eine Zukunft der Volks- und Menschheitsgemeinschaft, die die verantwortliche Freiheit des Einzelnen für das Ganze weckt. Wir sind von der Gewissheit durchdrungen, dass nur die stets von neuem hervorbrechenden schöpferischen Liebeskräfte uns diesem Ziele näherbringen.

Wir müssen deshalb bezeugen, dass wir für das öffentliche Leben eine andere Ordnung wollen, als sie heute besteht.

Wir glauben, dass aus der Erschütterung von den letzten Tiefen her die innere Vollmacht kommen muss, ohne die unsere Aktivität wesenlos und wirkungslos ist.

Wir meinen, dass die herrschenden, in dem gegenwärtigen Geschehen sichtbar gestaltenden Kräfte dieser Tiefe nicht entstammen. Wir halten dafür für die wichtigste Aufgabe unseres Bundes und der freideutschen Bewegung, angesichts der ewigen, unter uns unvollendeten Wahrheit zu leben und so den Sinn für den Geist der Gerechtigkeit zu wecken und zu stärken, der sich in Staat und Gesellschaft als der Sphäre des Rechts verwirklichen will.

Von diesem Standort aus finden wir allein das richtige Verhältnis zum politischen Handeln. Wir lehnen daher eine gemeinsame Stellungnahme des Bundes zu politischen Tagesfragen solange ab, als es uns nicht gegeben ist, vom letzten Grunde aus für die einzelnen äusseren Fragen die Einheit des Handelns zu gewinnen.

Um so stärker empfinden wir unseren Zustand der Vereinzelung als eine Wirkung des Gerichts, das über die gegenwärtige Welt hereinbricht und das jeder von uns auf sich nehmen muss.

Aus der furchtbaren Gegenwartsnot heraus sind wir uns der Pflicht zu durchgreifender gegenseitiger Hilfe bewusst.

Alles muss getan werden, um den heutigen gesellschaftlichen Zustand abzuändern, der den grössten Teil der Volksgenossen von einem menschenwürdigen Leben ausschliesst. Wir stehen auf der Seite der unterdrückten und benachteiligten, der an den Lebensgütern geistiger und materieller Art ver-

hinderten Menschen und Menschengruppen.

Deshalb müssen wir einzeln wie in wirklicher Gemeinschaft, die jeden Augenblick geschenkt werden kann, handeln. So kommen wir zur politischen Tat.

Wen sein Gewissen zu den Waffen treibt, der wird uns gerade aus diesem Glauben heraus Bruder bleiben.

Wir aber haben uns zusammengetan, um in Zeiten des Bürger- und Klassenkrieges unter Verwerfung der Gewaltanwendung und des Waffengebrauchs dadurch dem Frieden zu dienen, dass wir uns der Notleidenden, Schutzbedürftigen und Gefangenen annehmen.

Es gilt, dass sich jetzt Sendscharen als Einheiten bilden, die neben den Werk- und Arbeits-Gemeinschaften in Nachbarschaft, Beruf und öffentlichem Leben, in den Häusern und auf den Strassen sich einsetzen: zu brüderlicher Hilfeleistung in allen Nöten der Nahrung, Kleidung und Wohnung — als Künder der ewigen kommenden Ordnung! Jeder beginne sofort mit der dazu nötigen Kleinarbeit.

Die sich bildenden Sendscharen handeln aus eigener Verantwortung.

Der Ruf gehe persönlich von Mensch zu Mensch!

Eberhard Arnold, Sannerz, Bez. Cassel; Ferdinand Göbel, Keithum auf Sylt; Erich Mohr, Berlin NO 55, Kuglerstr. 81; Karl Sachse, Berlin, Kochhanstr. 12; Hugo Tlustek, Fürstenwalde (Spree).

Stinnes in der Schweiz. Stinnes will in der Schweiz unter anderem einen Zeitungs- und Bücherverlag errichten.[1]) Ob dieser Nachricht grosse Aufregung in unserer Presse und anderswo. «Stinnes ist da!» Ist das nicht komisch? Als ob Stinnes nicht längst da wäre! Er ist schon da in Person, das heisst, in Form von allerlei geschäftlichen Unternehmungen, die direkt oder indirekt unter seinem Einfluss stehen; er ist da in Gestalt des mannigfachsten Einflusses seiner Kreise auf das schweizerische Leben. Wissen denn diese Waisenknaben von der Presse nicht, dass die grösste, d. h. am meistenAbonennten zählende schweizerische Tageszeitung ein Vergiftungsherd erster Ordnung, einKrupp-Organ und, in maskierter Form natürlich, der deutschen Propaganda dienstbar ist? Wissen sie nicht, dass andere Organe, nicht unbedeutender Art, die sich als gut schweizerisch geben, ähnlicher Abhängigkeit beschuldigt werden? Wissen sie nicht, dass eine grosseZahl schweizerischer Blätter überhaupt die Gedanken der an Stinnes versklavten deutschen Presse vertreten? Wissen sie nicht, dass, mit seltenen Ausnahmen, jeder reichsdeutsche Professor ein deutscher Propagandist ist? Wissen sie nicht, dass deutsche Milliarden in der Schweiz «arbeiten» und in Form von schweizerisch kamuflierten Firmen (ein solcher schweizerischer Landesverräter ist immer zur Verfügung) deutsche Geschäfte besorgen?

Es ist eine arge Irreführung, wenn man tut, als ob erst mit diesem neuesten Stinnesplan solche Einflüsse bei uns einzögen. Sie sind längst vorhanden; wir sind von ihnen umstrickt und unsere «Unabhängigkeit» zum guten Teil nur ein Schein. Darum ist das offene Auftreten eines Stinnes durchaus als etwas Gutes zu begrüssen, denn es mögen dadurch einige Augen geöffnet werden. Wir wollen sehen, ob sich die «Kreuzwehr», die ja die Wahrung schweizerischer Unabhängigkeit im Programm haben soll, dagegen einsetzt. Wir wollen sehen!

L. R.

Zur Zonenfrage wollen wir nicht wiederholen, was die politische Presse schon genügend gesagt hat. Sachlich hat der Streit gewiss wenig zu bedeuten. Wenn die zunächst betroffene welsche Schweiz seinerzeit mit grosser Mehrheit das

---

[1]) Ist inzwischen geschehen. Das Artikelchen wurde im September geschrieben.

Abkommen angenommen und sogar fast die Hälfte der Genfer ihm zugestimmt hat, so kann es so schlimm nicht gewesen sein. Dass bei der Inszenierung der Initiative wie bei der Abstimmung Motive, die der Sache fremd sind, vor allem ein weitverbreiteter Hass gegen Frankreich, mitgespielt und Leute gegen Frankreich demonstriert haben, die dazu kein moralisches Recht besitzen, sollte man ehrlicherweise nicht leugnen. Frankreichs Politik wird dadurch freilich nicht gerechtfertigt und dies um so weniger, als sie nicht etwa St. Gallen oder Schaffhausen, sondern gerade diejenige Stadt der Schweiz trifft, wo man für Frankreich während seiner schwersten Tage mehr geleistet hat als sonst irgendwo in der Welt. Jedenfalls ist der Kampf nun eine Frage des internationalen Rechtes geworden und das gibt gibt ihm seine grosse Bedeutung. Dass Frankreich im Unrecht und seine Politik Gewalt ist, unterliegt keinem Zweifel. Wird sich nach diesem neuen Rechtsbruch noch ein Franzose auf die sainteté des traités zu berufen wagen?

Wir möchten nur einen Punkt, der hier schon einmal berührt worden ist, noch schärfer hervorheben. Dieser Zonenkonflikt ist ein Schulbeispiel dafür, was kleinen Völkern ein Heer nützt. Wo bleibt hier jener berühmte «Andere», mit dem wir uns im Notfall verbündeten? Unsere Zuflucht ist ganz allein das übernationale Recht, dessen Hort der Völkerbund bildet. Ob das viele Schweizer sehen oder, der Linie der Gedankenlosigkeit folgend, in einer Vermehrung der Militärausgaben oder im Austritt aus dem Völkerbund das Heil suchen? Wer Augen hat, der sieht. L. R.

Zum Fall Schulthess ist uns aus Schönenwerd unmittelbar vor Redaktionsschluss eine Einsendung zugekommen. Wir werden sie das nächste Mal bringen und in Kürze Stellung dazu nehmen. D. Red.

Bern. Zusammenkunft der Freunde der «Neuen Wege» Sonntag den 9. Dezember, abends 8 Uhr, im Volkshaus, Grüner Saal (Hoteleingang). Fortsetzung der Diskussion über «Wissen und Glauben». Das einleitende Referat wird gehalten von Herrn Dr. Jost, Gym.-Lehrer. Freunde wie Gäste sind herzlich willkommen.

Der Ausschuss

Von Büchern

Die proletarische Grosstadtjugend und die Religion.

Eine Art Illustration und Ergänzung zu dem Aufsatz von Gertrud Ruegg ist eine Schrift von Günther Dehn über «Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend, in Selbstzeugnissen dargestellt.[1]) Sie ist so interessant und wichtig, dass ich, wenn der Raum es erlaubte, ihr am liebsten einen ganzen Aufsatz widmete. Der Verfasser, ein bekannter Pfarrer eines Berliner Arbeiterviertels und «religiös-sozialer» Gesinnungsgenosse, hat mit einem Freunde zusammen 60 Klassen der Berliner Fortbildungsschule mit gut 1200 Schülern und Schülerinnen im Alter von 14 bis 18 Jahren über ihr Verhältnis zur Religion geredet und sie dann zur schriftlichen Aussprache über Themen wie: «Gott, Hilfe, Tod», «Gott, Andacht, Natur», «Gott, Freiheit, Vaterland», «Meine Erinnerungen an den Konfirmandenunterricht und die Einsegnung»,

[1]) Im Furche-Verlag in Berlin erschienen.

«Meine Gedanken über Gott und Religion» aufgefordert. Es sind ihm etwa 2400 Aufsätze über dieses Thema aus 75 Klassen vorgelegen, und mündlich oder schriftlich hat er also die Ansichten von etwa 3600 Burschen und Mädchen fast aller Berufsklassen über diese Gegensätnde erfahren. Er hat also eine ähnliche Aufgabe gelöst wie die, welche sich Rade einst in Bezug auf die Gesamtarbeiterschaft gestellt,[1]) nur mit der Beschränkung auf die Jugend und zwar auf die der Grosstadt oder Weltstadt. Das Ergebnis ist, wie gesagt, von höchstem Werte. Kein Mensch, dem die Zukunft unserer Kultur, besonders unseres Proletariates, überhaupt die Sache Gottes unter den Menschen am Herzen liegt, kann dieses schicksalsschwere Büchlein ohne Herzklopfen lesen. Er wird unaufhörlich lachen müssen ob der kuriosen Art, womit diese Berliner Burschen und Mädchen ihre Gedanken über Kirche, Pfarrer (hier meistens «Pfaffen» genannt!), Gott und göttliche Dinge aussprechen; aber dieses Lachen ist nur ein verkehrtes Weinen. Denn abgesehen davon, dass sich hier in der jugendlichen Seele tieftragische Probleme spiegeln, die auch die des Erwachsenen stark genug beschäftigen können und deren Lösung durch den geistvollen Verfasser man oft gerne erführe, blickt man in einen Zustand hinein, den dieser mit Recht ein «Bild der Zerstörung» nennt. Denn es zeigt sich, dass Religionsunterricht und Konfirmation in den Seelen dieser Jungen nur eine ganz vage und nebensächliche Spur zurückgelassen haben, dass der grossen Mehrzahl von ihnen Gott, Jesus, das Leben über den Tod hinaus ein Ammenmärchen, Kirche und Pfarramt ein Schwindel sind. Neben diese allgemeine Tatsache stellt sich eine besondere von höchster Bedeutung, die der Verfasser besonders unter dem Titel: «Religion und Bürgerlichkeit» behandelt. Es zeigt sich nämlich mit einer unheimlichen und doch in gewisser Hinsicht tröstlichen Regelmässigkeit, dass derjenige Teil dieser Jugend, der sozial noch mehr oder weniger zur «bürgerlichen» Welt gehört, auch dem lieben Gott, der Religion und der Kirche eine gewisse Protektion zuteil werden lässt (man muss sich wirklich so ausdrücken), ja sich sogar etwa dafür begeistert, aber fast immer nur vom Politisch-Sozialen aus, während die proletarisch-sozialistische Jugend diese Wahl als etwas, was einzig der Unterdrückung des Proletariates diene, mit Selbstverständlichkeit ablehnt. Die Sache geht so weit, dass «der Kaufmann der Religion freundlicher gegenübersteht als der Modelltischler, die Kontoristin gläubiger ist als die ungelernte Arbeiterin. Je bürgerlicher eben ein Beruf ist, um so wohlwollender verhalten seine Angehörigen sich der Religion gegenüber; je proletarischer er ist oder sich fühlt, um so mehr rückt man von allem Religiösen ab». Das klingt wie eine Bestätigung der «geschichtsmaterialistischen» Auffassung der Religion und ist es soweit auch, nur dass Gott und Christus selbst nicht mit dieser «Religion», die zum Inventar der sozialen Klasse gehört oder nicht gehört, zu verwechseln sind. «Der

[1]) Martin Rade: Die religiös-sittliche Gedankenwelt der Industriearbeiter, 1898

Pastor hat für die Deutschnationalen (d. h. die Konservativen) geredet und für den Kaiser gebetet,» heisst es da. «Die ganzen Pfarrer sind im allgemeinen deutschnational. Bei uns in der Schule die Lehrer auch, da hat mans ja wieder.» «Unser Pfarrer hat gesagt: die müssen alle aufgehängt werden, die Lumpen da oben» (gemeint ist die demokratische Regierung der Republik). «Bei meiner Einsegnung war viel Tumult. Der Pfarrr hat über Politik geredet und die Leute sind hinausgegangen, haben die Türen geschmissen und gerufen: Freiheit, Brüderlichkeit.» «Ich finde, die Kirchen hängen immer mit dem Kaiser zusammen, sie sind jedenfalls immer für den Kaiser.» «Es ist klar, dass ein Deutschnationaler mehr zur Kirche hält. Die Politik bringt das so mit sich.» «Ich bin für Religion, denn ich bin als Christ geboren und bin deutschnational und werde bleiben, was ich bin.»

Neben dieser hochbedeutsamen Gruppierung (zu der ich den Schluss meiner lange vor der Lektüre dieser Schrift verfassten Antwort an Züricher zu vergleichen bitte) fallen einige andere Züge auf. So besonders die Rolle, die der Weltkrieg für das religiöse Empfinden des Proletariates gespielt hat. Diese ist schlechthin katastrophal gewesen, was wieder in einem bezeichnenden Gegensatz zu dem «Gotterleben» durch den Krieg steht, von dem besonders die bürgerlichen Intellektuellen so viel zu berichten wussten. Auch die Auffassung von Kirche und Pfarramt, die wir in dieser Volksschicht antreffen, ist interessant. «Die Pastoren predigen, weil sie ihre Pflicht und ihren Stand vertreten müssen.» «Ich habe in der Kirche die Frage, ob der Herr Pastor das wirklich alles glaubt, was er mir erzählt. Denn es ist doch nur sein Beruf. Was doch schon Sünde ist, dass sie Geld dafür nehmen.» «Die Mehrzahl der Menschen ist aus der Kirche ausgetreten.» «Man hat in das Leben hineingekuckt. Es kommt einem so komisch vor, mitten in Berlin eine Kirche zu sehen.» Wobei die Mädchen überall ein wenig konservativer sind als die Burschen.

Einige Fragen möchte man wohl aufwerfen. Was würde eine Enquête bei der Jugend der «gebildeten» und sozial höhergestellten Schichten ergeben? Was kommt auf Kosten der besondern Berliner Atmosphäre und Geistesverfassung? Wie würde schweizerische Proletarierjugend, etwa in Zürich oder Basel, antworten? Auch der dem Verfasser bekannte Einwand möchte sich melden, wie weit wohl diese Jugend das, was in ihr ist, wirklich ausspricht, wie weit es die Tiefe, wie weit bloss die Oberfläche ist. Und anderes mehr.

Doch genug! Diese Schrift muss ein Handbüchlein für alle diejenigen sein, die mit dem tieferen Geistesleben der proletarischen Jugend zu tun haben, aber überhaupt auch für alle die, welchen das gewaltige Problem am Herzen liegt, wie Gott neu zu den Menschen kommen kann und will. Man sieht: die Bedeutung dieser Schrift geht weit über ihren unmittelbaren Gegenstand hinaus. Ihre lokale Farbe hindert diese allgemeine Be-

deutsamkeit durchaus nicht, verleiht ihr vielmehr kräftiges Leben. Jeder muss sie eben ein wenig in seine eigenen Verhältnisse übersetzen. Einfach, aber geistvoll geschrieben und gegliedert, enthält sie auf kleinem Raum die ganze geistige Revolution und Tragik unserer Periode mit nur leisen Andeutungen ihrer Verheissung, an die doch der Verfasser glaubt, die er aber wohl mit tiefer Absicht nicht ausspricht. L. R.

Briefkasten

1. An M. L. Die Kunde von der Freisprechung Konradis und Palugins hat mich erst nach Redaktionsschluss erreicht. Es ist eine Schande und ein Unglück. Das Urteil ist ein offener Rechtsbruch, ein Klassenurteil schlimmster Art, wie das ganze Gerichtsverfahren vom Klassengeist getragen war. Es ist nach diesem Urteil künftig in der Schweiz jeder Gegner der herrschenden Partei vogelfrei. Der Bolschewismus ist von niemandem eindringlicher bekämpft worden als von uns. Er erntet, was er gesäet hat. Es zeigt sich, wohin seine Methoden führen. Er selbst aber ist eine Frucht des Zarismus und der bürgerlichen Welt, und dieses Urteil ist Bolschewismus von rechts im ärgsten Stil. Es rechtfertigt den Bolschewismus von links in seinen eigenen Augen.

Die beiden jungen Menschen sind tief zu bemitleiden. Aber die Freisprechung ist für sie selbst ein Fluch. Strafe hätte ihnen ein Segen sein können. Es war gar nichts Edles, Hochgesinntes an ihrer Tat, nur Rohheit, Gemeinheit, Tücke; kein edles Motiv, nur persönliche Rache. Wie sollte ein Mord noch gemeiner sein können? Einen mildernden Umstand bildet nur die entsetzliche Verwilderung, die der Weltkrieg und Bürgerkrieg erzeugt.

Noch eins: in Lausanne ist vor kurzem ein Theologiestudent zu sechs Monaten Gefängnis und fünf Jahren Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt worden. So stünde es also unter uns: das Nichttöten-Wollen wird bestraft und als Schande erklärt, der Meuchelmord wird gebilligt und geehrt! Welche Verwirrung der Geister!

Das Urteil wird schwere Folgen haben. Es war wohl gerade nötig, dass wir in dem Augenblick, wo wir uns gegen einen Rechtsbruch von aussen her zur Wehr setzen müssen, selbst einen begehen, den ich nicht anstehe, für zehnmal schlimmer zu halten. Und welche Dämonen wird dieser Justizfrevel heraufbeschwören! Wie zeigt er, was für eine Glut des Hasses bei uns unter der Oberfläche schwelt und bereit ist, beim geringsten Anlass hervorzubrechen! Mordgeist, wie ich im Juliheft schrieb, wahrlich nicht ohne Grund. Ein furchtbares Memento, vielleicht in letzter Stunde!

2. Ein deutscher Freund schreibt uns:

«Die Lage sah verzweifelt aus. Die sozialistisch-kommunistischen Organisationen in Sachsen und Thüringen, auf die Sie so viel Hoffnung gesetzt hatten, waren zerbrochen. Mit den Kommunisten ist demokratische Politik eben nicht zu machen. Und in beiden Ländern hatten wir dafür die Mili-

tärdiktatur, wie ja auch noch heute. Und die Diktatur eines Militärs, dem kein Republikaner und Sozialist traut. Dass die Reichswehrtruppen mit Hitler und Ludendorff gehen würden, war uns viel sicherer als das Gegenteil. Dem widerspricht nicht, dass der Hitlerputsch in München durch die Reichswehr niedergerungen wurde. Der Mann, der sie dazu kommandierte, gehört ja selbst der antirepublikanischen Reaktion an. Die Arbeiterrepubliken Mitteldeutschlands waren am 9. November in der Hand des Militärs wie auch heute noch. Ihre Regierungen sind nur noch Schein. In ganz Deutschland regiert bereits die Reaktion und braucht sich gar nicht erst mit Hilfe von Hitlerbanden ins Regiment zu setzen. Das ist wohl auch die Erkenntnis von Kahrs. Darum sah er in Hitlers und Ludendorffs Methode eine Gefahr. Die Reaktion richtet sich mit Belagerungszustand und Ermächtigungsgesetz ganz «l e g a l» ein. Die grossen Ausbeuter haben ihr Werk in aller Stille vollendet. Nun beginnt das Morden im Grossen: die Hungersnot, die die Massen zermürben und allen teuflischen Plänen des Grosskapitals wehrlos ausliefern soll. Und diese Pläne laufen darauf hinaus, alle sozialen Errungenschaften der letzten Jahre und vielleicht Jahrzehnte wieder rückgängig zu machen. Wer das Kapital bislang noch nicht als den schlimmsten Feind der Völker erkannte, dem kann ja im Ruhrgebiet jetzt ein Licht aufgehen. Es wütet schlimmer gegen die eigenen Landsleute als die Schergen Poincarés. Soweit die Arbeiterschaft in den vergangenen neun Monaten einen nationalen Kampf dort gekämpft hat, und nicht nur einen antimilitaristischen, ist sie wieder einmal, wie im Weltkrieg, furchtbar betrogen worden. Der Kapitalismus ist vorerst Sieger. Und wir werden erst noch völlig ins Regiment der Reaktion hineinkommen. Das glaube ich auch. Der Sozialismus hat eben doch keine starken g e i s t i g e n Kräfte besessen. Möge er eine geistige Regeneration in der Leidenszeit, die kommt, erfahren!»

Redaktionelle Mitteilungen

Der Aufsatz von Gertrud Ruegg soll ein Zeichen sein, dass wir der J u g e n d b e w e g u n g wieder eine stärkere Aufmerksamkeit widmen wollen.

Aus Raummangel musste allerlei Wertvolles zurückgelegt werden, aber wir dürfen hoffen, das Dringendste bald bringen zu können.

Druckfehler

Im letzten Heft sind ohne Schuld der Redaktion schwere Nachlässigkeiten vorgekommen. So ist das I n h a l t s v e r z e i c h n i s ganz schlecht gesetzt und u. a. ein Autorname falsch angegeben worden (R a g a z statt L e j e u n e). S. 474, Z. 12 ff. von unten muss es heissen: «Hier ist also, scheint mir, die Verbindung zwischen höchster Bestimmtheit der eigenen Ueberzeugung von höchster Freiheit (und Ehrfurcht) gefunden: in Gott, dem Einen Gott und Vater, in Christus, der Verbindung von Gott und Mensch usw.»

Zum Advent

Matth. 21, 1—16.

Wir wollen in dieser Zeit wieder des Reiches Gottes gedenken, und uns daran erinnern, dass wir dazu berufen sind, dem Reiche Gottes entgegen zu gehen, oder — könnet ihr auch sagen — dem Heiland entgegen zu gehen, der da kommt, um das Reich Gottes auf Erden zuzurichten für Gott, den Vater im Himmel. Es ist das immer von grosser Bedeutung, wenn Menschen sich sammeln um die Verheissung des Reiches Gottes. So arm und schwach und jammervoll wir uns auch fühlen in Hinsicht auf unsere Fähigkeit, dem Reiche Gottes Vorschub zu leisten, so dürfen wir doch denken, dass es jedenfalls von grosser Bedeutung vor Gott werden kann, wenn Menschen miteinander darauf gerichtet sind, sich des Reiches Gottes und seines Kommens zu erinnern. Und das geschieht in dieser Zeit besonders doch an vielen Orten, wenigstens versuchen es viele, ihre Herzen zuzubereiten und zu weihen dem, der da ist und der da war und der da sein wird. Es mag bei vielen in Schwachheit geschehen, manchmal auch verkehrt; es mögen auch da und dort vielleicht widrige Stimmungen aufkommen, weil es auch viele Leute gibt, die es nicht verstehen, wie man soll in besonderer Weise aufs Reich Gottes warten. Das hat aber alles nichts zu sagen; Widerspruch wie freudiger Zuruf, alles muss mithelfen, die Adventszeit bedeutend zu machen und sie zu einer Zeit zu stempeln, in welcher gleichsam ein Versuch gemacht wird, Neues in den Herzen zu begründen, auf welchem wir dann auch weiterhin können wandeln im Lichte unseres Herrn. Es will uns freilich oft schwer werden, diesen Mut zu finden, dass etwas Wesentliches gewonnen werde durch die Feier solcher Zeiten, und wenn ich wollte auf Menschen sehen, auf mich oder auf andere und auf Menschenkraft, so würde mir aller Mut sinken, und ich könnte unmöglich denken, es habe wirklich eine Bedeutung, solche Feste wie Advent und Weihnachten zu feiern. Aber ich sehe auf die Kraft Gottes, und diese will ich mir nicht nehmen lassen, denn das Reich Gottes steht ja nicht in menschlichen Worten, sondern in Kraft Gottes; und wenn wir denken, es fange jetzt wieder eine neue Zeit an, so sagen und denken wir das, weil wir auf die Kraft Gottes hoffen, ja nicht nur hoffen, wir wissen sie gewiss,

die Kraft Gottes, welche das Reich Gottes in Christo Jesu begonnen hat. Diese ist noch nicht kleiner geworden, im Gegenteil, sie sammelt sich im Lauf der Zeiten immer mehr um die Erde her und um das Menschengeschlecht, und insbesondere auch um die Gemeinde Jesu Christi. Auch wenn letztere verderbt ist und auf Irrwege gekommen ist, so gibt die Kraft Gottes doch nicht nach. Es ist so, wie wenn etwa ein feindliches Heer eine Festung belagert; wenn dieselbe sich auch lange nicht ergibt, so zieht der König, der die Festung nehmen will, immer mehr Truppen zusammen und rüstet sich mit immer stärkeren Waffen, um zuletzt mit einem Schlag die Festung wegzunehmen und sich darin zum Herrn zu machen. So ists auch mit unserer Erde; ja, das ist wahr, sie ist wie eine Festung gegen den lieben Gott, und die Menschen haben ihre Kunstfertigkeit, dem lieben Gott immer wieder aus dem Wege zu gehen, wohl Komplimente zu machen vor Ihm, dann aber wieder ihrer eigenen Gesinnung zu folgen. Und leider müssen wir sagen, dass auch wir, die wir wollen Kinder Gottes sein, eine Menge Hindernisse in uns finden und gar nicht mit dem ganzen Menschen dem lieben Gott entgegenkommen, vielmehr immer gleichsam mit einem Hinterhalt, so dass wir sagen müssen: auch wir sind die von Gott feindlich Belagerten und Angegriffenen.

Gerade das aber, ihr Lieben, ist heute mein grosser Trost, denn ich muss denken: wenn alles nichts hilft, so werden es zuletzt die Kräfte Gottes doch über die Menschen gewinnen und unser Herr bleibt Sieger und wird die Erde noch erobern. Und das ist unsere Freude in diesen Tagen, auch wenn wir von uns selbst sagen müssen, dass wir schwachherzige und mattherzige Leute sind, die dem Eroberer nicht mit Freuden entgegen gehen mögen, weil sie sich selbst noch nicht ganz bezwingen können, um ihm völlig willens zu sein. Wir sollten aber doch innerhalb der Festung sein wie brennende Lichter dem Belagerer entgegen; wir können es zwar nur in der Stille sein und es im Herzen tragen, weil wir mitten unter Feinden sind. Aber es sollte uns so sein wie denen, welche als Freunde des Eroberers in der zu erobernden Stadt sich befinden, so dass wir alles andere vergessen und immer nur warten, bis gleichsam die Kanonen donnern und die Mauern fallen und endlich das geschieht, was der Ehre und dem Willen Gottes gemäss geschehen muss wider das ganze

Menschengeschlecht, welches im Fleisch zu leben gewohnt ist, damit es unterworfen werde unter Jesum den Herrn, zur Ehre Gottes des Vaters.

Das ist unser Trost, und aber auch, wie ihr schon merket, unsere Demütigung. Leider können wir nicht so zusammenstehen, dass wir uns fühlen als eine freudige Schar, die tatsächlich dem Herrn entgegen geht. Wir sind zwar Menschen, welche geneigt sind, Hosianna zu singen und welche, wie man sagt, im Glauben auf die Zukunft Jesu Christi warten und auf das Reich Gottes warten, welche auch viel seufzen: «Ach, dass der Herr sein gefangenes Zion erlösen möchte!» Zu denen gehören wir; aber ihr Lieben, damit ists nicht fertig. Man kann sich das so angewöhnen, ohne dass man wirklich auch auf dem Boden, auf dem man ist, während des Anzugs des Herrn sich bereitet. Und davon, ihr Lieben, will ich heute reden. Ich will reden davon, dass die Adventszeit und Weihnachtszeit eine rechte Werktagszeit werden muss, weil wir nur durch ein tatsächliches Einstehen für den Herrn uns auf Seine Zukunft bereiten können.

Nicht dadurch nämlich, das soll uns auch die Geschichte, welche wir gelesen haben, lehren, dass wir sehnsüchtig an den Himmel hinauf sehen und von dort irgend etwas Erstaunliches erwarten, welches aller Welt in die Augen fällt, werden wir bereitet, den Herrn zu empfangen, vielmehr dadurch, dass wir hier auf Erden Herzen und Sinne darauf richten, in gegebenen Augenblicken die rechten Jünger zu sein und mitzuhelfen, wenn der Geist des Herrn, welcher kommt, schon heute etwas zurecht bringen will an uns. Denn das Ihm feindselige menschliche Wesen muss gleichsam in Zaum genommen werden gemäss der schon jetzt offenbaren Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes; und ist das geschehen, dann sind wir bereitet, den Herrn zu empfangen. Lassen wir alles laufen wie es lauft und wissen wir gar nichts in Ordnung zu bringen gemäss dessen, was wir als Willen Gottes kennen, so gerät alles in Unordnung und wir selber kommen in eine verkommene Haltung, dass ich nicht sage, wir verlumpen. Darum muss es uns in solchen Festzeiten etwa zu Mut sein wie Arbeitern, welche vor ihrem Herrn stehen in Werktagskleidern mit Werkzeugen schon ausgerüstet, um nach empfangenem Befehl sogleich an die Arbeit zu gehen. Es möge sich deshalb

jedermann hüten, sich in hochgeistlichen Empfindungen zu ergehen oder sich allerlei Spekulationen über die Zukunft Christi hinzugeben in der Meinung, damit komme er dem Herrn entgegen; vielmehr möge nur jedes daran denken, wie es jetzt auf Erden dem Heiland entgegen komme und Ihm unter den jetzigen Verhältnissen zu Willen sein könne.

Wie einfach das geschehen kann, das zeigt uns hier die Geschichte; da werden zwei Jünger fortgeschickt, die sollen dem Heiland eine Eselin holen, dass Er darauf reite; sie tun es und eben damit, dass sie es tun, ohne sich zu besinnen, sind sie Diener im Reiche Gottes. Und wenn der Herr der Eselin fragt: «Was machet ihr da? Die Eselin ist mein!» und sie antworten ihm: «Lass nur! der Herr und Meister bedarf ihrer!» und dieser besinnt sich nun nicht lange, sondern im Respekt vor dem Herrn Jesu gibt er die Eselin hin und lässt sie dem Meister zukommen, so ist er damit ein Diener des Reiches Gottes, weil er im Augenblick das zu tun weiss, was man ihm sagt und was in der Wahrheit geschehen kann, auf Erden dem Heiland zu helfen, von dem man nun einmal den Eindruck bekommen hat: der ist der Mann Gottes! — Ebenso ist es dann mit dem Volk, soweit es einen Eindruck vom Herrn Jesu bekommen hat; es hat beim Anblick des Herrn Jesu diesem Eindruck nachgegeben, und der Aufforderung, die laut wurde, das Hosianna zu singen, ist es nachgekommen, es hat schnell seine Kleider ausgebreitet und ein kleines Festchen gemacht dem, der da kommt, dem Heiland, der auf Erden sanftmütig und demütig auf einer Eselin reitet, und hat damit dem lieben Gott einen grossen Dienst getan; damit ist es im Reich Gottes ein dienstbares Volk geworden, und gewiss sind alle diese Leute aufgeschrieben worden im Himmel, die also dem Eindruck nachgegeben haben: Jesus ist der Mann der Wahrheit! Ich bin nicht damit einig, dass man gewöhnlich sagt: Heute schreien sie: «Hosianna!» morgen: «Kreuzige!» Das glaube ich nicht; d i e s e Leute haben nicht «Kreuzige!» geschrieen, sondern die andern Leute haben «Kreuzige!» geschrieen, die hier still waren, und solcher waren es freilich mehr als derer, die dort «Hosianna» sangen. Und so kann ich auch ganz bestimmt sagen: wer in dieser einfachen Weise dem Heiland auf Erden zu dienen weiss, der kommt über die gefährlichsten Zeiten hinaus. Nein, der wird nicht «Kreuzige!» schreien;

wer «Kreuzige!» schreit, der hält schon im Anfang zurück, dem ists schon zu viel, wenn er nur soll in den Flecken laufen und eine Eselin holen, dem kommen schon Gedanken: «Ach was, ich weiss nicht, ob das geht! was wird der und der dazu sagen!» So denken aber solche Leute nicht, die dem Folgen sich hingeben und dem Gehorsam gegen den Heiland, die schreien nicht «Kreuzige!» sondern sie kommen durch alle Gefährlichkeiten durch, wie man auch bei einem Petrus sieht; der mag Fehler machen, welche er will, — er hat aber doch sein Herz dafür hergegeben, dass Jesus der Mann der Wahrheit ist, und darum dringt dieser Grund seines Herzens durch alle Zweifel und Stürme hindurch. Ein Judas aber, der kommt nicht durch, denn der hat von Anfang an seine bösen Gedanken, wenn der Heiland irgend etwas anrichten will auf Erden, der ärgert sich immer ein wenig; er macht wohl auch ein glattes Gesicht, aber bei einzelnen Vorkommnissen kommt sein Aerger heraus und der schreit nachher «Kreuzige Ihn!»

Das, ihr Lieben, müssen wir uns recht ins Herz schreiben, und ich bitte euch nochmals, alles hochgeistliche Wesen fern von euch zu lassen. Wir müssen auf dem Boden stehen, wenn der Heiland kommt, und nicht in der Luft fliegen. Leider gechieht heute unendlich viel, wodurch die Leute meinen, je himmlischer und überirdischer sie sich zu halten verstünden, desto besser sei es; aber gerade umgekehrt ist's wahr. Je mehr wir verstehen auf dem Boden, auf den uns Gott hingestellt hat, sei's auch im Schmutz verkehrter Menschen und Einrichtungen die Wahrheit zu suchen und, soweit es angeht, zu tun, desto besser ist es, denn der Heiland will nicht in Ideen kommen, sondern in Wirklichkeit, zu den Menschen, wo sie leben und streben. Da muss Bahn gemacht werden, und wie kann man anders Bahn machen als dadurch, dass man etwas tut, welches dem entspricht, was Jesus ist. Was aber Jesus ist, das ist einfach und wahr und recht. So kann jedem auf den Heiland wartenden Menschen ein Eindruck werden von etwas Rechtem und Gutem. Tut er's, so bereitet er sich damit auf die Zukunft Jesu Christi. Ein anderer bekommt einen Eindruck, dass diese oder jene Gewohnheit bei ihm dem lieben Gott doch nicht gefallen kann; lässt er seine Gewohnheit fallen und macht es anders, so macht er Bahn dem, der da kommt. Sind wir nur dem Herzen nach auf dieses praktische War-

ten gerichtet, so lässt es der liebe Gott gewiss nicht fehlen an allerlei Eindrücken und es kann noch so weit kommen, dass alle redlichen Anhänger Jesu Christi tüchtig zu schaffen bekommen, ja wenn ihr es erlaubt, so zu sagen, dass sie fast keine Zeit mehr haben, lange Andachten zu halten oder in der Kirche zu sitzen, um nur fertig zu werden mit dem, was g e s c h e h e n muss.

Die Leute, nehmt mir's nicht übel, wenn ich das sage, denken sich das Reich Gottes immer viel zu überirdisch und den menschlichen Verhältnissen ganz fremdartig. Sie meinen, da komme einmal etwas vom Himmel her, wodurch mit einem Mal wie mit einem Zauberschlag alles anders werde, und unterdessen sei es erlaubt, das Leben so gehen zu lassen, wie es eben geht, wenn man nur dabei seine geistlichen Verrichtungen beibehalte. Da kommt es dann so weit, dass man höchst geistliche Leute antrifft, welche in schauerlich unwahren Verhältnissen und ungerechten Lebenslagen sich befinden, ohne eine Hand zu rühren, hierin etwas zu ändern. Deren Glaube aber könnte einmal als Schwindel bezeichnet werden müssen. Ihr wisset wohl, für solche kommt der Heiland als ein Dieb; und ebenso, wie ich euch vorhin gesagt habe, kommt der Heiland als ein Eroberer, denn das ist wahr, wir bringen nicht alles fertig, bis Er kommt, das Fleisch ist zu stark geworden. So weit wir aber an uns etwas recht machen können und in aller Einfachheit, weil der Heiland in uns lebt, nur arbeitend aufs Gute gerichtet sind, bereiten wir ihm den Weg; bleibt dann auch noch viel übrig, was erst Er zurecht bringen kann, so bezeugen wir uns doch als Leute, die für ihren Gott und Herrn sich regen können, welche nicht in der Eigenliebe und Selbstsucht bloss auf ihre Seligkeit warten, die vielmehr entbrennen im Eifer, sei's auch nur das Kleinste dem lieben Gott zu ebnen.

Ja a l l e s, ich sage alles, was vom Reich Gottes ist und kommt, muss auf Erden erst seine Bahn haben und im Lauf der Zeiten immer sicherer, dass man es zuletzt auch greifen kann. Da wo wir leben, wo wir unsere Geschäfte treiben, muss unter der Verkündigung, dass Jesus der Herr ist, die Begeisterung in unsere Herzen kommen, dass wir für Ihn können uns Mühe geben, so dass all unser Tun um Gottes Willen geschieht. Dann kann der Heiland übermorgen kommen oder in tausend Jahren, darüber besinnen wir uns nicht, wir

stehen doch in Seinem Kommen, das Reich Gottes ist unsere Sache geworden und wird uns auch immer klarer und gewisser ins Leben herein offenbar werden, weil wir in solcher Gesinnung auch ganz sicher etwas erleben dürfen. So möge denn jedes sich besinnen: wie kann ich, weil ich ja Jesum den Herrn lieb habe, in irgend etwas Folgsamkeit beweisen? Im Himmel macht es immer grosse Freude, wenn jemand etwas tut, seis auch etwas ganz Kleines, wenn man nur sieht, der denkt an nichts anderes, als dass er allezeit und überall gehorsam werde irgend einer Wahrheit von Gott, gehorsam einem richtigen Wort, welches ihm ins Herz fällt. Ich möchte sagen, der ganze Himmel spannt darauf, solche Jünger zu haben; Beter hat er genug, Andächtler hat er auch genug, Disputierer und Rechthaber hat er übergenug, aber Täter hat er noch nicht genug, Leute, welche einsehen, dass es zunächst nicht an Erkenntnis fehlt oder an Lehre oder an Predigt, sondern dass es an richtigen Umständen fehlt, und diese werden nur, wenn mehrere miteinander und zuletzt viele um Gottes willen eine wahrere und richtigere Haltung annehmen. Deswegen hatte der Heiland eigentliche Jünger nur wenige; Leute, denen Er kommandieren konnte, hatte Er nicht viel, nur elf; Er hatte zwar sonst auch viele Freunde, die musste Er aber einstweilen doch nebenhin stellen; solche können zwar auch manchmal dienstbar werden, aber gleichsam ohne, dass sie es recht wissen, wie hier das Volk mit seinem Hosiannasingen, welches doch noch in einer Ferne steht. Eigentliche Diener sind bloss die Elfe gewesen, weil diese, trotz all ihrer Unvollkommenheit und Schwachheit, schliesslich immer wieder tatsächlich dem Heiland folgten, auch wenn es ganz gegen ihre Vernunft ging. Sie mussten ja durch vieles hindurch, was vor Menschenaugen unvernünftig war, aber sie sagten sich: «Was Jesus tut, ist, genau besehen, wenn auch oft verwunderlich, doch recht und wahr; nun mögen die Leute sagen, was sie wollen, wenn Er's befiehlt, so tue ich's, auf ihn kann ich mich verlassen!»

Das muss auch unsere Gesinnung sein, und ein Eifer muss in uns brennen, nicht bloss, um geistliche Erquickungen aufzufangen, sondern, um etwas für den Heiland zustand zu bringen, was vor Ihm und seinem Richterstuhl wahr und recht ist. Darauf, ihr Lieben, lasset uns mit Eifer losgehen! also kommen wir dem Reiche Gottes

entgegen. Ja, dass ich es doch könnte klar machen allen, die dieses lesen, denn es hängt viel daran, dass Jünger Jesu innerlich so geartet sind, dass aus ihnen heraus eine reiche Quelle lebendigen tatkräftigen Lebens fliesse, wodurch ihr ganzes Wesen allezeit in Zucht genommen, gedeihen kann bis auf den Augenblick hin, da sie dem Herrn ganz und völlig zu eigen werden können.

Aber leider gerade mit Jüngern ist es eine schwere Sache, und deswegen hat der Heiland auch so wenige bekommen, denn *in den Jüngern beginnt der Kampf*, und zwar *der* Kampf, welcher am allermeisten zum Siege Gottes auf Erden führt, und das ist der Kampf gegen das eigene Denken und gegen das eigene Wesen und Leben der Menschen, oder wie wir mit *einem* Wort sagen können: *gegen das Fleisch*. Unser Fleisch möchte gern das Reich Gottes machen, aber das geht nicht, wir brauchen einen Kommandeur, der unser Fleisch niederschlägt, und wollen wir uns den Kommandeur nicht gefallen lassen im Herrn Jesu, so möget ihr so fromm sein als ihr wollet, ihr kommet nicht ins Reich Gottes hinein. Ich habe auch jetzt ein Leben voll Erfahrung hinter mir; ich habe nicht *ein*mal etwas aus mir heraus vermocht, dass es nach meinem Sinn etwa hätte gehen können, sondern immer ein Kommando, welches mich getroffen hat und niedergeschlagen hat, hat mich zur Besinnung gebracht, und wer nicht einem Kommando folgen kann, wenn es einmal in der Wahrheit an ihn kommt, der wird es nicht gewinnen. Du gewinnst es nicht, wenn du nicht folgst! Das ist der grösste Schade im Reiche Gottes, dass kein Mensch folgen will. Darum machen sie sich ihre Frömmigkeit jeder nach seiner Art zurecht; es gibt tausenderlei Frömmigkeiten, über dem Leben schwebende Gedanken, Kirchlichkeiten, Gesetzlichkeiten, kurz Frömmigkeiten jeder Art, aber wo ist ein Mensch, der dem Kommando Gottes folgt, wenn es einmal nach der Wahrheit an ihn kommt, dass er sich da beugen kann? Wo ist der Mensch, der sich kann in den Kot werfen lassen für Gott und Christus und doch wieder treu bleiben, auch wenn er im Kot liegt, wie Petrus, weil in seinem Herzen der Eindruck ist: Jesus ist der Mann! dem folge ich auf Tod und Leben! und wenn es gegen all mein Denken und Fühlen geht, Jesus behält das Feld! bei dem bleibe ich! — Viele meinen auch immer, sie müssen noch mit dem Teufel kämpfen und von Dämonen frei wer-

den; allein ich habe es euch schon oft gesagt: Vergesset den Teufel und alle Dämonen, die gehen euch jetzt gar nichts mehr an! heute handelt es sich um euer Fleisch, und ich sags euch: der Heiland wird als ein Eroberer kommen und euch ohne Barmherzigkeit niederschlagen trotz aller eurer Hoffnung aufs Reich Gottes, wenn ihr nicht wollet folgsame Leute werden. Wenn ihr auch noch ungeschickt seid, das hat nichts zu sagen, wenn nur euer Herz bereit ist, zu sagen: «Ich will folgen! Ich will folgen! Ich will folgen! und wo eine Wahrheit ist, will ich darauf los und mich nicht besinnen; um Gottes willen will ich dem Herrn Jesu dienen!» Nur so kann es kommen, dass der Heiland eine Schar um sich findet, auf die Er sich verlassen kann; Er braucht keine starken Menschen, keine sogenannte glaubenszuversichtliche, unerschrockene, in der Welt stossende Menschen; Er braucht zerschlagene Leute, die sich fürchten, dass sie möchten Seinem Befehl ungehorsam werden. Solche Leute braucht Er, denn das sind Knechte; alle anderen, die so selbstgemachte Frömmigkeit haben und in dieser so sicher sich fühlen, die sind dem grossen Teil nach vielleicht kaum zu Knechten zu brauchen, während die zitternden, zagenden, vor dem Wort der Wahrheit erschreckenden und doch wieder freudig Ja sagenden und tuenden Leute Seine Gemeinde sind.

Und dann, wenn Er solche Leute hat, ihr Lieben, dann wollen wir die Welt nicht mehr fürchten. Wer will irgend eine menschliche Gesellschaft fürchten, wenn der Herr Jesus Seine Schar hat, wenn Er Leute hat, auf die Er sich verlassen kann! Dann kann Er auch den Tempel angreifen, den falsch gewordenen Tempel, dass Er die Käufer und Verkäufer austreiben kann. Dadurch, dass hier ein Moment entstanden ist, in welchem der Heiland getragen worden ist von treuen Jüngern und treuem Volk, hat Er gleichsam eine Lücke gefunden, dem Reiche Gottes auch sonst einen Vorschub zu tun, indem Er diesen Unfug aus dem Tempel entfernte und die Feinde, auch wenn sie fromm erschienen, bloss stellte vor aller Augen, dass man unterscheiden konnte zwischen Recht und Unrecht, zwischen Wahrheit und Heuchelei. Dazu hat der Heiland Freiheit bekommen durch das Benehmen Seiner Jünger, die Ihm im rechten Augenblick entgegenkamen. Besinnet euch einmal: wenn die Jünger gemurrt hätten und gesagt: «Ach was, eine Eselin holen! ich weiss nicht, ob

das geht!» Oder wenn der Herr der Eselin zuerst Streitigkeiten angefangen hätte und gesagt: «Was braucht euer Herr zu reiten? Der kann laufen wie bisher!» Oder wenn das Volk, weil Er auf einer Eselin daherkam, gedacht hätte: «Das ist ein Sauberer! Der soll jetzt der König sein und kommt so ärmlich daher!» — hätte dann der Heiland Kraft gehabt, im Tempel die Käufer und Verkäufer auszutreiben? hätte Er dann können Gelegenheit finden, eine solche Tat vor Gott zu tun? Sehet, so hat Ihm müssen das Volk Bahn machen, so hat Er müssen auf treuen Herzen ruhen können, um von diesen aus eine Macht zu üben auf das Uebrige. Sind aber wir dem Heiland nicht treu, nicht begeistert für Ihn und Seine Wahrheit, dann bleibt Er machtlos, dann gehts wie es geht, und auch wir kommen schliesslich unter die Schar derer, welche Feinde genannt werden, ob wir es gut meinen oder nicht. Der Heiland bekommt eben keine Kraft, es kommt zu keinem Ausbruch des Reiches Gottes. Es hat eine grosse Bedeutung gehabt, dass der Heiland hier sagen konnte: «Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube.» Bis auf den heutigen Tag hat das eine Bedeutung und der Tempel ist darüber eingestürzt, weil sie dieses Wort und diese Tat nicht geachtet haben; sie haben nicht nachgegeben, aber Gott gibt auch nicht nach, Gott gibt keinem Menschen nach, und wenn der Mensch nicht nachgibt, so wird er zuletzt zerschmettert. Und wenn die Jünger nicht nachgegeben hätten, so wären auch sie zerschmettert, denn Gott gibt nicht nach. Niemals wird Er unserem Fleisch nachgeben, Er macht auf *Seinem* Wege fort, Er kann sich aus Steinen Kinder erwecken, und wenn die Alten nicht mittun wollen, so müssen es die Kinder sein, wie hier trotz der Entrüstung der Alten die Kinder im Tempel schreien und sagen: «Hosianna dem Sohne Davids!»

Fassets, ihr Lieben, in dieser Zeit, wie wichtig es ist, dass wir uns ganz hergeben. Ich weiss wohl, es ist heutzutage ein wenig ermüdend, praktisch sich herzugeben, weil es erst neu erkannt werden muss; der ganze Boden dieses Schaffens fürs Reich Gottes ist uns gleichsam verloren gegangen. Man hat so viel christliches Wesen, wobei doch die Herzen nicht untertan sind, und so viel Frömmigkeit, wobei man doch derselbe bleibt. Es ist noch gar nicht eingeführt, wie man dem Heiland dienen soll. Man meint, mit Kirchen, Predig-

ten und Abendmahl seis getan; damit ists aber nicht getan. Weil das aber so eingebürgert ist, dass mit solchen Formen etwas getan sei, deswegen kostet es schreckliche Mühe, bis man sich selber herumgedreht hat, um auf das zu kommen, was wirklich dem Reiche Gottes aufhilft. Darum werdet nicht müde, wenn es euch schwer wird und wenns euch auch ärgert, was ich euch heute sage und sonst noch sagen werde. Lasset euch ärgern und merket an eurem Aerger, dass ihr noch nicht geschickt seid zum Reich Gottes. Kommet auf solchen Boden, und dann wird der Herr Jesus selbst in euren Herzen zeugen, was wahr ist. Aber ihr müsset euch hergeben und müsset es praktisch einfach nehmen können und mit Eifer darauf losgehen mit dem Sinn: «Ich will mich ergeben, ich will die Sache des Herrn in meinem Herzen tragen, damit es auf Erden werde!» Und auch hier in unserem Hause, wo wir leben und wo wir vielleicht mehr als andere Leute vor Gott treten, um auf Sein Reich zu warten, wollen wir uns also stellen, damit auf diesem unserem irdischen Boden sichtbar etwas geschieht, was dem lieben Gott Ehre bringt.

Das sei unsere Gesinnung, wenn wir Advent und Weihnachten feiern. Gott gebe, dass wir es können fassen und getrost werden darin. Es ist so leicht und einfach und klar, dass jedes Kind es verstehen kann: Jedes auf seinem Boden werde ein folgsamer Mensch. Horchet! horchet! ihr Kinder, horchet, wenn euch etwas gesagt wird, was recht ist; habet einen Eifer, es zu tun. Ihr Jünglinge und Jungfrauen, wenn euch etwas gesagt wird, was recht ist, so tuts! Ihr Alten, Männer und Frauen, wenn euch etwas gesagt wird, was recht ist, so tuts! Und wer irgendwie unter uns ist, krank oder gesund, vornehm oder arm, wenn euch etwas gesagt wird, was recht ist, so tuts! Besinnet euch nicht lange; besinnet euch nur: ists recht oder nicht recht? Ists recht, dann gehet darauf los, dann kommet ihr zum Heiland, denn wo das Rechte ist, da ist der Heiland. Wo ihr in eurem Leben das Rechte tut und das Unrechte verleugnet, da ist das Reich Gottes, sonst nirgends, denn Gott ist ein Gott der Gerechtigkeit und Wahrheit. Er helfe uns, dass wir es vermögen, Ihm wahrhaftig entgegen zu kommen in der Liebe zu unserm Herrn und Heiland Jesus Christus. Christoph Blumhardt

Zur Weihnacht

Das alt vertraute Weihnachtsfest ist wieder gekommen. Die uns so lieben Vorstellungen vom Kindlein in der Krippe, von den Hirten auf dem Felde tauchen vor uns auf, und damit verwebt sich das, wodurch die Festfreude sich sichtbaren Ausdruck verschafft: die Lichter des Baumes, die gegenseitigen Geschenke, die glänzenden Kinderaugen ... Ein schönes Fest! Das schönste!

Aber passt es eigentlich ganz zu dem, den es feiert, und dass die Christenheit des Mannes, der an diesem Tage geboren ward, mit solchem Pomp und Gepränge gedenkt, ist dabei alles in der Ordnung? Um das beurteilen zu können, wollen wir ihn am heutigen Tage, seinem Tage, sehen, wie er ist. Nicht so blass und verschwommen, wie es hin und wieder geschieht, sondern scharf umrissen soll seine Menschengestalt vor unsere Augen treten.

Einer der Jünger Jesu gibt den Eindruck, den er auf sie machte, mit den Worten wieder: «Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit wie des einzigen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.» Gnade und Wahrheit, das sind die zwei Seiten der Erscheinung Jesu, die in Wirklichkeit ein und dasselbe bedeuten. Gnade: überströmende Güte, Erbarmen die eine Seite, und die andere: Wahrheit, der rückhaltloseste Ernst der strengsten Wahrhaftigkeit. Er ist der Gütigste gewesen, der je über die Erde geschritten, aber seine Güte ist keine weichliche, blinde Güte, sondern er schaut uns zugleich mit einem so ernsten, heiligen Auge an, dass uns fast unheimlich zumute wird, ja wie ein schrecklicher Blitz kann es auch funkeln in diesem Auge! Er ist nicht nur die freundlichste, er ist für uns sündigen Menschen auch die strengste Gestalt, die wir uns denken können; nicht umsonst ist er den Menschen nicht nur als der Erlöser, sondern auch als der Weltrichter erschienen.

Was ist denn die Quelle seines Wesens? Während für die meisten Menschen diese sichtbare Welt die weitaus stärkste, ja wohl gar die einzige Wirklichkeit bildet, war für ihn Gott die Wirklichkeit, die alles beherrschende, deren Macht er mit einer ungeheuren Wucht, einer Leidenschaft ohnegleichen auf die Menschen wirken liess. «Alles oder nichts!» Dieses Wort fällt uns ein, wenn wir sehen, mit

welcher Eindringlichkeit Jesus die Menschen vor die letzte Entscheidung stellt. Er hat nicht die Lammsgeduld, die reden und ermahnen und dann mit einer gleichgültigen Ruhe das Weitere abwarten kann, nämlich, ob die Leute nun wohl tun werden, was man gesagt hat, oder ob sie es nicht tun. «Ein Feuer auf die Erde zu werfen, bin ich gekommen; was wollte ich lieber, denn es brennte schon!» sagt er. Das Feuer, vor dem alles Gottwidrige dahinfallen muss, das glüht in Menschen, die sich der grossen Sache Gottes auf Erden ganz hingegeben haben. Irgend etwas Halbes kann vor Jesus nicht bestehen, darum hat er entweder die Menschen ganz stark an sich gezogen oder ebenso stark von sich abgestossen; gleichgültig konnte man ihm gegenüber nicht gut bleiben. Er war erfüllt von einem so heiligen Ernst, dass wohl viele erschreckt sich davon zurückzogen und dachten: So übertreiben sollte man doch nicht!

Wenn er sagt: «Lieber weg mit Auge oder Hand und du wirst ein Krüppel, als dass dich deine gesunden Glieder zur Sünde verführen und du dem Reich des Bösen verfällst,» wenn er sagt: «Besser als dass ein unschuldiges Kind durch die Handlung eines Menschen einen Anstoss zum Bösen empfängt, wäre es, wenn dieser Mensch vorher im Meer versunken wäre, wo es am tiefsten ist,» wenn er sagt: «Die Sorge um das Gottesreich und seine Gerechtigkeit soll deine alles beherrschende Sorge sein; um diese Dinge zu erlangen, sollst du alles drangeben können wie der, welcher den köstlichen Schatz fand in des Ackers Tiefe und nicht ruhte und kein Opfer scheute, bis er ihn hatte» — schaut uns da nicht eine Liebe an bis in unser Innerstes, vor deren Blick wir erbeben, der wir nicht ausweichen können, und erhebt sich da nicht das Gebot des Guten unendlich verpflichtend vor uns als eine Macht, die auf unser ganzes Leben Beschlag legen will? Von allem, was als Fessel und Hemmnis einem Menschen sich anhängen will, ihn vom völligen Dienst Gottes zurückzuhalten, muss der Mensch sich unbedingt lösen. Wie Jesus von solchen Rücksichten frei gewesen ist, so macht er auch seine Jünger frei davon. Da gibt es nichts für den Menschen, das an Stärke und Macht sich mit Gott messen, seinem Willen sich in den Weg stellen darf.

Darum tritt Jesus auf gegen die Frommen seiner Zeit, weil sie sich mit Spitzfindigkeiten, äussern Formalitäten und Feierlich-

keiten abgeben, dagegen die Hauptsache am Gesetz, die Gerechtigkeit und die Nächstenliebe, dahinten lassen; erbarmungslos nennt er sie deshalb Heuchler und verspottet grimmig ihre äussern frommen Formen und Bräuche. Ihm sind alle äussern frommen Sitten gleichgültig, er will das Herz und das Leben für Gott. Darum ist für ihn auch der Mammon der unversöhnliche Feind Gottes. Zum reichen Jüngling sagt er. «Gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen!» Den Reichen, der endlich sein Ziel erreicht hat und nun seines erworbenen Reichtums in Behaglichkeit sich erfreuen will, nennt er kurzerhand einen Narren. Er verwirft alle Gewaltanwendung als widergöttlich und Sünde. Er sagt: «Ihr sollt euch auch dem Bösen nicht widersetzen mit Gewalt» und «Wenn die Grossen und Mächtigen auf Erden herrschen und kämpfen mit Gewalt — bei euch als meinen Jüngern soll es nicht so sein! Da gilt ein anderes Gesetz.» Und wie hat er die Verpflichtung zur Nächstenliebe, die Verantwortung für das Wohl des andern den Menschen auf die Seele gebunden! «Was ihr getan oder nicht getan habt einem der geringsten meiner Menschenbrüder, das habt ihr mir getan, und das habt ihr mir nicht getan,» so soll es einst heissen im Gericht, und je nachdem man sich des Geringsten der Brüder angenommen hat oder nicht, steht einem der Himmel oder die Hölle offen. O Mensch, du hast die Verantwortung für das Wohl des andern, deines Bruders, du wirst sie nicht mehr los, seit Jesus so zu dir gesprochen.

Damit stehen wir schon beim andern an Jesus, bei seiner überströmenden unendlichen Liebe und Güte. Wie streng er ist gegen den, der in stolzer Sattheit das Böse in sich nicht erkennt, so unendlich milde, im ersten Augenblick verzeihend ist er gegenüber demjenigen, den es reut und der umkehren will; ihm will er mit alles verstehendem und alles verzeihendem Blick Kraft und Hilfe geben zur vollen Umkehr und Heilung. Denkt an das Gleichnis vom verlorenen Sohn mit der überschwenglichen Freude, welche den heimkehrenden zerlumpten Bettler begrüsst! Denkt an das Wort, womit er der Ehebrecherin gegenübersteht: «Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!» Seht ihr die ausgestreckte Hand, die dem letzten, dem verlorensten Sünder sich bietet, ihn zu retten? Denkt an sein liebevolles Verständnis für die Kinder,

womit er für sie eintrat den Erwachsenen gegenüber, an seine Liebe zu allem, was schwach und arm ist, niedergedrückt wird und verkümmern muss in dieser Welt! An die Kräfte des Erbarmnes, die wunderbar heilend von ihm ausgingen auf die armen Kranken.

Und hinter allem steht die gewaltige Hoffnung für diese Erde, dass ihr das Gottesreich nahe sei. Von diesem Hintergrund aus wird ja erst alles begreiflich, wovon wir bisher sprachen: In diesem Glauben an das nahende Gottesreich kommt nur zum Bewusstsein, wie nahe Gott der Erde in Jesus gekommen ist.

Mit dem allem haben wir kein vollkommenes Bild Jesu (das kann wohl kein Mensch haben), aber einige der wichtigsten Züge dieses Bildes. So ist er also gewesen, der Mann von Nazaret, der aus dem Kindlein von Bethlehem, dessen wir heute gedenken, heranwuchs.

Und unsere Welt, diese Welt, die man so gemeinhin christlich nennt? Wie steht sie zu ihm, den sie am heutigen Tage so aufdringlich feiert? Müssen wir nicht sagen, dass Jesus und diese Welt unendlich ferne von einander sind? Er ist ihr schon so weit vorausgeschritten, dass sie ihn grösstenteils überhaupt nicht einmal versteht: Ihn mit seiner Feuerseele, die die ganze Wirklichkeit für Gott gewinnen will! Wir denken an seinen unendlichen sittlichen Ernst, wie er dem Schlechten den Kampf bis aufs Messer angesagt hatte, und zugleich erinnern wir uns daran, wie in unserer Christenheit sich die Versuchung zum Bösen, zum Bösen in jeder Gestalt, riesengross erheben darf, öffentlich geduldet. Was für eine verhängnisvolle, ganz traurige Macht sind nur schon an manchem Ort die Einflüsse der Gasse, denen das Kind wehrlos preisgegeben ist! Halten wir daneben das furchtbar ernste Wort Jesu über die Verführung auch nur eines einzigen Kindes: Was für eine andere Luft weht da! Aber dafür legen fromme Christen ein grosses Gewicht auf das Kirchengehen und die öffentlichen religiösen Gebräuche; für ihre Aufrechterhaltung setzen sie alles ein — und begnügen sich dann selbstzufrieden damit! Und wie viele suchen nicht, Gott und dem Mammon zugleich zu dienen (trotz der Warnung Jesu), wobei natürlich als Endergebnis das herauskommt, was er vorhergesagt hat, nämlich, dass man dem lieben Gott überhaupt nur noch scheinbar, so in ein paar flüchtigen Augenblicken «dient». So ist denn das Geld der wirkliche Herr und Gott

dieser Welt, der ihr seine Rücksichten auferlegt und seine Gesetze gibt. Die Interessen des Geldes und des Besitzes zu beleidigen, ist Beleidigung des Heiligsten, und wenn diese Dinge irgendwie in Gefahr stehen, so fühlt der heutige Mensch die Fundamente seiner Welt wanken. Am Geburtstag dessen, der alle Gewaltanwendung verwarf, erschallt mit Recht der Gruss: «Friede auf Erden!» Aber ist er ernst gemeint? Bei welchem Volk treffen wir die Bereitschaft dazu an, auch Opfer zu bringen, wenn es die Sache des Friedens auf Erden gilt, trotzdem es klar ist, dass die Weiterexistenz der Menschheit davon abhängt? Und diejenigen Einzelnen, welche als rückhaltlose Jünger des Meisters ohne jede Bedenklichkeit ihm in seiner Gesinnung folgen und sich auch an den Vorbereitungen eines Krieges nicht beteiligen wollen, werden, in unserem Volke wenigstens noch, von Staatswegen ins Gefängnis geworfen. — Sollen wir noch weiter erzählen von der Unbarmherzigkeit und Lieblosigkeit unserer Welt? Ich denke, es ist nicht nötig. Wir haben genug gesehen von dem, was sie von Jesus unterscheidet: Jenes Alles dran setzen an das Reich Gottes und des Guten, wie verständnislos steht sie dem gegenüber! Die Verwerfung durch die Menschen, das Kreuz, wäre Jesus heute wie damals sicher.

Darum ist es gut zu verstehen, dass ein christlicher Prediger sich einmal die Frage vorgelegt hat, ob eigentlich die Christenheit die Weihnacht nicht als einen Tag der Busse feiern sollte, ohne Lichter, ohne Festjubel, schweigend, stille, beschämt, zum Gedächtnis daran, dass wir nicht sind, wie jener Mann es wollte, der heute geboren ist, und es uns meistens auch gar nicht einmal ernst ist, ihm nachzufolgen. Wahrhaftig, man könnte sich sehr fragen, ob eine solche Feier der Weihnacht nicht angebrachter wäre als die heute übliche!

Auf jeden Fall aber wäre es besser, wenn jene einmal aufhörten, Weihnacht zu feiern, die, weit entfernt davon, an eine Erneuerung der Menschheit zu glauben oder auch nur eine zu wünschen, eigentlich nur frivolen Spott für die Gedanken Jesu übrig haben. Was ist ihnen denn die Weihnacht? Was kann sie für einen Sinn für sie haben? Dieses Fest mitzumachen und in seine Lieder einzustimmen, muss ihnen doch als Anwandlung einer menschlichen Schwäche vorkommen, oder die Weihnacht ist ihnen ein schöner Traum, ein wun-

derbares Märchen. Ja, wollen wir uns heute an einem Traum oder einem Märchen freuen oder an einer frohen Wahrheit? Wir wollen doch nicht Versteckens spielen, sondern offen uns fragen: Kann ich Ja sagen zu den Gedanken der Weihnacht oder kann ich es nicht? Es ist doch eigentlich zu geschmacklos und entwürdigend, wenn z. B. eine Zeitung ein Weihnachtsgedicht bringt und wenige Zeilen nachher eine Aeusserung, aus der hervorgeht, dass die Gedanken Jesu für sie eine blosse Schwärmerei sind, gleichsam, als ob sie sagen wollte: «Für ein Gedichtlein bist du mir noch gut genug, Mann von Nazaret, für mehr nicht!» Sollte einem Jesus nicht auf alle Fälle, auch wenn man seine Gedanken nicht annehmen könnte, zu gross sein, um ihn auf solche verächtliche Weise abzutun? Aber für das Weihnachtsfest wie vieler Menschen ist nicht die erwähnte Erscheinung symbolisch!

Doch sehen wir nun ab von jenen Bedauernswerten, die an die grossen Gedanken der Weihnacht nicht glauben können und die sich nun allerlei traurige Hilfsmittelchen erfinden, um doch das Fest feiern zu können! Dann ist zu sagen: Wie düster auch unsere Betrachtung der Welt ausfallen mag, dieser Tag darf dennoch nicht düster sein, sondern trotz allem für die gläubigen Herzen der Tag der seligsten Freude: Das ist das Wunder der Weihnacht!

«Wir sahen seine Herrlichkeit, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater!» Diese einzigartige Erscheinung hat hervorgehen dürfen aus der dunklen Erde: Er, der Sohn des Vaters, ist ja zugleich ein Sohn der armen Menschheit gewesen, der wir niemals zugetraut hätten, dass eine so wunderbare Blume aus ihr sprossen könne. Welche Verheissung und Bürgschaft für die Menschheit! Die Herrlichkeit Gottes war auf der Erde, sie hat einmal Wohnung genommen auf ihr und hat damit gezeigt, dass sie auf Erden wohnen kann. Es war da, das Einzige; das Höchste, das Menschen gesehen! In diesem Kreise der Menschennatur und der Dinge war es da! Wenn es aber einmal da gewesen ist, so folgt daraus, dass es wiederkehren kann in der Welt, es ist jetzt nur verborgener in ihr. Aber den Keim davon enthält sie; früher oder später muss der Keim sich wieder entfalten, wieder ans Tageslicht treten. Das Göttliche ist eingegangen in die Welt: In der Tatsache der Weihnacht haben Himmel

und Erde sich berührt. Ganz abgesehen davon, wie die Menschen in ihrer grossen Mehrzahl sich bisher dazu gestellt haben — Gott hat uns die unendliche Gabe gegeben, hat uns dadurch unserer Erlösung für immer versichert und dem Glauben an die Macht des Bösen und damit dieser Macht selbst schon den tötlichen Streich versetzt, wie allbeherrschend sie sich auch manchmal noch geberden möge. Wer das erfahren hat, der erlebt die grosse Freude der Weihnacht.

Der Prophet des Neuen Bundes sagt einmal: «Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde!» Nicht als blosse Zukunftsweissagung sollen wir dieses Wort auffassen. «Ich sah!» heisst es: Ich sah es schon! Und wir sahen es, dürfen wir sagen: Wir sahen den neuen Himmel und die neue Erde in der Erscheinung Jesu von Nazaret, und sahen wir sie auch erst so gering und unscheinbar, wie das Kindlein in der Krippe es ist, dessen wir heute gedenken; aber wir sahen sie in ihrer Herrlichkeit und glauben darum an die neue Schöpfung Gottes.
C. Holzer

Das Mädchen in der Jugendpflege und Jugendbewegung

II. [1]

Viele Jugendliche suchen den Kameraden nicht im andern Geschlecht. Manche Freundschaften werden in der Jugend geschlossen und dauern für das ganze Leben, aber des öftern stossen wir bei den Mädchen auf immer neue Freundschaften; die alten Freundinnen werden ob den neuen vergessen und beiseite geschoben. Viel Leid tritt da zutage, bittere Enttäuschungen müssen durchgemacht werden. Wir sahen, dass aus dem Sicheinsamfühlen fast aller Jugendlichen die Sehnsucht nach Gemeinschaft erwächst. Die höchste Verwirklichung der Freundschaft finden wir zwar vielleicht selten im jugendlichen Alter, aber keine Zeit wie die Jugendzeit sucht so sehr nach Freundschaft. Suchen nach einem Freunde, einer Freundin heisst Suchen nach Einheit, Harmonie. Diese Einheit, diese Harmonie kann aus dem persönlichen Kreise in die Gesellschaft hinaufgehoben werden. Erfüllt die jungen Menschen ein höheres Ideal, so werden sie gegen Gefahren mannigfaltiger Art gewappnet sein. Die Losungsworte der heutigen

[1]) Vergl. Nr. 11.

Jugendbewegung sind «Sozialismus, Gemeinschaft, Kommunismus». Bei den einen Gruppen wird nur um eine wirtschaftliche Neugestaltung gekämpft, die Prinzipien der Gleichheit und Freiheit stehen im Vordergrund; bei andern Gruppen geht es um eine g e i s t i g e wie wirtschaftliche Neugestaltung und steht das Prinzip der Brüderlichkeit im Zentrum. In ihrer Sehnsucht nach Einheit ist die Jugend international, nicht mehr nationalistisch orientiert. Ihre Einheit ist nicht nur eine Einheit im eigenen Lande, sie kennt keine Grenzen, sie erhofft eine Gemeinschaft aller Menschen. Gerade der Weltkrieg hat durch das Weltleiden, das er gebracht hat, alle enger zusammngeschmiedet. Durch das Losungswort «Wir sind alle Brüder» ist der Krieg prinzipiell gerichtet, und daraus erklärt sich die Stellung der Jugendbewegung gegen den Krieg. Die Träger der heutigen Jugendbewegung denken pazifistisch.

Die Jugend erscheint in ihrem Glauben und Hoffen fast visionär, sie schaut «einen neuen Himmel und eine neue Erde». Aus diesem Schauen verstehen wir auch ihren Radikalismus. Könnten wir eigentlich eine konservative Jugend lieben? Liegt nicht gerade in ihrem Drängen, Glauben und Hoffen so viel Liebenswertes? Sie kann keine Kompromisse dulden, ihr Sinn ist auf das Ganze gerichtet, nicht auf Einzelreformen. Sie kann leichter mit dem Alten brechen, weil sie nicht schon jahrelang darin gelebt hat und auch nicht so eng damit verkettet ist. Man schilt die Jugend pietätslos —, ich glaube, sie möchte verehren, aber bei der «Umwertung aller Werte» von heute findet sie keinen Halt mehr. Heute steht die Jugend den Weltereignissen nicht mehr indifferent gegenüber; sie kann nicht mehr abseits stehen, zu tief hat der Weltkrieg in ihr Leben eingegriffen. Vielleicht ist dadurch d e r J u g e n d v i e l v o n i h r e r J u g e n d v e r l o r e n g e g a n g e n; manchmal hat es fast den Anschein: unsere Jugend kann ja nicht mehr aus Herzenslust lachen! — Versteht sie aber die Weltgeschehnisse recht, so wird sie auch ihrer eigensten Aufgabe bewusst, so kann sie sich berufen fühlen, eine hohe Aufgabe zu erfüllen.

Aus der Sehnsucht des Einzelnen nach Verständnis, aus der Sehnsucht des Ich nach dem Du, werden wir zu den Menschheitsaufgaben geführt, und diese weisen über sich hinaus nach Gott. Wer mit der Jugend in Berührung steht, wird immer hinhorchen nach den tiefsten

Regungen der jungen Seele, der wird nicht ruhen, bis er nicht ein Echo auf die Frage nach dem Sinn und dem Ursprung alles Lebens findet. Durch die heutige Jugendbewegung geht ein Erwachen, ein religiöses Erwachen. Wie könnte sie sonst eine Gemeinschaft aller Menschen erwarten, wenn sie nicht getragen würde von einem tiefen Glauben? Gemeinschaft ist letzten Endes sich verbunden fühlen mit Gott. Die Jugend, die diesen Glauben gefunden hat, wird gefeit sein gegen die Gefahren, die sie von allen Seiten umgeben. Aus der Freude, aus der Freundschaft selbst kommen ihr die Kräfte fürs Leben.

Kann die Jugend ihrem Glauben, ihrem Ideal im Leben treu bleiben?

Ohne uns zur Milieutheorie zu bekennen, müssen wir ihr doch Rechnung tragen. Wir müssen uns fragen: wie gestaltet sich das äussere Leben der Jugendlichen in diesem Zeitpunkt? Ferner: wie verhält sich die Umwelt gegenüber der Jugend? Endlich: hat die Jugendpflege, die Jugendbewegung eine Berechtigung und haben sie, und besonders die Jugendpflege, ihre Aufgabe an der Jugend erfüllt? Bis jetzt haben wir von der Jugend im allgemeinen geredet, obwohl wir das Mädchen in den Vordergrund gestellt haben, von jetzt an werden wir nur noch das Mädchen und zwar das proletarische Mädchen ins Auge fassen.

Fragen wir zuerst: was gab die Schule dem jungen Menschen mit ins Leben? Wir müssen doch, glaube ich, alle gestehen, dass wir nach dem Abgang aus der Schule dem Leben gegenüber mit ziemlich leeren Händen dastanden. Im besten Falle hatten wir Wissen und Schulbücherweisheit mit hinausgebracht, aber keine Lebensweisheit. Wir mussten umlernen vor den nackten Tatsachen des Lebens. Sehen wir davon ab, dass die Schule uns keine Weltanschauung gab, aber wir lernten auch nicht selbständig handeln, wir griffen nie selbst etwas an, in allem wurden wir kommandiert, geheissen oder angeleitet. Der Selbständigkeitstrieb ist im kleinen Kinde, aber man möchte fast meinen, er werde systematisch unterdrückt. Es fällt einem immer wieder von neuem auf, wie wenig die jungen Menschen etwas Vernünftiges in ihrer Freizeit anzufangen wissen, wie sie im Leben draussen warten, bis sie geheissen werden.

Fragen wir uns weiter: was ist die Stellung des Mädchens nach der Schule? Mit dem Austritt aus der Schule schliesst eine Welt ab,

eine neue tut sich auf. Bis dahin war das Mädchen Kind, nun soll es erwachsen sein, das heisst: seinen eigenen Weg suchen, sein Brot verdienen. Im Erwerbsleben draussen ist es allen Einflüssen preisgegeben. Das Kind ist aus seiner Gedankenwelt herausgerissen, in eine fremde Atmosphäre verpflanzt, die seinem Denken noch nicht entspricht. Das Mädchen tritt aus dem Familienleben, dem Schulleben ins Erwerbsleben ein. In dem Augenblick, wo sein Gefühlsleben die grösste Rolle spielt, wird es dem Familienkreise, in dem sich dieses Gefühlsleben hauptsächlich auswirken sollte, entrissen.

Die Familie ist die gesunde Grundlage des Staates und das Fundament alles gesunden Lebens überhaupt, in ihr könnte das Gemeinschaftsbewusstsein, das Verantwortungsgefühl am besten entwickelt werden. Heute hat die Familie die Führung im Leben der Jugendlichen verloren. Nur zu oft wähnt man, die Mutterpflichten hörten mit den ersten Lebensjahren des Kindes auf. Als ob nicht gerade der jugendliche Mensch in seinen Kämpfen die Mutter ganz besonders brauchte. Der Fehler liegt wohl darin, dass die meisten Mütter sich zu sehr von der Aussenwelt in ihren Familienkreis abschliessen, keine Fühlung mehr haben mit dem pulsierenden Leben und gar nicht ahnen, in welches Leben sie ihre Kinder hinaussenden. Ein grosser Teil der Leiden der jungen Menschen kommt aus dem Mangel an Verständnis von Seiten der Eltern. Allerdings begehen auch die Jungen oft einen Fehler: durch die bessere Schulbildung sind sie ihren Eltern entfremdet, und die gebildeten Jungen schämen sich ihrer ungebildeten Eltern. Die Auflehnung der Jungen gegenüber den Eltern ist ein altbekanntes Symptom. Es ist aber nicht ein Symptom nur von heute, sondern es liegt in der Natur der Jugend begründet. Ein gewisses Sichloslösen vom Elternhaus ist meines Erachtens für jeden jungen Menschen nötig: jene Kinder, die nur an der Schürze der Mutter hängen, machen oft einen krankhaften Eindruck.

Ich brauche keine Beschreibung der Lebensverhältnisse der jungen Proletarierinnen zu geben, ich hebe nur einige Merkmale hervor, unter denen diese Mädchen besonders leiden und die einen Einfluss auf ihr Leben ausüben. Wir kennen von innen die Mietskasernen, in denen ordentliche und liederliche Leute hart nebeneinander wohnen. Wir kennen die überfüllten Wohnungen — es sind oft die reinsten Bettenmagazine, und doch haben viele der Mädchen kein eigenes

Bett, geschweige denn eine heimelige Ecke, die sie ihr eigen nennen können, die sie schmücken dürften. Und welches Mädchen sehnt sich nicht darnach, etwas sein eigen nennen zu können, eine Ecke zu haben, wo es allein sein kann? Wer sollte das Heim zum Heim gestalten, wo die Mutter ihrer Berufsarbeit nachgehen muss, um auch ihren Teil zum Haushaltungsbudget beizutragen, weil der Verdienst des Mannes nicht ausreicht, die Familie zu erhalten? Abends kommen die Mütter müde von der Arbeit heim, woher sollen sie da die Kraft nehmen, neben einem Haufen Arbeit, der auf sie wartet, sich noch in das Seelenleben ihrer Kinder zu vertiefen? Haben sich dann endlich die finanziellen Verhältnisse geändert, so dass die Mutter nicht mehr ausser dem Hause arbeiten muss, so sind ihr die Kinder meistens entfremdet.

Wenn das Elternhaus seine Pflicht dem jungen Menschen gegenüber nicht mehr erfüllt, so ist eine grosse Hilfe für ihn verloren gegangen, die wohl kaum ersetzt werden kann.

Mit vierzehn Jahren müssen die meisten proletarischen Mädchen einen Beruf suchen, aber wie selten können sie schon urteilen über den Beruf, der sich für sie eignet! Und selbst die Berufsberatungsstelle kann dem Uebel nicht abhelfen. Denn ganz kann selbst der beste Berufsberater die Wesensart und Befähigung des Kindes nicht beurteilen, und die grösste Zahl von Eltern und Lehrern können keine genaue Auskunft über das Kind geben, die für den Berufsberater von Wert wäre. Ist der Beruf gewählt, so müssen die Mädchen ihn ihr ganzes Leben lang ausüben! Die meisten sind gezwungen, den Beruf um des raschen Erwerbes willen zu ergreifen, und können nicht ihren Fähigkeiten und Neigungen entsprechend wählen. Gar manches Talent kann sich nicht entfalten. Wir wissen, jedes von uns, was es heisst, *die* Arbeit zu tun, zu der wir uns berufen fühlen, oder aber an eine Arbeit gebunden zu sein, die unser Denken, Fühlen und Können nicht anspannt. Dürfen wir von den jungen Mädchen erwarten, dass sie in ihrem Beruf, ihrer Arbeit einen Lebensinhalt gefunden haben? Wer mit der Berufswahl zu tun hat, weiss zudem, wie wenig befriedigende Frauenberufe es gibt, die den Mädchen der untern Berufsklassen offen stehen.

Oft müssen die Mädchen einen ungelernten Beruf ergreifen, weil die Familie den Verdienst dringend braucht. Wir kennen alle die Post-

kinder, die ungelernten Büroangestellten, die Fabrikarbeiterinnen. Am Anfang fühlen sich die Mädchen oft noch recht wohl bei ihrer Arbeit, sie sind auch froh, gleich verdienen zu können, und fühlen sich jenen Altersgenossinnen gegenüber, die in der Lehre sind und keinen Lohn haben, im Vorteil. Aber bald macht sich die Stumpfheit der Arbeit geltend und macht die Mädchen unwillig. Sie sehen, dass es für sie kein Vorwärtskommen gibt, da fragen sie nach dem Sinn ihres Lebens, fragen, ob sie ihr ganzes Lebenlang an diese monotone Arbeit gebunden sein werden? Können wir da nicht verstehen, dass die Ehe einen Ausweg bietet, wie der Weg zum Burschen eine Erlösung bedeutet? Meistens ist auch die Arbeit an der Maschine, weil Akkordarbeit, eine Nervenanstrengung, und die Folge davon ist, dass die gereizten Nerven in der Freizeit wieder Nervenanreizung verlangen; da bietet sich das Kino, der Tanzboden mit seiner schreienden Reklame an. Die Kinder- und Jugendlichen-Arbeit war seinerzeit für die Industrie wie eine Fundgrube neuer Kräfte, aber selten ist eine Kraftquelle so missbraucht worden. Der Fluch von Tausenden und Tausenden Jugendlicher und Kinder liegt auf unserer Zeit. Und noch heute gehen Tausende von jungen Menschen an ihrer Arbeit seelisch zugrunde, und ein neues Unrecht geschieht an ihnen.

Sehen wir ab von den ganz monotonen Arbeiten, so müssen wir sogar sagen, dass die wenigsten Berufe imstande sind, einem Menschen dauernd Befriedigung zu geben. So wie die Dinge heute stehen, haben wir auch zu wenig gute Plätze für die Jugendlichen. Die meisten Arbeiten sind Teilarbeiten und können nicht als Menschheitsarbeit, Dienst am Menschen, betrachtet werden. Erst wenn wir das Wort Ruskins: «Wir wollen den Arbeiter zum Menschen, nicht den Menschen zum Arbeiter machen» erfüllen können, dann dürfen wir auch von einem erziehenden Wert der Arbeit reden, dann wird es auch besser stehen um unsere Jugend.

Werfen wir noch einen Blick auf das Strassenbild. Seine Bedeutung als Moment im Leben der Jugendlichen wird oft übersehen. Jane Addams deutet in ihrem Buche besonders darauf hin und sagt: «Wir kennen die Verantwortung gegenüber der Strasse noch nicht, es gilt nicht nur das Heim zu schützen, sondern die Strasse sicher zu machen.» Dulden wir nicht täglich die schamlose und sinnaufregende Reklame der Kinos? Ist das nicht eine Gefahr für unsere gesamte

Jugend? Viele unserer Strassen sind ein Schandfleck unserer heutigen Welt. Die Strasse nimmt die Jugend auf, vor und nach der Arbeit, die Strasse bietet Abwechslung. Welches 15-jährige Kind — denn sie sind noch Kinder, diese jugendlichen Arbeiterinnen — möchte, wenn es vier Stunden an der Arbeit gesessen oder gestanden hat, sich nicht austoben und herumtollen! Aber in der Stadt geht das nicht, in den Stadtstrassen ist Jungsein fast unmöglich. Die hässlichen Häuserreihen nehmen das Mädchen auf, kein freier Himmel, keine grüne Wiese oder Baum umgibt es, wo ihm das Herz wieder froh würde nach der Arbeit, wo man jauchzen, singen und springen möchte. Selbst wenn sich das in den Strassen schicken würde, können es die jungen Menschenkinder nicht. Die raffinierten Schaufenster — eine grosse Verführung — die Modedamen, der Lärm der Strasse, das Hasten und Treiben lassen keinen herzlichen jugendlichen Uebermut aufkommen. Das alles zieht die Aufmerksamkeit auf sich und lenkt den jungen Menschen vom gesunden Leben ab. Mit dem Schulabschluss verlieren die Mädchen auch den täglichen Umgang mit Altersgenossinnen. In den engen Wohnungen können sich die Mädchen nicht treffen, so gehen sie auf die Strasse, und die anfänglich harmlosen Spaziergänge arten nur zu oft in ein Bummelleben aus.

Auch physisch hat die Grosstadt deutliche Spuren im Leben der Jugendlichen hinterlassen und die physische Erschlaffung hat die sittliche Schwäche zur Folge. Die Berufsarbeit verlangt moralische und physische Kräfte, die das Mädchen oft nicht besitzt.

Wir haben einen Blick geworfen in das persönliche und wirtschaftliche Leben der Mädchen, beides ist eng bedingt durch die Zeit, in der wir leben. Chaotisch ist die Zeit, zerrissen in sich, ein Trümmerhaufen! Der Weltkrieg war das Todesurteil für eine falsch orientierte Welt, aber noch liegen die Todesschatten auf unserer Zeit. Wir haben gesehen: die Jugend, und mit ihr die Besten unter den Menschen, wenden sich ab von der alten Welt und drängen hin zu einer neuen. Sie drängen zum Sozialismus, das Wort nicht im engen Parteisinne verstanden. Hierin möchte man fast eine Einheit in der Jugendbewegung konstatieren. Auf geistigem Gebiet sieht das Bild zerrissener, trostloser aus. Viele der besten Kräfte der Proletarier-Jugend gehen an der geistigen Desorientierung zugrunde. Um Anthroposophie, indische Weisheit, Mystizismus, Mazdaznan, Freigeld-Frei-

land, Bibelforscher etc. etc. geht der Kampf. Jeder neue Prophet wird mit Freuden begrüsst, um oft ebenso schnell wieder bekämpft zu werden. Auf hundert Wegen sucht die Jugend einen Ausweg aus dem Chaos; nur langsam, in kleinen Gruppen, dringt nach und nach die Erkenntnis durch, dass es wieder gilt, die längst bekannten, alten Wahrheiten der Liebe, der Brüderlichkeit neu zu gestalten, dass es gilt, den alten Wahrheiten neue Form zu geben in unserer Zeit, die formlos geworden ist.

Wenn wir nicht ganz blind sind, wenn wir noch ein Herz haben für die werdenden Menschen, so müssen wir sagen, dass das heutige Erwerbs- und Grosstadtleben, die Wohnverhältnisse, die Familienverhältnisse keine helfenden Faktoren sind, um ein gesunde, freie, junge Generation heranzubilden.

Da drängt sich uns die Frage auf: «Was sollen wir tun?» Versuchen wir zu zeigen, welche Aufgabe die Jugendpflege, Jugendbewegung im Leben der jungen Menschen hat und ob sie im wesentlichen diese Aufgabe erfüllt. [1])

Die Not der Jugend kann nur gehoben werden, wenn wir wie sie an «einen neuen Himmel und eine neue Erde» glauben, wenn wir mitkämpfen, mitarbeiten, die neue Zeit herbeiführen.

«Ich komme, die Licht und Leben schafft!
Ich will deine ganze ringende Kraft, dein ganzes Ich.
Ich will deine Liebe, dein Gottvertrauen in Freud und Leid.
Du selber sollst mich nicht erbauen: die neue Zeit.»

Gertrud Rüegg

Zur Weltlage

Eine Weihnachtsbilanz.

Wie sieht die Welt vor Weihnachten 1923 aus? Sieht sie so aus, dass das, was um Weihnachten wieder auf besondere Weise verkündigt wird, dadurch mehr eine Bekräftigung oder eine, wenigstens scheinbare, Widerlegung erfährt?

[1]) Aus Gründen, die nicht in der Macht des Autors und der Redaktion lagen, können wir den zweiten Teil dieses Beitrages nun erst im neuen Jahrgang bringen. Wir bedauern das sehr, doch hat dieser Uebelstand insofern weniger zu bedeuten, als die beiden Vorträge von einander doch recht unabhängig sind. Die Red.

1. Passiven.

Auf den ersten Blick ist die Bilanz des nun zu Ende gehenden Jahres, wenn man auf die Weltereignisse sieht, tieftraurig. Es ist ein beständiges Sinken in die Tiefe. Das Signal dazu bildete das Geschehnis, unter dessen unheilvollem Schatten die Welt das ganze Jahr gestanden hat: der Einmarsch der Franzosen in die Ruhr. Nur immer deutlicher hat sich gezeigt, wie berechtigt es war, wenn er damals an dieser Stelle als «eine schwere Freveltat» bezeichnet wurde. Eine Tat enthüllt ihren Charakter oft erst ganz durch ihre Folgen. Wenn auch hinter dem französischen Vorgehen einiges gute Recht stand, so ist es doch aus einem frevelmütigen Willen, seine Gewalt zu brauchen, entsprungen; denn die andern Möglichkeiten waren noch keineswegs erschöpft. Es ist ferner aus jener vollendeten Rücksichtslosigkeit gegenüber den höheren Interessen der Welt entstanden, die diese Art von Frankreich kennzeichnet, für die es nur Frankreich gibt und sonst nichts auf der Welt, genau so, wie es für ein gewisses Deutschland nur Deutschland gab und gibt. Dass über dieser frevelhaften Gesinnung die Nemesis waltet, die ihr Werk vielleicht rasch tun wird, bleibt meine tiefe Ueberzeugung.

Dass Frankreich auch an den furchtbaren Entwicklungen im Orient, an dem neuen Sieg des Halbmonds, der Zerstörung Smyrnas, den entsetzlichen neuen Christenschlächtereien, dem endgültigen Verrat an Armenien, dem schändlichen Vertrag von Lausanne eine Hauptschuld (freilich nicht die alleinige Schuld) trägt, ist bekannt. Es kannte auch hier nur sich selbst.

So ist Paris, neben Moskau, das Hauptquartier des bösen Geistes, der die politisch-soziale Welt verstört, geworden. Das gehört zu den schmerzlichen Tatsachen, die dieses Jahr immer deutlicher hervorgetreten sind. Der Geist der Gewalt, den seine schlimmste Tat verkörpert, hat dann weitere Triumphe gefeiert. Wie die Korfu-Sache damit innerlich und äusserlich zusammenhängt, ist hier schon gezeigt worden und bedarf keiner weitern Bemerkung. Wir haben in diesen beiden frechen Taten von der Hybris beseelter Gewalthaber nur zwei besonders deutliche Offenbarungen jener moralischen Skrupellosigkeit im Stile einer gewissen Renaissance-Moral vor uns, die in der Welt überall zuzunehmen scheint. Das Urteil von Lausanne im Konradiprozess gehört

auf die gleiche Linie. Dazu die allerdings weniger sichtbar rohen, aber im Grunde nicht weniger verwüstenden Meinungen und Vorschläge, die darauf ausgehen, die Heiligkeit des menschlichen Lebens zugunsten entweder des Lasters oder der Bequemlichkeit zu missachten. Die Ehrfurcht vor dem Menschen, die aus der Ehrfurcht vor Gott quillt, ist furchtbar vermindert. Man braucht nur die Gesichter und das ganze Benehmen der Mehrheit der Menschen, die auf den Strassen unserer Städte oder im Eisenbahnwagen zu treffen sind, zu beobachten, um diesen Zug der Brutalität in erschrekkendem Masse darin zu entdecken. Die Schule des Egoismus, des zu der heiligsten der Pflichten gewordenen rücksichtslosen Zugreifens, durch die das technisch-kapitalistische Zeitalter unser Geschlecht geführt, trägt ihre Früchte. Wozu dann dessen letztes Wort, der Krieg, diese Hochschule der Entmenschung, getreten ist!

Dass in einer solchen Atmosphäre der Militarismus sich wohl befindet, ist klar. Unsere Militaristen atmen darin völlig auf. Diese Offenbarungen des Gewaltgeistes sind ihnen sichtlich eine Lust, was freilich nur bestätigt, dass der Militarismus nun vollends und rein eine Macht des Bösen geworden ist, eine Macht des Teufels, die von diesem lebt und ihm dient. Die Grossen betreiben wieder ihre Rüstungen mit Lust, besonders in der Luft und unter dem Wasser — was den ganzen diabolischen Charakter dieses neuesten Militarismus noch weiter kennzeichnet — aber die Kleinen bleiben nicht zurück, am wenigsten natürlich das «Völkerbundsland», wo man das Säbelgerassel unserer Obersten wieder über die ganze Schweiz hin vernimmt, und dies trotzdem die völlige Sinnlosigkeit unserer Rüstungen, wenigstens gegen den «äussern Feind», jedem Kinde klar sein muss. Die Erfahrungen, die wir mit unserem Kampf um den Zivildienst gemacht — mit Christen und Heiden — gehören auch hieher. Sie sind in vielem erfreulich, im Blick auf das Ganze unserer Zustände traurig.

Vielleicht das Allertraurigste aber, was auf diesem Gebiete im Laufe des Jahres hervorgetreten ist, stellt wohl der Siegeszug der Diktatur dar. Das ist doch für viele eine jener Ueberraschungen gewesen, wie wir sie freilich in unserer apokalyptischen Zeit sie beständig erwarten müssen. Nachdem wir die sozialistische Diktatur zumteil als Theorie, zumteil als Tatsache erlebt und be-

kämpft, steht nun die bürgerliche vor uns. Das Jahr hat den Triumph des Faschismus in Italien und Spanien gesehen und wird vielleicht noch, bevor es zu Ende geht, in Deutschland einen Militärdiktator da sehen, wo jetzt noch ein, wenigstens dem Namen nach, sozialdemokratischer ehemaliger Sattler als Reichspräsident sitzt. Aber ein Diktator ist im Grunde auch Poincaré und Diktaturen im Duodezformat haben wir an vielen Orten, nicht zuletzt im Lande Wilhelm Tells, als dessen Nachfolger nun ja von begeisterten Eidgenossen — Konradi erklärt worden ist!

Der Sieg der Diktatur bezeichnet den katastrophalen Zerfall der Demokratie. Das ist eine Tatsache, deren Tragweite schwer überblickt werden kann. Aber wie die Demokratie, so zerfällt überhaupt die Freiheit in der Welt. In der gleichen Zeit, wo die Frechheit triumphiert, liegt die Freiheit am Boden. Das ist kein Zufall oder gar Widerspruch, sondern das Eine hängt mit dem Andern aufs Genauste zusammen. Frechheit ist stets eine Eigenschaft des Sklaven, Freiheit kommt aus der Ehrfurcht. Ein Geschlecht, das mit einer sittlichen Weltanschauung, um von der «Furcht Gottes» (im tiefsten Sinn des Wortes) zu schweigen, das Heilige verloren hat, wo der Mensch weder an sich selbst noch an andern ein Unbedingtes zu vertreten und zu verteidigen hat, kann wohl noch «Freiheit» für seine Lüste und Leidenschaften, aber nicht Freiheit im höheren Sinn begehren. Als das römische Volk zum Pöbel geworden war, der «Panem et circenses!» (Brot und Spiele) schrie, da war die Zeit des Cäsar-Gottes gekommen. Gewisse schweizerische Volksabstimmungen dieses Jahres haben uns diesen Zusammenhang zwischen dem Verlust des Freiheitssinnes, der mangelnden Ehrfurcht vor der Frau (und damit dem Menschen überhaupt) und dem Laster schlagend bewiesen.

Zum Sturz der Demokratie gehört der des Sozialismus. Auch dies ist eines der Ergebnisse dieses Jahres, die wie eine Ueberraschung wirken. Wie der italienische Sozialismus, der vor kurzem so mächtige, so ruhmredige, vor Mussolini einfach verschwand, ist schon etwas wie ein tragisches Taschenspielerstück der Geschichte. Zwar ists im Grunde nicht zu verwundern; denn nicht zufälligerweise hat einer der Oberschreier des dortigen Kommunismus dieser Tage dem Diktator begeistert gehuldigt. Es ist ja im Grunde die gleiche

Sache, und die Diktatur von links hat der von rechts die Bahn bereitet. In Spanien und Frankreich zeigt sich die gleiche Entwicklung. Aber auch in Deutschland. Dieser deutsche Sozialismus, der noch vor ein paar Jahren, wie der italienische, die Macht gehabt hätte, sein Land nach seinem Willen zu gestalten, ist nun ohnmächtig und muss sich Mühe geben, diese Ohnmacht zu verbergen, ohne dass es ihm doch gelänge. Ueberall ausser in England und einigen Enklaven ist man seiner müde, erwartet nichts mehr von ihm. Es ist wieder eine Katastrophe. Der Kapitalismus aber ist zu neuer, unerhörter Machtentfaltung aufgestiegen.

Wenn wir vom politischen und sozialen nochmals auf das Gebiet des sog. geistigen Lebens übergehen, so stossen wir auf die gleiche Erscheinung. Ueberall Reaktion, überall Rückkehr zu den alten Lebensformen. All die Vorstösse in der Pädagogik, der Lebensgestaltung, der religiösen Erneuerung sind zum Stillstand gekommen. Die Weisheit dieses Geschlechtes besteht nun darin, die Vorzüge des Bestehenden zu entdecken; jeden Augenblick taucht eine Bekehrung dieser Art auf, und die, denen vorher nichts radikal genug war, sind die Ersten, die sich in den Schutz des Alten zurückziehen, während wir, die wir von ihnen Bourgeois, Leisetreter und Reaktionäre gescholten wurden, unseren Weg vorwärts gehen. Auch auf diesem Gebiete gilt die Freiheit wenig mehr; äussere Autorität und Disziplin, die Korrelate der Diktatur, sind an ihre Stelle getreten. Die katholische Kirche ist die Hauptgewinnerin bei dieser Liquidation der Freiheit; aber auch eine protestantisch-kirchliche Reaktion hat einen Vorteil von dieser Müdigkeit der Seelen.

Dass diese mit einem allgemeinen sittlichen Sinken zusammenhängt, ist schon bemerkt worden. Dieses ist offenkundig genug. Wenn ich von dem Zug der Brutalität geredet habe, der sich an den heutigen Menschen deutlich kund tue, so muss man ganz allgemein von einer wahrhaft erschreckenden Degeneration des heutigen Menschen reden, die sich an Gesicht, Kleidung, Benehmen kund tut. Alkoholismus und geschlechtliche Gemeinheit nehmen zu. Die Herrschaft des Schundes breitet sich stetsfort aus. Sport und Kino treten immer mehr an die Stelle eines geistigen Lebens und erregen die Leidenschaften der Menschen; das Zeitungswesen verfällt, sehr

ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, mehr und mehr dem Dienst der Sensation und der Tendenzlüge. Wieder muss man sagen: wir sehen vor uns die Wirkungen einer Epoche, die durch den Kultus der Maschine, des Geldes, des rohen Naturtriebs, durch die Auflösung aller tiefern Bande der Gemeinschaft und die Zerstörung aller höheren Lebenswerte und Lebensziele dem Menschen die Seele geraubt und sein Heiligstes verwüstet hat.

Dass es einem solchen Geschlecht an der sittlichen Kraft gebricht, die neuen Ideale, die über der Katastrophe aufgetaucht sind, zu verwirklichen, ist kein Wunder. So fehlt es dem Völkerbund an jenem sittlichen Mut, ohne den er keine grossen Siege erringen kann. Und das Gleiche zeigt sich überall, wo neues Wollen sich regt und emporringt. Es ist dafür schwere Zeit, während alles Banale und Gemeine üppig gedeiht.

Fügen wir zu diesem Bild noch die furchtbaren Naturkatastrophen der letzten Zeit, vor allem das Erdbeben in Japan und jenen Dammbruch in Oberitalien, der dem Umfang nach freilich ein so viel kleineres Ereignis, aber dem Sinn und der Grauenhaftigkeit nach fast ebenso bedeutsam ist, und die Hungersnot in Deutschland, so ist das Dunkel so tief, dass uns bange werden mag. Und der Ausblick in die nächste Zukunft ist nicht ohne weiteres tröstlich. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Zusammenbruch unserer abendländischen Welt weitergreife. Sidney und Beatrice Webb, diese so gründlich orientierten, ruhigen, ganz und gar nicht auf die Katastrophe gestimmten Menschen, haben vor kurzem unter dem Titel: «Der Verfall der kapiatlistischen Zivilisation» [1]) ein Büchlein herausgegeben, das in seiner furchtbaren Klarheit und Sachlichkeit wie ein Stück Weltgericht wirkt und wie ein Kapitel aus der Offenbarung Johannis anmutet. Denn es handelt sich heute nicht darum, ob man «apokalyptisch» gesinnt sei oder nicht, sondern ob man die Apokalypse sehe oder nicht, ob man die Tatsachen gelten lasse oder ob man es vorziehe, den Kopf in den Sand zu stecken. Wir ernten heute, was lange gesäet worden ist. Die Schnitter sind ausgezogen zum Schneiden.

[1]) The Decay of capitalistic civilisation.

2. Aktiven.

Gibt es in dieser Bilanz auch Aktiven? Oder ist es zum Verzweifeln?

Wir können vielleicht unter der Rubrik der Aktiven dieses Jahres nicht so bemerkenswerte Einzeltatsachen [1]) anführen wie unter der der Passiven. Aber wenn wir auf das Gesamtbild schauen, dann meine ich doch, es verwandle sich beim genaueren Hinsehen, sodass die zuerst gesehenen Züge zurücktreten, andere dafür stärker hervortreten und das Ganze einen andern Sinn bekommt.

Ich habe vom Gericht gesprochen. Sollte nicht schon das ein Gesichtspunkt sein, der das ganze Bild der Zeit verändert? Ergeht nicht über die ganze Welt der Gewalt, des Militarismus, der Diktatur heute ein Gericht wie noch nie? Gewiss, es geschehen diese Taten der Gewalt, es erhebt sich der niedergeworfene Militarismus, es triumphiert die Diktatur; aber gibt es heute nicht über die ganze Welt hin, ich möchte sagen, eine Gemeinde, die diese Dinge richtet, verurteilt, verabscheut? Sie sind von keinem Glanz mehr umgeben, haben kein moralisches Recht mehr. Vielleicht treten sie gerade darum so frech auf. Sie sind durch eine neue Welt, die auch da ist, gerichtet und abgetan. Diese ganze Politik, die heute eine Stätte der traurigsten Verkommenheit geworden ist, muss sie sich damit nicht selbst verurteilen? Ist sie nicht dazu bestimmt, sich zu zersetzen, in sich selbst zu zerfallen, um neuen Formen des Gemeinschaftslebens Platz zu machen? Dieser Kapitalismus, der heute neu triumphiert, der in den Entwicklungen der Valuta einen grotesken Ausdruck findet, der seine Wirkungen im Verhungern ganzer Völker entfaltet, der immer wieder die künstliche Verwüstung von Lebensmitteln und Lebensmittelproduktion in grossem Stil hervorruft, dieser Kapitalismus, der auch hinter dem Einbruch in die Ruhr steht — sollte der wohl noch irgend welche Verheissung der Zukunft haben? Sollte er nicht in den Seelen, den Gewissen der Menschen viel gründlicher zerstört sein als der Sozialismus, der vielleicht doch nur einen Augenblick in ein Wellental gesunken ist, um bald mit einer neuen Wellenbewegung wieder aufzusteigen? Sollte nicht der Ge-

[1]) Eine solche bilden, und zwar in hohem Masse, die inzwischen geschehenen englischen Wahlen, von denen anderwärts noch geredet werden soll.

sichtspunkt doch immer wieder sein Recht bekommen, dass eine alte Welt sich jetzt noch austobt und ihre schlimmsten Offenbarungen zeitigt, gerade weil sie gerichtet ist, gerade, weil ihre Zeit vorbei ist?

Noch ein andrer Gesichtspunkt scheint mir beim Urteil über die Zeit von grosser Wichtigkeit zu sein. Wir erwarten vielleicht, dass die neue Welt ganz und glänzend hervortreten und die alte katastrophal versinken werde, und nun, da die alte Welt sich auf ihre Art behauptet, wollen wir von der neuen nichts sehen. Das ist aber ganz falsch. Ich wiederhole: die neue Welt ist doch auch da. Gerade von dieser neuen Welt aus, die in den Seelen der Menschen schon da ist, beleuchten wir und richten wir die Taten und Offenbarungen der alten Welt. Es verhält sich in den praktischen Dingen wie in der Welt der theoretischen Erkenntnis. Wie hier nicht das Entscheidende ist, dass ein Problem gelöst, sondern dass ein Problem neu gestellt werde, so auch im Kampf um den sittlichen Fortschritt. Das Problem einer neuen Welt ist gestellt. Diese Welt ist aufgetaucht und erhebt einen Anspruch, den im Grunde niemand zu bestreiten wagt. Die Erkenntnis ist mächtig erwacht, dass es gilt, die sittliche Wahrheit in das politische und soziale Leben hineinzutragen; ein gewaltiges Ringen darum ist entbrannt und sicher wird es immer gewaltiger werden. Noch leben Militarismus und Kapitalismus, aber die Welt weiss ganz genau, dass es eine bessere Ordnung des Völkerlebens und des wirtschaftlichen Lebens gibt und dass wir diese suchen müssen. Noch ist der Völkerbund schwach, aber wir sind in das Zeitalter des Völkerbundes getreten und keine Macht der Welt wird diese Entwicklung rückgängig machen. Diktatoren nützen die Gunst der Stunde aus, aber es ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, dass sie mehr als eine vorübergehende Erscheinung sein werden, dass sie mehr als eine Problemstellung seien, die auch ihr Recht hat.

Denn die Reaktion hat ein gewisses Recht, wie alles, was ist, irgendwie ein solches hat. Um gerade bei der Diktatur zu beginnen, so ist an dieser Stelle schon früher versucht worden, ihren Sinn zu ergründen. Das ganze heutige Schicksal der Demokratie bedeutet doch wohl zweierlei: einmal, dass unsere Demokratie den tragenden Grund verloren hat, sodann, dass es gilt, die Demokratie

in neuen Formen zu verwirklichen. Das ganze Problem der Autorität gehört hierher. Es gibt keine Freiheit ohne Autorität. Jene Autorität, die einst die demokratische Freiheit, soweit sie vorhanden war, getragen, die im letzten Grund die religiöse, die Theokratie, war, ist zerfallen. Nun suchen die Menschen eine neue Autorität und meinen sie wohl in falschen Formen, in Gewalt-Diktatur oder autoritärem Kirchentum und Aehnlichem, zu finden. Aber hinter diesem Suchen nach Autorität dürfen wir wohl etwas Tieferes ahnen: den starken Instinkt, dass es gelte, die geistigen Lebensgrundlagen neu zu legen und besonders, dass es nötig sei, wieder zu einer Bindung und damit wahren Befreiung des Lebens durch Mächte über uns, durch objektive Instanzen, absolute Wahrheit, zu gelangen. Ja, wenn man die Bewegung der Geister und die Zeichen der Zeit gründlich beobachtet, dann wird einem klar, dass dahinter die letzte und grösste Frage steht: die Gottesfrage, die Sehnsucht nach jener neuen Orientierung des Lebens an Zielen und Werten, die über dem Einzelnen und seiner Willkür liegen. Und auch die Sehnsucht nach Disziplin mag einen ähnlichen Grund haben. Gewiss bedarf die Freiheit der Zucht. Inzwischen mag die unbewusste Frage nach dem Absoluten bei einem Absolutismus, seis einem politischen oder einem religiösen, Halt machen, aber das kann nur eine Ruhepause sein; sie wird, wenn die Seelen wieder Kraft gesammelt haben, weiter drängen und im Namen des neugefundenen Absoluten die Absolutismen zersprengen. Diese werden eines Tages ihre Ueberraschungen erleben und der Tag mag verhältnismässig bald kommen. Die Frucht der Zucht aber wird neue Freiheit sein.

Man darf die Reaktionen nirgends allzu ernst nehmen. Reaktion ist nur Fortsetzung der Revolution, ist Atemholen auf dem Wege, ist das Zurückweichen um einige Schritte, damit wieder ein neuer Anlauf gemacht werden könne. Reaktionszeit ist Zeit der Sammlung, der Vertiefung — meistens eine notwendige Zeit. Die Vorwärtsbewegung ist oft zu rasch, schiesst über das Mass ihrer Tragkraft hinaus, nimmt nicht die ganze Wahrheit mit; dann muss die Reaktion die andere Seite der Wahrheit zur Geltung bringen, muss die tiefere und allseitige Begründung des Neuen schaffen. Die Mächte der neuen Welt, die in unsern Tagen vorgebrochen sind, neue Demokratie, Sozialismus, Pazifismus, Internationalismus und andere,

vielleicht noch bedeutsamere, wer wollte leugnen, dass sie einer Reinigung und Vertiefung bedürfen? Dass sie eine solche erfahren, ist doch wohl der Sinn der Reaktion. Es ist nicht böse Zeit, so böse sie scheint. Aber niemand soll doch so töricht sein, zu glauben, dass solche neuen Gedanken und Kräfte, die aus dem Herzen der Menschheit emporgestiegen sind, einfach wieder verschwinden könnten. Sie treten nur einen Augenblick zurück, um mit verstärkter Kraft wieder hervorzubrechen. Es ist noch immer so gegangen und wird auch jetzt so gehen. Nie wären diese Bewegungen in der Menschenwelt aufgetreten, wenn sie nicht einer deutlichen Lebensrichtung und Lebensnotwendigkeit der heutigen Menschheit entsprächen. Davon ist am allermeisten die Reaktion selbst überzeugt, ob sie es nun wisse oder nicht, es Wort halten wolle oder nicht. Denn was ist Reaktion anderes als eine tiefe Unruhe und Unsicherheit, die in bestehenden Mächten durch das Gefühl erzeugt wird, dass ihre Zeit um ist? Erklärt sich nicht daraus der Umstand, dass sie so leicht zur Gewalt greift? Das tut man immer, wenn man keinen Glauben an die eigene Sache hat, was — mutatis mutandis — auch von einem Sozialismus gilt, der die Gewalt zu einem Dogma macht.

Man könnte auf dieser Gedankenlinie weiter zu zeigen versuchen, dass auch manche Erscheinungen am sittlichen Leben unseres Geschlechtes, die auf den ersten Blick nur schlimm sind, doch eine Erklärung zulassen, die einen Trost einschliesst. Es ist hier schon mehr als einmal darauf hingedeutet worden, dass Mammonismus, Genussfieber, Laster doch auch Versuche sein könnten, eine gewisse Verzweiflung zu betäuben, die aus der tiefen Empfindung von der Wertlosigkeit des Lebens in der Form, die es unter der Herrschaft gewisser Mächte angenommen hat, entspringt. Man könnte sagen, dass die heutigen menschlichen Zustände eine Folge des Materialismus, Mammonismus und Mechanismus seien, unter die wir ein Jahrhundert lang geknechtet gewesen seien, eine Folge der Seelenlosigkeit und Gottesferne, in die wir geraten waren; dass sie als Gericht darüber uns eine Genugtuung böten und dass es eine Ehre für die Menschennatur sei, wenn sie so auf solche Einflüsse reagiere. Man könnte also vieles von den üblen Erscheinungen dieser Zeit als ein Fieber erklären, das freilich, wie jedes Fieber, auf Krankheit hinweise, aber auch auf den Versuch der Natur, sich zu hei-

len. In der Tat ist dies mein Urteil: der furchtbare Schmutz, der auf der Oberfläche unserer Zeit erscheint, ist emporgetrieben durch die Gärung, worin sie von der Tiefe her sich reinigt.

Von hier aus gewänne man den Uebergang zu all dem Guten, das sich doch auch in der Zeit regt und das wir zumteil bloss darum übersehen, weil es uns selbstverständlich erscheint, während das Schlimme uns, als etwas, das uns Anstoss gibt, auch auffällt. Wir könnten dieses Gute zumteil auch schon auf der Oberfläche der Zeit finden. Ich nenne noch einmal das Ringen um den Völkerbund, nenne die Wucht der Friedensbewegung, die eine Stärke, Tiefe, Leidenschaft und Entschiedenheit hat, wie noch nie; nenne die Bewegung Gandhis in Indien, die steigende Abkehr Japans von allem Militarismus (davon ist der Jubel, womit dort jüngsthin Jane Addams aufgenommen wurde, ein Symptom neben vielen); nenne die ganze Erhebung der «Kolonialwelt» zu neuem Leben; nenne die frischen Kräfte, die sich im mittleren Osten Europas, in Oesterreich, der Tschechoslowakei, den baltischen Staaten regen; nenne den guten Geist, der im Nordland lebt; nenne Englands politisches, soziales, geistiges Erwachen; nenne Nordamerikas idealistische Bewegung und beginnende Umkehr — und habe damit eine ganze Welt des Guten bloss angedeutet. Nicht das geringste Zeichen des Guten und Grossen, das auch in der heutigen Menschenwelt lebt, ist jene Bereitschaft zum Helfen, die aus der gewaltigen Not der Zeit aufgestiegen ist und gewaltige Taten und Menschen ans Licht gebracht hat. Eine Liebesgemeinschaft der Menschheit hat sich gebildet, die eine Vorbotin von allerlei anderer höherer Gemeinschaft ist. Und auch auf die Tatsache möchte ich nochmals hinweisen, dass in dieser Zeit der Gewaltmenschen und Bösewichte auch Menschen, Männer und Frauen von ungewöhnlicher Statur des Guten hervorgetreten sind, Menschen wie Tagore, Gandhi, Sundar Sing, Utschimura, Fritjof Nansen, Jane Addams, Mathilde Wrede, Friedrich Wilhelm Förster — um nur einige weithin sichtbare zu nennen, neben denen es gewiss eine grosse Gemeinde der «Heiligen» gibt, die die Welt nicht kennt.

Aber wenn man noch mehr in die Tiefen der Zeitbewegung stiege, dann würde man dort erst recht vieles antreffen, was ihr Bild gänzlich veränderte und uns Anlass zu höchster Hoffnung gewährte.

Wir würden namentlich Eins gewahren: dass die Menschen wieder mit wachsender Leidenschaft das suchen, dessen Verlust die heutigen Zustände verursacht hat: dass sie aus der mechanistischen Verflachung und Verödung mit Macht herausstreben und *Gott* und *die Seele* suchen. Die *religiöse Bewegung* der Zeit, mag sie noch so viel Trübes mitführen, weist doch auf diesen neuerwachten Drang nach Gewinnung grösserer Tiefe und Beseeltheit des Lebens hin. Wie viel flaches, den Geist erstickendes Denken ist in diesen letzten Zeiten von uns abgefallen, und immerfort dringen wir auf dieser Linie vor. Auch grosse Führer tauchen hier — neben den Irre-Führern — auf. Und wenn wir *ganz* in die Tiefe drängen und *ganz* scharf sähen, dann würden wir wohl die *eine* Linie gewahren, auf die alle andern hinführen: den Drang, für unser ganzes zerrissenes, entseeltes, desorientiertes Leben wieder Einheit, Ziel, Leben in dem Einen zu finden; wir würden erkennen, dass alle enttäuschte Sehnsucht nach Freiheit und aller wirre Drang nach neuer Autorität ein Ruf sind nach einer neuen *Gottesherrschaft über unser Leben*, die uns alles gäbe, was wir brauchen. Es brechen im letzten Austoben die Weltmächte in sich zusammen; eine Kultur enthüllt ihre tiefe Sinnlosigkeit, ein Aeon geht zu Ende. Im Angesicht dieser ungeheuren Not, die die Wegbereiterin einer ungeheuren Wendung im menschlichen Wesen ist, geht heute wieder das Wort durch die Welt: «Das Reich Gottes ist nahe gerückt, kehret um. Es ist Gotteszeit, eine Weltwende steht bevor.» Dieser Glaube an das Reich Gottes, das zu uns kommen will, rückt immer deutlicher in das Zentrum aller Religion, alle Religion aufhebend in der Wirklichkeit Gottes, und das ist vielleicht das allergrösste und verheissungsvollste Zeichen der Zeit. Gott hätte diesen Glauben nicht in den Herzen erweckt, wenn er ihm nicht eine Verheissung verliehen hätte.

So sehe ich die Welt. Man *kann* sie so sehen. Das Eine darf ich sagen: ich sehe so nicht aus irgend einem Optimismus heraus, vielmehr ist es, so parodox es manchem klingen mag, gerade die Erkenntnis der Tiefen des Bösen, aus der mir immer wieder *dieses* Schauen der Dinge aufgeht. Es ist auch nicht etwas, wozu ich mich *zwänge*, um nicht verzweifeln zu müssen. Eine derartige Annahme zeugte von kurzsichtiger Psychologie; denn zu solchem Schauen

kann man sich nicht zwingen, es muss geschenkt werden. Man bekommt es aber, wenn man in das Weltwesen mit einem Auge hineinblickt, das nicht nur das Licht der Welt braucht; man bekommt es aber jedenfalls nur, wenn man unbedingt bloss die Wahrheit sucht.

Aber wenn dem so ist, fragt man mich vielleicht zum Schlusse, dass auf der Oberfläche und in der Tiefe der heutigen Welt doch so viele Kräfte des Guten am Werke sind, wie ist es dann möglich, dass das Böse darin eine solche Uebergewalt eben doch besitzt? Ich füge zu den Antworten, die ich schon gegeben, noch eine hinzu. Gewiss, es ist ein seltsamer, verwirrender Kontrast: auf der einen Seite alle diese Scharen von tiefen, feinen, edlen, gläubigen Menschen, die mit Aufgebot all ihrer besten Herzens- und Geisteskraft um Frieden, Gerechtigkeit, Reinheit, Menschenerlösung und Gottesherrschaft ringen, auf der andern der Schein, dass sie auf die Weltgeschicke so wenig Einfluss haben. Aber ich sage mir: diese Welt ist die der Gegenwart, jene die der Zukunft. Wer weiss, vielleicht haben diese Menschen schon jetzt mehr zu bedeuten, als es scheint. Aber die Zukunft gehört ihnen sicher, wenn sie nur treu sind. Die Zukunft gehört nicht Cäsar, sondern Christus.

Zürich, 7. Dezember 1923. L. Ragaz

Rundschau

Die englischen Wahlen sind wie eine politische Weihnachtsgabe an die Welt. Zum erstenmal nach den fast ununterbrochenen Siegen trübster Reaktion ein Lichtaufgang bessern Geistes. Die Bedeutung dieses Ereignisses ist mannigfaltig. Für unsere Schweiz ist es ein Stück Rettung. Die Abschnürung von England durch dessen Schutzzölle hätte uns nicht nur unser wichtigstes Absatzgebiet geraubt, sondern hätte auch weittragende politische und kulturelle Folgen für unser Land gehabt. Denn damit wäre jene Verbindung mit England und überhaupt der angelsächsischen Welt, die aufrecht zu erhalten und enger zu gestalten für uns so lebenswichtig ist, stark gelockert worden. Zugleich hätte ein weiterer Rückgang unserer Industrie die Arbeiterschaft noch mehr gelähmt, Stagnation und Reaktion gemehrt. Die Abkehr Englands vom Schicksal des Kontinentes hätte diesen desjenigen Elementes beraubt, auf das wir, weil hier mit gutem Willen auch Macht verbunden ist, noch am ehesten eine menschliche Hoffnung setzen dürfen. Das alles ist uns erspart geblieben und dafür eine Stärkung all unserer Hoffnungen für die Welt erfolgt. England wird ohne Zweifel mit viel grösserer Kraft als bisher im Sinne einer Politik des Rechtes und des Friedens auftreten und im Völkerbund eine noch entschiedenere Haltung zeigen. Es wird ohne Zweifel auch wieder Arbeitervertreter in dessen Räte schicken.

Ob es schon jetzt eine Arbeiter-

regierung geben wird; mag zweifelhaft sein, aber dass eine solche in Bälde kommt, ist so gut wie gewiss. Denn nachdem die Arbeiterschaft nun das System aufgegeben hat, ihre Interessen von einer der beiden andern Parteien vertreten zu lassen, wird sie bald in ihrer grossen Masse der eigenen anhangen, und da sie die grosse Mehrheit des englischen Volkes bildet, kann es nicht fehlen, dass sie bald dazu berufen sein wird, dessen Geschicke zu leiten. Was das bedeuten wird, braucht nicht gesagt zu werden, auch wenn man weiss, dass das noch nicht eine Herrschaft des Sozialismus über das englische Weltreich bedeuten würde.

Das Ereignis dieser Wahlen hat seine grosse Bedeutung vor allem als Verheissung. Es könnte ganz wohl sein, dass es das Symbol einer Wendung bedeutete, die uns aus der Periode der Reaktion herausführte. Es treten oft solche Ereignisse ein, deren Wichtigkeit vor allem in solcher symbolischen Bedeutung besteht. Besonders, wenn nach einer langen Abfolge von Ereignissen, die auf e i n e r Linie verliefen, eine solche Wendung erfolgt, tritt dieser Weissagungs- und Symbol-Charakter eines Geschehnisses ein. Es geht dann oft von einem bestimmten Volk die Gegenbewegung aus, die ein Signal für die andern wird. England hätte diese Rolle, die sonst freilich oft Frankreich zufiel, nicht zum ersten Male gespielt.

Es ist an diesem Ereignis allerlei zu bedenken. Diejenigen unter uns, die in dem Gedanken lebten, dass vom Westen, dem veralteten, nichts mehr zu erwarten sei, werden einige Dogmen revidieren müssen. Auch die Verachtung der Demokratie dürfte vielleicht wieder ein wenig aus der Mode kommen. Am meisten Anlass zum Nachdenken aber hat wohl der kontinentale Marxismus, nicht zuletzt der schweizerische, besonders seine halbbolschewistische Abart. Wie gar sehr von oben herab hat er noch bis vor kurzem auf die englische Arbeiterbewegung geschaut, diese englische Arbeiterbewegung, die so sehr der radikalistischen Rechtgläubigkeit und Phraseologie entbehrte. Nun ist er von Herzen froh, dass von diesen «Reformisten» und «Sozialverrätern» her frischer Wind in die Stickluft unserer Reaktion fährt und in das Dunkel unserer Hoffnungslosigkeit ein Lichtstrahl fällt. Vielleicht denken eine Reihe von Genossen über die Ursachen dieser Wendung der Dinge nach. Sie werden sich villeicht fragen, ob es nicht auch bei uns besser gewesen wäre, von der Demokratie weniger verächtlich zu reden, sondern den Sozialismus gerade auch in i h r e m Namen zu fordern; ob es, statt in sektenhafter und hochmütiger Abschliessung sein Heil zu suchen, nicht besser gewesen wäre, dem Sozialismus jene W e i t e zu erhalten, die ihm in England ermöglicht, die wertvollsten Vertreter der bürgerlichen Welt zu gewinnen. Sie mögen weiter bedenken, ob der englische Sieg, dem mit Sicherheit weitere folgen werden, nicht auch damit zusammenhängt, dass die englische Arbeiterbewegung nicht meinte, auf den zertrümmerten alten Heiligtümern der menschlichen Seele seinen Tron errichten zu können, sondern diese Heiligtümer zu seinen Fundamenten machte. Ein Mann wie Ramsay Macdonald müsste ihnen lehrreich sein. Er hat nicht von «Diktatur des Proletariates» geredet, ist in der zweiten Internationale geblieben, hat die Demokratie hoch gehalten, — alles im Gegensatz zu unsern einflussreichsten Wortführern —, dafür ist er aber in einem auf den Tod bedrohten kriegführenden Volke in einer Weise gegen Krieg und Militarismus aufgetreten, die ihm Aechtung und Verfolgung bösester Art eintrug, ihn bei einer früheren Wahl den Sitz im Parlament kostete und seine ganze Existenz in

jeder Weise aufs Spiel setzte, während unsere Radikalen einen neuen sozialistischen Militarismus einführten. Dafür blüht nun dort der Erfolg und bei uns herrscht die Ohnmacht. Das alles ist kein Zufall, sondern hat seine guten Gründe, die zu erkennen nicht schwer und die zu überlegen sehr nützlich ist.

Auch unsere bürgerliche Welt dürfte sich allerlei Gedanken machen. Ob es wohl eine grossartige Rolle ist, selbst dem Schutzzoll zu huldigen, aber todfroh sein zu müssen, wenn andere Völker grösser denken? Ist nicht diese seltsame Stellung so recht charakteristisch für das heutige Schweizertum, das von andern Völkern erwartet, dass sie Ideale haben, selbst aber an keine glaubt? Ob da nicht einige sich ein wenig schämen? Es ist doch eine eigene Sache, wenn das «perfide Albion» und «Krämervolk» an Recht und Frieden glaubt und wir aber, das erwählte Volk, bloss an Profit, kleinliche Klugheit und Gewalt.

Wir sind dankbar für dieses politische Hoffnungslicht. Es wird nach und nach noch mehr und grösseres Licht kommen. Nur Geduld, Geduld des Glaubens! L. R.

Wilson, der Märtyrer. Wilson, dieser abwechselnd Gekreuzigte, mit Hosianna Begrüsste und wieder Gekreuzigte, dieser von den «Rechtsradikalen» und «Linksradikalen» aller Art wie wenige Gehasste, erlebt nach und nach schon zu seinen Lebzeiten seine Rehabilitation. Dass seine amerikanische Politik in ihren P r i n z i p i e n die allein richtige und mögliche war, wird der Welt und wird allmählig auch Amerika an den Früchten der entgegengesetzten Politik klar. Seine Memoiren sind eine Rechtfertigung, gegen die schwer aufzukommen ist. Aber auch alle diejenigen, die ihn als einen sozialen Reaktionär darstellen wollten, werden durch seine neuesten Aeusserungen über das soziale Problem, die sich freilich bloss an frühere anschliessen, beschämt, besonders jene Bolschewisten, deren Hass gegen den Gründer des Völkerbundes keine Grenze kennt, obgleich keine andere Regierung der Sowiet-Regierung so grossherzig und loyal gegenüberstand wie die seinige. Dass Wilson nicht der Heiland war, der er in den Augen vieler hätte sein sollen, dass er die aus den Fugen gegangene Welt nicht einrenken konnte, ja, dass er schwere Fehler gemacht hat, wird die Geschichte nicht hindern, ihn zu ihren grössten und lautersten Gestalten zu zählen.

Wir drucken einige Stellen aus einem Artikel ab, den er kürzlich in einer amerikanischen Zeitschrift veröffentlicht hat und der den seinerzeit von uns erwähnten Aufsätzen des Lord Milner parallel geht.

«In diesen Tagen des Zweifels und der Angst, da U n r a s t die ganze Welt erfüllt und man blicke, wohin man will, die Strasse, die vorwärts führt, von Schatten bedeckt erscheint, welche Gefahren aller Art ankündigen, ist es nur selbstverständlichste Klugheit, dass wir Umschau halten und die Ursachen der Not, sowie die wahrscheinlichsten Mittel zu deren Beseitigung ausfindig zu machen suchen.

Es muss ein Grund da sein für die allgemeine Unzufriedenheit und Verwirrung. Er ist nicht zu finden in oberflächlicher Politik oder blossen wirtschaftlichen Missgriffen. Wahrscheinlich liegt er tief an den Quellen des geistigen Lebens unserer Zeit. Er führt zur Revolution, und vielleicht ergeben sich, wenn wir die russische Revolution, das überragende Ergebnis dieser Art in unserer Zeit, ins Auge fassen, wertvollste Lehren, welche in den gegenwärtigen kritischen Verhältnissen unser Urteil zu bestimmen vermögen.

Wodurch wurde die r u s s i s c h e

Revolution herbeigeführt? Die Antwort kann nur lauten, dass sie das Ergebnis eines ganzen sozialen Systems ist. Sie war keineswegs ein Blitz aus heiterem Himmel. Im Verlaufe mehrerer Generationen ist dazu der Grund gelegt worden. Sie war die Folge davon, dass der grossen Masse der Russen systematisch alle die Rechte und Güter vorenthalten wurden, die alle normalen Menschen ersehnen und die sie haben müssen, wenn sie zufrieden sein und das Glück im Bereich ihrer Anstrengungen wissen sollen. Für die überwiegende Masse des russischen Volkes enthielt das Leben keine Möglichkeiten; sie sah sich eingezwängt in Schranken, gegen die immer wieder ihr Geist anzukämpfen suchte, nur um mutlos und zerbrochen zurückzusinken. Nur die Mächtigen durften ihre Rechte sicherstellen und vermochten den Zugang zu den Quellen materiellen Erfolges zu gewinnen.

Es muss als die grosse Tatsache unserer Zeit festgehalten werden, dass die russischen Führer ihren Angriff gegen den «Kapitalismus» gerichtet haben. Der Kapitalismus war es, der sie rot sehen liess, und gegen den Kapitalismus, unter diesem oder jenem Namen, geschah es, dass überall die unzufriedenen Massen ihre Anklagen erhoben.

Es gibt selbständig denkende, besonnene und wohlinformierte Männer über die ganze Welt hin, die mit augenscheinlich triftigen Gründen des Glaubens sind, dass dieses abstrakte Ding, das System, das wir als Kapitalismus bezeichnen, als die wirtschaftliche Grundlage für die Entwicklung der modernen Zivilisation unentbehrlich sei. Dennoch muss jeder, welcher in die sozialen Kräfte sich geistig versenkte, wissen, dass grosse und weit verbreitete Reaktionen wie die, welche, daran besteht kein Zweifel, nun einmal gegen den Kapitalismus gerichtet ist, nicht ohne Ursache oder Herausforderung sich einzustellen pflegen, und bevor wir eine Haltung unversöhnlicher Feindschaft gegen die grosse Bewegung der Zeit einnehmen, sollten wir in aller Offenheit uns selbst die Frage stellen: «Ist das kapitalistische System fehlerlos?», was gleichbedeutend ist mit der andern Frage: «Haben die Kapitalisten in der Regel ihre Macht zum Wohl der Länder verwendet, in denen ihr Geld arbeitet, sowie zur Förderung ihrer Mitmenschen?»

Ist es nicht, im Gegenteil, nur zu wahr, dass allzu oft Kapitalisten die Menschen, die sie verwendeten, als blosse Werkzeuge der Nützlichkeit ansahen, deren körperliche und geistige Kräfte mit einem möglichst geringen Aufwand an Geld oder Sympathie in den eigenen Dienst zu spannen, durchaus gerechtfertigt sei? Schienen nicht viele, sonst ausgezeichnete Männer, die in allen andern Lebensbeziehungen von den höchsten Grundsätzen geleitet waren, der Ansicht zu sein, dass Grossmut und Menschlichkeit nicht zu den zwingenden Gewissenspflichten gehören in einem Bankbetrieb oder beim Aufbau von Unternehmungen des Handels und der Industrie?

Wenn aber Verfehlungen gegen die höchste Moralität und wahres Bürgertum so oft wahrzunehmen sind, können wir noch behaupten, dass die Verantwortung an der bestehenden Unzufriedenheit und allem unbotmässigen Wesen einzig auf der Seite jener liegt, die sich im Zustande der Auflehnung befinden? Sollten wir nicht vielmehr zuerst nach Mitteln suchen, um jene Verfehlungen aus der Welt zu schaffen und das Leben rein zu gestalten für sie alle, die in Ehren und Reinheit daran teilnehmen wollen?

Die Natur des Menschen und der organisierten Gesellschaft erfordert die Aufrechterhaltung, auf jedem Betätigungsgebiet, höchster und reinster Masstäbe gerechten und billigen Handelns, und es ist wesentlich für ein fruchtbares Denken in

dieser schwierigen Materie, dass wir uns freimachen von einer allzu engen und technischen Auffassung des Begriffs Gerechtigkeit. Der Jurist versteht darunter die prompte, ehrliche und offene Anwendung unparteiischer Regeln; doch wir behaupten, unsere Zivilisation sei christlich, und eine christliche Auffassung der Gerechtigkeit muss viel höher sein. Sie muss Sympathie und tätige Mithilfe in sich schliessen, die Bereitschaft eines jeden, auf das eigene Interesse zu verzichten, damit die Wohlfahrt, das Glück und die Zufriedenheit anderer sowie der Allgemeinheit gefördert werden. Dies ists, was unser Zeitalter in blindem Tasten sucht mit all seiner Auflehnung gegen das, was sich ihm als die allzu grosse Selbstsucht des kapitalistischen Systems darstellt.

Der Kern des ganzen Problems ist, dass unsere Zivilisation nicht materiell fortzubestehen vermag, wenn sie nicht geistig erlöst wird. Gerettet werden kann sie nur, wenn sie sich vom Geiste Christi durchdringen und frei und glücklich machen lässt mit Taten, welche aus diesem Geiste entspringen. Nur so lässt sich die Unrast austreiben und werden die Schatten weggescheucht von der Strasse, die vorwärts und aufwärts führt.»

Weihnachtsgruss amerikanischer Frauen. «In der Gesinnung, welche in diesen Weihnachtstagen unser aller Herzen und Gedanken erfüllt, senden die Mitglieder des amerikanischen Frauenklubs ihren europäischen Schwestern diesen Gruss. Es muss heute zur Wiedergutmachung des Unheils der vergangenen Jahre eine Aufgabe gelöst werden, welche die vereinigten Anstrengungen der Frauen aller Welt erfordert. Wir Frauen der neuen Welt nehmen in unserm Herzen den tiefsten Anteil an euerm Leid. Verbinden wir uns alle miteinander zur Vollbringung des herrlichen Werkes der Gerechtigkeit, das uns ruft.“

Dieser Gruss der amerikanischen Frauen wird von Vertreterinnen verschiedener Frauenverbände, u. a. von Jane Addams, der Präsidentin der Internationalen Frauenliga für Friede und Freiheit, unterzeichnet.

Zum Fall Schulthess. Zu der Einsendung von E. H. im Augustheft der Neuen Wege ist uns von Schönenwerd die folgende Berichtigung zugegangen, die wir selbstverständlich gerne veröffentlichen. Wie der Leser ohne weiteres sieht, handelt es sich um einen Punkt, der für die Gemeinde Schönenwerd eine gewisse Bedeutung haben wird, für die Beurteilung des «Falles Schulthess» aber nichts zu sagen hat. Es lag dem Verfasser jener Einsendung gewiss ferne, den Wert des rein wissenschaftlichen Museums zu bestreiten, er hat, wenn er vom «Bally-Museum» redete, ganz offenbar an das der Geschichte der Familie Bally gewidmete «Stübchen» gedacht. Das Missverständnis ist nun aufgeklärt.

Die Red.

In Nummer 8 Ihrer geschätzten Zeitschrift wird im Artikel «Zum Fall Schulthess» unter anderm auch des Bally-Museums in einer abfälligen Weise Erwähnung getan, die jede objektive, sachliche Kritik vermissen lässt. Der Verfasser jenes Artikels hat offenbar das Museum nie betreten. Pfarrer Schulthess, sein Gewährsmann, war wohl der einzige, der das Bally-Stübchen, in welchem pietätvoll Familienandenken aufbewahrt werden, unter dem Eindruck von «naiv-geschmacklos» verliess und bei solcher Einstellung das Museum entsprechend einschätzte. Es hätte ihm aber bekannt sein dürfen, dass Bally-Stübchen und Bally-Museum zwei verschiedene Dinge sind und daher jedes, entsprechend seiner Bestimmung, auch besonders gewertet sein will.

Letzteres Museum nun ist mit Beginn dieses Jahres durch Schenkung als eine besondere Stiftung der Aufsicht des Kantons und der Gemeinde unterstellt worden. Es birgt in seinen Räumen in der Hauptsache eine an Reichhaltigkeit, Formen- und Farbenschönheit gleich hervorragende, systematisch geordnete Mineraliensammlung, die ungeteilte Anerkennung und Würdigung von Seiten der Fachleute gefunden hat. Sie bietet dem Naturfreund hohen Genuss und ist ihm eine reiche Quelle der Anregung und Belehrung. Sie bildet aber auch mit den ihr angegliederten Sammlungen (der geologischen, prähistorischen, historischen, ethnographischen und naturhistorischen) ein Volksbelehrungsmittel schönster Art.

«Das Museum,» sagt die Stiftungsurkunde vom 28. Februar 1923, «soll durch seine reichen wissenschaftlichen Sammlungen und die Manigfaltigkeit der übrigen Gegenstände ein Anziehungspunkt bilden für Gelehrte, Studierende und Schulen, wie auch für das Volk, das sich dafür interessiert.»

So ist das Museum Bally, das in glücklichen Mussestunden eines arbeitsreichen Lebens begründet, geäufnet und nun in uneigennütziger Weise als Stiftung der Oeffentlichkeit übergeben worden ist, eine wirkliche «Kulturstätte», die Zeugnis dafür ablegt, dass auch in Schönenwerd industrielle Betätigung und die Pflege ideeller Güter nicht unvereinbare Dinge sind, wie sie Voreingenommenheit und Vorurteil haben darstellen wollen.

A. Flury

Bern. Zusammenkunft der Freunde der «Neuen Wege» Sonntag den 13. Januar 1924, abends 8 Uhr, im Volkshaus, Zimmer Nr. 9. Fortsetzung der Diskussion über das Thema: «Wissen und Glauben». Einleitendes Referat von Herrn Dr. Probst. Freunde und Gäste sind herzlich eingeladen.

Der Ausschuss

Von Büchern

Christoph Blumhardt, Abendgebete.

Es ist wohl das erste Mal, dass in den «Neuen Wegen» ein Gebetbuch besprochen und empfohlen wird. Und doch möchte ich unsere Leser nachdrücklich auf dieses Büchlein aufmerksam machen, damit recht viele den Zugang zu dem Reichtum, der darin verborgen ist, finden möchten. Freilich könnte ich diese Abendgebete nicht einem jeden in die Hände geben, denn nicht alle können mit diesem Büchlein in jene Stille gehen, in der es gelesen, ja, nicht nur gelesen, sondern eben — gebetet sein will. Auch für den, der dieses Büchlein zur Hand nimmt, gelten Jesu Worte: «So gehe in dein Kämmerlein und schliess die Türe zu!» Wer aber findet heute noch diesen Weg ins stille Kämmerlein?

Wenn ich so vom stillen Kämmerlein rede, möchte ich freilich nicht einen falschen Eindruck erwecken. Da es Gebete sind, die Blumhardt gebetet hat, so atmen sie nicht etwa jene enge Luft, in der der Beter auch mit seinem Beten im Kämmerlein, d. h. in seinen eigenen persönlichen Bedürfnissen, eingeschlossen bleibt: Blumhardt hat auch ins stille Kämmerlein gleichsam die ganze Welt mit hinein genommen, um gerade ihre Bedürfnisse, oder vielmehr ihr eines, einziges, grosses Bedürfnis dort auf betendem Herzen zu tragen. Wie jenes Gebet, das Jesus uns im Käm-

merlein beten heisst, vor allem ein Gebet um das Kommen des Reiches Gottes ist, so sind es grade auch die grossen Reichsbitten des Unser-Vaters, die aus allen diesen Gebeten Blumhardts zu Gott empordringen. Die innere Erhebung, die wir beim Lesen dieser Abendgebete erfahren, ist nicht etwa irgendeine gefühlsreiche Andachtstimmung, sondern eine Erhebung zu jenem Geiste, der am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachtet. Deutete ich drum an, dass man in gewissem Sinne zu den «Stillen im Lande» gehören muss, um dieses Büchlein wirklich gebrauchen zu können, so möchte ich noch hinzufügen, dass es aber gerade diese Stillen sind, die wie Simeon auf den Trost Israels warten, welche schliesslich mit dem, was sie so in der Stille in sich tragen, dem Reiche Gottes den Weg in unsere Welt hinein bahnen. Blumhardt selber ist gerade deshalb, weil er b e t e n konnte und s o beten konnte, der Mann Gottes geworden, dessen Kraft auch die W e l t zu spüren bekam und heute noch immer mehr zu spüren bekommt.

Die Abendgebete, die in dem Büchlein vereinigt sind, sind Abendgottesdiensten entnommen, die Blumhardt im letzten Jahrzehnt seines Wirkens in Bad Boll gehalten hat. Die Herausgeberin — die sich zwar in dem Büchlein selber nicht nennt, als die ich aber jetzt wohl den Lesern Schwester Anna, die grosse Freundin und Gehilfin Blumhardts, bekannt geben darf — hat sie so zusammengestellt, dass für jeden Tag des Jahres ein besonderes Gebet bestimmt ist. Da auch jedem Gebete noch das Bibelwort beigegeben ist, über das Blumhardt in der betreffenden Abendstunde geredet hat, eignet sich das Büchlein auch für kurze, schlichte Andachten in kleinem Kreise. Ich selber lernte diese Abendgebete seinerzeit nicht als Büchlein kennen, sondern als solche lebendige Abendandachten, die die Herausgeberin allabendlich mit ihrer kleinen Hausgemeinde hielt, und schon in der Erinnerung an jene Abendandachten ist mir das Büchlein lieb und teuer. Für die Pfarrer unter unsern Lesern, wenigstens für diejenigen, die mit den kirchlichen Liturgien nicht viel anzufangen wissen, möchte ich noch beifügen, dass viele dieser Gebete auch für den Gottesdienst in der Kirche geeignet sind und mir gerade auch hiefür wertvoll, ja fast unentbehrlich geworden sind.

Die «Abendgebete» können in beliebiger Anzahl bei mir bezogen werden. (Preis 2 Franken.) Indem ich den Rest der Auflage zur Verbreitung in der Schweiz übernommen habe, möchte ich nicht nur die, damals durch die Ausfuhrschwierigkeiten gehemmte, Absicht der inzwischen verstorbenen Herausgeberin ausführen, sondern zugleich auch diesen Vorrat zugunsten der Menschen und des Werkes, die ihr wie Blumhardt selbst am Herzen lagen, verwerten.

R. L e j e u n e

NB. Zu der in der vorletzten Nummer erschienenen Besprechung der Bücher Zündels möchte ich bei dieser Gelegenheit noch nachtragen, dass laut einer Mitteilung der Verlagsbuchhandlung Beer u. Co. in Zürich diese Bücher daselbst auch noch in der ursprünglichen Ausgabe zu haben sind.

An unsere Leser

Wir müssen zum Schlusse dieses Jahrgangs unsern Lesern die Mitteilung machen, dass in der Organisation des Werkes der Neuen Wege gewisse Veränderungen vor sich gehen werden, die durch die Verhältnisse notwendig geworden sind.

Dass eine Zeitschrift wie die Neuen Wege unter der Ungunst der Zeiten nicht weniger als andere ähnliche Organe zu leiden hat, braucht kaum bewiesen zu werden. Wir haben wiederholt auf die zwei wichtigsten Ursachen ihrer Schwierigkeiten hingewiesen: auf die Valutaverhältnisse, die einer Verbreitung im Auslande im Wege stehen oder doch keine voll zahlende Leserschaft möglich machen und auf das Entstehen neuer, dem unsrigen ähnlicher, allzu ähnlicher Organe im In- und Auslande. Wenn wir trotzdem bis jetzt haben bestehen können, so war das dem Umstand zu verdanken, dass die Mitarbeiter zum grössten Teil auf ein Honorar verzichteten und die Redaktoren ihre Arbeit umsonst taten. Nur in der ersten Zeit haben wir allen Mitarbeitern ein, freilich nur ganz kleines, Honorar bezahlt; die Redaktoren aber haben ihre Arbeit immer ohne Entgelt getan, sind nicht einmal auf ihre Kosten gekommen und haben zumteil auch sonst grössere finanzielle Opfer für die Zeitschrift gebracht. Dafür haben wir jahrelang viel mehr leisten können, als dem Preis des Abonnements entsprach. Kleinere Defizite sind gelegentlich in verdankenswertester Weise auch von Freunden gedeckt worden.

Nun haben sich die Verhältnisse leider so verändert, dass es auf diese Weise nicht mehr weitergeht. Da auch der Rotapfel-Verlag auf keinen Fall für mehr als die Deckung der Kosten in Betracht gekommen wäre, so blieb uns nur übrig, entweder die Neuen Wege eingehen zu lassen oder sie auf eine andere äussere Grundlage zu stellen. Wie unsere älteren Leser wissen, haben wir die Frage, ob wir wohl die Neuen Wege nach einem doch recht langen Bestand aufgeben dürften, wiederholt geprüft, aber immer wieder ist von allen Seiten her dringend gewünscht worden, dass sie fortgeführt werden möchten. So ist es auch diesmal geschehen. Damit die Fortführung aber trotz der veränderten Verhältnisse möglich werde, hat sich unter dem Namen «F r e u n d e d e r N e u e n W e g e» eine Ver-

einigung gebildet, welche die Neuen Wege künftig finanziell tragen, aber auch mit ihnen einen engern geistigen Zusammenhang haben soll. Damit möglichst vielen der Zutritt zu dieser Vereinigung ermöglicht werde, ist das Minimum des Jahresbeitrags so niedrig als möglich, auf 5 Fr., angesetzt worden, doch sind, da bloss damit der finanzielle Zweck nicht erreicht würde, höhere Beiträge von Seiten solcher, die diese zu leisten in der Lage sind, nicht nur erwünscht, sondern notwendig. Es fällt uns ausserordentlich schwer, in diesen Zeiten der Verarmung, wo doch die Ansprüche von allen Seiten her sich häufen, mit einer solchen Zumutung an die Leser und Freunde der Neuen Wege zu gelangen; aber es ist dies zunächst das einzige Mittel, deren weitere Existenz zu sichern.

Die Neuen Wege werden also mit Beginn des neuen Jahrgangs nicht mehr vom Rotapfel-Verlag herausgegeben, sondern nun Sache einer durch einen bestimmten Geist und Willen zusammengehaltenen Arbeitsgemeinschaft sein. Damit erfüllt sich, wenn auch in einer andern Form, als sies gemeint, ein Wunsch, den manche von uns schon lange gehegt. Stets hat es uns gedrückt, dass die Zeitschrift durch die Wucht der Umstände, nicht durch den Willen einzelner, zur Sache eines kleinen Kreises geworden zu sein schien, und es ist unser dringender Wunsch, dass die Neuen Wege das zentrale Organ der «religiös-sozialen» Bewegung bleiben und als solches betrachtet werden. Die Redaktoren treten von Herzen gern hinter einen Kreis von eifrigen und regelmässigen Mitarbeitern zurück. Die Neuen Wege möchten ein möglichst zentraler, tiefer und zugleich vielseitiger Ausdruck der ganzen Sache sein, der wir alle dienen. Die Vereinigung soll ein Ausdruck dieses Willens zu gemeinsamem und kameradschaftlichem Kämpfen und Arbeiten sein und sich ihrerseits in den ganzen Zusammenhang gemeinsamen Schaffens hineinstellen, der sich in der letzten Zeit in der Schweiz und weit darüber hinaus hergestellt hat und in erfreulicher Entfaltung begriffen ist. Durch grössere oder kleinere Zusammenkünfte, seis in Verbindung mit anderen Anlässen, seis selbständiger Art, soll dieses Band der Gemeinschaft verstärkt werden.

Einige Wünsche und Absichten in Bezug auf die künftige Gestaltung unserer Arbeit werden wir zu Beginn des Neuen Jahrganges aussprechen. Inzwischen bitten wir die Leser um Geduld, Nachsicht

und Treue. Es ist, wie wir wohl wissen, vieles an unserem Werke unzulänglich und auch positive Fehler werden oft genug gemacht. Man möge die ganze Schwere unseres Kampfes in einer Zeit der dumpfen Stagnation, trüben Gärung und schlimmsten Entfaltung böser Mächte verstehen und an unsern lautern Willen in allen Dingen glauben. Es ist unser ernstestes Bemühen, auch mit Arbeit und Kampf der Neuen Wege immer mehr zu dem Letzten und Eigentlichen vorzudringen, was uns als Weg Gottes erscheint und was auch den tiefsten Sinn unserer Sache bildet. Zuversichtlich hoffen wir, darin Schritt für Schritt vorwärts zu kommen. Gerade weil uns dies so wichtig ist, würden wir es so schmerzlich empfinden, wenn wir jetzt von unserm Werke lassen müssten. Das Verständnis dafür ist trotz dem Schein des Gegenteils, der etwa sich einstellen möchte, deutlich im Wachsen. Das gilt auch, trotz der genannten Hemmnisse, für das Ausland. Hier stellen sich die Neuen Wege als eines ihrer Organe in jene Bewegung hinein, von der die schweizerische nur eine Aeusserung ist und die allerorten, zum Teil in neuen Formen, aus der Tiefe bricht.

Auf Grund dieser Tatsachen und Erwägungen dürfen wir es unternehmen, mit der Bitte um Hilfe an einen Kreis von Menschen zu gelangen, von denen wir nur allzugut wissen, wieviel von ihm schon verlangt wird. Nur die Grösse der Sache, die uns zu einer Gemeinde der Schaffenden und Kämpfenden, zu einer Familie der zu der neuen Welt Vordringenden, vereinigt, gibt uns dafür den Mut. Wir laden zu zahlreichem Eintritt in die Vereinigung ein. Dass diese nicht ein Verein mit Statuten und Sitzungen, sondern etwas viel Freieres sein soll, braucht wohl kaum noch gesagt zu werden. Wir bitten auch um geistige Unterstützung. Selbstverständlich ist das beste Mittel, sowohl die Zeitschrift finanziell zu sichern, als auch die Sache, der sie dient, zu fördern, die Erweiterung des Leserkreises. Dafür müssen alle Freunde, die die Neuen Wege als ihre eigene Sache betrachten, auch künftig unermüdlich bemüht sein, ohne Aufdringlichkeit, in aller Stille. Mit 500 Abonnenten mehr wäre uns auch finanziell so ziemlich geholfen. Wir wollen uns alle Mühe geben, ihre Werbearbeit durch eine entsprechende Gestaltung des Blattes zu unterstützen.

So hoffen wir denn von Herzen, dass dieser Appell, so schwer er

uns fällt, doch für viele nicht bloss eine neue Belastung, sondern ein Zeichen zu einer neuen, freudigen Gemeinsamkeit des Strebens nach unserem hohen Ziele und einer warmen Verbundenheit in einem gemeinsamen Leben bedeute. Die Redaktion

P. S. Anmeldungen sind an Herrn Karl Straub, Zürich-Leimbach, zu richten, Geldsendungen an Frau A. Künzler-Giger in Flawil. Die Beiträge werden Ende März eingezogen.

Lebende Worte

Schlechte Zeiten — gute Zeiten

Ich bin trotz meiner Krankheit fröhlich und dankbar und mache die Erfahrung, dass auch ein solches Erlebnis, welches man sonst ein Uebel nennt, ein Gotteserlebnis werden kann, welches viele gute Früchte bringt.

Nicht alles, was uns Menschenkindern in den Weg kommt, so dass wir etwas überwinden und uns selbst verleugnen müssen, ist ein Uebel zu nennen. Vielmehr wird des Menschen Leben erhöht, wenn es viele Hindernisse überwinden lernt und unser Ruhm sind nicht die guten, leichten, lustigen Tage, sondern mutiges und fröhliches Ausharren und Siegen in Zeiten, welche die Menschen törichter Weise böse Zeiten nennen. Es liegt aber in allen Zeiten ein Gutes verborgen, das wir suchen dürfen, auch wenns unter viel Schmerzen verborgen läge. Und welche Freude, wenn wir dieses Gute, welches von Gott kommt, finden dürfen und selbst aus den schwersten Lebensfunken heraussprühen.

So etwas habe ich auch gefunden und mit fröhlichem Herzen grüsse ich Euch. Aus einem Brief von J. Chr. Blumhardt, Sohn

*

Alle Dinge verhüllen ein Geheimnis; alle Dinge sind Schleier, die Gott verhüllen. Ein Christ sollte ihn in allem erkennen. Die zeitlichen Anfechtungen verhüllen die ewigen Güter, zu denen sie führen. Die zeitlichen Freuden verhüllen die ewigen Uebel, die sie verursachen. Bitten wir Gott, dass wir in allem ihn erkennen und ihm dienen mögen. Sagen wir ihm unendlichen Dank dafür, dass er, der sich für die andern in allen Dingen verborgen, sich uns in allen Dingen und auf so mannigfache Weise enthüllt hat.

Der Verstand hat seine Ordnung, er will durch Prinzipien und Be-

weise überzeugt sein; das Herz hat eine andere. Man beweist nicht, dass man geliebt werden sollte, indem man die Gründe für diese Liebe logisch auseinandersetzt; das wäre lächerlich.

Jesus Christus und Paulus haben mehr diese Ordnung des Herzens, welche die der Liebe ist, befolgt als die des Verstandes; denn ihr Hauptziel war nicht, zu belehren, sondern zu erwärmen. Ebenso St. Augustin. (Aus Pascal)

*

Es ist Glaube, vorauszusetzen, dass die Welt gut sei und dass das Leben wert sei, gelebt zu werden. Es ist Glaube, die Möglichkeit einer einigermassen gerechten und brüderlichen Wirtschaftsordnung zu behaupten. Inmitten eines despotischen und ausbeuterischen industriellen Lebens ist es Glaube, unsere geschäftliche Zukunft auf die Voraussetzung aufzubauen, dass Ehrlichkeit, Güte und Brüderlichkeit sich durchsetzen können. Wenn der Krieg ein Volk entflammt, ist es Glaube, anzunehmen, dass eine friedliche Gesinnung im internationalen Leben ein durchführbares Prinzip sei.

(Aus Rauschenbach)

An die deutschen Leser

Die Leser der Neuen Wege in Deutschland werden gebeten, die Portounkosten für das II. Halbjahr 1923 in der Höhe von [illegible] Goldpfennig an die deutsche Zentralstelle (W. Nestler, Leipzig-Gohlis, Ulanenstrasse 13, Postscheckkonto: Leipzig 62621) einzusenden. Die Umrechnung zum Tageskurs möge jeder selber vornehmen und den Betrag bis spätestens 31. Dezember schicken. Wer fürs erste Halbjahr noch nichts gesandt hat, wolle es nachholen. Wer den Betrag nicht leisten kann, möge es mitteilen.

Für das deutsche Versöhnungsopfer an das französische Volk (Ziel: Bau eines Kinderheims in dem zerstörten Nordfrankreich) gingen aus dem Leserkreis an die Zentralkasse ein und wurden an die «Menschheit» weitergesandt: im Juli in Tausenden: von H. R. in Sch. 50; R. F. in A. 17; O. B. in R. 5; K. A. in R. 50; I. Sch. in G. 50; W. N. in L. 38; K. S. in K. 100; zusammen 310 Tausend. Im August: H. R. in Sch. eine Million. — Seither nichts mehr.

Druckfehler

Im letzten Heft sind folgende sinnstörende Fehler zu berichtigen: Seite 500, Zeile 11 von unten, ist statt «Ungewissheit» Unwissenheit zu lesen und Seite 535, Zeile 18 von unten, sind die Wörter «wegen Dienstverweigerung» einzusetzen.





